



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

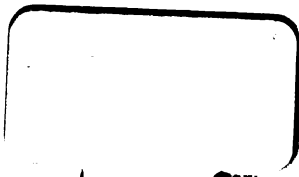
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



35 f 6.





.

.

Johann Heinrich Merck,

seine

Umgebung und Zeit.

Von

Dr. Georg Zimmermann,

Professor an der Universität Gießen.

35. f. 6.



Frankfurt a. M.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1871.



Vorwort.

Durch ein möglichst vollständiges, aus dem Hintergrunde seiner Umgebung und Zeit hervortretendes Bild Johann Heinrich Merck's, wie wir es hier nach sorgfältiger Prüfung und Verwerthung der uns zugänglichen Quellen auszuführen versuchten, hoffen wir auch nach den von Karl Wagner und Adolf Stahr über diesen Mann gegebenen sehr verdienstvollen Umrissen, Nachrichten und Erläuterungen eine Lücke in der Wissenschaft der deutschen Literaturgeschichte auszufüllen.

Daß wir in einem großen Theile unserer Darstellung vorzugsweise bei der Umgebung Merck's verweilten und mehr seine Beziehungen zu anderen, als ihn selbst vorführten, daß wir erst nach und nach in den Mittelpunkt seiner Persönlichkeit und seines tragischen Geschickes eindringen, wird durch die Sache selbst, namentlich durch die mehr nach außen als nach innen gerichtete Sinnesart, durch die mehr in die Breite, als in die Tiefe gehende Wirksamkeit unseres Kritikers gerechtfertigt.

Wir gewannen bei dieser Behandlung des Stoffes nicht unerhebliche Beiträge zu der Schilderung jener Zeit und mancher ihr angehörenden Persönlichkeiten, die entweder allgemein bekannt sind oder es werden sollten. Auch dient manche Stelle unseres Buches zur Ergänzung oder Kritik von Göthe's „Dichtung und Wahrheit“.

Es erschien uns angezeigt, die geschichtlich und psychologisch bedeutsamen Erlebnisse Karl Friederichs von Moser um so eingehender zu behandeln, als mit dem Urtheile über Schuld und Unschuld dieses außerordentlichen Mannes, über die Eigenthümlichkeit seiner öffentlichen Stellung und über die Handlungsweise seiner Gegner das — gerade an dieser Stelle schwer zu schöpfende — Urtheil über Merck in einem nahen Zusammenhange steht, und als auch das Verhalten hervorragender mit dem Kritiker befreundeter Persönlichkeiten gegen Moser ein immerhin zu beachtendes Licht auf ihre Gesinnung wirft.

Ueber Merck's Charakter stellten wir eine gründliche, durch günstige oder ungünstige Vorurtheile, auch durch das hohe Ansehen unseres Göthe unbeirrte Untersuchung an, deren Ergebnisse den Schluß des Ganzen bilden. Die Kritik seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen vertheilten wir in einzelne Capitel, wo sie unschwer aufzufinden sein wird.

Den im Drucke erschienenen, meistens in Zeitschriften vergrabenen und namenlosen Schriften Merck's forschten wir eifrig nach. Seine Autorschaft setzten wir, wo sie nicht von ihm oder seinen Zeitgenossen ausdrücklich beglaubigt ist, nirgends ohne Prüfung voraus.

Unsere Bemühungen um ungedruckte Handschriften Merck's

blieben ohne Erfolg. Zu einer Wiederholung des unseren Vorgängern in der Merck-Literatur nicht geglückten Versuches, einen Schatz hierher gehöriger Briefe in Weimar zu heben, könnte die Zeit gekommen sein, wenn das vorliegende Buch in der Oeffentlichkeit eine freundliche Aufnahme gefunden hätte.

Beim Abdrucke der in den Text aufgenommenen Quellauszüge war es unser Grundsatz, im Allgemeinen der jetzt üblichen Rechtschreibung zu folgen und die ursprüngliche nur bei den Mittheilungen aus Schriften von entschieden alterthümlichem Gepräge festzuhalten, wie aus den Actenstücken des Moser'schen Processes und aus den Schriften Moser's. Die Interpunction der Quellauszüge glaubten wir, da sie mit dem Gedankengange verwachsen ist, nicht ändern zu sollen. Daher oft ein so bedeutender Abstand von unserer Interpunction.

Die am häufigsten citierten Quellen haben wir durch Abkürzungen bezeichnet, nämlich

Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland und anderen berühmten Zeitgenossen, mit einer biographischen Skizze herausgegeben von Karl Wagner, Darmstadt 1835, durch: W. I,

Briefe an und von Johann Heinrich Merck, herausgegeben von Karl Wagner, Darmstadt 1838, durch: W. II,

Briefe aus dem Freundeskreise von Göthe, Herder, Höpffner und Merck, herausgegeben von Karl Wagner, Leipzig 1847, durch: W. III,

den Deutschen Mercur durch D. M.,

Friedrich Nicolai's Allgemeine Deutsche Bibliothek durch: A. D. B. (Zur Auffindung der von Merck in diese Zeitschrift

eingesandten Beiträge dienten uns unter anderem „Die Mitarbeiter an Nicolai's Allgemeiner Deutscher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen“ von Parthey, Berlin 1842, als Schlüssel.) —

Göthe's Werke findet man hier nach der Taschenausgabe letzter Hand, Stuttgart und Tübingen, Cotta 1827—1831 citirt.

Gießen, im August 1871.

Georg Zimmermann.

I n h a l t.

Erstes Buch. Die Heimath.	Seite
I. Jugendgeschichte und Familie	8
II. Der Kriegsrath. Darmstädter Litteratenkreis. Die große Landgräfin. Erbprinz Ludwig	23
III. Die Moser-Tragödie	48
IV. Die Gesellschaft	110
Zweites Buch. Die deutsche Nationalliteratur.	
I. Herder und Merck	115
II. Hieronymus und Johann Georg Schlosser. Göthe und Merck. Der literarische Congreß in Gießen. Die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Julius Höpfer. Albertine von Grün. Charlotte Buff. Thal-Ehrenbreitstein. Sophie de la Roche	125
III. Götz von Berlichingen. Werther's Leiden und der literarische Kampf um sie. Stella, Clavigo, Faust. Lavater. Göthe's erste Schweizerreise. Etti	197
IV. Weimar. Karl August. Louise. Anna Amalia. Einſiedel. Göthe's und Merck's späteres Verhältniß	265
V. Wieland und Merck. Der Deutsche Mercur. Sein Ruhm untergraben. Oberon. Erübungen in den Weimarer Verhältnissen. Göthe und Herder. Der Hof. Wieland's und Merck's Freundschaft. Die casa santa. Nicolai. Johann Bunkel's Leben	301
VI. Merck als Kritiker der deutschen Nationalliteratur	369
VII. Merck als Novellist	411
VIII. Philosophie	441
Drittes Buch. Die bildende Kunst.	
Wilhelm Tischbein. Hirt. Karl Heß. Leonhard Zentner. Wille. Veroldingen. Ueber die Landschaftsmalerei. Eine malerische Reise. Briefe über Maler und Malerei. Albrecht Dürer. Gemäldeausstellung. Peter Camper's Aesthetik.	453

Viertes Buch. Die Naturwissenschaft.

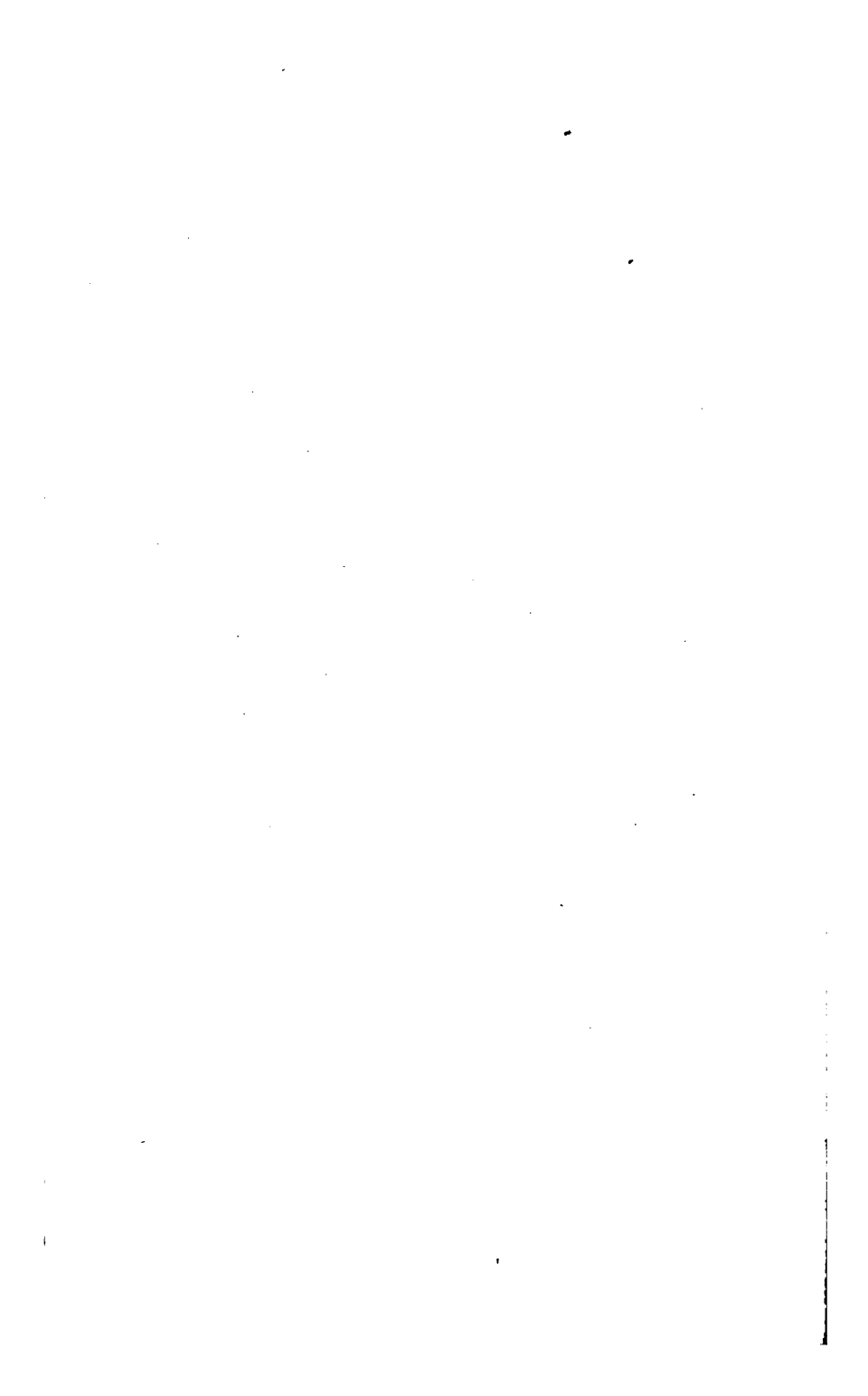
Mineralogie. Osteologie vorweltlicher Thiere. Sömmering. Fossilien der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt. Wenz's und Werd's Feder- krieg. Peter Camper. A. G. Camper. J. Banks. Schmeidel. Faujas de St. Fond. Saussure. Andreas de Luc. Flora antediluviana.	497
---	-----

Fünftes Buch. Werd's Ausgang und Charakter.

I. Seelenleiden. Krankheiten. Speculationen. Tod . . .	533
II. Charakter	550
Berichtigungen und Nachträge	584

Erstes Buch.

Die Heimat.



I.

Jugendgeschichte und Familie.

Johann Heinrich Merck, der Sohn des Apothekers Joh. Franz Merck in Darmstadt aus dessen zweiter Ehe, von zehen Kindern das jüngste, wurde am 11. April 1741, zwölf Tage nach dem frühen Tode seines Vaters, geboren. Zu seiner guten Mutter, die wir bis zum J. 1779 erwähnt finden, stand er im zärtlichsten Verhältnisse.¹⁾ Er legte Werth auf die Stütze, die ihm durch seine Familie in Darmstadt geboten wurde.²⁾ Wie es scheint, war er so glücklich, in seinem mütterlichen Oheim und Pathe, dem Pfarrer Kaiser in Bickenbach, einen Mentor zu finden. Eine tüchtige Ausbildung erhielt er auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt, das der Rector Johann Martin Wend (1752—61) durch seine Thätigkeit und Klugheit und durch seinen literarischen Ruf zu einer bis dahin nicht erlebten Blüthe erhob.³⁾ Der Jüngling hatte auf dieser Schule mit mehreren guten Köpfen zu wetteifern, unter ihnen mit dem Sohne und späteren Nachfolger des Rectors, dem als Schulmann und Geschichtschreiber rühmlich bekannt gewordenen Joh. Helfrich Bernhard Wend, und dem edeln, hochgebildeten

¹⁾ B. I, 181. III, 85. 87. — ²⁾ B. III, 129 f. — ³⁾ Ditthey's Geschichte des Großh. Gymnasiums in Darmstadt, S. 67.

Joh. Balthasar von Schrautenbach-Rindheim. Mit beiden knüpfte er ein Freundschaftsband, das nur der Tod löste. Göthe sagt, von Merck's früherer Bildung wüßte er wenig zu sagen. Nach Wagner studierte Merck wahrscheinlich in Altdorf, wo er mit den Brüdern Schloffer in nähere Berührung gekommen zu sein scheint. Daß er die Hochschule in Göttingen besucht habe, möchte nach seinem „Akademischen Briefwechsel“ ¹⁾ anzunehmen sein. Das akademische Leben hat wohl keine freundlichen Erinnerungen in ihm zurückgelassen, wenigstens flöste ihm dasselbe später eine unüberwindliche Abneigung ein. ²⁾ Nach Beendigung seiner Universitätsstudien begleitete er einen Herrn von Vibra als Erzieher auf Reisen, die ihn zunächst in die Schweiz führten. Es ist wahrscheinlich, daß er dort einige Jahre zubrachte; die schönste Zeit seiner jungen Tage verlebte er in der französischen Schweiz. ³⁾ In Morges am Genfer See lernte er Louise Francisca Charbonier, die Tochter eines angesehenen Justizbeamten, ⁴⁾ kennen, ⁵⁾ gewann ihr Herz und vermählte sich alsbald mit ihr. Er wurde im J. 1767 als Secretair bei der Geheimen Kanzlei in Darmstadt angestellt und ebendasselbst im folgenden Jahre zum Cassier beim Kriegsdepartement befördert.

Wir könnten diese spärlichen, größtentheils der Vorrede Wagner's zu seiner ersten Sammlung ⁶⁾ entlehnten Notizen zu einem lebens- und farbenreicheren Bilde erweitern, wenn es uns verstattet wäre, den „Akademischen Briefwechsel“ als biographisches Material zu verwerthen. Daß wir aber hierzu nicht berechtigt sind, daß uns jene „Novellenskizze“ nur in ganz allgemeinem und, so zu sagen, irrationalen Sinne als Quelle

¹⁾ D. M. 1782, II, 101—117. 220—232. III, 47—58. 116—128. — ²⁾ Göthe 26, 170 f. — ³⁾ Göthe 26, 95. 171. D. M. 1780, IV, 17. — ⁴⁾ Ueber Merck's Verwandte von Seiten seiner Gattin vgl. B. I, 216, N. *. 267. 374. — ⁵⁾ Vgl. B. II, 4. f. — ⁶⁾ S. X—XII.

für Merck's Charakterzeichnung dienen kann, wird später von uns dargelegt werden. Näher steht der biographischen Benützung Merck's „Eindor, eine bürgerliche deutsche Geschichte.“¹⁾ Nach einer Bemerkung Wieland's und nach Wagner's beigefügter Note²⁾ hätte sich der Verfasser hier selbst geschildert, und Stahr³⁾ findet hier Dichtung und Wahrheit aus dessen Jugendleben. Auch wir erkennen, daß Merck in der reflectierenden Zergliederung dieses Novellencharakters sich selbst im Allgemeinen wiedergegeben habe. Der kleine Roman dient dazu, das aus den geschichtlichen Quellen geschöpfte Charakterbild seines Verfassers zu schattieren; dagegen wäre es im Allgemeinen Ueber-eilung, bestimmte Thatsachen herauszuziehen, zumal da ein Theil der Erzählung offenbar ungeschichtlich ist. Die Begründung dieser Ansicht wird in einem anderen Zusammenhange folgen. Wir lassen die Andeutungen Wagner's über Merck's jugendlichen Bildungsgang, da sie wohl nur aus den genannten novellistischen Aufsätzen, namentlich aus dem „Akademischen Briefwechsel“ geschöpft sind, unberücksichtigt.

Merck's Familienleben hinterläßt in uns eine tragische Stimmung. Indem wir den Versuch machen, das Bild seiner Gattin mit Hilfe der uns zu Gebote stehenden Quellen zu erneuern, folgen wir zunächst den Briefen, die Merck in den ersten Jahren der Ehe an sie geschrieben hat, und den in denselben Zeitabschnitt fallenden Briefen Herder's an beide Gatten. Von Louise Francisca's eigenen Aufzeichnungen scheint jede Spur verschwunden zu sein.

Merck verweilte im Frühling und Sommer des J. 1767 einige Monate, wie es scheint, hinter einander, in Cassel und ließ die Gattin in Darmstadt zurück. Sie fühlte sich durch die fremde Nationalität abgestoßen, durch die städtische und gesell-

¹⁾ D. M. 1781, III, 107—128. — ²⁾ ZB. I, 304 f.; vgl. XXIV. —

³⁾ Ausgewählte Schriften Merck's S. 4.

schaftliche Umgebung gelangweilt, mit ihrem damals noch einzigen Kinde wie in der Verbannung lebend. War es ein Wunder, wenn ihre Stimmung sich verdüsterte, wenn die Raunen, worin sie an ihn schrieb, nicht immer die freundlichsten waren, wenn mitunter eine Regung des Mißtrauens gegen den so lange Entfernten in ihr erwachte? Einige uns noch vorliegende Briefe, die er damals aus Cassel an sie geschrieben hat, lassen auch in der uns fremdartigen Hülle, die ihnen durch die französische Sprache übergeworfen ist, keinen Zweifel dagegen aufkommen, daß sie mit dem Feuer der Leidenschaft geschrieben sind. Merck spricht hier zu seiner Gattin als Schwärmerisch-Liebender, als Anbeter; mit Entzücken verweilt er bei den Stunden, die er in ihrem Umgange verlebt hat, und eine Besorgniß, die manchmal durch seine Worte bebt, ist die Besorgniß der Liebe um die Erhaltung ihres köstlichsten Besigthumes. Zwischen beiden Gatten liegt etwas Fremdartiges, das zwar ihrem Bunde einen besondern Reiz mitzutheilen, aber sie auch zur Behutsamkeit aufzufordern scheint. Der Liebende sehnt sich nach der fernen Geliebten; warum zögert er, nach ihr zurückzueilern und die Unruhe, die Qual seines Herzens zu stillen? Hält ihn vielleicht die Befürchtung ab, das glänzende Bild seiner Freuden könne in der Nähe verlieren? Scheut er sich, den Störungen so bald wieder zu begegnen, die den Besitz der Theueren getrübt haben? Fehlt ihm der Wille, die Kraft, solche Störungen zu überwinden und was ihm an seinem Glück noch mangelt, zu erobern? Eine durch ihr Gemüth und durch die Verhältnisse ihrer übrigen Umgebung entfremdete, dabei junge, lebhafte und geistreiche Frau so lange allein zu lassen, erscheint unverzeihlich. Wir kennen freilich die Umstände nicht, welche den Gatten zu einem längeren Aufenthalte in Cassel bestimmten; sie können zwingender Art gewesen sein; aber dieß ist doch eine entferntere Möglichkeit, und wir fühlen uns dabei verstimmt, wenn wir in die späteren Zeiten hinausblicken und die vielen, theilweise

längeren Entfernungen Merck's von seinem häuslichen Heerde überschlagen.

Merck schreibt an seine Gattin den 13. April: „Werde ich niemals Nachrichten von Dir erhalten, meine theuerste Freundin? Kenntest Du die Unruhe, die mir Dein Schweigen erregt, so hättest Du mir geschrieben, wenigstens hättest Du es schneller gethan. Vierzehn Tage sind vorüber, ohne daß ich das Geringste über mein Theuerstes auf der Welt erfahren habe. Von all der Dich umgebenden Langeweile hättest Du wenigstens einige Augenblicke mit mir theilen können. Aber wenn ich Dir als der Urheber all Deines Kammers erschiene, — ach! welch ein trauriger Gedanke! — Ich wäre nicht im Stande, ihn auszudenken. Ich fliehe das Andenken unserer ersten Liebe an. Wenn ich nicht der Abgott Deines Herzens bin, der Gegenstand aller Deiner Wünsche, sieh in mir den Vater Deines Kindes, sieh in mir den Mann, der dem Gedanken erliegt, Dich nicht vollständig glücklich zu wissen. Mit welcher Ungebuld habe ich diesen Couriertag erwartet! Nachdem ich die schlechteste Nacht von der Welt verlebt habe, stehe ich frühmorgens auf, schicke zweimal auf die Post, gehe sogar selbst dorthin. Man sagt mir, der Courier sei noch nicht angekommen; ich hinterlasse meinen Namen schriftlich auf dem Bureau, damit man mir sofort meine Briefe zuschicke. Man bringt ein großes Packet, das jedoch nichts für mich enthält. Ich wüßte Dir nicht zu sagen, wie ich meine Zeit hinbringe; — versunken in meine Traurigkeit; ich fliehe allen Umgang. Jedes Vergnügen, das sich mir bietet, kommt mir ungelegen; da ich es nicht mit Dir theilen kann, empört es mich.

Es ist eine traurige Gabe des Himmels, ein zu empfindliches Herz zu besitzen. — Nur Ein Lächeln unseres theueren Kleinen würde mich mehr erheitern, als der Anblick aller dieser prachtvollen Gärten, nur Eine von Deinen Liebkosungen würde mich in eine köstlichere Täuschung einwiegen, als die sämt-

lichen Opfern der Welt jemals hervorbringen könnten. Gegenwärtig wäre mir das Bild des Glückes, das ich genossen habe und das mich noch erwartet. Ich bin jetzt nicht ruhig genug, alle die Merkwürdigkeiten zu beschreiben, welche diese Stadt in sich schließt. . . . Adieu, meine zärtlichste Freundin! Ach daß ich Dich nicht einen Augenblick umarmen, Dich nicht knieend beschwören kann, mich immer zu lieben.“¹⁾

Den 15. April: „Endlich habe ich ihn erhalten, diesen so ersehnten Brief! Er kam gerade recht, mich meiner Beunruhigung zu entreißen. Ich glaube, dieser Grad des Leidens hätte mir eine längere Krankheit zugezogen. Immer würde ich lieber alles dulden, wie alles fürchten. Jetzt fühle ich mich ganz außerordentlich wohl. Ich darf mich aus vollem Herzen freuen. Aber wird dieser liebe, kleine Schalk nicht manchmal hinausgetragen? Ich wollte wetten, ja. Eingeschlossen zu sein mit dem, was man liebt, vierzehn Tage nach einander und immer Kopf an Kopf, da muß man sich gegenseitig langweilen, oder die Leidenschaft muß von der anderen Welt sein. Lieben könnte ich wohl manchmal diese kleinen Trennungen, um durch sie mich zu überzeugen, wie unzertrennlich Deine Gegenwart von meinem Glück ist; lieben könnte ich diese Beängstigungen, die mich gequält haben, um der Entzückungen bewußt zu werden, die in der Ruhe des Besitzes nachlassen, und die mich beim Anblicke Deiner Schrift durchbeben. Ich ging schnell aus dem Zimmer, um mich ihnen ungestört hingeben zu können. Wie oft habe ich ihn gelesen, geküßt, diesen theueren Brief! . . . Wir sind in einer Zeit hierher gekommen, wo die Vergnügungen der Stadt sehr lärmend sind. Aber Du weißt, wie sehr sie mein Herz ablehnt, wenn es dieselben nicht mit meiner theuersten Freundin theilen kann. Es genügt mir, meine Zeit Nachmittags in der Galerie oder bei den anderen Malern und Künstlern zuzubringen.“²⁾

¹⁾ B. III, 6 f. — ²⁾ B. III, 7 f.

Den 21. April: „Du wirst Dir niemals, meine theuerste Freundin, das Vergnügen vorstellen können, das mir Dein letzter Brief bereitet hat. Alle meine Beunruhigung wurde schon durch den ersten zerstreut, und hätte ich jemals geglaubt, daß meine theuere Freundin dadurch betrübt werden könnte, so würde ich Dir in meinem Leben nie davon gesprochen haben. Aber Du legst sie sehr falsch aus, mein liebes kleines Herz, Du glaubst sie auf Argwohn gegründet, der mich entehren würde, wenn ich seiner fähig wäre. Niemals habe ich an Deiner Zärtlichkeit gezweifelt, aber die Unannehmlichkeiten, die eine weite Entfernung von den Eltern und der Aufenthalt in einem Lande von fremden Sitten unausbleiblich herbeführt, konnten zuweilen mir angerechnet werden; die Nachlässigkeiten, die man sich in der Ehe erlaubt, die Gegenwart einer unangenehmen Persönlichkeit, wodurch die Aufklärung eines Mißverständnisses verhindert wird, konnten zuweilen Verletzungen steigern, die im Grunde nur die meines Landes waren. Mein ganzes Leben lang werde ich auf Deine Denkungsart vertrauen, und wenn alles Verdienst, mit welchem Du Dein Ideal in der Eigenschaft einer Liebenden schmücktest, erloschen wäre, für Dich bleibe mir immer das einer unverletzlichen Neigung. Unmöglich kann es einer verständigen Frau gleichgiltig sein, jemanden in dieser Welt zu wissen, der seine ganze Glückseligkeit darauf gründet, von ihr geliebt zu sein.

Du bist zu artig, mich überreden zu wollen, daß Du Dich nicht langweilest. Reicht es zur Langeweile nicht hin, wenn man sich nicht unterhält? . . .

Das einzige Mittel gegen meine Uebel ist das Vergnügen, mich mit Dir zu unterhalten, meine Briefe abzusenden und die Deinigen zu empfangen. Ich umarme Dich mit Deinem lieben Kleinen von ganzem Herzen. Liebe mich immer.“¹⁾

¹⁾ B. III, 8. f.

Den 16. Juni: „Ich versichere Dich, meine theuerste Freundin, daß ich nichts so süß finde, als mich mit Dir zu unterhalten. Ich fürchte nicht, meine theuere Freundin durch die Art, wie ich sie liebe und ihr meine Liebe ausdrücke, zu langweilen; und selbst wenn diese Befürchtungen gegründet wären, möchte ich lieber von Seiten des Verstandes, als des Herzens verlieren. Die Längen in den Gesprächen eines Mannes, den man liebt, sind immer erträglich.“¹⁾

Den 5. August: „Die wenigen Annehmlichkeiten, welche Dir in diesem Lande übrig blieben, vermindern sich fortwährend. . . . Aber gewisse Betrachtungen über die Situation meiner theueren Freundin, über die wenigen Annehmlichkeiten, deren Du Dich erfreust, und über die Gesellschaft von Tröpfen, die Du jeden Tag zu sehen genöthigt bist, gestatten mir nicht, mich der Freude zu überlassen.“²⁾

Die dem Spätjahre 1769 angehörenden Briefe Leuchsenring's an Merck's und Merck's an Höpfner³⁾ bieten uns zur Beurtheilung jenes ehelichen Verhältnisses keine festen Anhaltspunkte. Der schön geschriebene, von poetischer Färbung angehauchte Brief des Kritikers hat zu viel Humor und Zurückhaltung, um den Ernst seiner eigentlichen Meinung deutlich erkennen zu lassen. Leuchsenring kann wenig Vertrauen erregen; wir heben aus seinem galanten Geschwätz die Bemerkung hervor, daß der Freund gegenwärtig immer allein sei, und glauben einen leisen Zweifel an dem Glücke der beiden Gatten zu vernehmen.

Der Zeitfolge nach reihen sich Herder's Briefe an, die freilich nach einer kurzen Bekanntschaft mit Francisca, aber doch auch unter dem Eindrucke des Briefwechsels mit seiner Braut geschrieben sind.

Wir finden diesen Mann, wenn wir seine damaligen Auf-

¹⁾ B. III, 9. f. — ²⁾ B. III, 10. f. — ³⁾ B. III, 14—17.

zeichnungen lesen, freilich zu einem ruhigen, auf das Thatsächliche gerichteten Beobachter wenig geeignet; seine schöpferische, aber schwerfällige, mit sich selbst ringende Sprache ist für die Prosa zu sehr die Sprache des Dichters und Redners, springt zu rastlos hin und her, trifft zu wenig mit klaren Worten das Ziel der Anschauungen und Begriffe, um das rechte Organ für die Bezeichnung der Wirklichkeit zu sein; was er gewahrt und beobachtet, rückt er meistens in die Dämmerungen seiner Phantasie. Aber sein gerader Verstand und seine Neigung zum Belehren und Erziehen durchkreuzt doch auch diese Traumwelt und beleuchtet sie. Durch und durch Idealist und zur Verklärung der Wirklichkeit angelegt, aber zugleich unter dem Drucke der Verstimmung seufzend, konnte er nicht umhin, die Erscheinungen des Lebens bald in einem zu hellen, bald und noch öfter in einem zu trübten Lichte zu erblicken. Wir suchen zwischen diesen beiden Enden seiner Eindrücke und Urtheile die Mitte, in dem lyrischen Stile seines aufgeregten Gemüthes den festen Kern der Anschauung. Dabei nehmen wir immer die Aeußerungen dieser genialen, wenn auch chaotischen Natur, dieser gereizten und verbitterten, aber geraden, hohen und edlen Seele mit pietätsvollem Vertrauen auf.

Herder schreibt nun über Merck's Gattin und an sie in einem Tone, der aus Freundschaft, Galanterie und Zärtlichkeit gemischt ist; aber die Zärtlichkeit wiegt vor, und es ist eine Art verklärender Liebe, womit er seinen Gegenstand auffaßt und feiert. Zwar ist eine solche Liebe parteilich; aber sie bemerkt auch Vorzüge, die der Gleichgiltigkeit entgehen. Auch können wir uns eine Frau, durch die ein solcher Mann begeistert wird, ohne echte, wesentliche Vorzüge nicht denken; äußere Schönheit ohne Seelenschönheit vermag einen Herder nicht in Flammen zu setzen. Wir finden ihn freilich von diesem Weibe verzaubert: dieß ist kein Zustand, in dem wir eine gegenständliche Schilderung und Beurtheilung erwarten dürfen. Aber Herder's

feurige Worte lassen manchen Zug der von ihm verehrten Persönlichkeit hervorschimmern, der sich in unserer Anschauung zum Bilde fügt. Herder malt — wenn auch sein Briefstil mit der französischen Sprache zu ringen hat — nicht allein warm, sondern auch fein; zwar nur mit leisen Strichen, aber so, daß eine lebensvolle Gestalt vor uns dahin schwebt. Er selber malt sich mit in sein Bild hinein.

Lassen wir die Briefe im Auszuge folgen.

An Merck den 28. August 1770: „Das ist eine kleine Reflexion nach der Art Ihres kleinen Philosophen. Klüßen Sie dieselbe in meinem Namen und in der Eigenschaft des Herrn Geistlichen (ministre) mit der äußersten Zärtlichkeit und Freundschaft.“¹⁾ An Merck den 12. September aus Straßburg (?): „Von Ihrer Gattin hoffe ich nächstens Antwort auf meinen Brief: meine Seele freut sich ganz, daß der Schrecken gut vorbeigegangen, und fleucht hin zu ihr, der kleinen Märterin des Ehestandes mit dem besten Ruß zur Genesung Glück zu wünschen.“²⁾ An Louise Francisca in demselben Jahre aus Straßburg: „Ich flehe alle Ihre Güte an, Madame, dieses Jahrhundert von Schweigen und Verstummen, das mir bis jetzt Hand und Kopf geschlossen hat, recht sehr entschuldigen zu wollen. Der Brief, dessen Sie mich würdigten, war so artig, so fein, so verbindlich, daß ich allen diesen schönen Redensarten unterliege, wie ich so oft in unserer Unterhaltung Ihren schönen Gedanken unterlegen bin: und indem ich alle Zauber Ihrer Schreibart empfand, fühlte ich mich gleichzeitig so sehr als Barbar, als Tölpel, mich in Ihrer Sprache auszudrücken, daß ich jedesmal . . . nun daß ich bis jetzt noch nicht geantwortet habe. . . . Und Sie wissen, Madame, leider nur zu wohl, daß wir anderen traurigen Deutschen lieber auf den Codex der Gefühle schwören, als auf den Katechismus der heiligen

¹⁾ B. I, 4. — ²⁾ B. II, 11.

französischen Höflichkeit. Kleine Bourgognerin, Schweizerin oder Bernerin; Sie fallen gerade in den Mittelpunkt der Verbindung von deutschen und französischen Sitten, und eine schöne Mulattin zwischen beiden weiß, ich hoffe es, an dem einen und dem anderen Theil zu nehmen. Aber fort mit meinen ungeschickten Entschuldigungen! Sie werden Sich nie vorstellen, wie groß meine Theilnahme an Ihnen ist, und wie mich Ihre Wiederherstellung erfreut hat. Sie waren ganz vor mir! Stehen Sie für Ihre Gesundheit ein, und ich stehe ein für alles, was Sie verloren haben. In kurzer Zeit hoffe ich auf das Glück, Sie wiederzusehen, und ich werde Ihnen dann eine getreue Schilderung von den Ihnen geliebten Reizen geben: über diesen Punkt sind die Augen eines Fremden genauere Berechner, als die eines unzertrennlichen Ehegenossen, und die Berechnung der Ihrigen, Madame, ist noch sehr getreulich in meinem kleinen Gehirne aufbewahrt. . . . Niemals, Madame, werden Sie auf der Welt einen Freund finden, der Ihnen so lebhaft und so ganz zugethan ist, wie ich mir es zu sein schmeichle. Wie sehr wünsche ich meine Tage im Kreise Ihrer Freundschaft und Ihres Gespräches zubringen zu können: aber hierzu bedürfte es einer uns beiden gemeinsamen Sprache, und ich würde nicht daran verzweifeln, Sie in kurzer Zeit damit bekannt zu machen — aber ach! dieser Wunsch ist, wie tausend andere, nichts als ein schöner Traum der Morgenröthe. . . . Leben Sie wohl, meine anbetungswürdige Freundin! Tausend Küsse auf Ihre Hände und auf Ihre Kniee.“ ¹⁾ An Merck aus Straßburg im Frühjahr 1771 (?): „An Ihre gute, vortreffliche Frau meine wahre Ergebenheit.“ ²⁾ An sie im September 1771 (?) aus Bückeburg: „Es ist beinahe keine Zeit mehr, Madame, selbst zu erröthen über mein Schweigen und über meine Unhöflichkeit; und ich habe zu viel Vertrauen

¹⁾ B. III, 18—20. — ²⁾ B. II, 13.

auf Ihre Güte und auf diese reizende Seelenruhe, die in allen Ihren Handlungen herrscht, als daß ich noch jetzt in meinen Bemühungen nachlassen sollte, mich auf gut Deutsch zu entschuldigen. Glauben Sie aber, ich bitte Sie bei aller Wahrhaftigkeit, deren ich fähig bin, glauben Sie, Madame, daß weder die Abwesenheit, noch die Länge der Zeit, noch weniger die Freundschaft, mit der mich meine Freundin Flachsland zu beehren würdigt, im geringsten dazu beigetragen haben, die Züge dieses Abgottes von Freundin zu verdunkeln, die ich seit dem ersten Momente unserer Bekanntschaft verehrt habe, und die ich nur mit dem Leben verlieren werde. Wie habe ich mit Ihnen diese mütterliche Freude gekostet, diesen Trost in Ihrem Exile, den Sie empfanden und von Tag zu Tage immer mehr mit Ihrer Kleinen empfinden. Dieß, sagte ich zu mir selbst, ist doch endlich etwas aus der Hand der Vorsehung, um die ermüdende Einförmigkeit zu versüßen und die unendliche Dede in dem Aufenthalte der würdigsten unter den Frauen auszufüllen. Jetzt stelle ich mir, indem ich an Sie denke, eine sanfte Mutter noch mit mehr Entzücken und Befriedigung vor.“ Er nennt sie seine theuere, seine süße und anbetungswürdige, seine empfindsame und verehrungswürdige Freundin. Er rühmt ihr „sanftes Gefühl der Menschlichkeit und Freundschaft“. „Sie sind überzeugt, daß ich Sie schätze und Sie an bete: einige Falten und Gegenfalten Ihres wahrhaft edeln, sanften und unschuldigen Herzens, die ich während der kurzen Dauer unserer Freundschaft kennen zu lernen das Glück hatte, malen mir Ihre Person unter so lebhaften und so fesselnden Zügen, daß es für mich immer eine Wonne der Phantasie und des Herzens sein wird, mir das Bild Ihrer Sanftmuth, Ihrer Empfindsamkeit und dieser unschuldigen Erweiterung des Herzens vorzustellen, wofür ich weder das Wort, noch die Farbe der Ausdrücke finden kann. O wenn Sie mir noch einzelne Momente dieses süßen Andenkens gewährten! wenn Sie meiner

Freundin dieselbe Herzensgüte gewähren wollten, mit der Sie mich empfangen, den Barbaren, den Fremdling, der ich war.“¹⁾ An Merck im September 1771 (?) aus Bückeburg: „Freuen Sie sich, empfindender, lieber, guter Hausvater, über Ihr Mädchen mit den blauen Augen, freuen Sie sich derselben auch deßhalb so mehr, da Ihre arme Frau vielleicht jetzt mehr einen Wunsch des Herzens und einen innigen Gegenstand der Vielfältigung ihres Wesens außer ihr haben wird. Von hieraus kann vielleicht ein neuer neugeschaffener Zeitpunkt eines Lebens, das doch zu etwas da ist, für sie entstehen, zumal in Jahresfrist, wo das Kind wird anfangen Mutterseele zu zeigen. — Mein Herz fließt ganz für Sie über, mein Freund, empfehlen Sie mich Ihrer Wöchnerin, die wenigstens einst meine Freundin war und der, wie Sie mir so oft meldeten, Nachrichten von mir nicht gleichgiltig waren, vielleicht, daß es auch ihr jetzt mein Glückwunsch selbst geworden.“²⁾ — Aus den späteren Jahren wissen wir nur, daß Herder und seine Frau (1775) Merck's Gattin als ihre alte Freundin bezeichnen.³⁾

In diesen Briefen — schwer ist es freilich, den Eindruck derselben wiederzugeben — tritt uns eine kleine, schöne und anmuthige Französin voll Geist und Lebenswürdigkeit entgegen, nicht ohne Eitelkeit, ja, wie es scheint, selbst die feurige Sprache der Huldigung nicht ungern entgegennehmend, eine Philosophin, die durch schöne Gedanken in der Unterredung hinreißt, höflich im Benehmen, in ihrer Schreibart artig, fein, verbindlich, bezaubernd. In allen ihren Handlungen waltet eine reizende Seelenruhe. Sie hat ein empfindsames, wahrhaft edles, sanftes und unschuldiges Herz voll Güte, Menschlichkeit und Freundschaft. Herder nennt sie die würdigste unter den Frauen und drückt ihr eine unauslöschliche Verehrung aus. Sie spricht nicht Deutsch und ist dem Deutschen abgeneigt. Sie fühlt sich in

¹⁾ B. III, 23—26. — ²⁾ B. II, 33. — ³⁾ B. I, 78. f.

der städtischen und volksthümlichen Umgebung, in welche sie verpflanzt ist, vereinsamt, in einer Oede; fast möchte man sagen: sie vertrauert. Denselben tragischen Eindruck empfangen wir, noch gesteigert, in einem finsternen Briefe, den Merck im September des J. 1775 an Höpfner schreibt, und bei dem es uns gerade so zu Muthe ist, als wenn den Kritiker Furien zur Stadt hinaustrreiben wollten, und als wenn er sich mit seinem praktischen Lebensverstande dagegen stemmen müßte. Peinlich berühren uns dabei die Worte: „Nichts als die Situation meiner armen Frau kann mich zur Aenderung des Orts bewegen, aber ein Mensch, wie ich, wird doch kein Narre sein und nach Glück auf Erden zum Thor hinausbrechen, und fragen, wo die Straße dahin führt.“¹⁾

Sehen wir uns nach den Urtheilen anderer Zeitgenossen über Louise Francisca um, so finden wir nur flüchtige Bemerkungen, und auch diese nur in Briefen, die an den Gatten gerichtet sind. Frau von Bretlach spricht von ihr mit vieler Achtung (1772). Wieland schätzt nicht allein ihr ästhetisches Urtheil (1777), sondern bezeichnet sie auch aus persönlicher Bekanntschaft als eine wackere, liebe Frau (1778). Sophie de la Roche drückt ihre freundschaftlichen Empfindungen für sie aus (1787?).²⁾ Spuren eines nachtheiligen Urtheiles über sie haben wir nicht aufgefunden.

Im Mai 1773 reiste Merck im Gefolge der Landgräfin Sophie Karoline von Hessen-Darmstadt nach Rußland. Seine Gattin begab sich nach Morzes. Wie ihm von einer Freundin aus Homburg im September geschrieben wurde, befand sich Francisca mit den Kindern dort sehr wohl; in ihrem Vaterlande, unter den Ihrigen, mit denen sie sehr zufrieden war, schien sie in ihrem Lebensselemente zu wohnen.³⁾ Im December

¹⁾ B. III, 130. — ²⁾ B. I, 84, II, 102, 121, III, 276. —

³⁾ B. II, 46.

traf Merck wieder in Darmstadt ein.¹⁾ Am 20. schrieb er an seine Gattin nach Morges: „Endlich bin ich glücklich in meinem Lande angekommen, meine theuerste Freundin. . . . Es bleibt mir kein anderer Wunsch, als in Ihre Arme zu fliegen. Aber ach! man muß vernünftig in dieser Welt sein, ich muß die Freude, meine theuersten Lieben wiederzusehen, auf eine Zeit verschieben, wo ich die Genugthuung haben werde, mir selber zu sagen, daß ich nichts von meiner Pflicht vernachlässigt habe. Ich hoffe, meine kleine theuere Freundin wird fühlen, wie hart es für mich ist, mich nicht in ihrer Nähe zu befinden. Das Vergnügen, das mir durch die Liebkosungen meiner theueren Kinder bereitet ist, würde hinreichen, mich von der Stellung, die ich eingenommen habe, zur entgegengesetzten hinüberzuziehen. Aber man soll seiner Pflicht gehorchen. . . . Jetzt genieße ich das seltene Vergnügen, für mich zu sein und über das nachzudenken, was ich gesehen habe und was mir begegnet ist. Sobald ich mir daran genügt habe, werde ich mich in die Arme meiner theueren Freundin flüchten, um sie zu fragen, ob sie noch einmal mit mir fortgehen will, und ob es nicht besser ist, daß Leute, die sich sehr lieben, sich gar nicht mehr trennen.“²⁾

— Am 14. Februar: „Du siehst, meine theuerste Freundin, daß man ein gutes Kind nur zu zanken braucht, um es gehorsam zu machen. . . . Es scheint, je näher wir uns kommen, beginnen unsere Köpfe sich an einander zu reiben. Ich möchte jedoch, daß es gutwillig geschähe, und daß der Verdruß des letzten Briefes sich nicht mehr hineinmischte. Ich hoffe, noch frühe genug einzutreffen, um meiner guten Freundin zu beweisen, daß ich dieser Philosophie nicht fähig bin, deren Du mich beschuldigst, wenn es schlecht Wetter ist und Dich der Kopf schmerzt. Die Freuden, die ich hier genießen soll, werden mich nicht an der Abreise hindern, wenn ich hierzu die Erlaubniß

¹⁾ B. I, XII. f. XXIII. III, 64. ff. 83. — ²⁾ B. III, 84. f.

haben werde, und ich werde mich vor mir selber zu rechtfertigen wissen, nicht einen Augenblick das verzögert zu haben, was ich meiner Gattin, meinen Kindern und allen denen schuldig bin, die mich mit offenen Armen empfangen wollen. Mit Wonne spreche ich hiervon oft mit meiner guten alten Mutter, die sich jedesmal erheitert, wenn Sie Ihren Namen hört, und mit unseren guten Freundinnen Kabanell“, u. s. w. „Lebe wohl, meine theuerste Freundin, ich umarme Dich trotz dieser kleinen Wolke von Unzufriedenheit, die Deine Züge umschattet.“¹⁾ — Diese an sich unbedeutenden Briefstellen weisen doch darauf hin, daß durch Merck's lange Abwesenheit in so weiter Ferne eine Entfremdung zwischen den beiden Gatten eingetreten war. Im Frühlinge 1774 reiste er in die Schweiz und holte seine Familie wieder nach Darmstadt ab.²⁾

Spätere Briefe Merck's an seine Gattin überflogen wir, da sie zur Beleuchtung des zwischen beiden bestehenden Verhältnisses wenig beitragen.

Die Ehe war nicht glücklich, worauf auch folgende Zeilen in einem Briefe Wieland's an Merck vom 4. Februar 1784 hinweisen möchten: „Euer letztes vom 15. elapsi habe inzwischen zu Vergnügen erhalten und hätte nach meiner gutherzigen Art weinen mögen, Dich dahin gebracht zu sehen, daß (wie Du sagst) Deine Elephantenknochen und Dein Hund Dein einziger Trost im Leben und Sterben sein sollen.“³⁾

Uebrigens bewährte sich Merck's Gattin in dem schrecklichen Sturme, der über seine Vermögensverhältnisse hereinbrach. Welch ein ehrenvolles Zeugniß, das ihr der unglückliche Mann in seinem Briefe an Göthe vom 18. October 1788⁴⁾ ausstellt: „Meine Frau verträgt mich und das Elend, das ich über sie und ihre Kinder gebracht habe, mit einer Geduld und Stand-

¹⁾ B. III, 87. ff. — ²⁾ B. III, 98. 99. Vgl. Dünker's Studien S. 116. — ³⁾ B. II, 231. f. — ⁴⁾ B. III, 280.

haftigkeit, das ich knieend nicht genug verehren kann.“ Auch war sie nach seiner Versicherung an diesem Elende unschuldig.¹⁾

Die letzten von Merck an seine Gattin gerichteten Briefe, die wir besitzen, fallen in den Abend seines Lebens: sie sind vom Januar und Februar 1791 datiert und in Paris geschrieben. Ihr Ton und Inhalt ist ergreifend: durch die Begeisterung, zu der ihn die großen geschichtlichen Eindrücke der Weltstadt entflammen, zieht sich ein Faden sanfterer Empfindungen, die wiederholte Aeußerung des Verlangens nach den Seinigen hindurch.²⁾

Noch haben wir der Verheerungen zu gedenken, die der Tod unter Merck's blühenden Kindern anrichtete.

In einer oben angeführten Stelle³⁾ nennt Herder (wahrscheinlich 1771) seinen Freund einen empfindenden, lieben guten Hausvater, und nachdem dieser das vierte Kind verloren hat, schreibt Georg Forster (Novbr. 1783) an ihn:⁴⁾ „Mein Gott! das ist entsetzlich, daß Ihnen die süße Freude des häuslichen Circels so verringert, so gestört wird; die Vorsehung weiß indessen es mit dem Gang ihrer Verhängnisse zu verbinden, daß der fühlbarste Mensch, den ein Verlust dieser Art am meisten schmerzt, weil er den Werth des Genusses und des Glücks vollständiger fühlte, zugleich auch mit den tröstlichsten, weit aussehendsten Ausichten über den Zusammenhang des Ganzen begabt ist, die ihn so trösten und beruhigen können, daß er den Verlust an eigenem Genusse um des Zuwachses willen, den das geliebte Hinweggenommene erhält, mit heiterer Seele, mit Dank und Anbetung erdulden kann!“ Forster schildert hier das innige väterliche Gefühl seines Freundes aus der Wirklichkeit; die erhabene, namentlich religiöse Fassung dagegen ist ein Ideal, das er ihm vorhält.

¹⁾ B. III, 277. — ²⁾ B. III, 301—305. — ³⁾ B. II, 33. — ⁴⁾ B. I, 406.

Auf Leiden in Merck's Familie bezieht sich Herder schon in einem Briefe, den er im September, wahrscheinlich des J. 1770, an seinen Freund schreibt. Merck's zweiter Sohn, Franz Anton, scheint damals in seinem Leben oder in seiner Gesundheit schwer bedroht worden zu sein, und Herder nennt Merck's Gattin bei dieser Gelegenheit die „kleine Märtrerin des Ehestandes“. ¹⁾ Franz Anton starb im Juni 1775, sieben Jahre alt. ²⁾ Merck schrieb an Höpfer: „Kürzlich hab' ich meinen zweiten Jungen verloren und dabei glücklich empfunden, was das heißt, durch härtere Zufälle gestählt sein. Das gibt Muth, Herr, wenn man seine Stärke fühlt.“ ³⁾ Im Januar 1776 schrieb er an Nicolai: „Ich habe . . . vorigen Sommer meinen geschulten Jungen verloren, ein wahrer Engel, der vor mir hingegangen ist, wo wir alle sein werden. Der erste Sturm war gewaltsam. Ich bezahlte der Natur ihren Zoll, aber nun kann ich's nicht begreifen, wie man so heftig über etwas klagen kann, was uns ebenso genommen ward, als es gegeben war. Ich mache überhaupt keine Pläne, und so lang ich nicht präntiere und calculiere, kann ich so greulich nicht betrogen werden.“ ⁴⁾ Es waren in dieser Zeit nicht die einzigen Todesfälle, die Merck in seiner Familie erlebte, und dieselbe wurde beständig durch Krankheiten heimgesucht. ⁵⁾ Im Herbst 1776 wurden Merck's Kinder von den Blattern befallen; Heinrich und Abelaide kamen glücklich durch; aber Francisca Charlotte, unter allen diesen Kindern das schönste und stärkste, wurde jämmerlich zugerichtet und starb, fünf Viertel Jahre alt, am 26. October. ⁶⁾ „Ich mag nichts weiter davon sagen“, fügt Merck einer brieflichen Mittheilung dieses Ereignisses bei (Herbst 1777); der Eingang dieses Briefes enthält die befremdende Aeußerung: „Wir leben hier stille, und in unserm Hause vergnügter als jemals.“ ⁷⁾

¹⁾ B. II, 11. — ²⁾ B. I, 78. f. 99. R. **. Bgl. I, 4. III, 14. 20. — ³⁾ B. III, 123. — ⁴⁾ B. III, 134. f. — ⁵⁾ B. II, 83. 85. III, 123. 134. 145. — ⁶⁾ B. I, 99. R. **. — ⁷⁾ B. II, 97. R. **.

Im J. 1780 erneuerte sich das Hauskreuz, gieng vorüber und kam wieder,¹⁾ worüber Wieland im August seinem Freunde schrieb: „Mir ist leid, daß auch Du immer von Hauskreuz zu sagen hast. Und doch bleibt am Ende wahr, daß solche Wildfänge, wie Du, nur durch solche Hausmitteln gebändigt werden mögen.“²⁾ Merck's ältester Sohn Emanuel oder Heinrich erkrankte schwer und starb am 22. December 1780 in seinem 15. Lebensjahre.³⁾ Wohlthwend sind die Worte, die der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar vier Tage vorher an den unglücklichen Vater gerichtet hatte: „Ich habe Sie beständig lieb. Trösten Sie sich mit diesem wenigen, sollte Ihnen vieles verschwinden.“⁴⁾ Dagegen macht es einen befremdenden, ja peinlichen Eindruck, daß Wieland einen an Merck gerichteten Brief vom 11. October 1780,⁵⁾ worin er seine Besorgniß um Emanuel ausspricht, mit den Worten eröffnet: „Lieber Freund! Hier ist Dein Merkur vom September. Er kommt etwas spät; ich vermuthe aber, daß Du diese Zeit bei der Herzogin in Gallerieen, Antikensälen und Kunstkabineten und überhaupt in floribus et gaudiis zubringen, und also keines Dinges, geschweige eines so entbehrlichen, als der Merkur ist, bedürfen werdest.“ Im September 1783 starb Merck's sechsjähriger Sohn Karl Anton, Wieland's Pathe.⁶⁾ Merck schrieb darüber an seinen Freund, der ihm (am 27. October) erwiderte: „Dein Brief hat einen Ton, der mir das Herz zusammengeschnürt hat; ich kann Dich nicht so zermürht sehen.“⁷⁾

Merck hatte von sechs⁸⁾ blühenden Kindern vier verloren. Ihn überlebten seine Tochter Abelaide, geb. 1771, und ein Sohn, geb. um 1783.⁹⁾ Die Zärtlichkeit seines Vaterherzens für diese ihm noch gebliebenen Kinder drückt sich in einzelnen

¹⁾ B. I, 227. 230. — ²⁾ B. II, 177. — ³⁾ B. I, 258. f. 264. 280. II, 98. R. ***. Bgl. III, 14. — ⁴⁾ B. I, 279. — ⁵⁾ B. I, 283. f. — ⁶⁾ B. I, 151. 401. II, 122. — ⁷⁾ B. I, 401. — ⁸⁾ Nicht sieben, wie Wagner I, XXXI. 432. R. * meint. — ⁹⁾ B. I, 375.

tiefen Schmerzenslauten der Briefe aus, die er in der zweiflungsvollen Krisis seiner Vermögensverhältnisse schrieb.¹⁾

An Adelaïden erlebte Merck viele Freude.²⁾ Uebrigens macht ein Brief, den er, wahrscheinlich im J. 1789, von Darmstadt aus nach Morges an sie schrieb,³⁾ den Eindruck weltmännischer Oberflächlichkeit und zeigt keine Tiefe in der Art, wie Merck auf Gefinnung und Leben seiner Tochter einzuwirken suchte. In demselben Jahre vermählte sie sich mit Johann Anton Merck,⁴⁾ dessen Vater Johann Heinrich's Stiefbruder war. Johann Anton hatte durch Selle ein Pensionat in der Apotheke Rose's in Berlin erhalten und hier die Belehrungen des bekannten Naturforschers Klaproth, damaligen Provisors in derselben Apotheke, genützt. Der Oheim schilderte ihn seinem Freunde Nicolai, indem er ihn demselben (1779) empfahl, als einen sehr blöden und bescheidenen Menschen, aber als einen tüchtigen Kopf und einen Grübler, der viel lernen werde. Johann Anton wurde Kammer- und Medicinal-Assessor und Apotheker in Darmstadt. Er war ein geschickter Botaniker, Mineraloge und Physiker.

Von Johann Anton und Adelaïden stammt die angesehene Familie Merck in Darmstadt ab.

¹⁾ W. III, 279. 282. — ²⁾ W. I, 166. II, 83. 98. 121. 267. III, 23. 265. 267—269. — ³⁾ W. III, 283 f. — ⁴⁾ W. I, 308. 323. f. 486. f. 505. N. *. II, 229. 167. Von ihm: D. M. 1779, III, 105 ff.

II.

**Der Kriegsrath. Darmstädter Literatenkreis.
Die große Landgräfin. Erbprinz Ludewig.**

Daß Merck an seinem (1774 mit dem Titel „Kriegsrath“ verbundenen) Kriegszahlmeisteramte keinen Geschmack finden konnte, ist erklärlich. Er betrachtete es eben als Einnahmequelle, und als Nichtseite desselben erschien ihm außerdem der geringe Zwang, den es ihm auferlegte, die nicht große Zeit, die es ihn kostete. Freilich war der Gehalt für seine Bedürfnisse unzulänglich, und im Falle der Dienstunfähigkeit hatte er auf eine unbedeutende oder auf gar keine Pension zu rechnen. Er klagte über seine „versäumte und verseufzte Jugend“, für die er „nicht die geringste Entschädigung voraussehe“. Wie seine Amtsführung geschildert wird, war sie lieberlich. Sein Vertrauen, seine Zerstretheit und Nachlässigkeit wurden mißbraucht, und es ergab sich nach seinem Tode, daß manche ihre Forderungen an die Kriegscasse sich zweimal und dreimal hatten entrichten lassen. In seiner späteren unglückseligen Zeit soll ihn ein möglicher Receß beunruhigt haben; doch fand eine nach seinem Tode niedergesetzte Commission noch einen kleinen Ueberchuß vor.¹⁾

Bezeichnend äußert sich Merck in einem Briefe an Nicolai (1774), worin er seine Absichten auf eine Anstellung in Berlin zu erkennen gibt: „Wo ich hingestellt würde, wünschte ich, daß ich den königlichen Gehalt nicht durch Sizen auf einem angewiesenen Stuhl einer Departements-Stube, bei Anhörung des

¹⁾ B. I, XII. XXIII. XXXI. sq. III, 95. 279.

betrübt den Vortrag so manches langsam schreitenden Kopfes abverdienen müßte, sondern daß mir etwas, so klein es auch sein möchte, anvertraut würde, wo ich durch höchste Redlichkeit, Exactitude und etwas Savoir faire meinen eigenen Kreisel treiben, und das ganze Gewicht der Dependenz nicht so unmittelbar fühlte. Ich habe bisher Rechnungswesen und Buchhalterei dirigiert, allein dieß würde mir nur insofern erträglich sein, als es mir hier war, weil es mich independent in Ansehung meiner Zeit machte. Sollte ich zu Führung eines Real-Protokolls, zu Ausziehung der Relation u. dgl. näher an die Person des Ministers attachiert werden, so würde dieß ohngefähr das Angenehmste sein.“ Von einer Rectorstelle, die ihm verschafft werden soll, bemerkt er: „Eigentlich aber wäre mir dieß die liebste Beschäftigung meines Lebens, durch guten Willen, Bonsens, Conduite u. s. w. zu besserer Ausführung einer edlen Absicht das Meinige beizutragen. Auch würde ich von Herzen gerne in Mathematik, griechischen Schriftstellern, etwas Encyclopädie, Vorlesung, Lektion geben.“¹⁾ Ein solcher Geist, eine solche Arbeitskraft war gewiß berechtigt, über die Grenzen ihrer untergeordneten Stellung hinauszustreben und das Verlangen nach einer selbständigen Wirksamkeit auszusprechen; und die Art, wie es in den obigen Worten geschieht, ist nichts weniger als unbescheiden. Einen wohlthuenden Eindruck macht hierbei die Neigung zu einer stillen, segensreichen Lehrerwirksamkeit, für die Merck jedenfalls schöne Kenntnisse, Gemeinnützigkeit und Menschenliebe, weniger Selbstbeherrschung, Selbstzucht und Ausdauer mitgebracht haben würde. Die unruhige, fruchtlose Sehnsucht nach dem rechten Mittelpunkte einer öffentlichen Thätigkeit, für die doch Merck ohne Zweifel geschaffen war, äußert sich hier und anderwärts in einem Tone, der uns zur Wehmuth stimmt. Auf Höpfer's Anfrage, ob Merck eine Stelle

¹⁾ B. III, 102. ff.

als Inspector des Museums in Cassel übernehmen wolle, antwortete er (1775) bejahend.¹⁾ Ein Glück wäre es doch wahrscheinlich für ihn gewesen, wenn er durch den ihm befreundeten Herzog Karl August eine Anstellung im Weimarischen gefunden hätte. Dieser war auch einigemal sehr geneigt, ihn zum Kammerathe in Eisenach zu ernennen, hörte aber von Göthe den Einwand, alte Bäume verpflanzten sich nicht gut.²⁾ Der Baum war damals noch im kräftigsten Wachstume und konnte, wenn er in ein frischeres Erdreich gebracht und den Strahlen einer milderen Sonne ausgesetzt wurde, die reichsten und erquickendsten Früchte tragen; in Darmstadt konnte er aus mehr als Einem Grunde nur absterben. Noch im J. 1786 strebte Merck, ohne Erfolg, nach einer anderen Anstellung.³⁾ Die hessische Regierung machte sich der Unterlassungsfünde schuldig, für ihn kein Amt zu suchen oder zu schaffen. Es ist „der höchste Vortheil wahrer Gefellung, Menschen zu besitzen, die Mehr seien als die Hüter ihrer Posten. . . . Für das Genie muß man Stellen erfinden, die mit ihm verschwinden.“⁴⁾ So urtheilt ein Philosoph, der am wenigsten der Schwärmerei verdächtig ist, und so urtheilten auch deutsche Fürsten bei der Versorgung großer Talente. Für Merck aber starb die große Landgräfin zu frühe und bestieg Ludwig X. (I.), dem er auch nicht nahe genug kam, den Thron zu spät, und Göthe ließ ihn bleiben, wo er war. Ueber den Mangel an freier und hochherziger Gesinnung in der Art, wie man ihn verwendete, scheint sich Merck in seinem Aufsatze über den verachteten Zustand der deutschen Wissenschaft zu beklagen: „Der Gelehrte wird überall, wo er sich aufhält, bloß als ein Diener des fürstlichen Hauses angesehen. Ich bin gewiß versichert, daß man mit dem erfinderiſchen Kopfe, großen Erfinder einer Wissenschaft, an den

¹⁾ B. III, 121. ff. 126. f. — ²⁾ B. II, 120. — ³⁾ B. I, 481. — ⁴⁾ Herbart's sämtliche Werke VIII, 168.

meisten Orten nicht wüßte, was man mit ihm machen sollte, wenn man ihn nicht zum Hofrath oder zum Geh. Rath stem-peln dürfte. . . . Gemeiniglich glaubt man, derjenige, der nicht mit gebrochnem Rande Kanzleipapier beschreibt, sei ein Müßiggänger. Allein doch oft sind die so verschrienen Theo-retiker gerade diejenigen Köpfe, die der Welt eine andere Gestalt geben.“¹⁾ So läßt er den Helden eines kleinen Romanes, Herrn Oheim, der sich aus dem höchsten Staatsdienste auf das Land zurückgezogen hat, im Rückblicke auf sein früheres glän-zendes Elend sagen: „Vorher war meine Liebhaberei ein Ding, das ich treiben mußte, wie einer, der eine Wittresse unterhält. Wenn's herausgekommen wäre, daß ein Mann, der das Referat beim Fürsten hatte, sich mit einer verdorbnen Stelle im Aristo-phanes eine ganze Stunde herumgeplackt hätte; oder wenn einer der Rätthe, die ich zuweilen auspuzen mußte, den Pollux unter meinen Papieren aufgeschlagen gesehen: so war's um mein ganzes Ansehen gethan. Jetzt darf ich meine Liebhaberei öffent-lich sehen lassen, wie eine angetraute Hausfrau; ich kann mit jedem davon reden, und jeder versteht mich.“²⁾ Mit einer Tita-nischen Wildheit, die an Karl Moor erinnert, läßt Merck im „Akademischen Briefwechsel“ Ludwig Werner's Abscheu vor dem Staatsdienste hervorbrechen: „Da lies inliegende Briefe, lieber Sternberg, und setze Dich einmal in meine Lage. Sie wollen mich schlechterdings nach Hause haben, und versprechen mich recht gut zu füttern, wenn ich mich ruhig in den Käfig stecken lasse, und mich zur Ergöcklichkeit der Familie von einem Stäng-lein zum andern bewege. Sie hätten mir das nur nicht vor-herfagen und den Käfig so schön beschreiben sollen, so lange ich noch in Gottes freier Luft lebe und die Wahl habe, ob ich zu ihnen heimkehren will oder nicht. Wäre es nicht besser, man bliebe in dem dumpfen Sinn, wie sie alle, und wüßte es nicht

¹⁾ W. III, 248. f. — ²⁾ D. M. 1778. IV, 247. f.

anders? Wer zur bürgerlichen Parre verdammt ist, sollte von Jugend auf hineingesperrt werden. Da machen sie's in vielen Ländern besser, und erziehen die Leute in den Bureaux, wie Bediente und Jungen, zu Gesellen, und endlich werden sie frei gesprochen, und arbeiten wie Meister. Aber Wir dürfen uns in allen freien Künsten berauschen, dürfen uns an dem Quell lebendiger Erkenntniß lagern und hohes Gefühl von Menschenwürde und Freiheit athmen, — um es nachher feierlich abzuschwören!“¹⁾

Für so armselige Verhältnisse fand Merck, freilich nur auf kurze Zeit, in Darmstadt selbst Ersatz, indem sein Haus der Mittelpunkt eines geistreich-geselligen Kreises wurde und auch manchen durch Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Fremden empfing.²⁾

Unter den Einheimischen befand sich Helfrich Bernhard Wend (1739—1803) aus Idstein, Rector des Pädagogiums in Darmstadt, ein kernhafter Mensch von geradem Verstand und Charakter und rüstiger Arbeitskraft, reinen Gemüthes, wohlwollend und gemeinnützig. Er folgte den Strömungen des Zeitgeistes, indem er in der Schule Vielwisserei pflegte und die Zügel der Philologie, worin er selbst nicht eigentlich Gelehrter war, zu wenig straff anzog. Die von ihm erneuerten Statuten des Darmstädter Pädagogiums (1778) nennt Carl Dilthey, sein zweiter Nachfolger im Rectorate, „ein herrliches pädagogisches Bauwerk, aber auf Sand und Sumpf gegründet und auf das schwankende Fundament widerstrebender Ansichten über gelehrte und volksthümliche, alterthümliche und moderne Bildung, über Verbal- und Realbildung gestützt“, fügt aber doch die höchst anerkennenden Worte bei: „Innigen Dank den patriotischen Bemühungen Wend's, dem in seiner Zeit keiner den Vorzug nahm, der wenig versprach und desto mehr hielt, und

¹⁾ D. M. 1782, II, 101. f. — ²⁾ B. I, XII.

der alle Mängel durch die Genialität seiner Natur überstrahlte. Er that viel, indem er alles that, was Zeitgeist, Umstände, Bestimmung des Gymnasiums und Wille der Staatsbehörde ihm zu thun erlaubten.“ Wend's Leistungen sind im Großen und Ganzen anzuschlagen; die Gegenwart eines ungewöhnlichen und edeln Menschen, wie er war, die vielseitigen Aeußerungen seines nie ruhenden Geistes in Wissenschaft und Schule mußten höchst anregend und befruchtend wirken. Seinem Gymnasialamte mit liebender Berufstreue ergeben, im Unterrichte lehrreich und fesselnd, war er zugleich ein thätiges und geschäftes Mitglied des Consistoriums, öffnete als Hofbibliothekar zuerst dem Publicum und den Wissenschaften die bisher verborgenen Schätze und kann als Geschichtschreiber seines Fürstenhauses und Landes unsterblich genannt werden. Dabei war er ein feiner Menschenkenner, ein angenehmer Gesellschafter und gefälliger Weltmann, auch bei den Frauen beliebt; und seine günstigen Vermögensverhältnisse erlaubten ihm, nach damaligem Zuschnitte eines der ersten und glänzendsten Häuser in der Stadt zu machen. Zwischen den Jahren 1783 und 1803 erschien sein Hauptwerk, die hessische Landesgeschichte mit Urkundenbüchern und geographischen Karten, bei den darin verfolgten eingehenden Forschungen begreiflicherweise unvollendet. „Außer Schöpflin's Werken“, sagt Dilthey, „hat die geschichtliche Literatur der deutschen Provincialgeschichten fast nichts aufzuweisen, was an kritischer Genauigkeit, Vollständigkeit und diplomatischem Reichthum mit diesem Werke verglichen werden könnte. Es ist voll von neuen und wichtigen Untersuchungen, durch welche unzählige Irrthümer auf einmal verbannt worden sind, und mit einer so vollständigen und durch und durch geläuterten Gelehrsamkeit ausgestattet, daß es nachfolgenden Geschichtschreibern eine unerschöpfliche Fundgrube von Quellen und Beweisen geworden ist, und nicht selten die wichtigsten Aufklärungen für die Geschichte der benachbarten Länder und die

deutsche Geschichte überhaupt enthält. Der mühsamste Fleiß, lange Arbeit des Sammelns und die wiederholte Prüfung des Gesammelten, eine nach allen Seiten gewendete Erörterung und Entscheidung aller in Betracht kommenden Fragen sind auf jeder Seite sichtbar. Dabei zeigen sich nirgends die läppigen Auswüchse jener kokettierenden Gelehrsamkeit, die mit Belesenheit zu prunken sucht, und einen Schwall fremder Meinungen und Ansichten nur darum widerlegt, um in Gesellschaft Anderer flüger zu erscheinen. Die Vollständigkeit ist vielmehr nur aus der vertrautesten Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst und aus gründlicher Beweisführung entstanden, welche vereinigt mit scharfsinniger Combinationsgabe aus den historischen Datis oft ganz neue und doch von aller Träumerei entfernte Resultate zieht. Dabei ist die Darstellung im Ausdruck rein bis auf wenige Provincialismen und fehlerhafte Wendungen, klar und sanft fließend, nicht ohne Anmuth und der evidenten Ueberschauung des Ganzen förderlich.“ Für die Geschichte unserer Nationalliteratur und unseres geistigen und sittlichen Lebens hat das von Wend entworfene Lebens- und Charakterbild seines Freundes Julius Höpfner einen hohen Werth. Dieß ist ein echtes Kleinod, wenn auch auf der Einfassung etwas von dem Koste der Alterthümlichkeit und der schulmännischen Zurückhaltung liegt, ein Werk der feinsten Seelenkunde und der eingehendsten, verständnißinnigsten Liebe, öfter im großen Stile der geschichtlichen Kunst und in einer classischen, freilich von der Einwirkung antiker Vorbilder nicht frei genug erhaltenen Sprache geschrieben. Der Verfasser setzte hier seinem eigenen Herzen ein Ehrendenkmal. Schön sagt Dilthey über Wend's und Höpfner's Freundschaft: „Beide waren reine Seelen ohne Affectation und Arroganz, jeder lebenswürdig genug, um der Liebe des anderen werth zu erscheinen, ihr sprechendes Auge und ihre beredte Zunge waren die offenen und freimüthigen Dolmetscher ihres Innern. Wechselseitig erheiterten sie sich in

arglosem Austausch ihrer Gedanken und Gefühle und fanden einer bei dem anderen Trost und Hilfe, wenn den einen die Misereien und Häßlichkeiten des Schullebens geärgert, den anderen schwere und finstere Gedanken mit Trübflun umflort hatten. So lange das Herz gesund ist, geht nichts über einen solchen Bund trauer Freundschaft.“¹⁾

Wend's kräftigen, unabhängigen Charakter und eine gewisse Abneigung desselben gegen die Schöneister schilderte Merck in der „*matinée eines Recensenten*“, die er seinem Freunde Wieland zuschickte.²⁾ Da Wend von dem einseitigen Standpunkte der Geschichtsforschung aus in einem Briefe an Merck die naturwissenschaftliche Erklärung der Fossilien bekämpfte, trat ihm der Kritiker im Deutschen Merkur des J. 1784 entgegen und nannte ihn bei diesem Anlasse einen seiner ältesten gelehrten Freunde.³⁾

Georg Wilhelm Petersen (1744—1816) aus Zweibrücken, unterrichtete die jüngsten Söhne Ludwig's IX., die er 1774 nach Straßburg begleitete, wurde 1775 Hofdiakonus, dann Hofprediger in Darmstadt; ein sehr einsichtsvoller, gelehrter und gewissenhafter Mann, der nur in seinen Büchern lebte.⁴⁾ Sein jüngerer Bruder, ein feiner, geschmackvoller Kenner der Wissenschaften, wurde auf Pfeffel's Vorschlag Erziehler des Erbprinzen Ludwig.⁵⁾

Andreas Peter Hesse (1728—1803) aus Darmstadt, Geheimerath und späterer Staatsminister, war ein gelehrter, kunstsinziger, feingebildeter und gastlicher Mann, bis in sein hohes Alter ein besonderer Freund der classischen Literatur.

¹⁾ Dilthey S. 96—149. — ²⁾ W. II, 61. f. — ³⁾ W. III, 234. ff. Bgl. I, 522. D. M. 1784, I, 55. ff. — Ueber Wend s. noch W. II, 92. 161. III, 175. f. 254. f. 328. — ⁴⁾ Butté: statistisch-politisch- und kosmopolitische Blicke in die Hessen-Darmstädtischen Lande I, 260. W. II, 49—51. 59. f. 295. Strieder's Hessisches Gelehrtenlexikon X. — ⁵⁾ Butté I, 261. W. III, 313, R. *.

Ueber seine Persönlichkeit und staatsmännische Befähigung urtheilt Karl August freilich mit achtungsloser Ironie.¹⁾ Hesse spielte in der Moser'schen Staatstragödie eine Rolle, die weiter unten Erwähnung finden soll. Seine Gattin und deren Schwester Karoline Flachsland schildert Göthe²⁾ als Frauen von seltenen Verdiensten und Anlagen. Als Herder im August 1770 vierzehn Tage in Darmstadt verweilte, brachte ihn Merck, mit dem er ein Band inniger Freundschaft knüpfte, zu Hesse, bei dem sich Karoline damals aufhielt, und richtete es, von Herder in seine Neigung zu ihr eingeweiht, so ein, daß sie am Morgen des 27. vor der Abreise des Freundes nach Strassburg mit diesem bei Merck zusammentraf, wo die Verlobung stattfand. Herder empfahl dann in einem am folgenden Tage aus Heidelberg geschriebenen Briefe dem Kritiker seine Braut, indem er einen Brief an sie beilegte, den ihr Merck heimlich zustellen sollte. Dieser blieb der Vertraute der Liebenden.³⁾ Doch hiervon später.

Ludwig Balthasar von Schrautenbach-Lindheim scheint eine Zeit lang nahezu der einzige Mensch gewesen zu sein, mit dem unser Kritiker in vertraulicher Beziehung stand, und dem er sich mittheilen konnte. Der Herzog von Weimar nannte ihn einen weisen, schönen, feinfühlenden Menschen. Schrautenbach war ein frommer Herrnhuter und dabei ein gewandter Diplomat; nach dem Urtheile Friederich's d. G., mit dem er in näherer Verbindung stand, ein tiefer Menschenkenner. Seinen frühzeitigen Tod (1783) beklagten Karl August, dessen Gemahlin Louise und Göthe. Er schrieb ein Leben Zinzendorf's und eine Geschichte der Herrnhuter; wir wissen nicht, ob etwas von ihm gedruckt ist. Sein schönes Delbild, wonach Merck einen colorirten Kupferstich veranstaltete, hängt im Darmstädter

¹⁾ W. I, 248. II, 289. III, 252. f. Register. Butté I, 265. f. —

²⁾ 26, 97. — ³⁾ Karoline v. Herder: Erinnerungen aus Herder's Leben, I, 150. ff. W. I, 1. f. 5. 12. 35.

Museum.¹⁾ — (Die späteren Darmstädter Freunde Merck's werden in einem anderen Zusammenhange Erwähnung finden.)

Die Blüthezeit jenes geselligen Verkehrs scheint im Ganzen nur wenige Jahre gedauert zu haben.²⁾ Herder fand, wie er im J. 1770 schreibt, in diesem Darmstädter Kreise starke heroische Herzen der Freundschaft, die Wunder an ihm thaten.³⁾ Gleim erinnerte sich im J. 1772 Merck's und seines „vortrefflichen Circels mit aller zärtlichen Wärme, deren er in der frohesten Periode seines Lebens fähig gewesen“ war.⁴⁾ Aus diesem Kreise gingen die Gedichte hervor, die Merck zwischen den Jahren 1772 und 73 für den Musenalmanach an Voje schickte, und die mit dem wärmsten Danke von diesem aufgenommen wurden. „Was sind“, schrieb er an Merck, „was sind Härten, Sonderbarkeiten, Nachlässigkeiten, wo so viel Herz, Genie und Originalität beisammen ist? . . . Aber welch eine Gesellschaft, die solche Stücke hervorbringen kann: Ich glaubte mich mitten darin versetzt zu sehen, und ich kann Ihnen nicht sagen, welch eine süße Nahrung dieß meiner Phantasie gab.“ Merck und seine Freunde theilten sich auch an den Kritiken der Frankfurter gelehrten Anzeigen; aber mit dem Ende des ersten Jahrganges traten sie, zu Voje's großem Bedauern, davon zurück.⁵⁾ Göthe sagt in Dichtung und Wahrheit: „Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen. Man hörte gern die Vorlesungen meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten, man munterte mich auf, wenn ich offen und umständlich erzählte, was ich eben vorhatte, und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das Früherbegonnene zurücksetzte. Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des fünf-

¹⁾ B. I, 212. 230. 248. 338. f. 345. 395—397. II, [♠]219. 226. III, 87. f. — ²⁾ Vgl. B. II, 100. — ³⁾ B. I, 5. — ⁴⁾ B. II, 43. — ⁵⁾ B. I, 44—48. Vgl. Robertson's Grundriß, S. 1444.

zehnten und sechzehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehn konnte.“¹⁾ „Die Pasquinaden, die er gemacht hat,“ schreibt Merck 1774 an Nicolai, „sind aus unserm Cirkel in Darmstadt, und alle Personen sind gottlob so unberühmt und unbedeutend, daß sie niemand erkennen würde.“²⁾ Hierbei ist vor allem an das satirische Fastnachtspiel „Pater Brey“ zu denken, das nach Dünker in den letzten Monaten des J. 1773 oder in den beiden ersten Monaten des J. 1774 geschrieben wurde.³⁾ Das ganze Stück bezieht sich auf Darmstädter Vorfälle, und bei der Zeichnung aller Personen saßen Bekannte des Dichters. Leuchsenring ist hier, wie Fr. H. Jacobi sagt, in einer etwas unsaubereren Manier, aber doch nach dem Leben auf das treueste gezeichnet. Hinter der Maske des Würzkrämers birgt sich Merck, Valandrino stellt Herder'n, Leonore dessen Braut vor. Leuchsenring⁴⁾ war im Elsaß, wahrscheinlich in Bergzabern geboren. Er begleitete im J. 1769 als zweiter Hofmeister den Erbprinzen Ludwig zur Universität nach Leyden und sodann nach Paris. In Darmstadt fand er eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme bei Hesse, wo er mit Göthe, Merck und Karoline Flachsland in Beziehung kam. Schon vor seinem Abgange nach Leyden stand er zu Merck und dessen Gattin und Kindern in einem intimen Verhältnisse. Im J. 1776 müssen sich aber beide Männer völlig mit einander entzweit haben. Herder brach mit Leuchsenring auf immer. Leuchsenring „war ein redlicher Mann,“ sagt Wagner, „hatte aber eine unselige Neigung, den Damen, in gutem Sinne, den Hof zu

¹⁾ Göthe's Werke 26, 98. — ²⁾ B. III, 107. — ³⁾ Dünker's Studien S. 111, N. 2. — ⁴⁾ B. I, 22. 33. f. 85. 91. f. II, 28. 50. f. 99. 286. Wieland's ausgewählte Briefe III, 12. 14. f. 44. f. 52—54. Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, 397. ff. Deutsches Museum 1787, I, 293. ff. L. Assing's Sophie de la Roche S. 92. 152. f. 370.

machen und sie durch Vorlesen und Unterredungen zu bilden und zu veredeln. Göthe'n distinguierte er dagegen nicht nach Wunsch und Erwarten und büßte es durch die karifizierte Schilderung, welche dieser von ihm als Pater Drey machte.“ Leuchsenring hielt sich in den Jahren 1775—77 in Paris auf, lebte dort, wie es scheint, über seine Verhältnisse hinaus und gerieth in Verlegenheit. Im J. 1782 kam er nach Berlin, wo er eine Zeit lang Instructor des Kronprinzen war. Nicolai fand an ihm „einen Mann von großer Gelehrsamkeit, von sehr mannichfaltigen Kenntnissen und sehr interessantem Umgange“. Hier blieb Leuchsenring über ein Jahr, kam später wieder und entzweite sich mit Nicolai im Sommer 1784. Durch die gemeinsame Taktik der Aufklärung wurden beide Männer jedenfalls wieder mit einander versöhnt. Leuchsenring machte sich dadurch wichtig, daß er den Glauben an eine Jesuitenpartei verbreitete, welcher von Nicolai und dessen Anhängern ergriffen und benutzt wurde. Fr. H. Jacobi, der hiervon (1786) seinem Freunde Garve berichtet, fügt einige Worte bei, die uns ein lebendiges Charakterbild malen: „Eben diesen Leuchsenring lernte ich vor ungefähr 18 Jahren kennen, da er sich als Unterhofmeister mit dem Erbprinzen von Darmstadt in Leyden aufhielt. Er ist ein Mann von sehr. vielem Geiste, aber beständig mit einer oder der andern Grille bis zur Schwärmerei behaftet. Damals wollte er selbst einen geheimen Orden — der Empfindsamkeit — stiften, lebte und webte in Correspondenzen und war immer mit Briestaschen bepackt, aus denen er vorlas. Ich war ihm wol zu muthwillig, und er brach ein paarmal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter seinen Weizen säete, und vornehmlich mit Weibern lieber scherzte, als phantasierte. Dennoch hat er sich länger mit mir, als mit irgend einem andern von seinen Freunden vertragen. . . . Dieser Mann konnte nicht anders als zu den Berliner Reformatoren passen, und die eifrigsten Novizen unter ihnen bilden. Und

was ihn selbst angeht, so hat er immer nur in Erdichtungen gelebt. Er vermuthete überall ein gewisses dessous des cartes, und war bald darauf überzeugt, es auch entdeckt zu haben. Einen ganzen Welttheil umzuschaffen, schien ihm eine Kleinigkeit, wenn er bei irgend einem Mächtigen Gehör fände, oder auch nur Geld genug besäße, oder es geborgt bekommen könnte. . . . Kann etwas begreiflicher sein, als die Hypothese des Krypto-Jesuitismus in dem Kopfe eines solchen Grillenfängers, mit der lebendigsten Ueberzeugung, daß er in seinen Vermuthungen nicht irre? Aber kann auch etwas Lächerlicheres sein, als das Geschrei von allgemeiner, dringender Gefahr, auf das Wort eines solchen Menschen hin?"¹⁾

Zunächst durch den Tod der Landgräfin Karoline scheint sich die gesellschaftliche Umgebung Merca's verkleinert zu haben. Die meisten seiner Bekannten waren von dieser Fürstin nach Darmstadt gezogen und stoben nunmehr aus einander.²⁾ Er fühlte sich dann wohl immer mehr vereinsamt. Doch schreibt ihm J. G. Schlosser noch um 1777: Ich habe „schon lange das Projekt in mir,“ „wenn ich einmal nicht mehr zu dienen brauche, mir bei Euch ein Häuschen und ein Gärtchen zu kaufen, und dann bloß mit Euch und meinen Steckenpferden zu leben. Wir wollten dann ein Gemeinschaftliches suchen, und öftere Wanderungen anstellen, und uns über die Welt ein wenig lustig machen; denn seitdem ich mir den Wahlspruch in's Herz geschrieben habe: „Never to be hot on a cold subject“, bin ich um zwei Drittel toleranter und tolerabler worden. Ich dachte, mein Weib sollte unter Euch ganz gut leben, und vielleicht ziehen wir sie in unsere Pößchen hinein, das würde dann einen Kreis geben, dergleichen keiner mehr in Europa wär'.

¹⁾ Dieser Leuchsenring ist nicht mit seinem Bruder, dem Leibmedicus in Karlsruhe, zu verwechseln. (Vgl. B. I, 16. 50. II, 22. III, 86. 92.) — ²⁾ B. III, 99. Statt „verstorben“, was gar keinen Sinn gibt, muß wohl „verstoßen“ gelesen werden.

Alle 14 Tagen wollten wir so eine *media notte* machen, wie neulich bei Claudius, und ich denke, ein Kerl, der von Nichts dependiert, und den Nichts mehr ärgern kann, müßte des Henslers sein, wenn er unter ehrlichen Leuten nicht auch lustig und glücklich sein sollte. Dann wollen wir uns lauter Affenthaler Rothhen kommen lassen, und vom Größten bis zum Kleinsten Alles neben uns gelten lassen.“¹⁾ —

Wendet sich unsere Betrachtung nun Merck's politischer Stellung zu, so fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, nach dieser Seite Proben seines Charakters abzulegen. Aber hierin ein sicheres und treffendes Urtheil über ihn zu fällen, ist bei der Dürftigkeit und Dunkelheit der Quellen schwer, vielleicht unmöglich, und wir müssen schon zufrieden sein, wenn es uns glücken sollte, dem Leser mit einiger Vollständigkeit das uns erreichbare Material vorzulegen und seine Beurtheilung hervorzurufen. Gerade wo es sich um die Kritik, und namentlich um die sittliche Kritik einer Persönlichkeit handelt, soll man im Combinieren und Schließen aus unzulänglichen Mittheilungen doppelte Vorsicht beobachten, und gerade hier kommt Merck's eigener Ausspruch besonders in Betracht: „Der schärfste Verstand schießt fehl, wenn er über Begebenheiten *raisonniert*, und in der Ordnung der Dinge nur ein einziger Umstand, wodurch das Ding zur Begebenheit ward, seiner Wissenschaft entgangen ist.“²⁾

Merck's erhabene Gönnerin war Henriette Christiane Karoline, geborene Prinzessin von Zweibrücken-Birkenfeld, seit ihrem 20. Jahre (1741) Gemahlin des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Sie zog im J. 1767 von Buchsweiler, wo sie längere Zeit gewohnt hatte, nach Darmstadt, der Haupt- und Residenzstadt des Landes und dem Sitze der Collegien, über, während ihr Gemahl seit dem J. 1757 sich in Pirmasenz aufhielt. Friederich d. G. bezeichnete die Land-

¹⁾ B. I, 111. f. — ²⁾ D. M. 1781, III, 111.

gräfin in einem Schreiben an d'Alembert als eine der vorzüglichsten fürstlichen Frauen. Auf ihr Grab setzte er eine weiße Marmorurne mit der Inschrift: „Sexu femina, ingenio vir.“ In dem Begleitschreiben, das er bei dieser Gelegenheit an den Hesseu-Darmstädtischen Baron von Kiedeser verfaßte, nannte er sie eine vollendete Fürstin, die Zierde und die Bewunderung des Jahrhunderts, und äußerte ferner: „Sie wissen, daß ich immer unendlich viel auf ihr Verdienst gehalten, und daß ihr frühzeitiger Tod mich sehr lebhaft angegriffen hat. Aber Sie wissen ebenso gut, daß ich bei der ersten Nachricht von ihrem Hinscheiden sofort den Entschluß gefaßt habe, ihr Denkmal mit einer Urne zu schmücken, die dazu geheiligt sei, den künftigen Geschlechtern meine Gefühle der Verehrung für diese Talente und ausgezeichneten Tugenden zu berichten.“¹⁾ Göthe und Herder bezeichneten sie als die große Landgräfin, und Wieland sagte, wenn er auf einen Augenblick König der Schicksale wäre, sollte die Landgräfin von Darmstadt Königin von Europa sein. Merck stellte ihr das ehrenvolle Zeugniß aus, Karoline habe es sich schlechterdings zur Regel gemacht, daß niemand durch sie unglücklich werden solle. Sie war, nach der Schilderung des Historiographen Steiner, eine Frau von lebendiger Frömmigkeit; wunderbar vereinten sich in ihr großartige männliche Züge des Geistes und weibliche Tugenden; sie war fähig, Geduld zu üben, körperliche Leiden zu ertragen und in den Wechselfällen des Lebens immer das rechte Maß zu halten. Sie strahlte, gleich ihrer Mutter, von der sie überlebt wurde, durch Pflichterfüllung gegen ihre Kinder und Erziehungskennntniß hervor, und war eine treue liebende Gattin. Von ihren zahlreichen (1750—68, sämmtlich französisch geschriebenen Briefen) an Ludwig IX. urtheilt

¹⁾ Vgl. Moser's Patriotisches Archiv für Deutschland I, 222. ff. Keuß: Ueber die Rechtsache des Freiherrn von Moser und des Herrn Landgrafen zu Hesseu-Darmstadt Hochfürstlichen Durchlaucht. Stuttgart 1788. S. 13. f. Steiner's Nachrichten aus dem Leben der Landgräfin Karoline S. 15. f.

Steiner: „Geübt in der Feder, wußte sie sich hier edel und bestimmt auszudrücken. Alles, worüber sie Belehrung wünschte oder Nachricht gab, hatte eine feste Richtung und einen ihr stets gegenwärtigen durchdachten Plan.“ Diese Briefe nebst ihrer Correspondenz mit Karl Friederich von Moser sind der Oeffentlichkeit entzogen. Dem Erbprinzen zu Liebe und aus Neigung zur Musik begünstigte Karoline die Aufführung von Opern, die von der fürstlichen Familie besucht wurden. Diese fand sich auch zuweilen in den abendlichen kleinen Concerten bei dem Geheimrath Hesse ein. Karoline sah Männer, wie Herder, Göthe, Moser, Wendt, Höpfer, Claudius, Merck, an ihrem Hofe und stand mit ihnen, theils unmittelbar, theils durch Merck, in geistigem Verkehre. Den Kritiker zog sie wöchentlich mehrmals in den Kreis ihrer feingebildeten Umgebung, und auch bei den Prinzessinnen stand er in Gunst. Dafür war er der Landgräfin auch in finanziellen Angelegenheiten behilflich. Die Geschichte der deutschen Literatur darf es ihr nicht vergessen, daß sie von Klopstock's Oden und Elegieen (1771) die erste Ausgabe in 34 Exemplaren veranstaltete, wovon eines Herder und eines Göthe empfing.¹⁾

Als die Landgräfin im Mai 1773 mit ihrer Tochter Wilhelmine, um deren Hand die Kaiserin Katharina II. von Rußland für ihren Sohn, den nachherigen Kaiser Paul, warb, und mit dem Erbprinzen Ludwig, auf die Einladung der Kaiserin, nach Petersburg reiste, befanden sich Merck und Schrautenbach in ihrem Gefolge. Der Weg gieng über Berlin, wo Merck durch Nicolai's Vorwort und Veranstaltung vieles Gute und Angenehme sah und genoß. Siebenzehnen Tage

¹⁾ Fr. J. Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, 33. B. I, XII, 21—23. 203. II, 92. 98. III, 93—95. 98—100. 224. Steiner's Ludwig I, S. 4—6. Karoline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Göthe 26, 112. f. Herder's Werke zur Lit. u. Kunst, III, 170. Dazu vgl. Rosenstein in dem weiter unten anzuführenden Aufsätze S. 477. f.

brachten die Reisenden auf dem Meere zu. Sie erlebten einen heftigen Sturm, der drei Tage anhielt, und sehr bald gieng ihnen der Proviant aus. Merck begriff, als er in Reval ankam, daß man die Erde beim Aussteigen küßt, niederfällt und anbetet. Die Reisenden verweilten dann in Czarskoi Zelo, Peterhoff und St. Petersburg. Die Wahl des Großfürsten fiel, wie Merck sagt, mit einer Art von Inclination seit dem ersten Anblicke auf die Prinzessin Wilhelmine. Merck fand, daß die Kaiserin und der Großfürst in der Nähe sehr gewöhnen, und erklärte alle von Katharina zur inneren Cultur getroffenen Anstalten für überaus weise und auf eine lange Reihe von Jahren aussehend. Dagegen meinte er, mit den Wissenschaften¹⁾ und deren allgemeiner Verbreitung sehe es hier sehr problematisch aus; man lese und denke hier nichts als französisch; beinahe kein einziges gutes deutsches Buch sei unter der russischen Nation und ihren Großen bekannt. Die Herren Academiciens lebten hier so gut wie in einer Menagerie, nur daß sie den Fremden nicht gezeigt würden; sie blieben immer rare Thiere für das Land; bei Hofe lache man jedoch über sie, daß sie noch so wohlfeil zu halten seien, und man habe alle Mühe von der Welt, sie auszufragen.

Da in Folge dieser Reise die Prinzessin Wilhelmine mit dem Großfürsten Paul vermählt wurde, zog sich Merck's Aufenthalt über ein halbes Jahr hin und bot ihm Gelegenheit, seine Kenntnisse und Erfahrungen zu bereichern. In Petersburg selbst gewährte ihm namentlich das Haus des Staatsrathes und Leibarztes v. Kruse die Annehmlichkeiten einer gewählten Gesellschaft und dessen reiche Kunst- und Naturaliensammlungen befruchtende naturwissenschaftliche Anregungen. Die ihm hier gebotenen Schätze trugen dazu bei, ihn auf osteo-

¹⁾ Vgl. Merck's Seconde lettre à Monsieur de Cruse 1784. page 1.

Logische Studien zu leiten, und er correspondierte später mit Kruse über Gegenstände dieses Faches.

Zu der Kaiserin, deren „bekannte Großmuth“ er hervorhebt, muß er in einem freundlichen Verhältnisse gestanden haben; denn als seinem Freunde Wieland (1779) ein Stein auf dem Herzen lag, den er durch ein Geldgeschenk der Selbstherrscherin abzuwälzen hoffte, vertraute er gläubig auf Merck's beste Dienste und Mitwirkung. Weiteres erfahren wir über die Sache nicht.

Im November 1773 reiste die Landgräfin nach Darmstadt zurück, und im December traf Merck dort wieder ein.¹⁾

Er fand die Stadt sehr zu ihrem Vortheile verändert. Es wurde viel getanzt, und man subscribirierte für den ganzen Winter auf Concerte im Saale des Geheimerraths Hesse, wo alle Stände vertreten waren, einige Fräulein aus der Stadt sangen und die Söhne des Prinzen Georg spielten.²⁾ Auf einem Balle zeichnete die Landgräfin den Kritiker durch ihre Güte aus, und die Prinzessinnen sprachen lange mit ihm. Er wurde zur Landgräfin eingeladen, um Proben seiner Wissenschaft abzulegen.³⁾ Aber dieß war nun fast die einzige Lichtseite in seinen Darmstädter Verhältnissen: außer Schrautenbach kam selten jemand zu ihm, und die Herren, die früher seine Freunde gewesen waren, flohen ihn jetzt — ohne Zweifel wegen seines weiter unten zu beleuchtenden Mißverhältnisses zu R. Fr. von Moser — wie einen vom Hofe Verpesteten.⁴⁾

Schon am 30. März 1774 starb seine erhabene Beschützerin plötzlich an einem Schlagflusse, 53 Jahre alt.⁵⁾

Durch das Ableben der Landgräfin und durch die Vermählung ihrer Töchter nahm diese Hofhaltung ein Ende. Da-

¹⁾ B. I, XII, sq. XXIII, XXV. 170. 174. f. 396. N. *. 421. II, 289. III, 64—67. 83—85. 223. Steiner's Ludwig I, S. 27. f. Landgräfin Karoline S. 13. f. — ²⁾ B. III, 85. — ³⁾ B. III, 89. — ⁴⁾ B. III, 87. f. — ⁵⁾ Steiner's Landgräfin Karoline. Kreuz S. 13. N. *. B. III, 93. 99.

gegen blieb in Darmstadt die des Landgrafen Georg, der ein Bruder des regierenden Fürsten war. Dieser Prinz war im „Palais“ glänzend eingerichtet, hielt gute Tafel und ansehnliche Dienerschaft. Er und seine Gemahlin waren die angenehmsten Hauswirthe, voll Aufmerksamkeit, liebeich und menschenfreundlich. Einheimische und Fremde wußten die dort empfangene Gnade zu rühmen.

Im Jahre 1776 ließ sich hier der Erbprinz Ludwig nieder.

„Höhere Bildung,“ sagt Steiner, „Geschmack und Kunst und die Vorzüge des feinern geselligen Lebens wurden durch das Beispiel der Angehörigen dieser Höfe im Publicum der, sich eines Wohlstandes erfreuenden, Residenz Darmstadt verbreitet.“ Bei dieser Gelegenheit bleibe es nicht unerwähnt, daß der Herzog von Weimar (1780) dem Hofleben in Darmstadt „eine gewisse Honnêteté“ nachrühmt.¹⁾

Die Zukunft und Hoffnung des Landes war der Erbprinz Ludwig, der nachmalige erste Großherzog von Hessen und bei Rhein. Er war in Prenzlau, der damaligen Garnison seines Vaters, des späteren Landgrafen Ludwig's IX., 1753 geboren, ein Pathe Friederich's des Großen. Der Pflege des gesunden und sehr starken Kindes widmete die Mutter eine ausgezeichnete Sorgfalt, und bei tüchtiger körperlicher Abhärtung entwickelten sich frühzeitig die Reime seiner vorzüglichen Geistesgaben, unter denen namentlich auch die musikalische hervorstahlte. Der Jüngling besuchte fleißig die Oper und die kleinen Abendconcerte beim Geheimerrath Hesse, der auch auswärtige Gelehrte und Künstler um sich versammelte. 1769 bezog Ludwig die Universität Leyden, wo er zwei Jahre studierte, und wo er durch seinen Hofmeister Leuchsenring dessen Freunde Herder und Friederich Heinrich Jacobi kennen lernte. Im Anfange des

¹⁾ Steiner's Ludwig I, S. 10. f. 86—88. B. I, 211.

J. 1772 reiste er nach England, von da nach Frankreich; in Paris machte ihn Leuchsenring mit Diderot, d'Alembert und dem Baron Grimm¹⁾ bekannt. Der Letztere folgte ihm nach Berlin und nach Petersburg, wohin Ludwig seine Mutter und seine Schwester begleitete. Katharina II. ernannte ihn zum Brigadier. Im Winter 1773—74 blieb er mit Grimm und mit Diderot, der ihm inzwischen von Paris nachgereist war, am Hofe des Großfürsten Paul in Petersburg. Am 4. März begab er sich auf den Weg zum russischen Heere, das unter Romanzow sich am linken Donauufer zu einem Feldzuge gegen die Türken versammelte. Die Reise ging über Moskau nach dem Flusse Kaloniza, wo der Erbprinz die Leitung seiner Brigade übernahm. Von hier zog er bis an die Donau, blieb acht Tage bei Gurabala stehen und überschritt alsdann den Fluß. Welchen Antheil er an dem Kampfe genommen habe, darüber fehlen die Nachrichten; bekannt ist, daß er mehrere türkische Beutegegenstände besaß. Schon am 24. Juli kam es zwischen Rußland und der Pforte zum Frieden; Ludwig begab sich wieder nach Petersburg und blieb dort bis zum September 1775, worauf er nach Hause zurückkehrte. Im folgenden Sommer hielt er sich am Hofe des Herzoges Karl August von Sachsen-Weimar auf, der sich am 3. October 1775 mit Ludwig's jüngster Schwester, der edeln Louise, vermählt hatte.²⁾

„Von Eurem Erbprinzen“, schrieb Wieland den 9. September 1776 an Merck, „kann und soll ich viel Gutes melden. Er ist vom Herzog und allen seinen kleinen parties de plaisir unzertrennlich gewesen, hat Göthe'n liebgewonnen, und Göthe ist auch ihm gut. Sein hiesiger Aufenthalt ist ihm im Ganzen vortheilhaft gewesen, denken wir, und Ihr, lieber Herr und Freund, werdet's spüren, wenn er wieder nach Darmstadt

¹⁾ Vgl. B. II, 282. f. — ²⁾ Steiner's Ludwig I, S. 17—34.

kommt. Göthe bittet Sie nur, etwas von Ihrer Reserve mit dem Fürstenvolk¹⁾ bei ihm nachzulassen, und so offen und natürlich mit ihm zu sein, als er seines Orts Sie durch sein Betragen dazu einladen wird. Er hat starke Eindrücke bekommen, was ein Mann, wie Ihr, werth ist.“²⁾ Göthe an Merck den 16. September: „Dein Erbprinz kommt nun bald zu Euch; den empfehl' ich Dir sehr, es ist eine große, feste, treue Natur, — — — mit einer ungeheuren Imagination, und einer graden, tüchtigen Existenz. Wir sind die besten Freunde; zu Dir hat er schon viel Zutrauen, sei nur ganz wie Du bist gegen ihn, er bedarf sehr Menschen zu finden. — — — Ich wünschte gar sehr um beider willen, daß Ihr gut zusammen stehen möchtet.“³⁾ Hierauf, nachdem der Erbprinz gegen Ende Septembers in Darmstadt angekommen war, äußerte Wieland in einem Antwortschreiben an Merck den 7. October 1776: „Daß Sie Ihren Erbprinzen so finden, wie wir ihn versprochen haben, freut uns. Wir haben ihn alle herzlich lieb gewonnen. Er ist, wie Sie sagen, ein selbständiger und im Grunde ein gutherziger Sterblicher, mit einer Ader von der seltsamsten Original-Laune. Gnade Gott jedem in seinem Lande, der unterm Hut und unterm Brustlag nicht fest ist, wenn er einmal zur Regierung kömmt. Il vous fera voir país à tous tant que vous êtes.“⁴⁾

Nach der Rückkehr des Erbprinzen wurden für ihn die Gemächer des Darmstädter Schlosses, worin seine Mutter gewohnt hatte, mit angemessenem Hoffstaate eingerichtet. Er vermählte sich am 19. Februar 1777 mit der sechszehnjährigen, ebenso schönen und anmuthigen, als talentvollen und gebildeten Prinzessin Louise Karoline Henriette, der Tochter seines Oheimes, des Landgrafen Georg. Claudius schrieb damals in

¹⁾ B. II, 288. — ²⁾ B. I, 96. — ³⁾ B. I, 97. — ⁴⁾ B. II, 77. Vgl. Steiner's Ludwig I, S. 35. f.

die Landzeitung: „Wegen dieser Vermählung war heute Gala bei Hofe, noch mehr aber in unsern Herzen.“¹⁾ In dem stillen Auerbach an der Bergstraße wählte sich das junge Fürstenpaar einen sehr angenehmen Sommeraufenthalt. Hier las der Erbprinz sehr eifrig deutsche und französische Werke aus dem Gebiete der Dichtkunst, Geschichte, Politik, Naturkunde und Kriegswissenschaft und legte sich in diesen Fächern eine ansehnliche Handbibliothek an. Er blieb fortwährend mit Karl August, Wieland und Göthe in Verbindung. Göthe bezeichnete diesen Fürsten in Dichtung und Wahrheit als seinen „vielsährigen, unabänderlich gnädigen Herrn“. Der Erbprinz lud Schiller'n mehrmals an seinen Hof. Im Juni 1784 las der Dichter ihm und seinem gerade in Auerbach auf Besuch anwesenden Schwager Karl August einige Scenen aus Don Carlos vor. Unter den berühmten Männern, die Ludwig in den Kreis seiner näheren Bekanntschaft zog, war auch der Harmonist und Orgelspieler Wilhelm Friedmann Bach in Weimar, der nachherige Hessen-Darmstädtische Hofcapellmeister. Eifrig verwaltete der Erbprinz die Inspection der in Darmstadt und Gießen liegenden Regimenter und die Leitung des Kriegscollegiums in Darmstadt. In dieser Stadt, wo er immer die Wintermonate, auch einzelne Sommertage mit seiner Gemahlin zubrachte, widmete er sich besonders der Musik. Unter seiner Oberleitung stand eine gutbesetzte Capelle. Er spielte in den Concerten und in den Opern, die von den jüngeren Prinzen und Prinzessinnen in dem fürstlichen Opernhause ganz öffentlich gegeben wurden, sehr oft als Virtuose die erste Violine. Man rühmt die hohe Vollendung, womit in diesem Kreise musikalische und dramatische Stücke gegeben wurden. An diesen künstlerischen Unterhaltungen nahm die Erbprinzessin Louise immer Theil; sie

¹⁾ Steiner's Ludwig I., S. 36—38. B. II, 255. f.

glänzte als Schauspielerin und Sängerin und vereinte ein durchdachtes Spiel mit der größten natürlichen Anmuth.¹⁾

Oft erkannte Ludwig (nach Wagner) in Moser die feindliche Scheidewand zwischen sich und seinem Vater.²⁾ Merck beklagte sich (1777?), daß der Erbprinz, während der Minister und dessen Bruder unumschränkt regierten, alle Menschen fliehe.³⁾ Dennoch kaufte er, wie Karl August an Merck schreibt, aus Großmuth dem entlassenen Staatsmanne den von ihm bei Darmstadt angelegten höchst geschmackvollen großen Garten ab.⁴⁾ Wie brav er als Regent an dem Gestürzten handelte,⁵⁾ soll weiter unten erzählt werden.

Der Erbprinz und Merck befanden sich in einer Gesellschaft, die im Juli 1786 eine Schweizerreise machte.⁶⁾ Sonst erfahren wir über das Verhältniß zwischen beiden Männern nichts bis zu der Zeit, wo Ludwig in Merck's verworrene Geldverhältnisse als Helfer und Retter eingriff. Damals betrogen sich, wie der Kritiker (18. October 1788) an Göthe schreibt, Ludwig und Schleiermacher gegen ihn wie Engel.⁷⁾ Bei dieser Gelegenheit äußerte sich Karl August in einem Briefe an Merck (9. April 1789): „Die Art, werther Herr K. K., wie sich mein Schwager gegen Sie benommen hat, da Unglück Sie heimsuchte, hat mich sehr gefreut und mir bewiesen, daß die guten Züge seines Charakters, welche ich sonst immer an ihm kannte, lebendig bei ihm geblieben sind. Möge das Schicksal ihm immer die Weisheit schenken, sie am passenden Orte anzubringen.“⁸⁾ Früher (18. December 1788) hatte derselbe Fürst an Merck geschrieben: „Mein Schwager kann vielleicht, so das Geschick will, mehr Gutes thun, als irgend ein Thuer von Profession.“⁹⁾

¹⁾ Steiner's Ludwig I, S. 39—45. B. II, 289. f. — ²⁾ B. III, 283. — ³⁾ B. II, 98. — ⁴⁾ B. II, 176. 289. — ⁵⁾ B. II, 289. 290. III, 233. f. 292. Rosenstein S. 503. — ⁶⁾ B. III, 264. — ⁷⁾ B. III, 279. Bgl. 282. — ⁸⁾ B. II, 275. — ⁹⁾ B. I, 279.

Ludewig's Kabinetſecretair (ſeit 1779) und vertrauter Freund war Ernst Schleiermacher, den Merck frühzeitig näher kennen lernte. Als Schleiermacher in Gießen die Rechtswiſſenſchaft ſtudierte, unterhielt der Kritiker mit ihm einen freundlichen Briefwechſel, ermunterte ihn, die Beſchäftigung mit dem Zeichnen nach der Natur fortzuſetzen, und forderie ſeinen Freund Höpfner auf, dieſen trefflichen Jungen hübsch in der Höhe zu halten. Schleiermacher wurde ein großer Kenner der Kunſt und Wiſſenſchaft und ein Mäcen des Landes. Als ſein fürſtlicher Freund die naturgeſchichtliche und künstlerische Sammlung des alten Muſeums in Darmſtadt bedeutend vermehrte, ein neues, aus einer Bildergalerie und einer Antikenſammlung beſtehendes anlegte und die Bibliothek erheblich vergrößerte, ſtanden ihm Schleiermacher und deſſen beide Söhne, der Oberbaudirektor und der Oberbibliothekar, ein großer Gelehrter, bei.¹⁾

Goethe ſchreibt in ſeinem Berichte über die „Kunſtſchätze am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815“ über Darmſtadt: „Das hieſige Großherzogliche Muſeum wird wohl immer unter den Anſtalten dieſer Gegenden zu den vorzüglichſten gezählt werden, und deſſen muſterhafte Einrichtung wird allen ähnlichen Unternehmungen billig zur Richtſchnur dienen. In dem geräumigſten Lokal ſind die mannichfaltigſten Gegenstände ohne Prunk, aber mit Ordnung, Würde und Reinlichkeit aufgeſtellt, ſo daß man durchaus mit Bewunderung im Genuſſe belehrt wird. Die herrlichſten Statuen in vortrefflichen Gypsabgüſſen verdienen wohl zuerſt genannt zu werden, an die ſich zahlreiche Büſten, Körpertheile, Baſreliefe anſchließen, alles in anſtändigen Räumen, der Betrachtung ſowie den Studien gleich günſtig. Die Nachbildungen in Kork von allen bedeutenden römischen, ja italieniſchen Monumenten, wozu ſich ältere deutſche

¹⁾ B. I, 212. N. **. 455. N. *. II, 48. f. III, 123. Butté I, 269. Steiner's Ludewig I, S. 432. f.

gesellen, geben dem Baukünstler zu den bedeutendsten Vergleichen Anlaß. Eine zahlreiche Gemäldesammlung, in welcher jeder Liebhaber sich nach seinem besondern Interesse an ältern und neuern Meistern geschichtlich unterrichten oder gemüthlich ergötzen kann, ist durch mehrere Zimmer verbreitet. . . . Man sagt nicht zu viel; wenn man behauptet, daß Musterstücke der Kunst und Merkwürdigkeiten aller Jahrhunderte und Gegenden, welche uns betrachtungswürdig überliefert werden, hier anzutreffen sind. . . . Was jedoch beinahe noch mehr als die Schätze selbst den Beschauer anspricht, ist die Lebendigkeit, welche man dieser Sammlung, als einer sich immer fortbildenden, anmerkt. Alle Fächer sind in Bewegung; überall schließt sich etwas Neues an; überall fügt sich's klarer und besser, so daß man von Jahr zu Jahr den schaffenden und ordnenden Geist mehr zu bewundern hat. . . . Eine naturhistorische Sammlung von gleichem Reichthum und Vollständigkeit steht dieser Kunstsammlung zur Seite. . . . Wenn auch hievon nur im Allgemeinen die Rede sein kann, so darf man wenigstens insbesondere der Sammlung gedenken, welche der vergleichenden Anatomie gewidmet, jene merkwürdigen Fossilien, Reste der gigantischen Thiere aus der Urzeit, wie sie in dem weiten Rheinthale so oft ausgegraben werden, geordnet und erhalten vor Augen stellt. Rührend war es dem Beschauer, viele Stücke hier zu finden, welche von dem verbliebenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt, und durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforschers hier gerettet und gesichert lagen. . . . Eine höchst reiche, ebenso würdig als reinlich aufgestellte Bibliothek setzt den Reisenden alsdann in Verwunderung und erregt in ihm den Wunsch, längere Zeit von diesen Schätzen Gebrauch machen zu können. Wie er denn auch, wenn er völlig fremd und mit hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt wäre, nothwendig auf den Geist, der einem solchen großen Körper Leben

gibt und erhält, aufmerksam werden müßte. Ihm könnte nicht einen Augenblick verborgen bleiben, daß die Neigung des Fürsten zu solchen Unterhaltungen groß und entschieden sein müsse; daß er einem einsichtigen Manne, welcher planmäßig und thätig hierin ungestört wirken kann, das volle Vertrauen schenkte; woraus denn wieder folgt, daß dem Vorgesetzten nur solche Mitarbeiter zu- und untergeordnet werden, welche in gleichem Sinne, mit gleichem Schritt, ohne Pause und Uebereilung, in Einer Richtung fortarbeiten. Freilich wird alsdann eine solche vortreffliche Einrichtung nicht als ein Wunder erscheinen, aber doch auf unserm Weltboden, wo Trennung, Unordnung und Willkür so sehr begünstigt ist, möchte sie noch immer wunderbar bleiben.“ Dann rühmt Göthe die Verdienste Ludwig's, des Vaters und der beiden Söhne Schleiermacher, und anderer.¹⁾ Der Dichter gedenkt anderswo seines „innigen Verhältnisses“ zu Schleiermacher.²⁾

III.

Die Moser-Tragödie.

Rehren wir zu den politischen Verhältnissen Darmstadt's und des Hessischen Landes zurück, so tritt uns auf diesem Gebiete als die hervorragendste Gestalt der berühmte Freiherr Karl Friederich von Moser entgegen.

Wir lassen der Geschichte dieses Mannes, so weit sie in den gegenwärtigen Zusammenhang gehört, die Angabe der wichtigsten Quellen und einiger Bearbeitungen vorausgehen.

Dadurch, daß ein Verwandter Moser's dessen Briefwechsel mit seinem Bruder während des berühmten Proceßes verbrannte,

¹⁾ Göthe's Werke 48, 388. ff. Vgl. S. 314. — ²⁾ Göthe's Werke 50, 226.

ist allerdings eine wichtige Quelle verschüttet; eine andere, der im Darmstädter Archiv bewahrte (unbeträchtliche) Briefwechsel Moser's mit der Landgräfin Karoline, ist unzugänglich. Die wesentlichsten Urkunden sind jedoch in den Proceßacten niedergelegt, deren Einsicht verstattet ist.¹⁾ Wir müssen ihr Studium den rechtsgelehrten Forschern überlassen. Von der Klageschrift, die der Fiscalanwalt, Regierungsrath Happel, bei der von Ludwig IX. in Gießen bestellten Untersuchungscommission einreichte, kam eine Abschrift in Wagner's Hände,²⁾ der daraus manche Auszüge in seiner dritten Brieffammlung mittheilte. Eine Fiscalschrift ist zwar als einseitig vorauszusetzen und erfordert die behutsamste Verwerthung; wir sind aber nicht berechtigt, ihr jede Geltung abzustreiten. Der Hofrath Dr. J. A. Reuß, der mit Moser's Vater befreundet war und von diesem „Aeußerungen der Wehmuth über die Ungerechtigkeit des Hessischen Verfahrens wider seinen Herrn Sohn“ hörte³⁾, nimmt sich in der Schrift: „Ueber die Rechtsache des Freiherrn von Moser mit des Herrn Landgrafen zu Hessendarmstadt hochfürstlichen Durchlaucht“, Stuttgart 1788. 4., des Angeschuldigten und Verfolgten mit Wärme und Verehrung an, macht aber dabei nicht den Eindruck der Parteilichkeit. Auf die einzelnen gegen Moser gerichteten Anklagen geht er nicht ein. Leider existiert, so viel uns bekannt, aus jener Zeit keine andere Schrift, die sich mit der Vertheidigung Moser's beschäftigt, und am schmerzlichsten vermischen wir in dieser Hinsicht seine eigene Stimme. Reuß bietet uns nun für die Geschichte des Moser'schen Proceßes fast allein die erforderlichen Materialien, und namentlich liefert er uns dazu eine Anzahl von schätzbaren Urkunden. Möglichst aus den letzteren schöpfen wir die Darstellung jener Geschichte, und bei der Benutzung der von Reuß

¹⁾ B. III, 201. N. ††. — ²⁾ III, 205. N. *. — ³⁾ S. 6. f. Bgl. Dienstjahre S. 4.

gegebenen Erzählung suchen wir nach Kräften das Objective, Thatsächliche von dem, was etwa nur der Auffassung des Referenten angehören möchte, abzusondern. Durch die Benützung der Urkunden treten freilich die Stimmen Moser's und des Reichshofrathes in den Vordergrund. Wir werden dieser unvermeidlichen Einseitigkeit durch die spätere Zurathziehung der gegnerischen Berichte abzuhelfen suchen, wobei uns freilich die Unvollständigkeit des zur Vergleichung mit der Keuß'schen Schrift gebotenen Materiales nicht unbedeutende und die juristische Abfassung einer Schrift fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzt. Diese im Jahre 1789 zu Frankfurt a. D. in 4. erschienene Schrift führt den Titel: „Rechtfertigung des Frankfurth'schen Urtheils in der Rechtsache des Freiherrn von Moser“ und rührt von Prof. L. G. Madihn her. So geschmacklos und verworren, so nachlässig im Einzelnen Madihn (der Verfasser des Frankfurter Urtheils)¹⁾ auch geschrieben hat, so beruft er sich doch auf Urkunden und Thatsachen, die nicht ohne Weiteres als untergeschoben und erlogen gelten dürfen, und zum Theil auch in den uns bekannten Bruchstücken der gegen Moser eingereichten Fiscalanklage vorkommen, sowie denn einzelne hier und in der Madihn'schen Schrift Moser'n beigelegte Aussprüche die deutlichen Zeichen seiner stilistischen Originalität und Genialität an sich tragen. Die Commission in Gießen, deren Mitglieder der Landgraf ihres Unterthaneneides entband, und das Spruchcollegium in Frankfurt a. D. kurzweg für Schurken zu erklären, wäre denn doch ebenso verkehrt, als verwerflich. Wäre auch die genannte Commission — worüber gelehrte Juristen urtheilen mögen — den Entscheidungen des Reichshofrathes gegenüber nicht befugt gewesen, in die ihr übertragenen richterlichen Functionen einzutreten, so würde doch aus dieser Einen Ungehörigkeit keineswegs hervorgehen, daß eben diese Behörde

¹⁾ S. 6; man vgl. namentlich S. 45.

Urkunden gefälscht, Zeugen bestochen und geradezu wider Recht und Gewissen entschieden habe. Schon vor der Madihn'schen Schrift, ebenfalls im J. 1789, erschien zu Bebenhausen in 4. die Schrift: „Des Freiherrn E. Fr. von Moser Dienst-Jahre in dem Fürstl. Hessen-Darmstädtischen betreffend. Als erläuternde Anmerkungen und Berichtigungen zu des Herrn Professor Neus Schrift über diesen Gegenstand.“ Diese „Dienstjahre“, wie wir in der Kürze citieren werden, lassen zwar am Schlusse¹⁾ einen leidenschaftlichen Haß gegen Moser'n hervorbrechen und sind anonym geschrieben; wenn aber auch beide Umstände zu erhöhter Vorsicht rathen, so genügen sie doch nicht, sofort die Unglaubwürdigkeit dieser Schrift zu beweisen. Der Merck'schen Aufzeichnungen über Moser wird später gedacht werden. Unter den neueren Schriftstellern, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, nennen wir Bopp²⁾ und Rosenstein.³⁾

Karl Friederich von Moser, der älteste Sohn Johann Jakob's, 1723 in Stuttgart geboren, trat zuerst als Kanzleisecretair, dann als Legationsrath in Hessen-Homburgische Dienste und theilte sich hierauf an der Leitung der von seinem Vater errichteten Staats- und Kanzleialademie in Hanau, die eine praktische Vorbildung für den Staatsdienst geben sollte. Im J. 1752 ernannte ihn der Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt zum Legationsrath und accreditierte ihn bei der freien Reichsstadt Frankfurt. 1756 trat Moser förmlich in Ludwig's Dienste. 1759 wurde er von ihm mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes wieder nach Frankfurt gesendet, um daselbst die Darmstädtische Stimme beim Oberrheinkreise zu führen und zugleich, bei den Drangsalen des siebenjährigen Krieges, auf Schonung des Landes hinzuwirken.⁴⁾ In demselben Jahre erschien sein berühmtes Buch: „Der Herr und

¹⁾ S. 19. f. — ²⁾ In Kotted's und Welcker's Staatslexikon s. v. „Moser“. — ³⁾ Im 15. Bande der Preussischen Jahrbücher S. 229—258. 475—505. — ⁴⁾ Bopp S. 780—782. Rosenstein S. 232—235.

Diener.“ ¹⁾ 1763 wurde er Hessen-Cassel'scher Geheimerath und oberrheinischer Kreisgesandter, blieb aber in Verbindung mit dem damaligen Erbprinzen, dem nachherigen Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Ludwig VIII. gab in dem Entlassungsrescripte ihm das Zeugniß: „daß ihm der Verlust eines so geschickt- als redlichen Mannes, aus dessen bisher bezeugter Treue, Dexterität und erspriesslichen Diensten er ein besonders gnädigstes Wohlwollen geschöpft habe, anders nicht als schwer ankommen könne, und Er daher seine fernere Beibehaltung in seinen Fürstlichen Diensten sehnlichst wünschte.“ Am 7. März 1764 schrieb Henriette Karoline ²⁾ (französisch) an Moser: ³⁾

„Ich finde, mein Herr, nachdem ich Ihnen zur Seite gestanden habe, Ihren Wunsch, daß der Erbprinz Ihre Entlassung angenommen hätte, nur zu begreiflich. Aber er fühlt, wie nützlich Sie ihm sein werden. — Ich achte Sie zu hoch, mein Herr, um nicht mit Freuden zu bemerken, daß Sie uns unter irgend einer Form noch angehören. Außer dem Guten, welches ich daraus für meine Kinder und das Land hoffe, will ich Ihnen noch einen anderen Grund sagen. Sobald Sie auf den Dienst des Prinzen verzichten, werden sich zehen andere, dafür finden, die weniger gewandt, weniger unbestechlich und weniger gewissenhaft als Sie, auf diese Stelle ausgehen, dem vorherrschenden Geschmacke des Prinzen schmeicheln, die das Unmögliche möglich finden und uns schließlich zu Grunde richten werden. Aber so lange man Sie an der Spitze der Geschäfte vermuthet, werde ich keinen neuen Anschlag zu fürchten haben. — — Leben Sie wohl, mein Herr, verlassen Sie uns nicht und zählen Sie auf meine wahre Achtung; ein Gefinnungswechsel gegen Personen von Ihrer Denkungsart ist mir fremd.“

1767 zog er nach Wien, ⁴⁾ trat mit dem Titel eines

¹⁾ Rosenstein S. 288. f. — ²⁾ Vgl. Rosenstein S. 235. f. 238. —

³⁾ Keuß S. 14. f. — ⁴⁾ Rosenstein S. 236. f.

Reichshofrathes in den Oesterreichischen Staatsdienst ein, wurde wirklicher Reichshofrath¹⁾ und zugleich von Joseph II. in den Freiherrnstand erhoben. Im Anfange des Jahres 1770 verließ er Wien, blieb jedoch kaiserlicher Diener. Joseph II. übertrug ihm die Verwaltung der am linken Mittelrhein in der heutigen Pfalz gelegenen kaiserlichen Grafschaft Falkenstein, wo er seinen Aufenthalt in der kleinen Stadt Winnweiler nahm.²⁾ Seine Stellung war jetzt eine beinahe unabhängige. Im J. 1772 kam er auf besonderes Verlangen des Landgrafen Ludwig IX. und namentlich der Landgräfin Karoline wieder in Hessen-Darmstädtische Dienste, und zwar nunmehr als Präsident des Geheimerathes und Kanzler. Er zog nach Darmstadt.³⁾

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß er mit der Landgräfin Karoline später zerfiel, und daß hierdurch auch sein Verhältnis zu dem Landgrafen in Frage gestellt wurde. Ihr baldiger Tod scheint ihm in seiner Stellung förderlich gewesen zu sein. Er regierte noch eine Reihe von Jahren hindurch mit großer Gewalt, bis seine unnatürliche Verbindung mit dem Landgrafen sich auflöste und dieser zu seinem Verfolger wurde. Moser's Verhältnis zu der großen Landgräfin, um deren finanzielle Verhältnisse er sich verdient machte,⁴⁾ läßt sich zumal da seine Correspondenz mit ihr der Oeffentlichkeit entzogen ist, schwer beurtheilen. Die „Dienstjahre“ fassen in dieser Beziehung ihre Anklagen⁵⁾ so zusammen: „Er genoß aller Gnade der Landgräfin, und belohnte diese dafür mit dem schändlichsten Undank. Sollte es diesem ehemaligen Minister ganz aus dem Gedächtniß entfallen sein, wie er sich, da sie mit ihrer Tochter, der nun auch verewigten Großfürstin, nach Rußland reisete, drängte, nachzureisen, um seine Talente daselbst brillieren zu lassen, einige tausend Rubeln zu erhaschen und durch Betrei-

¹⁾ Rosenstein S. 256. — ²⁾ Vgl. Nabigh S. 19. — ³⁾ Doyy S. 788. Rosenstein S. 257. f. — ⁴⁾ W. III, 220. f. vgl. 100. — ⁵⁾ S. 8. f.

bung einer Forderung von einem gewissen Reichsgrafen sich etwan 30,000 fl. zu verschaffen; und dann zwischen dieser Dame und ihrem Gemahl eine schändliche Uneinigkeit anzettelte, über welche er damals den Hals gebrochen haben würde, wenn nicht die ausnehmende Großmuth dieser Fürstin ihn bloß mit Verachtung gestraft hätte. Ich denke, der Freiherr v. Moser wird es am besten erklären können, wer wohl der traitre gewesen sein mag, dessen die verewigte große Dame in ihrem Testamente gedenkt.“ Hiermit stimmt die ausführlichere Erzählung Merck's¹⁾ zusammen, aus der jedoch hervorgehen möchte, daß Moser'n zu der Reise nach Rußland zunächst die Absicht bestimmt habe, den Confessionswechsel der Princessin Wilhelmine zu verhüten. Auch in der Klageschrift des Fiscalanwaltes wird angeführt, die Landgräfin habe Moser'n in ihrem Testamente einen Verräther genannt.²⁾ Merck schreibt den 28. Juni 1774 an Nicolai:³⁾ Moser sei in den letzten Zeiten so gewaltig mit der Landgräfin zerfallen, daß sie seiner sogar als eines Verräthers in ihrem Testamente gedacht habe; und in seinen Aufzeichnungen über Moser äußert er: „In ihrem Testamente gedachte sie seiner als des einzigen Menschen, den sie auf dieser Welt als ihren Feind erprobt hatte, und vergab ihm vor Gottes Angesicht alle seine Schuld.“⁴⁾ In dem von Steiner⁵⁾ mitgetheilten Auszuge des Testaments sagt freilich die Landgräfin ganz allgemein: „Je pardonne à mes Ennemis, si j'en ai, et aux traitres;“ aber Merck war noch kein Lügner und Verleumder, wenn er etwa in Uebereilung jenen Ausdruck der Landgräfin auf Moser'n allein bezog.⁶⁾

Für Moser's Verhältniß zu dem Landgrafen⁷⁾ ist ein an ihn gerichtetes Schreiben desselben, das Moser nachher

¹⁾ W. III, 221—225. — ²⁾ Mabin S. 26. W. III, 224. N. *. —

³⁾ W. III, 99. f. — ⁴⁾ W. III, 224. — ⁵⁾ Caroline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt, S. 22. f. — ⁶⁾ Man vgl. übrigens Rosenstein S. 489—491. — ⁷⁾ Vgl. W. III, 282. oben.

(1782), ohne den Verfasser zu nennen, in seinem „Nector“¹⁾ veröffentlichte, sehr bezeichnend: „Ich habe den Herrn zu meinem Minister ernannt, aber noch **niemals** die geringste Versuchung gehabt, Mir in meinen alten Tagen in seiner Person einen Hofmeister zu setzen. So lang ich lebe, will ich Herr bleiben, und Meinen Willen und Entschließungen nicht in das Wollen und Nicht-Wollen meiner Diener gefangen nehmen, und wann der Herr nicht Fähigkeiten genug in sich spüret, Befehle von seinem Herrn anzunehmen und zu gehorchen, so finde ich, daß wir beide uns nicht zusammen schicken, sondern daß eine Trennung ohnumgänglich nöthig ist.“²⁾

Hauptsächlich weil der Landgraf drei Kabinettsbefehle, die Moser mit dem bestehenden Schuldenplane und mit dem Wohle des Landes unvereinbar fand, gleichwohl theilweise schlechterdings durchgesetzt haben wollte, und alle Vorstellungen dagegen im voraus unterjagte,³⁾ legte Moser seine Dienste in die Hände des Fürsten nieder und erhielt am 7. Juni 1780 seine Entlassung.⁴⁾ Er begab sich auf sein Gut in Zwingenberg.⁵⁾ Bei seinem Austritte stellte er sämtliche Briefe, die er während seiner Dienstzeit von dem Landgrafen erhalten hatte, freiwillig demselben wieder zu. Später sagte Moser, wenn er nicht diese gutherzige Schwachheit gehabt hätte, würde er „im Stande sein, die eigenen unzählbaren Bekennt- und Zeugnisse der Liebe, Dankbarkeit und Vertrauens des Landgrafen selbst vor- und darzulegen.“⁶⁾

Durch ein Decret vom 17. Juni 1780 befohl der Landgraf dem gesammten Ministerium, durch die Rentkammer unverzüglich den Kammeretat und die Bilanz aufstellen zu lassen,

¹⁾ S. 298. f. — ²⁾ B. III, 232. — ³⁾ Ueber andere Veranlassungen zum Rücktritte Moser's s. Rosenstein S. 492. — ⁴⁾ Das politische „Erdbeben“, das seine Entlassung herbeiführte, zog sich durch einige Monate hin. Vgl. B. I, 242. 252. — ⁵⁾ Reuß S. 20. 23. Vgl. Bopp S. 789. f. — ⁶⁾ Reuß S. 22. N. *.

und die Generalcasse von 1771 bis auf den gegenwärtigen Moment zu revidieren. In einer Nachschrift von demselben Tage verwahrte er sich, er habe bei dieser Verfügung nur die Absicht, die geheimen Rätthe mit dem ihnen bisher unbekanntem Zustande der Finanzverfassung bekannt zu machen; keineswegs aber wolle er, daß die Untersuchung den Namen einer Inquisition gegen Moser haben solle. Er befahl den Geheimeräthen, diese Sache auf's glimpflichste und ohne üble Nachrede vorzunehmen. „Indem ich“, fügte er hinzu, „mit seinen Diensten zufrieden bin, und gestehen, ja zu seinem unsterblichen Ruhm sagen muß, daß er mich aus meinem Labyrinth gezogen, woraus die übrigen Herren mich nicht ziehen können. Ich wiederhole also allen vier geheimen Rätthen mit Freundschaft und Liebe zu Werk zu gehen, und überhaupt nur auf dasjenige zu halten, was der gewesene Präsident arrangirt und beschloffen hat, und (indem) der Periodus von anno 1771 just die Zeit gewesen, wo alles in Ordnung gekommen ist.“¹⁾ Aehnlich sprach er sich in einer Resolution vom 15. August aus.²⁾

Im October richtete Moser an ihn eine Zuschrift, worin er ihm sein Haus in Darmstadt zum Verkaufe anbot,³⁾ und — — — in einer hierauf am 16. December erlassenen, vom Landgrafen unterzeichneten Resolution des geheimen Rathes wurde ihm — ohne Urtheil und Recht zur Last gelegt, „daß er während der Zeit seiner durch den eisernen Tritt der Bosheit und Ungerechtigkeit bezeichneten Ministerschaft einestheils durch Willkür, Despotismus, Mißbrauch der ihm vom Fürsten anvertrauten Gewalt und durch Mißhandlung der Fürstlichen Dienerschaft und Unterthanen, anderntheils durch die seinem Fürsten in der von ihm bereicherten Sprache eines Heuchlers angebrachten Unwahrheiten und Verleumdungen das Land in rathlose Verwirrung gesetzt habe.“ Dieses Schreiben wurde wahrscheinlich an mehreren Höfen verbreitet.

¹⁾ Keuß S. 16—19. — ²⁾ Keuß S. 20. — ³⁾ Vgl. B. III, 204.

Moser schrieb von Zwingenberg aus unter dem 25. April 1781 an einen Staatsmann:¹⁾ er habe inzwischen eine namhafte Zeit dazu angewendet, sein ganzes Leben die Musterung passieren zu lassen und mit richterlicher Redlichkeit und Unparteilichkeit sich selbst zu prüfen. „O! was sieht und findet man da an sich, was man nie zu sehen und zu finden geglaubt. Bei allem Bewußtsein der redlichsten Absichten, der wohlthätigsten Bemü- und reinsten, uneigennützigsten Bestrebungen, wie unvollkommen und befleckt stellen sich manche der schönsten und gezeichneten Handlungen im Lichte dessen dar, der Herzen und Nieren prüft? wie viel muß man von dem Capital eigener Verdienste rabattieren! welche Wahrheiten, bitter und grob, aber Wahrheiten, muß man sich von Feinden, Neidern und Tadlern sagen lassen, die man sich aus Gefälligkeit und Eigenliebe selbst verschwiegen? und wie bilanciert sich's in diesem Gericht selbst-administrirter Gerechtigkeit zuletzt so, daß man gern wieder als Mousquetier zu dienen sich entschließen könnte, nachdem man vorhin Feldherr sein zu können vermeint hat. Welche Beichten und Bekenntnisse hätte ich hierinnen aus diesen meinen neuesten Erfahrungen abzulegen? aber nur wenige würden sie richtig beurtheilen, die meisten sie mißdeuten und mißbrauchen. . . . Bei stillerer Ueberdenkung finde ich Gottes Weisheit und Erbarmung über seine Menschen darin, daß sich immer noch gute Menschen, starke edle Seelen finden, die, nicht aus bloßem Ehrgeiz und Tagelöhnersnoth, aus warmem Herzen sich hingeben, Zeit, Kräfte, Leben dran wenden, um einen Staat, König, Fürsten, Land, Stadt aus dem Elend und Verwirrung heraus zu reißen, gegen den Strom zu schwimmen, zu ringen, bis sie's ändern abgewonnen und durchgesetzt haben, mit der täglichen Erwartung, daß eben die, welche sie gerettet, ihnen nach gelöschtem Brand den Feuereimer auf dem Kopf entzwei schlagen,

¹⁾ Kenß S. 51—53.

der König oder Fürst aber auf das neu geschenkte Leben wieder losstürmt und sie selbst alle die Menschengesichter schon um sich sehen, die nur ihren Fall oder Tod erwarten, um es wieder so arg machen zu können, als es vorhin war; — und dann finde ich Helden-Geduld größer, herrlicher und siegender, als Helden-Muth, der nur immer thun, und nie dulden und warten will, und schäme mich, daß ich in jener Tugend so weit zurückgeblieben bin.“

Er bat in zwei an den Landgrafen gerichteten Schreiben vom 6. December 1781 und vom 18. Januar 1782 „wehmüthigst“ um Sicherstellung seiner Ehre und Ruhe, damit er nicht zum Kaiser seine Zuflucht nehmen müßte.¹⁾ Hierauf wurde er plötzlich am 6. Mai 1782 vor das nach Zwingenberg gekommene Geheimerathscollegium gerufen und ihm — abermals ohne Urtheil und Recht — im Namen des Fürsten die Landesverweisung angekündigt. In einem Rundschreiben vom 25. Mai wurde aller Umgang und aller briefliche Verkehr mit ihm und seinem Bruder untersagt. Moser wanderte aus.

Er hatte Bibliothek und Gemäldesammlung, Garderobe und Kostbarkeiten schon verkauft. Nun mußte er auch sein Gut in Zwingenberg mit Schaden los schlagen. Der Ueberschuß diente ihm zu einer Reise nach Wien. Hier wurde seine Vorstellung noch im J. 1782 dem Reichshofrathe übergeben. Am 16. November wurde der Landgraf durch ein Rescript aufgefordert, „dem Freiherrn von Moser wegen dessen verletzter Ehre die gebührende Genugthuung, samt Ersetzung alles daraus entsprungenen Schadens angebeihen zu lassen.“²⁾ Die Einwendungen des Landgrafen wegen ungehöriger Gerichtsbarkeit wurden verworfen und ihm (12. September 1783) aufgegeben,

¹⁾ Keuß S. 27. Man vergleiche damit, was Merck B. III, 189. f. erzählt. — ²⁾ Keuß S. 24—28.

in Zeit von wenigen Monaten dem Gerichte die Anzeige zu machen, daß er dem Urtheile gehorcht habe. Zugleich wurde ihm freigestellt, „nach gänzlicher Befolgung des Rescripts, falls derselbe den Freiherrn von Moser, wegen geführter Administration, Anspruchs zu entlassen nicht gesonnen, dieserhalb angebotener Mafsen und in rechtlicher Ordnung gegen denselben zu verfahren.“ Der Landgraf verhieß, den Spruch des Gerichtes zu befolgen, setzte aber „gegen den deutlichen Inhalt des angeführten Reichshofrathsconclus.“ in Gießen eine Untersuchungscommission nieder, deren Mitglieder ihres Unterthaneneides von ihm entbunden waren, und der größte Theil von Moser's Vermögen wurde mit Beschlag belegt. Bei der Commission reichte der Fiscalanwalt Regierungsrath Happel eine Klagschrift ein, in welcher, nach Ausführung von 29, zum Theil schweren Klagepunkten, hauptsächlich lautend auf Amtserwerb durch Verunglimpfung der früheren Minister in einer starken Hinneigung zur Fälschung und Amterschleichung, auf Majestätsverletzung, auf falsche Referate und auf Amtsmißbrauch,¹⁾ der Schlußantrag auf Erstattung von 98,290 fl., abgesehen von persönlicher Bestrafung, gestellt wurde.²⁾ Zu den geschäftigen Bestandtheilen der Anklage rechnen wir die Mittheilung der von Moser aus Winnweiler an den Landgrafen gerichteten vertraulichen Briefe und die daraus gezogene Beschuldigung der Amterschleichung und die Vorlage der herabsetzenden Urtheile, die er sich über Mitglieder des fürstlichen Hauses erlaubt hatte.³⁾ (Die Annahme liegt sehr nahe, daß der Landgraf anz, besonders durch Hinterbringung solcher Urtheile gegen Moser'n umgestimmt und zum unversöhnlichen Haffe gegen ihn entflammt worden sei.) Der Fiscalanwalt gab die Schlußklärung, daß Moser durch zahllose Ungehörigkeiten und nament-

¹⁾ B. III, 233. — ²⁾ B. III, 205. — ³⁾ Radikn S. 23—26. vgl. Rosenstein S. 500. f.

sich durch Störung der Justiz und Beugung des Rechtes sich ein Denkmal der Schande, das in dem von ihm mißhandelten Land unvergeßlich bleiben werde, errichtet und selbst sein eigenes Conterfei im Herrn und Diener S. 249 gemalt habe.¹⁾

Moser bat in einer an den Kaiser gerichteten Eingabe vom 26. Mai 1783 um die Niedersetzung einer „ganz unparteiischen Commission aus eigenen ihrer Pflicht zu entlassenden oder von einem andern Fürstenhaus zu erbittenden Rätthen“, und durch ein Conclusum vom 5. September wurde dieses Erbiten angenommen. Der Reichshofrath verwarf sodann in einem Conclusum vom 17. August 1784 die Hessische Partitionsanzeige und gab zugleich dem Landgrafen auf, bis zu wirklich erfolgter Partition die niedergesetzte Commission sammt deren Verfügungen und dem angelegten Arreste sofort wieder einzuziehen, auch über den Schadenpunkt sich repliando vernehmen zu lassen.²⁾

Es versteht sich hiernach von selbst, daß Moser sich weigerte, auf die wiederholt an ihn gerichteten Vorladungen zu erscheinen, indem er die Commission als nicht zu Recht bestehend erkannte.³⁾ Sie verfuhr also in contumaciam, wobei es auffallend ist, was Madihn⁴⁾ erwähnt, daß die Zeugen nicht vorher noch mit dem Zeugeneide belegt wurden, und daß man dem Beklagten vor dem definitiven Urtheile keinen defensor ex officio bestellte. Nach erfolgtem Schlusse sandte die Commission am 25. Januar 1785 die Acten an die Juristenfacultät in Frankfurt an der Ober, bei der Moser Vater Ordinarius gewesen war.⁵⁾ Das Gutachten derselben lautete zustimmend.

Am 21. Februar übergab Moser dem Reichshofrath eine Verzichtleistung,⁶⁾ die mit folgenden Worten schloß

¹⁾ B. III, 282. — ²⁾ Neuß S. 41. f. — ³⁾ Vgl. Madihn S. 12. 17. — ⁴⁾ S. 39. — ⁵⁾ Madihn S. 5. — ⁶⁾ Vgl. Rosenstein S. 4.

„So geruhen Eure Kaiserl. Majestät allergnädigst zu genehmigen: Daß ich nach so vielen Abwechslungen und Widerwärtigkeiten meines Lebens vollends in Ruhe sterben, die noch übrige wenige Tage Gott und dem Dienst der Wahrheit und des Vaterlandes einzig widmen, dem Herrn Landgrafen zu Hessendarmstadt aber seine Beleidigungen und Mißhandlungen (was hiemit geschieht) vergeben, von Herzen vergeben und den eigenen Gefühlen des Gewissens dieses Fürsten lediglich überlassen dürfe: ob derselbe, der mich nach 25 jährigen von ihm selbst als treu und gemeinnützig gepriesenen Diensten zum armen Mann gemacht, auch noch den zu meinem dürftigen Unterhalt und Versorgung meiner Ehegattin nach meinem Tod übrig gebliebenen, von ihm gewaltthätig eingezogenen und vorenthaltenen geringen Rest meines Vermögens gleichfalls behalten, und wie er diese Behandlungen dereinst vor Gott, aller Menschen und Fürsten letztem und höchstem Richter verantworten wolle? Zu welchem meiner Gesinnung thätigster Bewährung ich zugleich aller und jeder an den Herrn Landgrafen zu Hessendarmstadt gemachten Satisfactions-, Schadens und Entschädigungs-Forderungen mich hiemit wohlbedächtlich und gänzlich begeben, denselben freiwillig und verbindlichst entsage, des aus den erlangenen Reichsoberstrichterlichen Erkenntnissen erlangten und habenden Rechts mich verzeihe und Euer Kaiserl. Majestät allerunterthänigst bitte, diese ganze Klagsache von nun an als erloschen und nicht mehr existirend zu achten.“

Am 13. Juli 1785 richtete Moser ein Vorstellungs- und Bittschreiben an den Landgrafen: „Drei Jahre sind nun vorüber, daß E. H. D. mich aus meiner stillen Hütte vertrieben, und aus einem Land ins andere fliehen machen; seit mehr denn ein Jahr und Tag ist mir sogar mein einiger noch übriger Lebensunterhalt mit gewaltigem Arrest bestrifet, und ich muß von verborgtem Geld leben; mein Haus, womit ich in meinem

geglaubten Vaterland mich angekauft, fällt zusammen; meine Gesundheit ist durch die nun ins sechste Jahr dauernde Qualen, Schrecken, Kummer und unaufhörliche Verläumdungen meines ehrlichen Namens ganz und gar zerrüttet; mein Leben ist nur noch steter Wechsel von Gram, Schmerz und Leiden. Ich hoffte dann wenigstens durch die Entfagung meines errungenen Rechts und aller schon auf dem Moment der wirklichen Execution gestandenen Genugthu- und Entschädigung E. H. Durchl. unverdienten Zorn zu stillen, und durch dieses große und letzte Opfer die Ruhe meines mühsamen Lebens und das Ende der bisherigen Verfolgungen zu erkaufen. Vergebens sehe ich aber nun nach vier Monaten E. H. D. höchsten Entschließungen darauf noch immer entgegen. Ist noch etwas in meinen Kräften, um E. H. D. zu versöhnen, befehlen E. H. D. was ich thun oder lassen solle? ich bin zu allem, was ich ohne Nachtheil meiner Ehre thun kann, eben so vollkommen bereit, als ich mit tiefster Ehrfurcht lebenswürdig bin u. s. w.“¹⁾ In einem weiteren Vorstellungs- und Bittschreiben an den Landgrafen, vom 10. October, sagt Moser, er habe, nach den in seinen Händen befindlichen legalen Beweisen, den Schmerz erleben müssen, daß der Landgraf ihn, „anstatt großmüthiger Versöhnung und Vergütung, in Person habe mit Pistolentugeln bedrohen lassen.“ Weiter unten heißt es: „Ich erbitt hiermit nochmalen und zwar zum letztenmal E. H. Durchl. schließliche Resolution, und wiederhole zugleich die bereits vor E. H. Kaiserl. Majestät, höchstdero und meinem Richter niedergelegte Erklärung: daß, ohngeachtet ich mich vor der vor E. H. Kaiserl. Majestät längst cassirten Gießler Commission nicht und niemals einlassen kann und werde, ich jedoch jeder Gesetz- und Ordnungsmäßigen, nebst E. H. D. selbst eigenem gerichtlichen Erbieten a

¹⁾ Neuß S. 65.

gemessenen Untersuchung meines ganzen, von 1753 an sich datirenden Darmstädter Dienstlebens, mich nach vorerst aufgehobener Bestrickung meines Eigenthums und Lebensunterhalts, je eher je lieber willigst zu stellen bereit sehe, und je strenger, unparteiischer und gesetzmäßiger dabei verfahren wird, mir bei dem Bewußtsein eines unbefleckten Lebens und unbeschwerten Gewissens, nur um so erwünschter sein werde. Erhalte ich auch hierauf keine baldige und den Grund meiner bisherigen Beschwerden erschöpfende Entschließung, so werde ich mich nur noch erinnern müssen, was ich bei so beispielloser Unversöhnlichkeit mir selbst, meiner Familie, meiner Ehre und in der Welt erworbenem guten Namen, den ich mit den Waffen der Wahrheit bis zum letzten Athemzuge vertheidigen werde, und der so theuer ranzionirten Ruhe meines Lebens schuldig bin.“
U. s. w.¹⁾

Moser empfing eine vom 7. October 1785 datierte Vorladung der Gießener Commission zur Vernehmung des Urtheiles.²⁾ Dieses Urtheil wurde zwar dem von Amtswegen aufgestellten Anwalte wirklich verkündigt, demselben aber das tiefste Stillschweigen auferlegt. Die Commission verurtheilte den Beklagten zu sechsjährigem Festungsarreste und zur Bezahlung einer furchtbaren Geldsumme. Er sollte nämlich „in Ansehung der geforderten indemnisationis fisci [Schadloshaltung des Staatsschatzes] und libellirten [in der Klage näher bezeichneten] Posten“ widerrechtlich verbrauchte und eingenommene Gelder im Betrage von 22,512 fl. zurückerstatten und zugleich den ihm durch den Kläger noch zu specificirenden Schaden verüben, den er durch die von ihm angestellte Landcommission und durch unrichtige und widerrechtliche Verwendung der dazu bestimmten Gelder dem Lande zugefügt habe, alles sammt dem

¹⁾ Reuß S. 66. f. — ²⁾ Reuß S. 68.

aus etwaigem Verzuge erwachsenden Schaden. Er wurde außerdem in die Kosten verurtheilt.¹⁾ Einem officiellen Zeitungsartikel gemäß beliefen sich die Ansprüche des Fiscus an Moser vorläufig schon auf 98,290 fl. Am 18. October 1785 wurden die Urtheile der Facultät veröffentlicht. Auch wurde von der Commission die Beschlagnahme des Moser'schen Vermögens angeordnet. Am 20. August 1786 reichte Moser eine „Vorstellung puncto denegatae justitiae“ (wegen verweigerter Gerechtigkeit) beim Kaiserl. Reichshofrath ein. Der Landgraf befahl eine nochmalige Untersuchung.²⁾ In einem am 28. Juni 1787 vom Reichshofrathe an den Landgrafen erlassenen Rescripte wurde das ganze gegen Moser vorgenommene Contumacialverfahren, nebst der darauf eingeholten Sentenz cassirt und aufgehoben und der Landgraf angewiesen, falls er Mosern „Anspruchs zu entlassen nicht gemeinet sei“, zur Untersuchung der gegen denselben erhobenen Anklagen, dessen 1783 beim Kaiser gemachtem und angenommenem Erbieten gemäß, eine ganz unparteiische Commission aus eigenen ihrer Pflicht zu entlassenden oder von einem anderen fürstlichen Hause zu erbittenden Rätthen niederzusetzen.³⁾ Moser flehte in einem Schreiben vom 16. August 1787 den Landgrafen an: „in der von dem Richter im Reich verordneten Maasse“ ihm endlich diejenige Gerechtigkeit, wonach er einzig schmachte, angedeihen zu lassen.⁴⁾ Erfolgte am 29. November die Hessen-Darmstädtische Gehorsamsanzeige und die Mittheilung, daß der Landgraf bereits eine neue Commission, bestehend aus Siebener Professoren und Beamten, ernannt und ihrer Pflicht entbunden, und die Aufhebung des Vermögensbeschlages verfügt habe. Dieß alles geschah auch wirklich. Aber ehe noch Moser'n d

¹⁾ Vgl. B. III, 233. — ²⁾ Keuß S. 28—40. 57—64. — ³⁾ Keuß S. 41. f. — ⁴⁾ Keuß S. 69. — ⁵⁾ Keuß S. 73. 79.

Gehorsamsanzeige mitgetheilt worden war, hatte man die kaum aufgehobene Beschlagnahme schon wieder erneuert und Moser'n vor die neue Commission geladen. Am 20. Februar 1788 erhielt er die Gehorsamsanzeige, und hier wurden ihm zum erstenmale die Fakultäts-Urtheile bekannt, die ihn als Missethäter behandelten.¹⁾ Er richtete an demselben Tage aus Mannheim an die neue Commission ein Schreiben, worin es heißt: „Ich habe Ihrem Fürsten und seinem Vater, und seinem Haus und Land, als ein rechtschaffener Mann nahe an 30 Jahre gedient und befinde mich über mein ganzes Dienstleben nicht in dem Fall, eine Missethätters-Gnade zu suchen und darum zu bitten, ich habe aber, durch Gottes Gnade und Beistand, auch Unrecht und Undank zu ertragen gelernt. Um nun meinen eigenen Qualen und langsam Braten ein Ende zu machen, Euer zc. in Dero Amts- und Berufsgeschäften nicht zur unnöthigen Hinderniß zu werden, dem Herrn Landgrafen zu Hessendarmstadt, meinem gewesenen Dienst- und Landesherrn, aber das beste Opfer meiner Treue und Gehorsams darzubringen, ergeht hiemit an Euer zc. meine unbewundene Erklärung: daß wenn Ihre Hochfürstl. Durchlaucht es auf Ihr Gewissen und zu dereinstiger Verantwortung vor Gott, aller Menschen und Fürsten Richter, nehmen wollen, ich nicht nur mich unterwerfe, daß mein in Darmstadt mit Arrest belegtes Vermögen zu denen in dem Frankfurter Urtheil bemerkten und sonst noch weiter beizusetzen beliebten Posten brevi manu eingezogen und confiscirt werde, sondern, wenn solches hiezu nicht hinreichen sollte, bin ich bereit, meine Bücher, Kleider und alle andere noch übrige Habe zu deren Tilgung allhier freiwillig zu verabsolgen. Auch erkläre ich mich willig und bereit, den mir von den Frankfurter Juristen zuerkannten sechsjährigen Bestungsarrest anzutreten, und so lang mir Gott selbst das Leben fristen wird,

¹⁾ Neuß S. 48. f.

auszuhalten, und belieben Euer zc. nur mir wissend zu machen: wenn? und wo ich mich einfinden solle?“ u. s. w.¹⁾ Schon traf Moser in der Stille die Vorbereitungen zum wirklichen Antritt seiner letzten Reise, als er, statt einer Antwort auf diese Erklärung, durch einen Artikel der Hesses-Darmstädtischen privilegierten Landzeitung,²⁾ der in eine Menge von anderen Zeitungen übergieng,³⁾ dem ganzen Publikum als Missethäter aufgestellt wurde.⁴⁾ Hierauf richtete er unter dem 10. April 1788 ein Schreiben an die neue Commission,⁵⁾ worin es hieß: „Ein Erbieten, wie das von mir unterm 20ten Febr. abgegebene war, thut ein ernsthafter Mann in seinem Leben einmal. Da nun Euer zc. die höhere Resolution hierüber erwartet, so hätte mir meiner Seits gleichfalls geziemt, vorerst abzuwarten: ob der Herr Landgraf zu Hesses-Darmstadt dieses mein Erbieten an- und auf Ihr Gewissen nehmen, oder in welcher Maasse Sie selbst Sich darüber erklären wollen? Nachdem aber solches nicht geschehen, sondern dieser Fürst, nach der von jeher gewohnten Praxi, sich anständig gehalten, mich in der Darmstädter Landzeitung ausstrommeln und mit Roth werfen zu lassen, so nehme ich dieses statt einer Fürstlichen Resolution auf und an, hingegen mein aus Uebermaas von Schmerzen eines tief verwundeten Herzens gethanes Erbieten vom 20ten Febr. andurch wieder zurück und erkläre mich dagegen, vor Euer zc. als vor der auf mein eigenes Dringen und Bitten und auf Reichsobristrichterlichen Befehl endlich erpreßt- und erkannten Untersuchungscommission in dem ferners anzuberaumenden Termin, unfehlbar in Selbstperson zu erscheinen. Es kann aber solches nunmehr nicht

1) Keuß S. 74. ff. — 2) 1788. N. 28. — 3) Vgl. Keuß S. 3. —

4) Keuß S. 45. 54—65. Keuß macht sich S. 56. N. R. öffentlich anheilig, den Beweis zu führen, daß man (wer?) eine Zeitung-Invective über Moser mit einem ansehnlichen Geschenke habe erkaufen wollen. —

5) Keuß S. 78—80.

anderst gesehen, als wann mir forderist und 1.) ein von dem Herrn Landgrafen eigenhändig unterschriebener Geleitbrief von und zu Rechten zur Sicherheit vor meine Person, Ehegattin, Bediente und bei mir habende Papiere, gegen alle unter dem Namen des entfernten und vor allen Menschen unzugänglichen Fürsten zu besorgende Gewaltthaten ausgefertigt und beliefert wird.“ Sodann verlangt er 2.) daß die Untersuchung in Darmstadt geführt werde, wo allein die erforderlichen Papiere und die abzuhörenden Personen in der Nähe zu finden seien. In einer Zuschrift an die Sießener Commission vom 14. Juni 1788¹⁾ erklärte Moser: da er durch die widerrechtliche Entziehung seiner Selbstvertheidigung, durch die Zumuthung, durch einen Advokaten verhandeln zu lassen, durch das ihm gemachte Ansinnen, an einem Orte zu erscheinen, wo alle zu seiner Vertheidigung und Rechtfertigung dienenden Mittel schlechterdings ermangelten, da er durch die unter Auctorität, Vorwissen und Genehmigung des Landgrafen in allen Zeitungen Deutschlands und selbst durch den fürstlichen Comitial-Gesandten auf dem Reichstage verbreitete und respective ausgetheilte Schmähschrift eines verkappten Calumnianten auf's grausamste von Neuem beleidigt und dadurch genöthigt worden sei, diese schreiende Beschwerde beim Kaiser klagend einzubringen und um Uebertragung der auf sein Bitten erkannten und errungenen Untersuchungscommission auf einen andern unparteiischen, legaler denkenden und handelnden, Reichsstand zu bitten, so ermangle er nicht, diese Provocation an den obersten Richter hiermit anzuzeigen; er protestiere hiermit feierlichst gegen alle weiteren Zubringlichkeiten der Commission und versehe sich zu derselben, daß sie die allerhöchste Verordnung abwarten werde. In der am Reichshofrath übergebenen Erklärung trug Moser durch seinen Anwalt die Bitte vor: 1.) Die von Seiten des Landgrafen durch

¹⁾ Neuz S. 82. f.

so viele Zeitungen und mittelst eigenen Abdrucks selbst auf dem Reichstage verbreitete „Diffamationschrift“ „nachdrücklichst zu ahnden und zumalen die de facto unternommene Publication der nichtigen und wiederholt cassirten Urtheil dem Herrn Landgrafen in Kaiserl. allerhöchsten Ungnaden zu verweisen“; 2.) die von jener Seite gemachte „sogenannte Partitionsanzeige, als unhinlänglich zu verwerfen, somit die ganz augenfällig bloß zu Verzöger- und gänzlicher Vereitelung einer legalen und unparteiischen Behandlung der Sache aus eigenen hochfürstlich Darmstädtischen Räthen abermals niedergelegte Commission und ihr bisheriges parteiliches Verfahren zu cassiren“, und sofort „die disffällige Commission auf einen andern im Ober- oder Kurrheinischen Kreise gefessenen Reichsstand ohne weiteres allergnädigst zu erkennen“; falls aber der oberste Richter „wider Vermuthen dieser so dringenden, als rechtlichen Bitte zu willfahen, noch zur Zeit Anstand nehmen“ sollte, „wenigstens — „jedoch dem Herrn Landgrafen durch ein ernstgemessenstes Rescript einen legalern modum procedendi vorzuschreiben und ihm anzubefehlen, daß höchstderfelbe den gebetenen von ihm selbst zu unterzeichnenden *salvum conductum* [freies Geleite] dem impetrantischen Freiherrn von Moser zufertigen, auch die Untersuchungscommission in loco Darmstadt eröffnen, da fortsetzen und, bei Strafe deren Transferirung auf einen andern Reichsstand, beschleunigen lassen solle, u.“¹⁾

So weit reichen die Mittheilungen der Neuß'schen Schrift.

Die Zulässigkeit der Bedingungen, unter denen Moser der neuen Commission Rede zu stehen sich erboten hatte, ließ man in Darmstadt durch die Universität Kiel prüfen. Am 19. November 1789 kam von dort der Bescheid, daß die Forderungen Moser's völlig begründet seien, und daß man ihn aus seinem

¹⁾ Neuß S. 47. f.

mit Beschlag belegten Vermögen erhalten müsse.¹⁾ Weiter geschied der Proceß nicht.²⁾

Das an tragischen Erschütterungen reiche Drama gelangte nach Jahren, bei dem Uebergange aus der alten in die neue Zeit, endlich zu einem ruhigen Abschlusse, zu dessen Darstellung uns keine unmittelbare Geschichtsquelle, sondern nur eine kurze Episode der Rosenstein'schen Abhandlung über Karl Friederich von Moser vorliegt.³⁾

Bei dem oben von uns erwähnten Erbprinzen Ludewig, der im April 1790 als Ludewig X. in der Regierung der Landgrafschaft succedirte, konnten die Bemühungen gegen Moser nur vorübergehenden Erfolg haben. Zwar dauerte es noch einige Monate, bis der neue Landgraf sein Mißtrauen oder sein Bedenken gegen den Verdächtigten und Verfolgten überwunden hatte.

„Moser war in der traurigsten Lage; fast alles Entbehrliche hatte er verkaufen müssen, und dabei lebte er von dem Gelde, das ihm seine Freunde darliehen. Dennoch wollte er wieder, nun zum dritten Male, von vorn anfangen und die machtlose Reichsjustiz in Anspruch nehmen. Der Rest seiner Habseligkeiten ward geopfert, um das Geld zu einer Reise nach Wien aufzubringen. Noch eine letzte Vorstellung versuchte er beim Landgrafen, nicht mehr mit entgegenkommender Nachgibigkeit, sondern fest und rauh, wie ein Mann, dem nichts Schlimmeres mehr begegnen konnte.“

Am 9. November 1790 erhielt Moser die Nachricht, daß ihm nicht nur sein Vermögen zurückgegeben werden sollte, sondern auch eine jährliche Pension von 3000 Fl. für ihn ausgeworfen sei.⁴⁾ —

Um das Verfahren der Hessen-Darmstädtischen Regierung in diesem Proceße von dem rechtlichen Gesichtspunkte zu

¹⁾ Vgl. B. III, 284. — ²⁾ Rosenstein S. 502. — ³⁾ Rosenstein S. 502. f. — ⁴⁾ Vgl. B. III, 283. f. 292.

beurtheilen, um insbesondere ihre juristische Stellung zu dem Kaiser und Reichshofrathe, ihr Verhalten zu den Beschlüssen des letzteren, die Befugnisse der von Darmstadt eingesetzten Commission und das von derselben beobachtete richterliche Verfahren, sowie die Gutachten der Frankfurter und Kieler Facultäten prüfen und würdigen zu können, müßten wir mit dem römischen Rechte und mit der deutschen Rechtsgeschichte vertraut sein, die beide nicht unseres Faches sind. Dasselbe Hinderniß stellt sich uns in Betreff der wider Moser erhobenen Anklagen entgegen, und hier ist es zugleich ein durchaus unerseßlicher Verlust, daß er selbst wegen dieser Anklagen weder gerichtlich vernommen wurde, noch, soviel uns bekannt, sich deßfalls mehr als in allgemeinen Ausdrücken entweder selbst oder durch einen Anderen öffentlich vernehmen ließ. Obgleich wir uns aber geüthigt sehen, auf ein juristisches Urtheil in dieser schwierigen Angelegenheit zu verzichten, sind wir doch darüber im Klaren, daß gegen Moser unbillig, äußerst hart und unver söhulich verfahren wurde, daß man beharrlich und consequent auf seine Vernichtung ausgieng, und daß man besonders die großen Verdienste, die er sich um das Land erworben hatte, mit Undank belohnte. Von aller Schuld in der Verwaltung des Ministeriums ihn freizusprechen, ist unmöglich; aber man vergaß ganz und gar, seine Handlungsweise — wie es einem Minister und namentlich einem solchen gegenüber sich geziemt hätte — im Zusammenhange und im Großen und Ganzen aufzufassen. Man setzte völlig außer Acht, daß ein auf diese Höhe der Wirksamkeit gestellter, so vielbeschäftigter Mann, der mit Eifer, mit Begeisterung, mit leidenschaftlicher Hast für den Staat zu wirken suchte, beinahe unausbleiblich manches that, was ein ganz strenge Beleuchtung nicht ertrug, daß ihn das Bewußtsein der eigenen Kraft, der in seiner Hand liegenden Macht und Verantwortung nur allzu leicht dazu fortriß, unabhängiger und selbständiger zu handeln, als er durfte

und sollte, daß ein solcher Mann nur zu leicht im Streben zu reformieren hart und im Verlangen nach der Durchsetzung seiner wohlgemeinten Absichten für seine Anhänger parteilich wird. Man wollte nicht anerkennen, daß ein Staatsmann, dessen Blicke einen so weiten Gesichtskreis der Wirksamkeit umschreiben müssen, unmöglich überall an dem Buchstaben der Gesetze und Verordnungen festhalten kann, daß ihm hierin ein gewisser Spielraum der freien Selbstbestimmung und inneren Eingebung, des eigenthümlichen schöpferischen Gestaltens zu überlassen ist. Bei tieferem Eindringen in die unvollkommenen Zustände der Landesregierung, die Moser antraf, würden sich gewiß noch mehr Gründe enthüllen, die Fehl- und Uebergriffe dieses Mannes in einem milderem Lichte zu betrachten. Jedenfalls hat die Art, wie man sein willkürliches Verfahren in finanzieller Beziehung, die Verluste, die er durch unzuweckmäßige oder ungesetzliche Einrichtungen und Maßregeln dem Lande zugefügt haben sollte, wie man ihm jeden Pfennig nachrechnete und ihn, um den angeblich durch ihn verschuldeten Verlust zu decken, bis auf's Hemd ausziehen wollte, etwas Empörendes, zumal wenn man bedenkt, welche Dienste er gerade in finanzieller Beziehung geleistet hatte. Betrachten wir die Sache noch im günstigsten Lichte, so war das Verfahren gegen Moser ein geistlos-bureaufträtsches, das nur mit Einzelheiten sich zu beschäftigen wußte und für die Auffassung und Beurtheilung eines Menschen im Großen und Ganzen schlechterdings keinen Sinn und kein Verständniß hatte. Sind auch in dieser Beziehung die Gerichte, die vorzugsweise juristisch verfahren müssen, vielleicht von erheblichen Vorwürfen freizusprechen, so fällt dagegen die Schuld auf eine Regierung, die den unglücklichen Mann beharrlich und unerbittlich durch die Gerichte verfolgte. Kaum aber läßt es sich bezweifeln, daß gegen Moser sich eine weitverzweigte Verschwörung von Staatsdienern zusammenschaarte, die zum Theil aus Nothwehr und zu ihrer

Selbstvertheidigung, zum Theil aber auch aus Ehrgeiz und Rachsucht seinen Sturz herbeizuführen und wohl auch seine Wiederkehr und Wiedereinsetzung zu verhüten suchte.

Wodurch er nun diese Leidenschaften gegen sich erweckt habe, inwiefern die zum Theil so schlimmen Urtheile über ihn gegründet seien, darüber könnte nur der ein letztes, entscheidendes Wort auszusprechen wagen, der mit Hilfe der Rechtsgelehrsamkeit alle ihm zu Gebote stehenden Acten des Processus, alle Schriften für und wider den Angeklagten, das ganze Leben dieses Mannes und alle seine literarischen Geisteswerke, im Zusammenhange namentlich mit der Hessischen Geschichte und überhaupt der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte jener Zeit untersucht hätte. Aber nach unserer Ueberzeugung ist es nicht anders denkbar, als daß Moser viele Ursachen zu Beschwerden gegeben und die Abneigung, ja die Feindschaft der gegen ihn auftretenden Menschen vielfach selbst verschuldet habe. Was der Fiscalanwalt Happel, was Madihn, was der Verfasser der Dienstjahre, was Merck zu seinem Nachtheile vorbrachten, für nichts als „Lug und Trug und spanische Erfindung“ zu halten, stritte gegen jede Wahrscheinlichkeit, und Karl August, der sich leider so gehässig über Moser'n ausließ, war kein Verleumder, J. G. Schloffer, der von diesem nichts wissen wollte, kein leichtsinniger Schwäger. Auch wäre es sehr übereilt, sehr ungerecht, die Mitglieder der Gießener Commission und der Frankfurter Juristenfacultät ohne Weiteres für gewissenlose, bestechliche Menschen, für servile Creaturen ohne Rechtsgefühl und Gewissen zu halten. Sodann leistet man dem Andenken des verehrungswürdigen Mannes keinen Dienst, wenn man die wahrscheinlich ihm zur Last fallenden Fehler und Verirrungen geringer anschlägt, als sie waren, und wenn man seine Gegner nur mit Ausdrücken der Nichtachtung bedient. Es wäre seinem Namen gewiß förderlich und für die deutsche Welt besonders lehrreich, wenn ein Jurist, der zugleich Psycholog und Kenner

unserer Literatur wäre, die Schuld und Unschuld Moser's und seiner Gegner, soweit ihn das vorhandene Material in den Stand setzte, bis in's Einzelne gründlich untersuchen und hieraus namentlich ein möglichst zutreffendes Charakterbild jenes Mannes gestalten wollte; denn bis jetzt werden wir Laien, auch wenn wir noch so gewissenhaft die einander sehr widerstreitenden Stimmen über ihn abhören und mit einander vergleichen, nicht selten in Rathlosigkeit hin- und hergezogen, und weiter, als zu einer annähernden moralischen Ueberzeugung vermögen wir es nicht zu bringen. Mehr als diese steht denn auch uns nicht zu Gebote, indem wir es versuchen, in den gegen Moser erhobenen Anklagen das Gold von den Schlacken abzusondern.

Wir möchten kaum irren, wenn wir in Moser einen tragischen Helden erblicken, der, von dem edelsten Sinne und den besten Absichten geleitet, durch seinen schöpferischen Drang, sein feuriges Temperament, seine Begeisterung für das Gute selbst mehrfach über die Schranken der Mäßigung und Ordnung fortgerissen wurde, der menschlichen Schwäche manchen Zoll entrichtete, für seine eigene Schuld und für die seines Zeitalters schwer zu büßen hatte und gereinigt und geläutert aus diesem tragischen Prozesse hervorgieng. Seine Schuld hängt zusammen mit der Höhe seines Geistes und Strebens, und sie kann, bei dem Außerordentlichen seiner geschichtlichen und politischen Stellung, nicht dem gewöhnlichen Maßstabe des Urtheiles unterworfen werden.¹⁾

Hiermit stimmen dem Geiste nach die schönen, vertrauenerweckenden Worte des von uns öfter genannten und angeführten Reuß²⁾ zusammen: „Auch ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß der Freiherr von Moser die ihm anvertraut gewesene Staatsverwaltung fehlerfrei geführt habe: Weder Rechtschaffenheit und Edelmuth des Herzens, noch Geistesgröße

¹⁾ Vgl. Herbig's Matthias Claudius S. 102—104. — ²⁾ S. 8—12.

und Scharfsinn des Verstandes sichern vor den Folgen menschlicher Unvollkommenheit; ja, wenn es Erfahrungssatz ist, was Moser selbst unlängst . . . eben so wahr, als schön und anschaulich gesagt hat:

Je größer der Mann, je größer der Schatten!

So dürften wir uns nicht einmal wundern, wenn wir bei dem Freiherrn von Moser auch einen großen Schatten antreffen würden; und wenn es möglich wäre, statt der gewiß interessanten Dienstgeschichte desselben, die Genealogie seiner Fehler zu entwerfen, so würden vielleicht manche, die jetzt Steine wider ihn aufheben, nicht einmal fähig sein, solche Fehler zu begehen. Wer insbesondere das in Moser'n glühende Feuer und die Festigkeit seines Charakters — durch das Bewußtsein edler, gerechter, gerad durchgehender, auf das Wohl des Landes gerichteter, reiner Absichten gestählt — kennt, wird es nicht fremde finden, wenn er die gewöhnlichen Begleiter dieser Charakterzüge auch an Moser'n wahrnimmt, wenn er die Fehler rascher Entschließung und fester, an unbiegsame Beharrlichkeit grenzender Standhaftigkeit auch in der Charakteristik der Moser'schen Staatsverwaltung entdeckt, wenn selbst einzelne Züge von Härte, wozu ein der Reinigkeit seiner Absichten sich bewußter Mann, wenn er auf heterogene Theile stößt, oft so leicht hingerissen werden kann, unter der Summe seiner ministeriellen Handlungen aufgesucht und herausgestellt werden können. . . . Ein Reformator, der so manche schmerzende Operation tiefeingewurzelter Schäden vornehmen, und dabei mit chirurgischer Unbarmherzigkeit den tief liegenden Euter auffuchen muß, wenn die kranken Theile des Körpers zur Genesung gelangen sollen, wird insgemein zu seinen Lebzeiten mehr Hasser als Freunde finden.“ Aus einer gründlichen, gerechten und billigen Untersuchung wird Moser „als eben der einsichtsvolle, redliche, uneigennütige, nur für die wahre Ehre seines gewesenen Herrn und das Wohl seines Landes und Hauses wachende Minister,

und als eben der edelbedenkende, rechtschaffene Mann erscheinen, ... für welchen ihn das Publikum bisher erkannt hat. Der Charakter des Freiherrn von Moser, die unzweideutige, nach seiner Entlassung ihm ertheilte Zeugnisse seines gewesenen Herrn, und das auffallend ungerechte und leidenschaftliche des processualischen Verfahrens wider denselben sind vorzüglich die starken Gründe, worauf meine so zuversichtliche Vermuthung ruht.“ Weiterhin drückt Neuß ¹⁾ die Ueberzeugung aus, „daß selbst das unjustificirliche, das auffallend-ungerechte und leidenschaftliche des Verfahrens wider den Freiherrn von Moser ein eben so auffallender Beweis seiner Unschuld sei“.

Unter den Zeugnissen, die sich für Moser aussprachen, erwähnen wir noch das ihm von seinem Vater ausgestellte. ²⁾ Ein Verehrer Moser's war Herder. ³⁾ Hamann gehörte zu seinen Freunden. ⁴⁾ Claudius nennt ihn einen trefflichen Mann und einen lieben Menschen. ⁵⁾ Auch das Verhalten Ludwig's X. gegen Moser dient dazu, auf diesen und auf seine Wirksamkeit als Minister ein ihm vortheilhaftes Licht zu werfen.

Moser'n gieng, als er das Ruder des Hessen-Darmstädtischen Ministeriums ergriff, ein großer Name voraus, und das Vertrauen des Volkes, des Landgrafen und besonders der Landgräfin kam ihm entgegen. Er trat mit der redlichen Absicht, mit dem begehrtesten Vorsatz, Gutes zu wirken, in das neue Amt ein, und schwere Aufgaben boten sich ihm zur Lösung dar. Er arbeitete mit rastloser, wenn auch nicht immer geschickter und glücklicher ⁶⁾ Thätigkeit an der Entwirrung des Anäuels, der sich in den Hessischen Finanzen geschlungen hatte, und erwarb sich in dieser Hinsicht namentlich um das Fürstenpaar

¹⁾ S. 28. — ²⁾ Vgl. B. III, 202. — ³⁾ B. III, 253. — ⁴⁾ Herbst S. 126. Göthe 26, 106. f. — ⁵⁾ Herbst S. 126. — ⁶⁾ Vgl. B. III, 228—230.

große Verdienste.¹⁾ Er beaufsichtigte mit der größten Wachsamkeit die Beamtenwelt, die ihm zu mancherlei Klagen Veranlassung gab,²⁾ bemühte sich die Industrie des Landes zu befördern, gewährte denen, die ihn aufsuchten, in der Regel Zutritt und Gehör und regte sich allseitig, um zu schaffen und zu wirken. „Sein äußeres, gefälliges und höfliches Betragen“, sagt Merck,³⁾ „gewann ihm vollends die Herzen der Menge, und sein gerührtes, nasses Auge bei der Noth seines Nebenmenschen und die thätige Hilfe, die er so oft in vollem Maße reichte, war Bürge für die Güte seines Herzens.“ Auch die gegen Moser gerichteten „Dienstjahre“ können nicht umhin,⁴⁾ die Lichtseiten seiner Amtsführung anzuerkennen: „Niemand schrieb an ihn, er bekam seine Antwort, und dieser wußte nun, woran er war, Niemand suchte ihn zu sprechen, er wurde vorgelassen, angehört, und mehrentheils mit der Achtung behandelt, die ihm in seinen Verhältnissen zukam. Er setzte und erhielt alles in der Dienerschaft in einer Thätigkeit, welche ihm Ehre machte! und alles gieng prompt, alle geforderte Berichte liefen zur rechten Zeit und ungesäumt ein, die Gerechtigkeit durfte nicht Jahre lang verzögert werden, und die Resolutionen brauchten keinen Meilen Wege Aufenthalt und Umgang. Die Cassen wurden unvermuthet gestürzt (es war wenigstens nicht seine Schuld, wenn irgend jemand vorher von dem, was ihm bevorstand, Wind erhielt), und jedermann mußte auf seiner Hut bleiben. Nicht leicht konnten daher Defraudationen vorgehen, und was dergleichen mehr ist.“ Er selbst sagt in der ersten dem Reichshofrath übergebenen Vorstellung:⁵⁾ Mit welcher reiner und gewissenhaftester Treue, unermüdetem Eifer und Anstren-

¹⁾ Vgl. B. III, 100. f. 219—221. 223. f. Neuß S. 17. f. R. *. S. 21. R. *. Rosenstein S. 480. f. Man vergleiche die Aeußerungen Merck's über die Hessischen Finanzverhältnisse B. III, 103. — ²⁾ Vgl. B. III, 216. Herbst S. 111. — ³⁾ B. III, 211. — ⁴⁾ S. 6. — ⁵⁾ Neuß S. 21. f. R. *.

gung aller Leibes- und Geisteskräfte ich die fernere acht mühseligen Jahre über, mir angelegen sein lassen, die in allen Theilen der Verwaltung verwilderte Haus- und Landesverfassung zu bearbeiten, Ordnung, Mannszucht, öffentliche Treue und Glauben wieder herzustellen, den Nahrungsstand des Landes zu verbessern, die vernachlässigte Gerechtsame des Hauses hervorzufuchen und geltend zu machen, dem Herrn Liebe und Vertrauen bei seinem Lande, dem Fürstlichen Haus Achtung im Reich und bei Nachbarn zu verschaffen, dem Fürsten einen Schatz von ehrlichen und brauchbaren Leuten zu sammeln, und, um es mit einem Wort zu sagen; den Namen von Darmstadt wieder rühmlich und gesegnet zu machen, darüber kann ich mich freilich nur auf die Stimme des ganzen Landes, der Nachbarn und in manchen nicht unerheblichen Stücken auf die eigene Kenntniß Ew. Kaiserl. Majestät und Allerhöchster Kaiserl. Reichshofraths berufen.“

Je mehr aber dieser Mann seiner Kraft und seines guten Willens sich bewußt war, je häufiger derselbe auf bittere Erfahrungen im Kreise seines Berufes stoßen mochte, desto tiefer sank der Gedanke, daß er zum Reformator eines zurückgebliebenen Staates und Volkes berufen sei, in ihm Wurzel, desto rascher, kühner und zugreifender wurde er in seinen Handlungen,¹⁾ desto lieber schöpfte er seine Entschlüsse nur aus dem eigenen Nachdenken, nur aus dem eigenen Herzen, desto mehr neigte er sich dazu, von dem Buchstaben der gesetzlichen Einrichtungen abzuweichen und statt dessen einer unmittelbaren staatsmännischen Einsicht zu folgen. Auf den höchsten Stellen der Regierung ist das geschriebene Wort nicht überall ausreichend; es gibt Augenblicke und Verhältnisse, wo der Staatsmann aus dem tieferen Sinne dieses Wortes heraus, mit Beachtung der Staats-

¹⁾ Vgl. B. III, 208. 206.

wohlfahrt und der Billigkeit, einen mehr oder weniger kühnen Griff thun und schöpferisch etwas Eigenes gestalten muß. Auch sinkt er zur Maschine herunter, wenn er nichts weiter sein will, als der Abschreiber der ihm berichtenden technischen Behörden. Von ihm wird eine weitere Uebersicht, ein Gesamtblick vorausgesetzt, dessen die auf einzelne Gebiete beschränkten Collegien nicht immer fähig sind, und es liegt in allen Verordnungen, daß sie Mängel haben und in einzelnen Fällen Ergänzung verlangen. Dem genialen und guten Sinne des Staatsmannes muß etwas überlassen bleiben. Aber auch der beste erhält sich von menschlichen Schwächen nicht frei, und gerade dem Bewußtsein der Größe pflegt auf diesem Gebiete der Drang zu herrschen und die Selbstüberhebung wie ein Schatten zu folgen. „Allerdings beseele ihn“, sagt Rosenstein,¹⁾ „ein durchaus ehrenwerthes und auf hohe Ziele gerichtetes Streben, er setzte eine tüchtige und rastlose Kraft dafür ein, er besaß einen genialen Scharfblick und glänzende Gewandtheit. Aber seine gewaltige Leidenschaftlichkeit riß ihn zu manchem übereilten Entschluß hin und sie ward durch die Gewöhnung an eine fast ungemessene Gewalt nicht gemildert. Sein Charakter war nicht genug in sich abgeschlossen und gefestigt, um seine Handlungsweise stets innerhalb sicherer und durch gerechte Erwägung der Verhältnisse begrenzter Bahnen zu halten. Er kam zu einer Ueberschätzung seiner selbst.“ „In dem Leben eines großen Mannes“, schreibt er, „kommen Augenblicke vor, wo er sich selbst als König und Fürst fühlt, wo sich die erweiterte Seele in dem Schwung von Begeisterung all das Gute, Schöne, Große, Vortreffliche selbst vorsagt, was er thun würde, wann er Fürst oder König wäre. Wollen Sie da einem Manne, der in dem Gefühl seiner Würde handelt, verdenken, wann der Gedanke an ihm vorbeistreichet: »Ja, ich bins. O! wenn ich es

¹⁾ S. 498.

ganz wäre.“¹⁾ „Es ist tiefe und wahre Erregung für das Glück und die Würde der Menschen, so ehrlich und innig empfunden wie es nur in jener Zeit der wiedergeborenen Humanität geschehen konnte, es ist die heiße Aufwallung gegen alle an der Menschheit begangenen Frevel und die verzehrende Sehnsucht hier zu helfen, die ihn so sprechen läßt. Aber dieses leidenschaftliche Empfinden nahm ihm die Geduld und jene unzerstörbare, hohe Ruhe, durch welche allein die geistige Ueberlegenheit zur begründenden und umgestaltenden That werden kann.“ — Zu der Herrschsucht gesellte sich bei ihm die Eitelkeit und das Selbstlob, die Prahlerei.²⁾

Uebermüthig finden wir die Art, wie er, als ein echter Stilist der Sturm- und Drangperiode, sich über das ihm untergebene Land und Volk und über dessen Beamte, sowie über die Mitglieder der fürstlichen Familie ausläßt.³⁾ Der polternde, berbe und gehässige Ton, in dem er durch solche Auslassungen seine Nichtachtung zu erkennen gibt, steht mit seiner geistigen Bildung, seiner amtlichen Würde, seiner christlichen Liebe und Demuth nicht im Einklange und macht es schon erklärlich, daß gegen ihn sich so viele Feinde zusammenschaarten. Der Landgraf mochte den Absichten und Bestrebungen Moser's häufig störend und hemmend entgegenreten, und es ist, bei dem wahrscheinlichen tiefen Gegensatz in dem Wesen und der Richtung dieser beiden Männer, nicht zu tadeln, daß der Minister, wenn auch in einem nichtconstitutionellen Staate, sich das Recht der Contra-signatur anzueignen suchte; aber hier verleiteten ihn seine guten Absichten zu Extremen, die nicht gerechtfertigt werden können. Schon zwei Verordnungen, die er vor dem Eintritte in seine Minister-

¹⁾ Nöcker S. 382. Vgl. B. III, 212. N. *. Ueber Moser's Herrschsucht vgl. Merck bei B. III, 212. f. — ²⁾ B. III, 219. 225. 228—230. — ³⁾ Vgl. Nadijn S. 26—28. B. III, 228. 230—232. Herß S. 109.

stelle dem Landgrafen abgewann, deuten darauf hin, daß Moser sich gleich anfangs mit dem Gedanken trug, die Ausführung seiner reformatorischen Pläne durch Begründung eines Majordomates zu sichern. Die eine dieser Verordnungen, die allmonatlich von sämtlichen Kanzeln des Landes abgelesen wurde, verbot auf's schärfste einem jeden, sich unmittelbar an den Fürsten zu wenden. Dieser hatte seit dem Anfange seiner Regierung die Einrichtung getroffen, daß jedes Geschäft durch den Weg der vorgesetzten Collegien gehen und ihm sodann durch sein Ministerium in dem sogenannten Cabinets-Protokoll der Vortrag davon gemacht werden sollte. Ihm war dann, als einem nichtconstitutionellen Fürsten, die alleinige Entscheidung überlassen. Merck spricht sich bei dieser Gelegenheit über den Charakter und die geistigen Fähigkeiten des Landgrafen,¹⁾ dessen Schilderung uns zu weit über den begrenzten Umfang dieser Schrift hinausführen würde, sehr anerkennend aus. Nach der von dem Kritiker gegebenen Auseinandersetzung war früher „das Cabinets-Protokoll Nichts als der treue und unparteiische Auszug von den Meinungen aller Collegien, und nichts stand im Wege, das den Fürsten bewegen konnte, von dem Vortrage abzugehen, als seine eigene bessere Einsicht. Nunmehr aber ward es in allen den Fällen, wo es Moser'n darauf ankam, seine eigene Meinung durchzusetzen, mit Privatberichten entweder an den Herrn selbst, oder an den Cabinets-Referenten begleitet, und dadurch oft solche Resolutionen erwirkt, die dem öffentlichen Vortrage nicht gemäß waren.“ Moser „war also der Einzige, der als Mensch die Erlaubniß hatte, in allen, besonders aber in den wichtigsten Angelegenheiten sich dem Throne des Fürsten zu nähern. . . . Er durfte daher Unterdrückung und Despotismus ausüben, so lange es ihm gut dünkte, und es sind nur wenige Fälle, wo das Jammern der Geschlagenen dem

¹⁾ Vgl. B. III, 214. 217—219. 224.

toten Buchstaben der Verordnung ungehorsam war und gegen das erlittene Unrecht laut schrie.“¹⁾ Sehen wir von der letzteren Bemerkung ab, die wir nicht ohne eine strenge Untersuchung einzelner Thatfachen zu würdigen vermöchten, so griff Moser durch die Absperrung der Unterthanen von dem Fürsten in die Rechte der Ersteren ein, entzog dem Landgrafen, der freilich hierin keine Concessionen hätte machen dürfen, sein schönstes landesväterliches Recht und störte das Vertrauen zwischen beiden Theilen. Geben wir zu, daß Moser'n im Anfange die aus den besten Quellen entspringende Absicht leitete, ein gewissermaßen constitutionelles Zusammenwirken des Regenten mit seinen Behörden herbeizuführen. Er besorgte wohl, der Landgraf (der wahrscheinlich die Abstellung der Audienzen als eine Erleichterung der Regierungsgeschäfte willkommen hieß) möge bei Vorstellungen, die ihm persönlich gemacht wurden, leicht augenblicklichen Eindrücken folgen und einseitigen Auffassungen Raum geben und überhaupt in absolutistischem Sinne entscheiden. Indessen geht doch aus einigen Mittheilungen hervor, daß der Landgraf, wenigstens in vielen Fällen, nicht ohne vorausgegangene Berichte entschied, und wenn Moser'n dieß nicht zufriedenstellte, so konnte er statt jener unerhörten Verordnung bei seinem Eintritte in's Ministerium mit dem Landgrafen einen Vertrag schließen, der eine Contrasignatur festsetzte. Hegte er gegen den Fürsten ein so großes Mißtrauen, daß er durch jene Verordnung ihm fortwährend die Hände binden zu müssen glaubte, so war es für ihn gerathener, niemals in dessen Dienste zu treten. Ein Gesetz, wonach es den Bürgern eines Staates verboten ist, sich persönlich an das Oberhaupt zu wenden, sollte nicht sein und dürfte von dem Fürsten, als eine Unmündigkeitserklärung, nie angenommen werden. Kennt ein Minister keinen anderen Ausweg, um Gefahren der Willkür

¹⁾ B. III, 206—209. Vgl. Mabin S. 28. Dienstjahre S. 9. f. 18.
 G. Zimmermann's S. S. Werk. 6

oder Zweckwidrigkeit abzuwenden, so begeht er eben den Grundfehler, daß er Minister ist. Wer hinderte Moser'n, wenn er mit einer Verordnung des Landgrafen unzufrieden war, demselben ernstliche Vorstellungen zu machen, und falls derselbe bei Grundsätzen und Handlungen, die den seinigen entgegenstanden, eigenwillig verharrete, seine Entlassung einzureichen? ¹⁾ Er that dieß, aber spät, und nachdem er gleich anfangs jene unnatürliche Verordnung geschaffen hatte. Indem er es vorzog, als „der kleine Landgraf“ ²⁾ möglichst selber zu regieren, zerriß er Verfügungen, die der Landgraf ohne ihn getroffen hatte, oder drohte sie zu zerreißen. ³⁾ Daß er sich in seiner von ihm selbst entworfenen Instruction die Erlaubniß verschaffte, Separatberichte in's Kabinet zu schicken, ⁴⁾ vermögen wir nicht zu tadeln. Aber er drückte auch die einschlagenden Behörden, die ihm allerdings häufigen Anlaß zur Klage geben mochten, mehrfach zu Nullen herab und machte dafür nur seine eigene Entscheidung geltend. Auffallend ist es, daß der Landgraf sich zu der zweiten von Merck erwähnten Verordnung entschließen konnte, wonach „allen Dienern ohne Unterschied, vom Geheimen-Rath bis auf den niedrigsten Unterbeamten, angedeutet ward, der Präsident habe, im Fall sie sich Nachlässigkeit oder Untreue würden zu Schulden kommen lassen, volle-Macht und Gewalt, Jeden ohne Unterschied zu cassieren und nachher Bericht darüber zu erstatten“. Man sah, fügt Merck hinzu, einige Monate nachher, „wie geschickt er sich dieser Verordnung zur Begehung der größten und unglaublichsten Ungerechtigkeiten zu bedienen wußte. Diese beiden Verordnungen, die nachher in allen Amts-Deposituren niedergelegt wurden, ließ er sich bei der ersten

¹⁾ Bgl. B. III, 218. N. Rosenstein S. 479. f. — ²⁾ B. III, 280. — ³⁾ Madihn S. 28. f. Dienstjahre S. 18. f. B. III, 212. N. *. — ⁴⁾ Madihn S. 28.

Session, die er im Geheime-Rath eröffnete, wie zwei victorische Facces vortragen. Er las sie selbst vor und berichtete an seinen Herrn, daß sie mit einer heilsamen Erschütterung seien vorgetragen worden. „Der Grundstein ist nun“, schreibt er, „Gottlob so weit gelegt, daß dem Geheimen Rath's-Collegio in einer 3stündigen Vorstellung Ew. Hochfürstl. Bestimmungen über die bisherige Art der Geschäftsbehandlung, über die langsame und nachlässige Justizpflege, über die üble Einleitung und beschwerliche Lage des Schuldenwesens, über die Graf Reippergische Einmischung in die Regierungs- und Landesgeschäfte und über andere mehrere Gegenstände ausführlich und mit Ernst und Wahrheit eröffnet worden. Ich hatte mich auf große Entschuldigungen und Widerreden gefaßt gemacht, mußte aber mit nicht geringer Verwunderung das einstimmige Bekenntniß dagegen vernehmen, daß es alles wahr sei, was Ew. Fürstl. Durchlaucht desiderierten, und daß ein Jeder seinerseits alle Kräfte anwenden wolle, um es künftig besser zu machen.“¹⁾ Abgesehen davon, daß der neue Minister in seiner enthusiastischen Weise mehr „heilsame Erschütterung“ der Geheimenräthe wahrgenommen haben mag, als wirklich eintrat, sind die Fehler und Vergehungen derselben, die er hier andeutet, nicht so himmelschreiend, daß sie ihn zu einer so ganz außerordentlichen Maßregel berechtigen konnten. Eine Gefahr im Verzuge, ein augenblicklich dringender Nothstand konnte hier nicht stattfinden. Es wäre Unsinn, wollte man sich die damaligen hessischen Staatsdiener als eine Bande von Schurken vorstellen, die man nicht anders im Zaume halten konnte, als durch das beständig über ihren Häuptern schwebende Damoklesschwert eines solchen Ausnahmezustandes. Schwere Erfahrungen im Einzelnen mochten hier vorliegen; ein dem Auftreten des Reformators vorausgegangenes kastenmäßiges Frontmachen,²⁾ dem freilich ein gewisses Recht der

¹⁾ B. III, 209. f. Madihn S. 28. — ²⁾ Vgl. B. III, 216.

Selbstvertheidigung zur Seite stand, ist wahrscheinlich, wenn man die spätere beharrliche Verfolgung des Exministers in's Auge faßt. Aber kein Unbefangener wird eine Verordnung zu billigen im Stande sein, die das hessische Beamtenthum in eine sklavische Abhängigkeit von dem Kanzler der Landgraffschaft setzen mußte. Wird Moser'n vorgeworfen, daß er durch Anstellungen, Pensionierungen und Versezungen darauf hingearbeitet habe, sich mit Anhängern seines Systemes zu umgeben, so ist ein Staatsmann deßfalls, zumal in schwieriger Lage, zu entschuldigen. Die Unrechtlichkeiten und Härten, die man ihm nach dieser Seite vorwirft, können nicht alle auf Irrthum, Verdrehung und Verleumdung beruhen.¹⁾ In seiner Leidenschaft, in deren Diensten wohl die Berechnung stehen konnte, mochte er wenigstens den Schein der Bosheit auf sich ziehen.²⁾ Die „Dienstjahre“ beschuldigen ihn,³⁾ er habe in jedem Winkel des Landes Spione gehabt und in ungemessenem Vertrauen sich durch diese Leute als Werkzeug von Grausamkeiten, Unordnungen und Verwirrungen gebrauchen lassen. Auch sagen sie⁴⁾ von der Landcommission, als dem eigenen Lieblingswerke des Präsidenten, dieselbe sei für Moser'n gewesen, was ehemals die Jesuiten für den Papst; sie habe nur von ihm abgehangen; durch sie habe er alles unter sich gehabt, und ihr habe er alles wieder unterworfen.⁵⁾ Dieselbe Schrift erblickt⁶⁾ Moser's Unstern in dessen Bruder, den er als Oberforstmeister in die Hessischen Dienste gebracht, der dann bis zum Jägermeister und endlich durch die Hilfe des Präsidenten zum Minister hinangestiegen sei, und den man die Giftröte und Kreuzspinne genannt habe. Finanzielle Unregelmäßigkeiten,⁷⁾ die Moser, wie die Anklage lautet, zu Gunsten einzelner Beamten und anderer

¹⁾ Vgl. Madihn S. 23. 31. f. Dienstjahre S. 7. 14—18. B. III, 227. — ²⁾ B. III, 206. vgl. 204. — ³⁾ S. 7. — ⁴⁾ S. 12. — ⁵⁾ Vgl. Herbst S. 113. f. — ⁶⁾ S. 6. f. — ⁷⁾ Vgl. B. III, 220. f.

Personen sich erlaubte, mögen nicht zu streng gerichtet werden ¹⁾ und hängen wohl theilweise zusammen mit seiner Geneigtheit, Anderen zu helfen, wogegen freilich die in anderen Fällen ihm vorgeworfene Härte einen Contrast bildet. Andere Eigenmächtigkeiten, deren man ihn zeigt, und die Beschuldigung des Nepotismus ²⁾ lassen wir unerörtert. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß er durch das Streben nach Bereicherung ³⁾ und durch Entfaltung äußerlichen Glanzes ⁴⁾ der menschlichen Schwäche einen Tribut abtrug. Das Schlimmste, was ihm zur Last gelegt wird, sind Eingriffe in die Freiheit der Gerichte durch die Cassation des Obergerichtspräsidenten Schulz, ⁵⁾ Verhaftung von Rechtsanwälten, die ihm mißfällige Schriften verfertigt hatten, ⁶⁾ und Machtsprüche in Fällen, wo den Justizcollegien die Entscheidung zukam. ⁷⁾ Hier zeigt sich eine absolutistische Tendenz, seiner Ueberzeugung das Gesetz unterzuordnen, und ein leidenschaftliches Zufahren, dem das rechte Maß über dem Eigenwillen verloren gieng. Auch halten wir mit Befremden die Zuflucht, die Moser bei dem Reichshofrath in Wien sucht und findet, zusammen mit der Art, wie er damals, wo er noch in des Kaisers Diensten und Reichshofrath war, in einem Briefe aus Winnweiler (1772) die Darmstädter Geheimerräthe heruntersetzte und den Landgrafen gegen den Kaiser und Reichshofrath aufwiegelte. ⁸⁾ „Im Lande“, bemerkt Wagner, ⁹⁾ „bildete sich eine compacte Opposition gegen ihn, denn er hatte Alle beleidigt, Viele verletzt, beeinträchtigt, gewaltsam behandelt.“

¹⁾ Madihn S. 21. f. 35. f. 41—45. Dienstjahre S. 10. B. III, 233. — ²⁾ Dienstjahre S. 17. f. — ³⁾ Vgl. B. III, 223. f. 231. f. Dienstjahre S. 9. — ⁴⁾ Dienstjahre S. 20. Vgl. B. III, 203. 225. f. Rosenstein S. 491. f. — ⁵⁾ B. III, 213—219. Vgl. Madihn S. 33. f. — ⁶⁾ Vgl. Madihn S. 34. 37. B. III, 213. R. *. — ⁷⁾ Madihn S. 36. f. — ⁸⁾ B. III, 227. f. Madihn S. 19. f. Dazu vgl. Rosenstein S. 256. f. 478. 500. f. — ⁹⁾ B. III, 203. f. vgl. 205.

Er rief „die ganze Bevölkerung der Landgrafschaft gegen sich in die Schranken, und Alle vereinigten ihre wehklagenden Stimmen zu einem das Ohr des Landesfürsten erschütternden Wehruf“. Diese Behauptung, der außer den schriftlichen Darstellungen¹⁾ auch die vox populi an Ort und Stelle²⁾ zu Grunde liegen soll, geht doch aus einer einseitigen Auffassung hervor und ist zunächst darauf zurückzuführen, daß sich eine weitreichende Opposition gegen Moser'n bildete. Mit Wagner's Anschauung ist der Ausspruch der Keuß'schen Schrift³⁾ nicht auszugleichen: „Und wenn es erst möglich wäre, die Stimmen des unparteiischen Publicums zu sammeln, wie überwiegend würden die Stimmen echter Menschenkenner und einsichtsvoller Staatsmänner für Mosern entscheiden!“ Hiernach dürfen wir wohl in Hessen selbst eine achtungswürdige Minorität und im weiteren Deutschland die Majorität auf Moser's Seite vermuthen. Keuß behauptet sogar⁴⁾ ausdrücklich, Moser habe „die allgemeine Stimme des Publicums für sich“. ⁵⁾ Moser selbst berief sich in der ersten dem Reichshofrath'e übergebenen Vorstellung für seine Redlichkeit und für seine Verdienste auf die Stimme des ganzen Landes, der Nachbarn und in manchen nicht unerheblichen Stücken auf die eigene Kenntniß des Kaisers und des Reichshofrath'es. ⁶⁾

In der Verschwörung von Staatsdienern, die sich gegen Moser'n zusammenschaarten, spielte Merck sehr wahrscheinlich eine Rolle.

So manches trübe Element sich auch in dieser Opposition (über die ein sicheres Urtheil auf eingehenderen Forschungen ruhen müßte, als wir sie für den gegenwärtigen Zweck anstellen konnten) befunden haben mag, und so geneigt wir sind, in

¹⁾ Vgl. auch Merck bei B. III, 148. f. — ²⁾ Vgl. B. III, 206. —

³⁾ S. 16. — ⁴⁾ S. 4. — ⁵⁾ Vgl. Rosenstein S. 502. — ⁶⁾ Keuß S. 22. N. *.

diesem Kampfe uns auf die Seite eines ausgezeichneten, hochverdienten und dabei so hart verfolgten Mannes zu schlagen, dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß Moser, bei den edelsten Absichten und dem anerkanntesten Streben, zum Tyrannen (im liberalen Stile) wurde und hierdurch das Recht der Selbstvertheidigung gegen sich aufrief.

Hierin liegt denn auch ein Grund zur Milderung unserer Ansicht über manches harte und lieblose Wort, das Merck über ihn geschrieben hat. Wir haben keinen Anlaß, die einzelnen bestimmten Thatfachen, die der Kritiker gegen Moser'n vorbringt, für Erfindungen zu halten; aber wenn Moser auf diese und auf die gerichtlichen Angriffe zu antworten in der Lage gewesen wäre, so würden die nämlichen Thatfachen wohl in ein anderes Licht getreten sein. Merck's Beleuchtung im Einzelnen und im Ganzen steht unter dem Drucke des Hasses; aber dieser Haß erklärt sich doch wohl aus manchem, was eine nachsichtsvolle Beurtheilung Merck's herausfordert. Moser war ein politischer Reformator, der mit Haß, mit Ungestüm, öfter schonungslos aufräumen wollte. Selbst den Besseren mochte die Luft dieses neuen Regimentes zu scharf wehen, und Wenige mochten im Stande sein, im Beamtendienste so rasch, wie Moser es verlangte, einen neuen Menschen anzuziehen. Merck für seinen Theil war wohl nicht gemeint, in seinem Amte den bisherigen Schlendrian aufzugeben und dasselbe aus einem anderen Gesichtspunkte, als dem des leichten Geldverdienstes zu betrachten. Er würde dafür heutzutage eine geringere Nachsicht finden, als im Zusammenhange mit seiner Zeit, in der die Idee des Staates so wenig lebendig war, und in der bewegten die Männer der Literatur leichter das Amt als Nebensache und ihr persönliches Geistesleben als Hauptsache ansahen. Auch gereicht es der Darmstädter Regierung zum Vorwurfe, daß sie einen Mann, wie unseren Kritiker, nicht seinen Talenten gemäß zu beschäftigen wußte. Wir kennen die Beleidigungen

und Bedrückungen nicht, die mancher von dem rastlos-eifrigen Staatsmanne erfahren mochte, nicht die schweren Sorgen, die er manchem einflöste; gerade bei Merck aber finden wir ebenfalls bestimmte Andeutungen, und wir dürfen annehmen, daß seine feindseligen Angriffe gegen den Mächtigen zunächst aus dem Triebe der Selbstvertheidigung hervorgegangen seien. Auch fehlte es beiden Naturen am gegenseitigen Verständnisse; sie waren zu verschieden angelegt. Moser gieng mit allen seinen Gedanken, Empfindungen und Bestrebungen in der Wohlfahrt des Staates auf, während Merck zwar, bei schönem Zuge der Mildthätigkeit, mit Eifer gemeinnützige Anstalten förderte, aber von der Hingebung an ein staatliches Ganze nicht geleitet wurde. Auch richtete wohl die Verschiedenheit der religiösen Weltanschauung zwischen beiden Männern eine Scheidewand auf. Merck und Andere erblickten in Moser einen Heuchler, weil ihnen seine strenggläubige Richtung fremd und die Sprache derselben unverständlich war. Auch mochte diese Sprache, bei der Moser'n eigenthümlichen Verknüpfung der Religion und Politik, nicht immer der ungemischte Ausdruck der Wahrheit sein. Was in die Hände der Staatskunst fällt, und dieß gilt namentlich von der Religion, empfängt nur zu leicht eine Umfärbung, die eben von der menschlichen Schwäche kaum zu trennen ist.¹⁾ Es ist nicht denkbar, daß alle gegen Moser erhobenen Anklagen auf Erfindungen und Verdrehungen beruhen. So viel ist klar, daß in diesem verwickelten Proceffe sich bei redlichen und wahrheitsliebenden Männern zwei entgegengesetzte Ansichten über Moser bilden konnten, und daß Männer, die unter seinem Drucke seufzten, keine Lügner waren, wenn sie seinen Charakter in einem gehässigen Lichte auffaßten und darstellten. Die höchst ungünstige Schilderung, die Merck von ihm entwirft, steht nicht allein, und man darf, wenn

¹⁾ Vgl. W. III, 208. 221. f. 227. Heuß S. 4. 56. R. g.

der Charakter des Kritikers nicht verkannt werden soll, die Aeußerungen nicht übergehen, die andere Männer in ähnlichem Sinne über Moser gethan haben. Wir unterziehen uns deshalb der widerlichen Aufgabe, diese Aeußerungen hier zusammenzustellen: J. G. Schlosser hat wohl billig den Vortritt, derselbe Mann, von dem Klinger¹⁾ sagt: „Ich habe viele große Männer und berühmte Schriftsteller genannt; aber noch nicht den reinsten, moralischen Menschen, der mir in einem Leben von beinahe funfzig Jahren vorgekommen ist. Dieser war Georg Schlosser aus Frankfurt am Main, der daselbst vor kurzem, als Syn dikus, sein schönes Leben endigte. In ihm hatte sich die menschliche Natur veredelt, und er selbst leitete sein ganzes Leben hindurch alle seine erworbenen großen Kenntnisse nur auf diesen Zweck. Kein unreiner Faden läuft durch das reine Gewebe seines Lebens, und er führte ein sehr thätiges Leben. Ich möchte sagen: Nur die Tugend war sein Genie und machte es aus, so kräftig, so ganz und vollendet stellte er sie dar. Daß er mein Freund bis zum letzten Augenblick seines Lebens war, meiner in der langen Abwesenheit gedachte, wie ich seiner, und wir, entfernt und nah, immer in gleichem Geiste verbunden blieben, rechne ich zu dem wichtigsten Gewinn meines Lebens.“ Dieser vortreffliche Mann schreibt den 3. Mai 1777 (?)²⁾ aus Emmendingen an Merck: „Ich schick vielleicht Eurem Moser ein Exemplar [eines von Schlosser verfaßten Werkes], denn, so wenig ich auf den Burschen halte, so möcht' ich ihn doch nicht gerne ganz wegwerfen, weil ich schon lange das Project in mir habe, wenn ich einmal nicht mehr zu dienen brauche, mir bei Euch ein Häuschen und ein Gärtchen zu kaufen, und dann bloß mit Euch und meinen Steckenpferden zu leben.“ Und mit dieser Aeußerung stehen auch wohl Schlosser's folgende

¹⁾ „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur“, Werke XI, S. 108. — ²⁾ W. I, 111.

Worte: ¹⁾ „Wohl Dir, guter Claudius, daß Du wieder zu Deiner Ziege kehrest! — Hättest Du sie nie verlassen!“ in einem gewissen Zusammenhange. Wir lassen die brieflichen Aeußerungen des Herzoges Carl August folgen; dessen Charakter freilich durch den hier von ihm angeschlagenen Ton in unserer Beurtheilung verlieren muß: An Merck den 26. Juni 1780: „Mosser ist doch, dadurch daß er nun gänzlich ausgezogen worden, wie nackt der Welt dargestellt. Die Pranger-Complimente werden hoffentlich nun auch nicht ausbleiben.“ ²⁾ Den 26. August: „Ich habe den goldne Dosen- und Geld-Fresser Mosser mein Leben lang nicht leiden können, und nun, fürchte ich, hat mich sein Sturz mit einer schönen Frau brouilliert. Denn die Frau v. Diebe bewies mir neulich in einem Briefe ganz deutlich, wie Mosser doch zu schätzen sei, da er bei einer so eclatanten Gelegenheit (ihre Worte lauten: un regiment de plus) gefallen ist. Und ich habe ihr leider ganz sonnenklar demonstriert, wie so ein Lump doch auch mit Trompeten und Pauken fallen könne, und doch ein Lump bleibe. Nun habe ich zwar doppelt gefehlt, indem ich erstens einer Dame Etwas demonstrierte, und zweitens, daß ich einen Eclat anders ansah, als sie, und ihn nicht schätzte, da ich doch wohl wissen konnte, daß unfre Weiber weiter Nichts als das Eclatante an der Tugend lieben.“ ³⁾ „Meinem Schwager habe ich lateinisch über den Fall des Hundfuttius Moseriana gratuliert, aber auch umsonst. Ich werde, wenns nicht anders wird, endlich auch noch das buntscheckige, auf allen Nähten galonirte Röckchen der Tugend anziehen und damit ins Reich und durch Darmstadt reisen und für einen homme formé et estimable passiren, mais qui a vecu dans sa jeunesse.“ ⁴⁾ Den 18. December: „Ich erhielt von Ihnen, lieber Merck, vor einigen Tagen das Geschenk der Geschenke, die Berichte der Land-Commission

¹⁾ S. 112. — ²⁾ B. I, 251. — ³⁾ B. I, 257. f. — ⁴⁾ B. II, 290.

betreffend. So ein Sammelsurium von Kindereien, Narrheiten, Dummheit, Cochonnerie und Hanswurstpöffen ist nicht zu glauben, daß man es zusammen in Einer Stadt geschweige in einem Heft Papier zusammen fände. Mir ist's so tröstlich wie ein Capitel in der Bibel zu lesen gewesen. Wer aus solchen Sachen nicht seiner Seele Heil und wenigstens die Wege, die er zum Himmel nicht gehn soll, erlernt, auf den ist der h. Geist noch nicht gekommen, der bitte um noch größere Zeichen und Wunder. Welch schreckliches Exempel! Ein Mensch von der Fähigkeit, von der Erfahrung, von der moralischen Träumerei, wie Moser, der durch seine glücklichen Eigenschaften, ohne Zuthun von Zufällen, so sein Glück, seine Reputation gemacht hat, so vom Schicksal und dem Geiste verlassen zu werden und durch den Aberwitz des Aberwiges zu fallen, ohne Hoffnung, je zu seinen Sinnen wieder zu kommen, zu fallen! Man sollte Fast- und Betttäge anbefehlen, Umgänge anstellen, um vom Schicksale die Verschonung der landplagenden Würmer zu erflehen, die den armen Moser fressen. Mich dauert er, denn er ist von den Göttern an die Landstraße stückweise aufgesteckt mit der Aufschrift: „Theil dessen, der wirken wollte und wirkte, des Thuers.“ — — — „So viel davon, Gott gebe, daß man dieses Werk alle Jahr lese und alle Jahr neue Weisheit daraus lerne! Amen.“¹⁾ Den 8. Januar 1781: „Es ist mir nicht wohl möglich, Ihnen ein ostensibles Compliment für Hesse zu schreiben. Er hat freilich den Sinn des Landgrafen getroffen und ihn in ziemlich gutem Deutsch auf's Papier gebracht. Er hat Mosern alles, ist dieser sich nicht eines attentirten Mordbrandes bewußt, was ihm am empfindlichsten, seiner künftigen Existenz am aller verderblichsten sein konnte, gesagt. Glauben Sie also noch, daß es gute Wirkung habe, wenn Sie ihm Etwas von mir sagten, so richten Sie es selbst ostensibel ein, doch nehmen

¹⁾ B. I, 278. II, 290.

Sie die Wendung so, daß, hörte ein etwas unparteiischer moralischer Mensch zu, er nicht mehr in meinem Namen sagen hörte, als was allenfalls in jeder Zeitung stehen könnte.“¹⁾ Karl August bezieht sich hier entweder auf die am 16. December 1780 erlassene Resolution des Geheimerathes oder auf ein anderes Actenstück, durch welches Moser in der öffentlichen Meinung ruiniert und bei allen deutschen Fürsten unmöglich gemacht werden sollte. Der Herzog hat diesem Verhalten gegenüber kein Wort der Entrüstung; dem Geheimerath Hesse, der dazu seine Feder hergab, macht er freilich kein ostensibles Compliment, weil er sich doch innerlich scheut und sich einem verdienten Tadel nicht aussetzen möchte. Die „gute Wirkung“, deren Karl August gedenkt, wem soll sie zum Vortheile dienen? Wahrscheinlich der Absicht, Moser'n nicht wieder aufkommen zu lassen, oder den Kritiker in Hesse's Gunst zu befestigen.

Die Abneigung zwischen Moser und Karl August war übrigens eine gegenseitige. Moser schrieb am 12. Februar 1785 an seinen Bruder Gotthold: „fällt mir ein, daß mir heute mein alter Freund Bretschneider schreibt, daß in Weimar, Jena, Schleiz u. s. w. die Sage gehe, es werde mir in Weimar die Kanzler-Stelle angetragen werden; allein erstens ist es an sich eine Fabel, wovon meine neuesten Briefe aus W. kein Wort sagen; und dann wäre dieß just der letzte Fürst und Ort, dem ich dienen und wo ich wohnen möchte.“²⁾

Nicolai schrieb den 26. Juni 1773 an Höpfer: Merck, mit dem er in Leipzig zusammengetroffen sei, habe ihm von „Hrn. v. M.“ nichts gesagt. „Ich wünschte also“, fährt Nicolai fort, „von Ihnen zu erfahren, in wiefern er sich gegen mich erklärt hat. In meinem Sebalbus habe ich S. 54 mir einen kleinen Ausfall gegen ihn entfahren lassen, das auch die

¹⁾ B. I, 283. — ²⁾ B. III, 252. f. N. *

ganze Rache sein soll, die ich mir gegen sein unwürdiges Betragen gegen mich erlauben werde.“¹⁾

Auch Goethe stand in der Zeit, wo sein kritischer Freund gegen Moser wirkte, nicht auf der Seite des Letzteren. Nach einem Briefe des Herzoges Karl August vom 30. Juni 1780²⁾ machte sich der Dichter über das „große Darmstädter Erdbeben“ lustig. Am 3. Juli schrieb er an Merck:³⁾ „Dein letzter Brief über M. an den Herzog war uns sehr willkommen. Schreibe ja von dieser Sache mehr, es unterhält und nützt, und wenn die Leute heirathen, oder auf irgend eine Weise sterben, so ist billig, daß darüber raisonnirt wird. . . . Wenn Du dem Herzog wieder schreibst, sei nur ja recht weitläufig über die seltsame Katastrophe von Mosern. Es ist möglich, daß der Mensch noch drei-, viermal so verändert, eh er stirbt; was einmal in der Natur sticht, zwingt den Menschen zu handeln; er findet doch noch in Deutschland Herren genug, die seiner bedürfen, ob es gleich immer jedem sehr thöricht scheinen muß, daß er sich einer so vortheilhaften Lage hat begeben mögen.“ Dagegen scheinen des Dichters Worte vom 19. Mai 1783⁴⁾ schon etwas einzulenkten: „Auf Dein Moserianum bin ich sehr neugierig. Es ist eine gefährliche Sache. Das Publikum ist bei solchen Händeln meist für lauter Billigkeit gegen beide Theile ungerecht.“ Nur anerkennend ist Goethe's Urtheil in Dichtung und Wahrheit:⁵⁾ „Ein anderer vorzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowohl als seine Wirkung in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Karl Friedrich von Moser, der seiner Geschäftsthätigkeit wegen in unserer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich-sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wohl

¹⁾ B. III, 64. — ²⁾ B. I, 252. — ³⁾ B. I, 252. f. — ⁴⁾ B. I, 389. — ⁵⁾ Werke 24, 121. f. Vgl. Rosenstein S. 498.

manchmal zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog; und so wollte er, wie von Voenn das Hofleben, eben so das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutschen Höfe stellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die ersten unbedingten Gehorsam verlangten, und die andern meistentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entstand daher ein ewiger Conflict und schnelle Veränderungen und Explosionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im kleinen viel geschwinder merklich und schädlich werden als im großen. Viele Häuser waren verschuldet und kaiserliche Debit-Commissionen ernannt; andre fanden sich langsamer oder geschwinder auf demselben Wege, wobei die Diener entweder gewissenlos Vortheil zogen, oder gewissenhaft sich unangenehm und verhaßt machten. Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken; und hier gab sein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben. Sein: Herr und Diener, sein Daniel in der Löwengrube, seine Reliquien schildern durchaus die Lage, in welcher er sich zwar nicht gefortert, aber doch immer geklemmt fühlte. Sie deuten sämmtlich auf eine Ungeduld in einem Zustand, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bei dieser Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich mehrmals andere Dienste suchen, an welchen es ihm seine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes."

Halten wir die oben angeführten ungünstigen Urtheile mit der Feindseligkeit der Merck'schen Aufzeichnungen zusammen, so wird uns dieselbe begreiflicher, und ebenso dürfen wir nicht zu strenge über dasjenige richten, was Merck aus Nothwehr gegen

Moser sprach oder that. Dagegen können wir den Kritiker in dieser tragischen Geschichte leider von Nachsicht nicht freisprechen, und zugleich wird der Verdacht gegen ihn rege, daß er bei der Befolgung Moser's die Hoffnung genährt habe, durch den Beistand, den er der Regierung leistete, sich den Weg zur Befriedigung seines Ehrgeizes zu bahnen.¹⁾ Gehen wir nach den uns zu Gebote stehenden Quellen auf die Sache näher ein.

„Seit dem Tode der Landgräfin“, schrieb Merck am 28. Juni 1774,²⁾ hat sich alles hier so gewaltig verändert, daß unser kleiner, sonst nicht unangenehmer Ort einer völligen Wüstenei ähnlich sieht. Die Prinzessinnen gehn weg, und der ganze Hof wird aufgehoben. Alle meine Bekanntschaften (die meistens aus solchen Leuten bestanden, welche die Landgräfin hinzog) sind verstorben. Hierzu kommt, daß unser Präsident in den letzten Zeiten so gewaltig mit der seligen Landgräfin zerfallen ist, daß sie seiner sogar als eines Verräthers in ihrem Testamente gedacht hat. Alles was ihr zugehörte, oder nur von weitem unter ihrer Protection stand, wird folglich jezo sichtbarlich gedrückt. . . . Sie sehen also, was ich hier unter dergleichen Umständen zu erwarten habe.“ Merck fragt dann, ob er nicht durch den Minister von der Horst eine andere Stelle erhalten könne, und meint dabei, an Empfehlungen durch die Prinzessinnen solle es ihm nicht fehlen. „Von hier“, sagt er, „wünschte ich sehnlichst weg, und lieber in jungen Jahren, als wenn Kräfte und Familienumstände alle Aenderungen künftig versagen sollten. — Verzeihen Sie mir, liebster Freund, meinen langen und mich nur betreffenden Brief. Wenn Sie jemals den Druck einer ungewissen Existenz erfahren haben, so brauche ich keiner weiteren Entschuldigung.“ Man darf jedoch nicht übersehen, daß Merck bei der Abfassung dieses Briefes auch

¹⁾ Ueber Merck's Verhältnis zu Moser vgl. Rosenstein S. 484. ff. —

²⁾ B. III, 99. f.

noch von anderen Seiten her verstimmt war. In einem Briefe an Nicolai vom 28. August ¹⁾ gibt er seine Absichten auf eine Anstellung in Berlin zu erkennen. Er ist zwar nicht „pressirt“; sichtbare Anstalten, ihn zu verdrängen oder zu drücken, werden nicht gemacht; aber er wünscht sich doch weg, ehe es nothwendig wird. Moser'n betrachtet er als seinen Gegenfüßler, der ihm allenfalls einen großen Schaden zufügen könnte; denn auf jenen beziehen sich doch wahrscheinlich die Worte: „Sie kennen die Wespe und ihre Natur; da sie also gereizt ist, so wird sie stechen, sobald der Fleck gefunden ist u. s. w.“ Und ein solcher Fleck mochte an einem Manne, der sein Amt nur tagelöhnermäßig abthat, unschwer zu entdecken sein. Aber die Besorgniß vor Moser'n war das Einzige nicht, was ihn von Darmstadt hinwegrief: er spricht von tausend Ursachen, die ihm seinen Aufenthalt unerträglich machen. Im Widerspruche mit diesem Briefe fallen uns in einem Briefe Merck's an Höpfner vom 8. September 1775 einige Worte auf, die zur Vermuthung Anlaß geben könnten, daß Merck zu dem Moser'schen Hause in nicht unfreundlicher Beziehung gestanden habe. ²⁾ Dagegen sagt Merck in einem Briefe, der in den Herbst 1777 gesetzt wird: ³⁾ „Der Ton ist . . . hier so abscheulich, als er je gewesen. Der Geist der Landgräfin ist entflohen. — — — Die beiden Gebrüder v. Moser herrschen unumschränkt. Der Erbprinz flieht alle Menschen.“ Aber Merck verwandte sich bei Moser für den jungen Kupferstecher Zentner, ⁴⁾ und der Präsident berichtete hierüber am 25. Mai 1779. ⁵⁾ Wir theilen dieses Actenstück als eine bezeichnende Probe des Moser'schen Stiles mit, in der sich zugleich die Achtung vor Merck's Talenten äußert: „Anliegender Antrag des fürstl. Kriegsrath Merck wegen des vater-, mutter- und hilflosen jungen Zentner verdient, wie

¹⁾ B. III, 102. ff. — ²⁾ B. III, 130. — ³⁾ B. II, 98. — ⁴⁾ Bgl. B. I, 166. f. 225. — ⁵⁾ B. III, 231.

Alles was ein Virtuose schreibt, ganz gelesen zu werden. Ich habe den jungen Menschen nicht gesehen, überrede mich aber, daß Herr M. einem Bier- oder Kartoffelgesicht nicht das Wort reden werde, von welchem, ohne Pension an sie zu wenden, das Land ohnehin fruchtbar genug ist und die auch ohne landesherrliche Unterstützung in dem väterlichen Boden herrlich wachsen und gedeihen. Man wirft des Jahrs so viel Geld buchstäblich weg, daher ich bei der Sache keinen Anstand hätte, so daß diese 12 Louis d'or neufs auf den Baufonds mit assigniert würden, wo es auf 30/m. fl. keine große Differenz machen würde; loco instructionis müßte aber dem jungen Menschen auf den Weg gegeben werden: Geh! komme Dein Lebtag nicht wieder! Denn um Visiten-Billets in Kupfer stechen zu lernen, verdiente freilich Keiner Versendung nach Paris, und was mehr dann dieß wird ein Künstler in dem nächsten halben Saeculo hier thun sollen?" Lassen uns diese Worte schon vermuthen, daß Moser keineswegs gegen Merck so feindlich gesinnt war, wie dieser unter den Einflüssen der Melancholie, des Hasses und des Gefühles seiner unsicheren amtlichen Stellung voraussetzte, so trauen wir kaum unseren Augen, wenn wir den Brief lesen, den Moser unter dem 17. Mai 1780 an Merck schrieb,¹⁾ nachdem der Kritiker in Hirschfeld's neuer Theorie der Gartenkunst²⁾ Moser's bei Darmstadt liegenden Garten geschildert hatte. Der Brief deutet auf ein beinahe freundschaftliches Verhältniß zwischen Merck, Moser und dessen Angehörigen hin. Wir wollen ihn vollständig hersetzen: „Ew. W. danken Garten und Gärtner vor das ehrenvolle Creditiv, womit Sie beyde beyhm Publikum aufgeführt haben. Den Hirschfeld unterm Arm wolte ichs gestern Abend mündlich sagen, Sie haben mich aber nicht angenommen und nun wird mirs schwer, zu schreiben, was Sie

¹⁾ B. II, 176. f. — ²⁾ 1780. Thl. II, S. 155. ff. Vgl. Hoff. Darmstädtischer Staats- und Adreßkalender von 1781. S. 9—19.

gewiß aus einem dankerfüllten Blick gelesen hätten. Ich bekenne froh, wie sehr mich Lob und Zeugniß eines Kenners just in dem Punkt geschmeichelt habe, der mir die meiste Mühe bey diesem Gartenplan gemacht, die Standpunkte so zu wählen, daß keine Parthie der andern (wies manchmal bei den Collegien geht) im Weg seye und doch kein mißwachsenes und überladenes Ganze herauskomme. Meine beste Louise, mein Bruder, mein Schwager von Dungen und ihre Frauen und Kinder haben vorgestern anstatt der Vesper diese Garten Parentation gemeinschaftlich beherzigt und da blieb uns Allen nur Ein Wunsch übrig, den freundschaftlichen Biographen in dem Lauf des ne~~n~~ angehenden Sommers unter denen von ihm so erquickend geschilderten Schatten in unserer Mitte zu sehen, beym St. Bonifacius ein sorgenfreyes Mahl zu genießen und mit Wort und Blick zu sagen, mit wie vieler und empfundner Hochachtung wir Ihnen sammt und sonders gewidmet seyen.“ Halten wir mit diesem Documente die bald nachher sichtbare feindselige Regsamkeit Merck's gegen den gestürzten Kanzler zusammen, so können wir schwerlich umhin, den Kritiker in dieser Beziehung der Falschheit zu beschuldigen. Zu dem gemüthlichen Briefe Moser's und zu dem, was er auf Merck's Seite voraussetzen läßt, bildet alles andere einen grellen Mißlaut. So schon die Worte, die Karl August achtzehn Tage früher an Merck geschrieben hatte: ¹⁾ „Schließlich werden Sie sommlert, ein genaues Detail von allem dem mitzuthellen, was sich sowohl bei Menschen als Vieh, während des entsetzlichen, herzbrechenden Erbbebens in Darmstadt gezeigt, wie solches zugegangen, und welche Gebärden dabei gemacht worden sind. Auf Ihre Relation sich bauend, hofft man wunderbare Bemerkungen über die Wirkungen der Electricität bei solchen Gelegenheiten auf die Menschen zu machen.“ Daß Merck übrigens, wie viele Andere,

¹⁾ B. I, 242.

sich bei Moser's Rücktritt wohl fühlte, geht aus Wieland's Brief an seinen Freund vom 16. Juni 1780 hervor, wo es heißt: ¹⁾ „Zu Eurer recuperierten Freiheit gratuliere herzlich, weil Du Dich dabei, wenigstens pour le moment, besser als vorher zu befinden scheinst, denn sonst bin ich so ziemlich dem alten dicto beigethan: es kommt selten was Besseres nach dem Käsewasser.“ Karl August schrieb den 30. Juni an Merck: ²⁾ „Ich erwarte mit Ungeduld die Sammlung von Moser's Thaten.“ Göthe an Merck den 3. Juli: ³⁾ „Dein letzter Brief über M. an den Herzog war uns sehr willkommen.“ Auf denselben Brief bezieht sich wohl Karl August's Brief an Merck vom 26. August: ⁴⁾ „Der letzte machte uns alle (das heißt, wer eben die Briefe zu sehen bekommt) sehr glücklich.“ Die Tonart eines Briefes über Moser, durch den Karl August sehr glücklich gemacht wurde, läßt sich leicht vorstellen. Merck theilte dem Herzoge im December, wie ihm dieser schreibt, „das Geschenk der Geschenke, die Berichte der Land-Commission betreffend“, also wohl einen mit Bemerkungen des Kritikers begleiteten Auszug aus diesen Berichten mit, über die Karl August auf die schneidendste Weise urtheilte. ⁵⁾ Ob der Herzog unter den die Darmstädtische Rechtfertigung gegen Moser's Klagen betreffenden Papieren, die er nach seinem Briefe an Merck vom 19. Januar 1783 ⁶⁾ mit Verlangen erwartet, Aufzeichnungen des Kritikers verstehe, ist zweifelhaft. Aber Göthe schreibt an Merck unter dem 19. Mai desselben Jahres: ⁷⁾ „Auf Dein Moserianum bin ich sehr neugierig.“ Merck arbeitete also an einer Schrift gegen Moser, und aller Wahrscheinlichkeit nach sind Bruchstücke derselben die in der dritten Wagner'schen Sammlung ⁸⁾ abgedruckten drei Aufsätze. Merck nahm hierbei nicht allein, wie der Herausgeber ⁹⁾ sagt, offenbar von der Happel'schen Klageschrift und von einzelnen

¹⁾ B. I, 250. — ²⁾ B. I, 252. — ³⁾ B. I, 252. — ⁴⁾ B. I, 257. — ⁵⁾ B. I, 278. f. II, 290. — ⁶⁾ B. I, 373. — ⁷⁾ B. I, 389. — ⁸⁾ S. 206—226. — ⁹⁾ S. 205.

Kabinettsverhandlungen Einsicht, sondern wirkte auch mit der Feder als Mitverschworener. Im Drucke sind jene Aufsätze vor Wagner nicht erschienen; welcher Gebrauch sonst davon gemacht worden sei, ist unbekannt. Bei der Gehässigkeit ihres Tones ist es für Merck's Andenken jedenfalls zu beklagen, daß sie erhalten worden sind. Wagner bezeichnet sie als einen „Beitrag zu einer nicht einseitigen Beurtheilung Moser's“, der nicht auf objective Wahrheit Anspruch habe, sondern „als Ausdruck subjectiver Ansicht und Stimmung, nicht aber Merck's allein, sondern der großen, an Allgemeinheit grenzenden Mehrzahl seiner Stadt- und Landgenossen“ gelte.¹⁾ In der ersten dieser Aufzeichnungen, betitelt: „Der Anfang der Moser'schen Administration (1772) und die daher zu ahndenden angenehmen Folgen derselben“ findet sich, trotz der Gehässigkeit des Tones, kein Anlaß, an der Glaubwürdigkeit und Aufrichtigkeit des Verfassers in Betreff des Thatsächlichen zu zweifeln.²⁾ Indem er hier Moser's gewaltthames Verfahren gegen den obersten Gerichtshof schildert, beruft er sich auf die „allgemeine Notorität“ und auf „viele einsichtsvolle Männer“, welche „die dazu gehörigen Actenstücke eingesehen hätten“. ³⁾ Obgleich der Ton des folgenden Aufsatzes „Einige Züge seines Betragens während der Jahre 1773 und 1774“ weit feindseliger lautet, als der des vorigen, obgleich Merck hier seinen Gegenstand mit Gehässigkeit in's Lächerliche zieht und sich unnöthigerweise auch bei solchen Eigenthümlichkeiten Moser's aufhält, die den Kern seines Charakters nicht berühren, obgleich er hier Einzelnes von ihm behauptet, was mehr auf der Fama, als auf festen, beglaubigten Daten beruhen mag, obgleich die Leidenschaftlichkeit des Verfassers hier nicht zu verkennen ist, würden wir doch das Kind mit dem Bade

¹⁾ W. III, 205. f. — ²⁾ Merck's Aufrichtigkeit im Berichte einzelner Thatsachen ist uns überhaupt nur an Einer Stelle verdächtig geworden: in einem Briefe an Nicolai vom 20. April 1782, W. III, 189. f. — ³⁾ W. III, 211. f.

auszuschütten, wenn wir Merck's Wahrheitsliebe im Berichte des Einzelnen und auch in der Gesamtauffassung, die freilich unter einer trüben Stimmung zu leiden scheint, beanstanden wollten. Geben wir auch zu, daß er seine Schilderung einseitig und als Parteimann entworfen habe, so ist dieß doch von Lügenschmiederei noch weit entfernt. Unbedeutend ist das unter der Aufschrift „Lebensbild“ mitgetheilte kleine Bruchstück, dessen Beziehung auf Moser kaum einem Zweifel unterliegen möchte. Das oben erwähnte „Mosermanum“ ist doch sehr wahrscheinlich Eines und Dasselbe mit der Satire „Antineder“, die Merck, nach Wagner's Mittheilung,¹⁾ um das Jahr 1783 gegen Moser's im J. 1782 erschienene Schrift: „Neder, in Briefen an Ffelin“²⁾ verfaßte, und die zwar vom Landgrafen und Ministerium approbiert, aber nicht gedruckt wurde, wahrscheinlich weil der Verfasser die versprochene Fortsetzung schuldig blieb. Sollte diese Mittheilung auf einer sicheren Ueberlieferung beruhen, so würde uns eine solche Schriftstellerthätigkeit des Kritikers an die eines Fiscalanwaltes erinnern, der eben die Sache der Regierung vertritt, nicht an die des echten Geschichtschreibers, der nur die Partei der Wahrheit zu nehmen hat.

Merck stand mit Moser's Feind und Nachfolger Hesse³⁾ in freundschaftlicher Verbindung und war jedenfalls an den gegen den unglücklichen Mann gerichteten Schritten mitschuldig. Auch Karl August war in der Verschwörung, nicht allein durch ungeschönen Ausdruck theilnehmender Empfindungen, sondern auch durch Anregungen und Winke, die ihn nicht zieren. Es thut uns wehe, diesen Schatten auf dem Bilde des edeln jungen Fürsten, den auch unsere spätere Darstellung in einem sehr vortheilhaften Lichte zeigen wird, und seines schönen Verhältnisses zu Merck wahrnehmen zu müssen. Der Herzog äußert in einem

¹⁾ I, 389. N. *. — ²⁾ Vgl. B. III, 194. 225. — ³⁾ Vgl. Rosenhein S. 487. Herbst S. 121.

Briefe, den er unter dem 24. Juni 1780 an Merck schreibt,¹⁾ die Hoffnung, den Kritiker sehr bald im Ministerium zu sehen. Er meint, wenn Merck bei seiner allgemeinen Beliebtheit es verschlagen anfangen, so könne es nicht fehlen, daß er mit der Zeit sich zum Minister aufschwinde; denn Merck's Freund Hesse vermöge sich nicht zu erhalten. (Ob nun Merck bei dieser Gelegenheit sich emporzuschwingen gestrebt habe, darüber fehlen die Nachrichten.) Hierzu kommt die schon oben von uns angeführte widerliche Stelle in Karl August's Brief an Merck vom 8. Januar 1781.²⁾ In einem Briefe an Merck vom 18. December 1780 fährt der Herzog in seinen Ermunterungen fort:³⁾ „Die Götter mögen Ihnen in dem neuen Laufe, den sie Ihnen vorschreiben, beistehen. Treiben Sie es so honett als möglich.“ Es geht zugleich aus diesem Briefe Karl August's⁴⁾ hervor, daß der Erbprinz Ludwig dem Kritiker wohlwollte. Merck muß übrigens auch bei dem Landgrafen gut gestanden haben: im J. 1781 verweilte er mehrere Monate in Geldnegotiationen für denselben in Cassel, — eine Aufgabe, die Wieland als einen geschäftigen Müßiggang bezeichnet, „wo der Eine zieht, und der Andere nicht fahren läßt.“⁵⁾ Zur Ergänzung dürfen wir anführen, was Merck⁶⁾ von Lindor erzählt: „Es war ein Vergleich über eine Streitigkeit mit einem benachbarten Fürsten zu treffen, welche Jahrhunderte gewährt hatte, und wo die jetzige Conjunctionen versprochen, daß sie vielleicht sich glücklich beendigen würde. Er ward dazu ausgesucht, von Seiten seines Herrn zu tractieren, und ihm gefiel der Auftrag, weil die Schwierigkeit des Erfolgs seiner Perspicacität ein reiches Feld zu berechnen darbot. Es betraf die Abtretung gewisser gemeinschaftlichen Güter des einen Theils an den andern. Er glaubte, er hätte das Interesse beider Häuser auf's schärfste

¹⁾ B. II, 289. f. — ²⁾ B. I, 288. — ³⁾ B. I, 279. — ⁴⁾ Bgl. B. II, 289. f. — ⁵⁾ B. I, XXIV. 273. 284. 289. — ⁶⁾ D. M. III, 120. f.

gefaßt, würde also allen Einwendungen begegnen können, und that auch solche Vorschläge, die einem unparteiischen Beurtheiler zu Hinwegräumung derselben mehr als hinlänglich hätten sein können. Allein es war auf der andern Seite zum voraus beschlossen, daß nichts aus dem Vergleich werden sollte. Das Interesse des benachbarten Fürsten selbst sprach mit tausend Gründen dafür, allein nicht das Interesse derjenigen, die das Geschäfte zu führen hatten. Ihnen lag daran, daß die Güter gemeinschaftlich blieben, damit sie von den Gebrechen der Administration Vortheil ziehen konnten. . . . Nach vielen Schriftwechselln und nach Lindor's tausendfachen Bemühungen der Sache eine günstige Wendung zu geben, zerschlug sich das ganze Geschäfte, und Kosten, Mühe und Zeit waren vergebens angewandt.“ Im Anfange des Juni 1781 kehrte Merk nach Hause zurück. Er schrieb von hier an Karl August: „Sobald ich wieder ein klein wenig mich erholt habe, so erlaube ich mir Ew. Durchlaucht eine ganz aufrichtige und umständliche Nachricht von dem Ausgang meines Geschäfts. Es ist als Factum der Menschheit, wenn Nichts ausgelassen wird, immer merkwürdig.“¹⁾ Als sich die schon oben erwähnte sonderbare Nachricht von Moser's Berufung als Weimar'scher Kanzler verbreitete,²⁾ fanden Verhandlungen zwischen Ludwig IX., Hesse, Merk und Göthe statt, wie aus einem Briefe Hesse's an den Landgrafen vom 2. April 1785³⁾ hervorgeht, worin es heißt: „Sobald Ew. Hochfürstl. Durchlaucht huldreiche Befehle mir zugegangen sind, so habe ich sogleich mit dem Kriegsrath Merk, dem das terrain zu Weimar am besten bekannt ist, über den gnädigst aufgetragenen Gegenstand conferieret. Nach denen von des Herzogen Durchlaucht geäußerten Gesinnungen ist die Nachricht von Moser's Eintritt in Ihre Dienste ganz unglücklich;

¹⁾ B. III, 180. Vgl. B. I, 299. — ²⁾ Vgl. B. III, 252. f. R. ***. I, 445. — ³⁾ B. III, 252. f.

Höchst Dieselben sollen jeder Zeit mit Geringschätzung und Verachtung seiner Person gedacht haben. . . . Indessen wird Merck nach gnädigster Vorschrift noch heute seinem Freunde, dem Geheimen Rathe Göthe zuschreiben.“ —

Ein Schöpfung Moser's, auf die er selbst ein großes Gewicht legte, die aber von seinen Gegnern besonders ungünstig und feindselig beurtheilt wurde, war die Oberlandcommission. Sie hieng unmittelbar von dem Landgrafen und dem Ministerium ab; die Oberaufsicht lag in Moser's Händen; außerdem hatte die Anstalt ihren besonderen Director und drei Oberlandcommissäre, unter denen sich auch der Dichter Matthias Claudius befand.

In einer erst zu Anfang des J. 1777 erlassenen „Ankündigung ans Vaterland die zu Berath- und Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes angeordnete Land-Commission betreffend“ heißt es: „Der Wille des Fürsten und die ganze Summe der Rathschläge dieser Landcommission ist gerade und einzig dahin gerichtet, dem guten fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen.“ Sodann wird das Arbeitsfeld der Commission näher bezeichnet. Auf die Verbesserung des städtischen und dörflichen Haushaltes, des Schulunterrichtswesens, der Vormundschaften, des Ackerbaues und der Viehzucht, auf die Vermehrung und bequeme Verschaffung wohlfeiler Lebensmittel, die Hebung des Handels und der Fabriken, die Besserung des Erziehungswesens, für das noch eine besondere Erziehungs-Commission angeordnet wurde, sollte die Behörde hinarbeiten. Es heißt weiter: „Der Fürst wird nicht als Herr, sondern nur als Vater erscheinen, und der Bauer soll erst sehen und alsdann glauben. Befehle und Zwangsmittel werden nur allein alsdann statt finden, wo Gewissen, Treue und Pflicht zu

Abstellung eingeriffener Mißbräuche und um den Bösen außer Stand zum Schaden, Betrügen und Verführen zu setzen, obrigkeitlichen Ernst nothwendig macht. . . . Man müßte den Menschen und insbesondere die Menschen dieses Landes, ihre petrificirte Denkungsart, ihren eisernen Hartsinn gegen alles Neue und Ungewohnheit, die schadenfrohe Freude so vieler, denen aus Unwissenheit, Faulheit und Eigennutz der Untergang jeden guten Gedankens allemal lieber, als dessen Gedeihen, ist, die tagelöhnermäßige Gesinnung so vieler andern, denen vor allem, was ihnen etwa mehr Arbeit machen möchte, schon im voraus grauet, man müßte endlich die fühllose Härte und Gleichgültigkeit so vieler Menschen gegen ihr eigenes und noch mehr gegen das Beste ihrer Nebenmenschen nicht kennen, (derer in der Verfassung eines Landes und den Localumständen liegenden vielen Schwierigkeiten nicht zu gedenken) wann man nicht bei dem thätigsten und wirksamsten Eifer Hindernisse ohne Zahl voraus sehe. Felsen zu sprengen, hat die Landcommission weder Instruction noch Beruf, sie mit Geduld, gleich Eßig, durchzubeizen, darf und wird sie sich erlauben, nie ermüden, stets neuen Muth fassen, und nicht aufhören, auf Hoffnung zu säen, damit die nach uns Kommenden mit Freuden erndten. . . . Die Beamten des Landes haben es hie und da so weit gebracht, daß der Landmann sie als seine gebohrne Erbfeinde betrachtet, welche dazu geschaffen und vom Fürsten besoldet seien, um nur die Bauern zu proceßiren, zu sportuliren, zu exequiren und wann nichts mehr zu hohlen ist, zu inventiren und zum Land hinaus zu verjiren. Wie sehr und oft der Fürst über ein seiner Gesinnung so stracks entgegen laufendes Betragen geeifert und welche Exempel des Ernstes an ein und andern so gearteten Dienern gestiftet worden, ist ohne weitere Wiederholung dem ganzen Land bekannt. Das Nicht-Plagen ist aber der allerunterste Grad der Dienst-Treue, ja der Menschen-Liebe selbst, der wohlthuende Freund, der vor Schaden warnende Rath, der

gutherzige Vertraute jeden Unterthanens in der anvertrauten Stelle zu sein, welsch ein Glück und Segen vor ein solches Land? und so ist's, wie's unser Fürst zu sehen wünschte.“¹⁾

Die „Dienstjahre“²⁾ und die Klageschrift des Fiscals³⁾ brechen über die Wirksamkeit und die Leistungen dieser Behörde, über die Befähigung und die Handlungsweise ihrer Mitglieder den Stab. Es versteht sich von selbst, daß Claudius nicht dabei gemeint war, der bei der Entstehung dieser Schriften sich längst aus Darmstadt entfernt hatte. Das schneidende Urtheil des Herzoges Karl August haben wir bereits oben vernommen. Rosenstein weist günstige Wirkungen der Landcommission auf, ohne sie gegen alle Angriffe in Schutz nehmen zu wollen. Claudius äußert sich über die Anstalt günstig.⁴⁾

Auf Herder's nachdrückliche Empfehlung wurde Claudius in diese Commission als Oberlandcommissarius und Hauptexpeditor aufgenommen und ihm die Redaction der von Moser gegründeten Landzeitung übertragen. Am 16. April 1776 traf er in Darmstadt ein. Er wurde von Moser „nicht gnädig, sondern freundschaftlich“, von Herder's Verwandten (unter denen sich Hesse befand) mit vieler Liebe empfangen.⁵⁾ Die „Hessen-Darmstädtische privilegierte Landzeitung“, die seit dem 1. Januar 1777 im Verlage und zum Besten der Invalidenanstalt zweimal wöchentlich erschien, sollte als das amtliche Organ der Landcommission in engem Zusammenhange mit dieser stehen und deßhalb außer den wichtigsten allgemeinen Weltbegebenheiten die Wünsche, Bestrebungen und Schritte dieser Behörde in populärem Gewande vor das Publikum bringen, und die Wünsche und Bedürfnisse der einzelnen Landestheile laut werden lassen. Nach einem fürstlichen Decrete gieng die Absicht dahin, das „so

¹⁾ Herbst S. 104—114. W. I, 112. f. N. *. III, 228. f. Dienstjahre S. 12. — ²⁾ S. 12—14. — ³⁾ W. III, 228—230. — ⁴⁾ Herbst S. 126. W. I, 278. II, 290. Vgl. Rosenstein S. 481—483. — ⁵⁾ Herbst S. 98—101. 115. 126. W. III, 229. Rosenstein S. 482.

sehr zerstreute Land mit sich selbst bekannter zu machen, Fleiß, Verdienste, edle und gute Handlungen aufzumuntern und den jetzt Lebenden sowohl zur Kenntniß als der Nachwelt zum Andenken zu bringen, den Weg der Communication des Landes unter sich zu erleichtern, und auch Auswärtigen in allen diesen Stücken auf eine anständige Weise bekannter zu werden.“¹⁾

Merck hatte zu der Berufung des Dichters den Kopf geschüttelt; wir lesen in seinem Briefe an Nicolai (auf den Claudius einen sehr guten Eindruck gemacht hatte)²⁾ vom 19. Januar 1776:³⁾ „Claudius kommt hierher, berufen von dem Präsident, auf ganz artige Bedingungen in Ansehung des Gehalts, aber in welcher Bestimmung, davon mag ich nicht reden. Für mich ist mirs lieb, und für ihn auch, daß er Brot hat. Allein sonst wird noch Vieles für ihn zu wünschen übrig bleiben.“ Claudius wirkte nun zwar in seiner Stelle mit Segen,⁴⁾ war aber in Darmstadt nicht in seinem Elemente. Er verkehrte vorzugsweise mit Merck, sodann im Hause des Geh. Rathes Hesse mit Wend u. A.;⁵⁾ er fand aber in Darmstadt keinen einzigen Freund nach seinem Herzen.⁶⁾ Auch hatte er manche Verdrießlichkeiten in dem Amte, zu dem er nicht paßte.⁷⁾ Er schrieb an Herder den 10. August 1776:⁸⁾ „Es hat bisher zwischen mir und dem Director Irrung obgewaltet, davon ich Euch mündlich erzählen will, wenn wir uns einmal sprechen; schreiben mag ich von solchem Quark nicht. Seid Ihr aber nur hübsch ruhig; ich will Eure Empfehlung nicht Lügen strafen. Es scheint auch, daß, nachdem ich vor einigen Tagen dem Herrn Präsidenten, der ein trefflicher Mann ist, gerade herausgesprochen, alles bessern Gang gehen wolle. — —

¹⁾ Herbst S. 115. f. — ²⁾ W. I, 79. — ³⁾ W. III, 135. Vgl. Briefe von J. S. Voß I, 334. II, 18. — ⁴⁾ W. I, 113. R. — ⁵⁾ Herbst S. 121. — ⁶⁾ Briefe von J. S. Voß I, 312. Herbst S. 123. — ⁷⁾ Herbst S. 124. — ⁸⁾ Aus „Herder's Nachlaß“ I, 413. R. 39. Herbst S. 125.

Sonst leb' ich hier ziemlich vergnügt, ganz stille bis dato, und mein Geschäft ist sehr angenehm und das ganze Geschäft der Landcommission sehr gut und menschlich, aber die Luft dahier conveniert mir nicht. Sela." Er scheint nicht allein die äußere, sondern auch die geistige Luft zu meinen. Mit dem Präsidenten stand der Dichter lange Zeit auf dem besten Fuße. „Er ist ein lieber Mensch“, bemerkt er noch Ende 1776 in einem Briefe an Herder.¹⁾ Was Moser in einem Berichte vom 28. Juli 1779, worin er die Thätigkeit der Landcommission und die von ihm getroffene Wahl der Beamten vor dem Landgrafen zu rechtfertigen sucht, über Claudius äußert, lautet freilich durchaus nicht liebenswürdig; aber die gereizte Stimmung, in der sich Moser über den verdienten Schriftsteller ausläßt, verleihet dem Lobe, das er ihm zu spenden doch nicht umhin kann, doppeltes Gewicht: „Seine herzliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo so wenig auf Befehl und so viel auf Ueberzeugung ankommt. Er war aber zu faul, mochte Nichts thun, als Vögel singen hören, Clavier spielen und spazieren gehen, konnte die hiesige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödtliche Krankheit und ging von selbst zu seinen Secretessen wieder zurück. Doch hat man ihm die ersten Monate der damals entstandenen Zeitung zu danken, welche die einzige dieser Art in ganz Deutschland ist, die bisher innerhalb Landes so viel Nutzen gestiftet und außerhalb so viel Beifall erhalten hat.“²⁾ Als Hauptgrund seines Wegstrebens gibt Claudius stets die für ihn und die Seinigen ungesunde, zu seine Darmstädter Luft an, die ihn abmagere; und als er im Februar und März 1777 in eine tödtliche Krankheit, eine Pleuresie verfiel, war sein Entschluß zur Rückkehr gefaßt.³⁾ Aus einem Briefe an Herder⁴⁾ geht aber deutlich genug hervor, daß Gesundheits-

¹⁾ Herbst S. 126. — ²⁾ B. III, 229. — ³⁾ Herbst S. 127. — ⁴⁾ Aus „Herder's Nachlaß“ I, 418. N. 42. Herbst S. 128.

rücksichten es nicht allein waren, die den Dichter in den Norden zurücksührten: „Weil Ihr mich so ernstlich gebeten habt, ich sollte nicht wie ein Genie zu Werke gehen, so habe ich ein Jahr hier ausgehalten. Wenn aber mein Bauermädchen ihre Wochen gehalten hat, so ziehe ich wieder ab nach Wandsbeck, vielleicht noch vorher. Die Hauptursache ist unsre Gesundheit, von den Nebenursachen mündlich einmal mehr. Ich thü Euch dieß vermelden mit einem sonderlichen Muth. Ihr wärt nicht so lange geblieben.“ Claudius trat, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, schon am 22. April 1777 die Rückreise in seine Heimath an.¹⁾ Von dort schrieb er an Merck:²⁾ „Die Nachbarn und Bettern machen hier verzweifelt große Augen, daß der Hr. Oberlandcommissarius Wohlgeboren so bald wieder gekommen sind, und die doctrin von dem clima will ihnen nicht allerdings einleuchten.“ Er äußert sich aber vergnügt über die Ortsveränderung: „Karoline springt vom Morgen bis Abend im Garten auf und ab und ihr Herr Vater auch; sie hat Darmstadt schon ganz vergessen und ihr Herr Vater auch.“ „Wohl Dir, guter Claudius,“ schrieb J. G. Schloffer an Merck,³⁾ „daß Du wieder zu Deiner Ziege kehrest! — Hättest Du sie nie verlassen!“

Merck hatte dem Dichter in Darmstadt Gefälligkeiten erwiesen⁴⁾ und mit ihm in freundlicher Beziehung gestanden.⁵⁾ Er scheint jedoch über ihn gerade nicht mit Verehrung geurtheilt zu haben. In dem „Akademischen Briefwechsel“ heißt es⁶⁾ von einem Maler: „Sein ganzer Charakter ist der leibhaftige Asmus. Er urtheilt eben so wenig, wie Jener, ist eben so bescheiden, eben so unnütze, und ungeschickt wie andre Lumpenhunde — Geld zu machen.“ Koberstein bezieht sogar⁷⁾ folgende Worte Merck's⁸⁾ auf Claudius: „Mit Cl. und mir wird wohl nicht

¹⁾ W. I, 112. f. N. *. Vgl. Herbst S. 129. — ²⁾ W. II, 91. —

³⁾ W. I, 112. — ⁴⁾ W. II, 91. 161. — ⁵⁾ W. I, 112. — ⁶⁾ D. M. 1782, II, 102. — ⁷⁾ Grundriß S. 1495. f. — ⁸⁾ W. II, 49.

in seinem Leben was Gescheutes daraus. Er betrügt sich ganz und gar wie ein Mensch aus einer anderen Welt, und das zwar mit jedermann. Der Teufel hole die ganze Poesie, die die Menschen von andern abzieht und sie inwendig mit der Betteltapezerei ihrer eignen Würde und Hoheit ausmeubliert. Wir sind doch nur insofern etwas, als wir was für andere sind.“ Mit diesem, wenn es von Claudius gälte, befremdlichen Urtheile würde es stimmen, daß ihn Wieland in einem Briefe an Merck¹⁾ als einen „hochmüthigen Kerl“ bezeichnet. (?) Doch enthält Merck's geistvoller Aufsatz „Ueber den Mangel des Epischen Geistes in unserm lieben Vaterland“ über Claudius einige freundliche Zeilen: „Zum epischen Wesen gehören wackre Sinnen. So sehr man jezo von Liebe zur Natur schwätzt, so sind doch wenig der Herren Poeten, die so ganz von Natur durch die Gegenwart eines lieben Baums zur Serenade erweckt würden, wie Freund Asmus.“²⁾

IV.

Die Gesellschaft.

Merck's gesellschaftliche Stellung in seiner Vaterstadt betreffend, lesen wir in seinen Briefen und novellistischen Arbeiten eine Reihe von Ausdrücken der tiefsten Abneigung, ja der Verzweiflung. Sein ziemlich resignierter, aber verbissener Brief an Höpfner vom 3. Juni 1775³⁾ lautet zum Theil so, als wenn er sich auf einen förmlichen Kriegsfuß mit der ihn umgebenden Gesellschaft gesetzt hätte. Der Menschenhaß, der aus solchen

¹⁾ B. I, 199. — ²⁾ D. M. 1778, I, 53. — ³⁾ B. III, 121. ff.

Worten spricht, hätte etwas Widerliches, wenn sich nicht die gesunde Kraft und der Humor ihm auf eine wohlthuende Art zugesellte, wie denn der Eingang einen schönen Gedanken enthält: „Allerdings hätte ich Lust, meinen Platz zu verändern, ob ich gleich im Grunde wie Mitchell denke, da ihn der König von Preußen fragte, welchen Ort er auf der Welt zu seinem Aufenthalte wählen würde. NB. Der Lord hatte beinahe die ganze bewohnte Welt kennen lernen. „Da, Sire, würde ich bleiben, wo mir das Rad am Wagen bräche.“ Noch flusterer, als in diesem Briefe, ist Merck's Unzufriedenheit mit seinem Aufenthalte in einem Briefe an Höpfner vom 8. Juni.¹⁾ Merck fühlte sich in der „Verbannung“ (1776);²⁾ er fühlte sich, von seiner Familie abgesehen, „allein“; er lebte „wie auf einer Insel mitten im Oceane“ (1777).³⁾ Wie ein vollendeter Menschenfeind betrachtet er seine Darmstädter Umgebung, indem er den 23. August 1777 an Höpfner schreibt:⁴⁾ Ich „wandle in meinem Klostergärtchen mit hohen Mauern und bin froh, wenn die Leute nicht sehen, wie meine Kohlhäupter wachsen. Denn die meisten gönnen's Einem doch nicht, und die andern freuen sich nicht daran; also ist's besser, sie sehens nicht. Mir thuts leid, daß Sie in ein öffentliches Gerücht verwickelt sind, verlassen Sie sich indessen darauf, es wird so plötzlich verhallen, daß Sie selbst nicht wissen, wie; denn das Publikum ist das Thier, das sich nähret mit allem Koth auf der Gasse, was ihm das Bächlein Zeit, das denn, wie Sie wissen, hübsch schnell fließt, zuzuspielen für gut befindet. Aller Unsinn, der gedacht werden kann, wird Ihnen indessen beigelegt werden und je besser und unschädlicher Sie bisher mit Ihren Nebenmenschen gehandelt haben, desto besser und herzhafter werden sie zutreten“ u. s. w. In einem Briefe, der in den Herbst desselben Jahres

¹⁾ B. III, 129. f. — ²⁾ B. II, 78. — ³⁾ B. I, 99. — ⁴⁾ B. III, 148.

gesetzt wird, sagt Merck: ¹⁾ „Der Ton ist aber hier so abschreckend, als er je gewesen. . . . Sonst ist Niemand hier; und kein Fremder kommt nicht mehr, der nach uns frage. . . . Sie haben einen kleinen Cirkel von Freunden und Menschen, die mit Ihnen sympathisiren. Wer wünscht sich eine große Anzahl? Freilich 8 oder 9 Menschen, wie sie a. 1772 beisammen, und oft in meinem Hause beisammen waren, ist ein seltenes Schauspiel.“ So gehen die Klagen in den folgenden Jahren fort. Merck begegnet der Leerheit, der Stumpfheit und dem Unsinne. (Um 1780.) ²⁾ Er befindet sich in Darmstadt ziemlich wohl, wenn er nicht ausgeht; aber die Menschen drücken ihn centnerschwer. (Frühling 1781.?) ³⁾ Auf seine Familienleiden und zugleich auf die Trostlosigkeit seines Darmstädter Aufenthaltes scheint sich Wieland zu beziehen, indem er ihm, 11. Februar 1782, schreibt: ⁴⁾ „In der dünnen Wüste, worin Du lebst, dankt ein Ehrenmann unserm Herr Gott auch für Heuschrecken und Wild-Honig.“ Doch fehlte es in den Zeiten der schrecklichsten Noth (1788) auch in Darmstadt nicht an edeln Menschen, die ihm hilfreich zur Seite standen. ⁵⁾ Seine Klagen über die Stadt hörten freilich nicht auf. ⁶⁾ — Eine schneidende Darstellung des Lebens in den kleinen Residenzen enthält die „Geschichte des Herrn Oheims“; ⁷⁾ und der „Akademische Briefwechsel“ ergeht sich in den stärksten Ausdrücken des Widerwillens offenbar gegen Darmstadt. ⁸⁾ —

Gerne verlassen wir nun die Enge dieser Zustände, um dem rastlosen Geiste unseres Kritikers auf jenen Wanderungen, die er theils in Person, theils im Geiste durch eine sehr vielverzweigte Correspondenz machte, zunächst auf dem Gebiete der so kühn und mächtig erwachenden deutschen Rationalliteratur zu folgen.

¹⁾ B. II, 98. 100. — ²⁾ B. I, 207. — ³⁾ B. III, 177. — ⁴⁾ B. II, 198. — ⁵⁾ B. III, 279. — ⁶⁾ B. III, 286. — ⁷⁾ D. M. 1778, I, 165—167. — ⁸⁾ Vgl. D. M. 1782, II, 106. 220. 230. f. III, 51. 55. 123—125.

Zweites Buch.

Die deutsche Nationalliteratur.



I.

Herder und Merck.

Wir nehmen in Bezug auf das Verhältniß zwischen Merck und Herder den Faden wieder auf, den wir oben fallen ließen; wir versetzen uns in den Anfang der siebziger Jahre zurück.

Während Herder in Straßburg verweilte, wo er das ihm peinlich gewordene Verhältniß zum Prinzen von Holstein-Eutin auflöste, sich der dreimaligen, aber erfolglosen Operation einer Thränenfistel unterwarf und Göthe's Bekanntschaft machte,¹⁾ stand Merck zu Karoline Flachsland in einem sentimentalen Verhältnisse: beide suchten sich, wie er an Herder schrieb, als Liebende auf, sahen sich als Landsleute in der Fremde an, redeten eine Sprache, die niemand als sie verstand, drückten sich die Hände und sahen sich mit Vergnügen in's nasse Auge. Was Merck an Herder über dessen Verlobte schrieb, war ganz dazu geeignet, diesen enger an sein Herz zu schließen. „Gott!“ schreibt Herder, „was fühle ich bei Ihrem Briefe. Da sind Scenen und Bilder und stumme Lacunen, die mich zur Bildsäule machten, und mich nachher, bei jedem Wiederlesen, tausendmal beseelen. Wenn je Ihre Briefe, mein

¹⁾ Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herder's. Gesammelt und beschrieben von W. G. v. Herder, geb. Flachsland, herausg. von J. G. Müller, 1820, I, 155. ff.

lieber Merck (ich nehme die Geschichte Ihres Herzens in der Schweiz aus), wenn sie von einem Freunde mit mehr als Unsterblichkeit apotheosiert sind: so werden sie's von mir: mein Gott! wie vielmal hab' ich Ihren Brief von gestern gelesen! Fühlen Sie, Freund, den glücklichen Platz, auf dem Sie stehen und nur Einmal in Ihrem Leben stehen werden, der Dolmetscher zwischen zwei Herzen sein zu können, die sich nur durch Sie verstehen und beide ihre geheimste Empfindungen in Ihren Busen gießen! Fühlen Sie das Glück und werden Sie seiner werth. Keine Scene von solcher Art fliege Ihnen vorbei, die Sie mir nicht mit dem weichen Feuer vormalen wollten, von welchem Ihre ganze Natur und Ihr Herz zusammengeweht ist. Glauben Sie, solche hat Yorik nicht gesehen, und würde sie nicht, wie Sie, malen: ein Engel würde sie malen wollen, denn sie geschehen nur alle Jahrhunderte Einmal in Europa und alle Jahr Einmal in Nordamerika. Sie sind die geheimsten Kabinetsstücke des edelsten, unschuldigsten, zartesten menschlichen Herzens, und für mich Bilder einer andern Welt.“ „Lieber, gutherziger Merck, ich sehe und weiß, daß Sie mich lieben, und Ihr fühlbares Herz, das ich auf meinem Wege fand, ist für mich ein Geschenk des Himmels.“¹⁾ „Guter Mann, der Himmel gebe mir ja doch einmal Einen Freund, wie Sie; es sei in welche Wüste er mich auch hinwerfe!“²⁾ „Schreiben Sie mir doch fleißig; ich danke Ihnen für jeden Pinselstrich Ihres Geistes und Herzens.“³⁾

Im Frühlinge 1771 kam Herder auf seiner Ueberfiedelungsreise nach Bückeburg über Darmstadt, wo sein kurzer Aufenthalt durch Mißhelligkeiten im Freundeskreise getrübt wurde. Wie Karoline schreibt, wollten sich einige Freunde in ihr bräutliches Verhältniß mischen und es nach ihrer Denkart modeln. Es scheint sogar, daß man — freilich ohne Erfolg — darauf

1) B. II, 4—6. — 2) B. I, 6. — 3) B. I, 20.

ausging, es zu untergraben.¹⁾ Merck bewährte sich bei dieser Gelegenheit als Freund, wie aus folgenden Worten Herder's erhellt: „Lassen Sie sich, mein lieber Freund, für alle Ihre Liebe, Geduld und Güte umarmen, die Sie mir und meiner, oder vielmehr unsrer Freundin (denn sie gehört Ihnen in so vielen fast noch mehr als mir) in Ihrer Situation bewiesen — in Ihrer Situation, die ich eben so empfindlich fühle, als sie mich wundert. Es ist wahrhaftig zwischen 4 oder 5 Personen unter uns ein so sonderbar gezogen und verwickelter Faden von Liebe, Freundschaft, Eifersucht, Haß und Bosse gegen einander, als je in einem so evenementsleeren kleinen Cirkel gedacht werden kann, und da an Ihnen gewissermaßen alle Enden und Fäden zusammengehen, so kann ich Ihnen Nichts als zurufen: Halt fest, lieber Merck, bis sich die Zeit erbarmen wird, alles zu enttrödeln.“ Von Merck's Briefen sagt Herder in demselben Schreiben: „Ihre ganze Denkart, Ihr Ausdruck, so ganz Bild und Empfindung im Umrisse, daß mir davon oft Worte und Wendungen langer Anschlag eines Tones in meiner Seele wird: das alles mit dem Plaze decoriert, auf dem Sie stehen, macht mich zu einem Abgötter, der eben daher über Ihr Stillschweigen und Verkennung so brummte und murrte — und warum muß ich Ihnen das alles sagen? . . . Gegen Sie habe ich in der Welt Nichts, als die kleinmüthige Furcht, daß Ihnen unser Verhältniß zu dauernd werden dürfte und auch die Furcht ist, wie geschrieben, Kleinmuth.“²⁾

Merck's Briefe geriethen in's Stocken, wofür Herder den Grund in einem „Nichts“, in einer „unwürdigen Armseligkeit“ zu suchen schien. Der letzte Brief des Kritikers hatte ihn tief verstimmt und ihm die quälende Besorgniß eingestößt, die Freundschaft dieses Mannes zu verlieren. „Ich habe Ihren letzten Brief mit dem traurigen Schauer gelesen, mit dem ich in

¹⁾ Erinnerungen I, 159. f. — ²⁾ B. I, 24—26.

Kiesland mehr als Einmal das Hinanwehen des Winterfrostes gefeiret! Ein unnennbares Rauschen gieng durch die Luft! Die Zweige des Baumes bebten, das grüne Blättchen krümmte sich voll Angst zusammen, und in wenigen Tagen lag's gelb zur Erde. Meine Seele hat diese Krümmung der Seele bei Ihnen sehr gefühlet. Erinnern Sie sich, daß Sie einmal solche Zeit in einem Briefe weisagten; ich lachte: denn wer hätte darauf solchergestalten rechnen sollen? Und immer muß ich Ihnen sagen, daß Sie der erste Freund meines Lebens wären, den ich so, und als den verloren hätte? Lassen Sie uns aber nicht verlieren oder uns an eine Abtrennung gewöhnen, die, wenigstens bei mir, ein Abriß wird, der in so vielem Betracht jedem Gedanken blutig ausgerissene Fasern zeigt. Haben Sie etwas gegen mich, ich will mich gern erklären, gern meine ganze Seele reden lassen — aber was ist ärger, als ein Stillschweigen, das nicht reden mag, und doch das Herz beklemmt. . . . Mein Herz fließt ganz für Sie über, mein Freund. . . . Kein Wort bitte ich wenigstens als mindesten Vorwurf anzusehen.“¹⁾ Nicht allein Merck, sondern auch Karoline beobachtet gegen Herder'n ein unerklärliches Schweigen. Er bittet den Freund, ihm „davon einigen offnen männlichen Wink zu geben“. Er ist um die Geliebte besorgt; Merck hat ihm, ohne sich deutlich zu erklären, von einem „Leiden“ derselben geschrieben.²⁾ Des Freundes Antwort bleibt aus; Herder schreibt ihm wieder. Er klagt über die eingetretene Entfremdung, von der sie doch beide keinen Grund anzugeben wüßten. Er vermuthet oder ahnt die Quelle in den mehr und mehr auseinandergehenden Gesinnungen. Merck scheint ihm namentlich in seiner inneren Lebensrichtung sich verändert zu haben; er findet an ihm die Seite, die er ihm sonst von seinem Herzen zeigte, abgewendet. Herder weiß, daß ihm der Freund das alles vielleicht zurückgeben

¹⁾ B. II, 82. f. — ²⁾ B. II, 87.

wird und auch wird zurückgeben können: er macht sich selbst darüber auch oft bittere, oft traurige Vorwürfe und gibt sich alles Unrecht, was er nur denken kann. Zu Vorwürfen war, sofern die Kluft durch Verschiedenheit der Gesinnungen gebildet wurde, an sich kein Grund vorhanden; Herder's reizbares Gemüth mochte diese Kluft freilich vergrößert haben. Von dem männlichen Charakter des Kritikers und von der alten gegenseitigen Sympathie erwartet er, daß die Freundschaft in ihren Herzen nicht aussterben werde. Jene Verschiedenheiten scheinen denn doch im religiösen Gebiete zu wurzeln. Herder hat den „theologischen Libertin“ abgestreift, und dieser hat „sich fast in einen mystischen Begeisterer darüber verwandelt“. Herder sähe das alte Verhältniß gerne wieder hergestellt; er äurzt über die eingetretene Veränderung: „Diese Erschlaffung der Fibern ist für mich der elendeste Beweis, daß alles eitel sei und daß wir hier zu nichts da sind: weil das edelste Band zwischen Menschen, Freundschaft, ein Band ist voll Roth und verwesendem moderndem Menschenfleische, nur weiß ich nicht, wie?“¹⁾ (Freundschaftlich ist die Frage eben nicht, die Merck einige Zeit nachher bei Nicolai aufwirft, ob es politisch sei, Herder'n, der so ganz allein dastehe und beinahe den anderen Commilitonen ebenso viel Unheil zufüge, als ob er sie schon recensiert hätte, an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek mitarbeiten zu lassen.)²⁾

Merck brach gegen Herder endlich sein Schweigen. „Daß wir uns so lange“, gab dieser zur Antwort, „unsre Herzen verschlossen und verborgen, ist ärger als Thorheit, es ist Bosheit und Härte, Stein und Fleisch. Als ob ein Stillschweigen nicht tausendmal mehr mißverstanden würde und werden müßte, als der lahmste gegebenste Endreim vom Echo — wo weiß Papier vor uns liegt, auf dem die Phantasie sich in jeder Fragen-gestalt selbstbeliebig hinmalen kann. Und ob sie's nicht gethan

¹⁾ B. I, 34—37. — ²⁾ B. III, 68.

hätte? Weg indessen, mein lieber Merck, und vom gegenwärtigen Augenblicke an lassen Sie uns die Hände geben und offen und Männer sein, und auf ewig mehr den Hinterhalt verborgener Tücke und Argwohns verschwören. Ich sehe, daß Sie's so sehr, als ich gewesen, und ob ich gleich Ihren Brief nicht ganz verstehe (ob ich's gleich gern wollte und Sie auf ein andermal darum bitte), so muß ich's doch mit Scham, Wehmuth, Neue, Aergerniß und Freude wiederholen: wir haben uns beide nicht verstanden und, Thoren! uns dadurch um so mehr vielleicht gemartert." Merck hat ihm trocken seine Freundschaft aufgekündigt und über ihn, wenn auch durch Blumen, ein schneidendes Urtheil gefällt. Er hat in ihm eine Natur vorausgesetzt, über die Herder selbst schaudern möchte, wenn er sie auch in seinem Spiegel erblicken würde. Wessen Merck ihn anklagte, läßt sich aus Herder's räthselhaften Worten nicht errathen; so viel nur sagt er deutlich, daß Merck, wie auch Göthe, sich in ihm völlig irre, und daß seine Fehler von anderer Art seien, als dieser glaube. Er deutet zugleich die in ihm vorgehende, von Merck nicht berührte, theologische Krisis an, durch die er sich von ihm und von Göthe entfernen werde. Er schließt mit den polternden Worten: Ich wende „mich von Euch, und halt' es kaum werth mit Merck, dem leidigen Tröbster, und mit Göthe, dem elenden Wahrsager, Naturkennër und Zeichendeuter soviel Worte zu wechseln, als der geplagte Hiob mit seinen Freunden: unter denen Göthe just zuletzt kommt, wie Elihu.“¹⁾ In einem Briefe, der hier unmittelbar in der ersten Wagner'schen Sammlung sich anreihet, schreibt Herder: „Sie sind zu wahr und gut, mein lieber Merck, als daß Sie mir meine erste Freimüthigkeit verübeln sollten.“ Er warnt ihn, wie es scheint, sich in seinem Urtheile nicht von Göthe, seinem „Göken“, irreleiten zu lassen, und fährt dann fort: „Glauben Sie's also,

¹⁾ B. I, 87—40.

liebster Merck, daß die Wandelung, die bei mir vorgehet, schwerlich bloßes Phänomen sei, sondern auf meine innere Natur wirken müsse. Und da ich jeden Zug, der Eitelkeit und Selbstsucht heißt, auszubrennen suche und mir zur Erweckung meiner Kräfte nichts fehlt, als — das Wunderwerk, von dem ich geredet: so haben Sie die Geduld, kein Endurtheil über mich zu fällen, weder zu loben, noch zu tadeln, sondern mich zu erwecken, mich aufzumuntern. Das hab' ich nöthig, und darüber soll Euch der Himmel lohnen!“¹⁾ „Fahren Sie nur mit Ihrem guten Charakter fort, mich zu heben und zu tragen. Sie thun's wahrhaftig jetzt einem andern Menschen, als dem Sie glauben.“²⁾ Herder findet sich von Merck immer noch unrichtig beurtheilt, und die alte Freundschaft ist immer noch nicht wiederhergestellt, wie aus den Schlußworten des Briefes hervorgeht: „Lebet wohl, lieber Merck, . . . gebt Euch ja nicht mit dem Weissagen ab und mit dem Sehen in anderer Menschen Herz. Es ist eine brotlose Kunst, und Ihr habt eine bessere Nerve in Euch, zu glauben, die ich nicht wollte, daß sie umsäme. Adieu! Ich umarme Sie tausendmal für Ihren Brief, und würde Sie bitten, mich zu lieben; da Sie das aber leider nicht können, so bitte ich zu schreiben, das ich jetzt auch sehr gern und wohl thun werde.“³⁾ — Nach einer Andeutung Herder's⁴⁾ scheint die (sehr anerkennende) am 7. August 1772⁵⁾ in den Frankfurter gelehrten Anzeigen erschienene Recension der Herder'schen „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ von Merck herzurühren, und sie könnte es.

Am 2. Mai 1773 feierten Herder und Karoline Flachsland in Darmstadt ihre Hochzeit. In demselben Monate reiste Merck im Gefolge der Landgräfin nach Rußland. Nach seiner Rückkehr, die am Schlusse desselben Jahres stattfand, schrieben

¹⁾ B. I, 40. — ²⁾ B. I, 41. — ³⁾ B. I, 44. — ⁴⁾ B. I, 41. —
⁵⁾ S. 497. ff.

beide Freunde sich, wie Merck sagt, nur als Hofleute, woran eine „Trätscherei“ Schuld sei.¹⁾ Merck erfuhr von Herder nichts als durch Zeitungen. Er äußerte übrigens gegen Nicolai sein herzlichstes Bedauern, daß derselbe mit Herder zerfallen sei, und wünschte, er möge ihn als Mitarbeiter an der Bibliothek beibehalten, da er ihm Ehre mache und sein Anhang Legion sei. „Ich habe nun Nicolai und Basedow und Lavater und Herder gesehen, Leute, die, wenn sie 24 Stunden beisammen wären, sich alle anerkannten, und als Brüder um ihrer Talente, um ihrer Zwecke willen lieben und verehren würden, und so können sie sich nicht verstehen, weil sie an einander schreiben müssen. Ich kenne euch nun alle, weiß, was jeder von dem Andern denkt, und seufze zuweilen, daß es nun Schicksal ist, Eure Talente, um Bestimmtheit, Richtung und Schwung zu erhalten, — mußten Euch von einander entfernen. Und so wird's bleiben bis an der Welt Ende.“²⁾ Demselben Freunde gegenüber urtheilte Merck übrigens scharf über Herder's literarische Arbeiten: „Sein Buch von der ältesten Urkunde ist nach Form und Herkommen das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden ist, und doch bleibt es mir allezeit als ein Abdruck seines Geistes lieb und werth. Er ist wie ein Mensch geworden, der sich im Schlaf-Rock zu Pferde setzt, durch die Gassen reitet und noch obendrein verlangt, daß es jedermann gut heißen und auch seine ihm beliebigen Ursachen dabei riechen soll. Der Stolz der Ueberschriften, die bettelhafte Prahlerei der Citate und dann die ganz wetterwendische Schreibart müssen jeden revoltieren. Das Lärm-schlagen um eine lumpige Hypothese, deren Grundsatz (nämlich daß Hieroglyphen eher als Buchstabenschrift war) jeder zugibt, deren Anwendung aber alle Dogmatiker, Bibel-Uebersetzer und

¹⁾ B. III, 108. Bgl. 88. und Erinnerungen I, 235. — ²⁾ B. III, 100. f. 105—107.

Commentators mit Heugabeln und Dreschfliegeln hervorrufft, war und bleibt höchst nöthig; die Urtheile über so manche Bücherschatten, so berühmt sie auch sein mögen, sind für mich meistens treffend, aber sie durften höchstens mit einem guten Freund vor dem Bücherschrank abgethan, aber nicht in's Publikum hinabgeworfen werden, wo sie die Unmündigen ohne Beweis zu Nichts brauchen können und die anderen Leute sie nicht nöthig haben. Alle diese Artikel eingestanden verehere ich die Kraft, die dieses Phantom hervorgebracht, und so wenig dieß Ding wie sein Urheber in unsre Zeit paßt, so glaube ich doch mehr daran, als ich öffentlich, oder überhaupt gegen jeden andern gestehen möchte. — Es zu loben, ist Unsinn, und man versündigt sich an der Langmuth des Publikums, das doch so vieles trägt. Seine andere Excretion: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit ist verdünnter und brauchbarer, und wird auch hier und da gefallen und Eindruck machen; ob ich ihm gleich hier wie in allen andern Fällen einen ammannensis wünschte, der für ihn schriebe; denn er ringt immer um den Ausdruck und trägt ihn doch niemals davon.“ [!] ¹⁾ „Die Provinzialblätter hab' ich noch nicht gesehen, allein das Verfahren Herder's gegen Sp. verdrießt mich aufrichtig.“ ²⁾ — Merck's Aufsatz über Herder's „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“, den Wagner ³⁾ mittheilt, ist witzig, satirisch und bissig.

Den 2. Juni 1775 besucht Herder mit seiner Familie den alten Freund in Darmstadt; ⁴⁾ etwa den 30. Juni kommt er mit Frau und Kind wieder zu ihm; ⁵⁾ den 25. Juli ⁶⁾ begleitet ihn Merck nach Frankfurt. Er findet Herder'n sehr zu seinem Vortheile verändert, ungleich toleranter und mäßiger;

¹⁾ B. III, 105. f. — ²⁾ B. III, 108. — ³⁾ B. III, 110. ff. Bgl. D. M. 1776, I, 203—228. — ⁴⁾ B. III, 123. — ⁵⁾ B. III, 125. — ⁶⁾ B. II, 98.

„das Biffige“, fügt er hinzu, „mag immerfort Bestandtheil seines Wesens machen, es ist aber doch sehr eingewickelt und so versezt, daß es den andern nicht tragt.“¹⁾ Auch als Schriftsteller lobt er ihn: „Diese Messe ist außer den zwei wunderbaren Erscheinungen aus Herder's Kopfe, die mir als seinem Freunde immer interessant bleiben, weil ich seine Poesie liebe, die er über alles ergießt, höchst dürr und trocken gewesen.“²⁾ Im October schrieben Herder und seine Gattin freundschaftlich.³⁾ Im Mai 1776 brachte der deutsche Merkur⁴⁾ von Merck eine sehr günstige Recension der Herder'schen Schrift: „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblüht.“

Aber es trat wieder ein Zwiespalt ein, wie aus Briefen Wieland's an Merck vom 22. November⁵⁾ und vom 13. Juni⁶⁾ 1777⁷⁾ hervorgeht. — Was die Urtheile Merck's über Herder's literarische Leistungen betrifft, so könnte eine rühmende Anzeige der „Volkslieder“ im dritten Vierteljahre des Deutschen Merkur 1778⁸⁾ von unserem Kritiker geschrieben sein, ebenso eine Anzeige von Ursinus' Balladen und Liedern altenglischer und altschottischer Dichter im zweiten Vierteljahrshefte des Deutschen Merkur 1777,⁹⁾ worin Herder als Uebersetzer sehr rühmend anerkannt wird. —

Noch erwähnen wir einiger Worte, die Herder — ungewiß, in welcher Zeit — gegen Johannes Falk über Merck aussprach: Er „war ein Sonderling, streng in manchen Stücken, oft paradox, zuweilen verfinstert, aber nicht selten voll herrlicher Sichtblicke; es war sein eigener feuriger Geist, der an ihm zehrte; er zerfiel nach und nach in sich selbst; es leuchtete noch ein paarmal, zuletzt wurde er Asche. Merck endete durch Selbst-

¹⁾ B. III, 127. — ²⁾ B. III, 124. — ³⁾ B. I, 78. f. — ⁴⁾ S. 205. ff. Vgl. B. II, 69. — ⁵⁾ B. II, 85. — ⁶⁾ Vgl. B. II, 96. R. *. — ⁷⁾ B. I, 108. — ⁸⁾ S. 191. f. — ⁹⁾ S. 261.

mord.“¹⁾ Dieses Urtheil ist wohlthued; man empfindet aber darin kaum noch einen Hauch der alten Freundschaft, die vielleicht anderen Aeußerungen Herder's über Merck nicht fehlte.

II.

Hieronymus und Johann Georg Schloffer. Göthe und Merck. Der literarische Congreß in Sieben. Die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Julius Söpsner. Albertine von Grün. Charlotte Buff. Thal-Ehrenbreitstein. Sophie de la Roche.

Wendet sich unser Blick zunächst von der Heimath unseres Kritikers nach dem benachbarten Frankfurt hinüber, so wurde Merck mit den Brüdern Schloffer, und durch diese mit Göthe, der ihm durch Herder von Straßburg aus nicht ungünstig angekündigt war, nach des Dichters Rückkehr von dort, bekannt.²⁾ Der ältere Schloffer, Hieronymus, war nach der Schilderung des Dichters „ein gründlicher und eleganter Nichtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter seinen Büchern und Acten, in Zimmern, wo die größte Ordnung herrschte, war sein liebster Aufenthalt; dort hab' ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Gesellschaft erwies er sich angenehm und unterhaltend: denn sein Geist war, durch eine ausgebreitete Lectüre, mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verschmähte nicht, bei Gelegenheit durch geistreiche lateinische Gedichte die geselligen

¹⁾ J. Falk: Göthe aus näherm persönlichem Umgange dargestellt. S. 145. f. — ²⁾ Göthe 26, 98—95. 48, 101. ff.

Freuden zu vermehren; wie ich denn noch verschiedene scherzhafte Distichen von ihm besitze, die er unter einige von mir gezeichnete Portraits seltsamer allgemein bekannter Frankfurter Caricaturen geschrieben hatte. Desters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang, und hätten mich nicht hundertfältige Neigungen, Leidenschaften und Zerstreungen von diesem Wege fortgerissen, er würde mir der sicherste Führer geworden sein.“ Minder lebendig und anschaulich ist das Bild, welches Göthe von seinem Schwager Johann Georg Schlosser entwirft; auch möchte man sagen, er habe dieß mit einiger Befangenheit gethan, da er jenes Bild nicht von dem Andenken an seine geliebte, frühverblühte Schwester Cornelia, die mit ihrem Gatten in keiner glücklichen Ehe gelebt hatte, zu trennen vermochte. Nach Göthe's Andeutungen war der treffliche Mann streng, aber auch schroff und starr in seiner Rechlichkeit und Gewissenhaftigkeit und im Festhalten an seinen wohlwollenden Gesinnungen, und darum nach gewissen Seiten von sich abstoßend. Mit einer ganz anderen Wärme, mit einer unbegrenzten Liebe und Verehrung spricht sich Klinger in den oben von uns mitgetheilten Worten über Schlosser aus. So viel wir den wenigen Briefen des Letzteren an Merck, die wir in den Wagner'schen Sammlungen finden, zu entnehmen vermögen, wurde das freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden Männern nie getrübt; es waren verschiedene Naturen, die sich aber doch, bei freundlicher, wenigstens von Schlosser ausgebrückter Duldung, in manchen gemeinsamen Ideen und Bestrebungen, jedenfalls in Liebe und Achtung zusammenfanden. Das Trennende lag doch wohl hauptsächlich in ihrer beiderseitigen Stellung zu den religiösen Fragen, unter denen Schlosser bei seinem Freunde die Unsterblichkeit der Seele namentlich berührt. Er wendet sich dabei an sein Herz und erklärt ausdrücklich, daß er ein solches bei ihm gefunden habe, deutet aber zugleich an, daß es dem Freunde nach seiner Philosophie gleich-

giltig sei, wenn das Herz durch den Verstand begrenzt, d. h. doch wohl: durch Verstandesgründe in seinem Glauben eingeschränkt werde. Er bittet zwar den Kritiker über seine Ansicht von dem ewigen Fortleben oder dem endlichen Untergange der Seelen um Auskunft, erklärt aber, ihn nicht widerlegen zu wollen. So lesen wir in dem Briefe, den Schloffer wahrscheinlich im J. 1773 aus Frankfurt geschrieben hat. Er ist so bedeutend, daß wir gerne eine größere Stelle daraus einrücken: „Ich habe mich so in die Mathematik verliebt, lieber Merck, daß ich selten mehr Briefe schreiben mag. Jede Nebenstunde sitz' ich über den Circeln und Linien, und ich finde täglich mehr, daß kein Studium für den Verstand besser ist, ob's gleich vielleicht, wenn's früh angefangen wird, das Herz auch in Linien und Circel schließt. Mich dünkt, nach Deiner Philosophie mußt Du das eben auch für kein groß Unglück halten, und Stolberg mag mit seiner Fülle des Herzens so viel sagen als er will, so komm' ich doch fast täglich mehr auf die Idee — ich rede nach meinen Erfahrungen, Begriffen und Hoffnungen — daß, wenn's hier ein Ende mit uns hätte, das Herz ein schreckliches Geschenk für den Menschen war! Wenn ich mir ein fühlendes Clavier denke, auf dem Niemand spielt, oder auf dem immer falsch gespielt wird, und das nur höchstens einmal in der ganzen Zeit seiner Existenz die Harmonie seiner Zusammensetzung fühlt, so denk' ich mir ein höchst unglückliches Geschöpf. Und das sind wir doch meist mit unsern Herzen; entweder wir liegen öde, oder es wird falsch auf uns gespielt. Die Reminiscenz des Guten ist meist folternd. In dem Augenblick des vollen Gefühls, der lebenden Harmonie in uns macht die Fülle des Herzens glücklich; aber ist der vorüber — wieviel Unmuth der Leerheit, wieviel Qual der Mißstimmung folgt dann! Das Herz ist so abhängig: abhängig von den übrigen Menschen und der übrigen Welt. Oft, wenn der große Spieler es rührt, ist's nicht gestimmt, und meist,

wenn's gestimmt ist, ist der Spieler nicht da. Der Verstand ist unabhängig. Es ist wahr, er gibt meist nur die Freude des Anschauens, und würde ohne Eingang in's Herz sonst gar nichts geben, aber er kann doch fast immer schauen, und will er nicht in's Undurchdringliche schauen, immer zufrieden schauen. Fülle des Herzens ist nur für einen Zustand, wie ich mir mein Elysium denke; immer im Genuß lebendiger Harmonie, bis dahin, o könnt' ich bis dahin mein Herz ganz schweigen machen! Da ich Dir neulich schrieb, hofft' ich's noch, daß ich's könnte; nun hoff' ich nicht mehr, will's nicht mehr versuchen, aus Furcht, es ganz zu erschlaffen, daß es nie mehr gestimmt werden könnte! Ich hab' — Du weißt's — immer ein Leben in der Zukunft geglaubt und gehofft. Ich hoff's und glaub's nun mehr, als je, brauch's nun mehr als je! Es ist nichts Vollendetes an der Menschen-Creatur ohne das, und ich wollt' lieber ein Stock, ein Stein, gar Nichts sein, als Mensch. — Sag' mir doch, was Du davon glaubst. Ich will Dich nicht widerlegen. Was kommt darauf hinaus? Aber ich möcht doch wissen, ob's und wie's möglich ist, daß ein Mensch, der ein Herz hat — und ich weiß, Du hast ein's — und dessen Herz nach was Anders ringt, als was in der Welt ist, wie der leben kann, und sich keine Kugel vor den Kopf schießt, wenn er glaubt, daß damit Alles gethan ist. Wenn ich das glaubte, wie lang wär's schon geschehen!“¹⁾ — Wie gerne Schlosser mit dem Kritiker und dessen Gesellschaft in Darmstadt verkehrte, hat uns schon oben sein um 1777 geschriebener Brief gezeigt.²⁾ Von 1784 lesen wir einen freundlichen Brief Schlosser's, worin er übrigens seinen Freund mit „Sie“ anredet: „Wenn man von einander lang Nichts gehört hat, ist ein Brief eine wahre Wohlthat. So war mir Ihrer: und zumal in fast eben der Woche, da ich einen von Göthe erhielt, der mir auch Freude

¹⁾ B. I, 50. — ²⁾ B. I, 111. f.

die Fülle machte. Unser kurzwieriger Club kommt also wieder mit ständigerem Sinne zusammen, und lassen Sie uns, wenn Sie wollen, trotz der Verschiedenheit unseres Seins, mehr beisammen bleiben. . . . Wir sollten doch ein wenig enger zusammenstehen, wer von uns echten, wahren Gang geht!“¹⁾

Goethe wurde durch Merck in den Darmstädter literarischen Kreis eingeführt, der in hohem Grade belebend und fördernd auf ihn einwirkte.²⁾ Als Goethe's Blätter „Von Deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach“ erschienen waren,³⁾ schrieb Merck an Nicolai: er möge sie keinem ungewaschenen Recensenten überlassen, der den Genius verkenne.⁴⁾ Merck brachte ferner die Herausgabe der Frankfurter gelehrten Anzeigen,⁵⁾ worin Goethe manches bedeutende Wort über Poesie aussprach, zuerst in Anregung und bestimmte seinen Freund J. G. Schlosser, sich derselben noch im J. 1772 zu unterziehen. Sie gewannen auch den Professor Höpfner in Gießen,⁶⁾ eine so edle und liebenswürdige und die schönen Züge des damaligen Geisteslebens so anschaulich darstellende Persönlichkeit, daß wir gern etwas länger bei ihr verweilen.⁷⁾

Julius Höpfner aus Gießen (1743—1797) war nach Beendigung seiner akademischen Studien einige Jahre lang Hofmeister in Cassel gewesen und im J. 1767 am dortigen Carolinum als Professor der Rechtswissenschaft angestellt worden. Nachdem er sich in diesem Amte rühmlich bewährt hatte, war

¹⁾ B. I, 431. f. — ²⁾ Goethe 26, 97. f. — ³⁾ Goethe 26, 98. f. — ⁴⁾ B. III, 56. — ⁵⁾ Vgl. B. I, XIII sq. 32. — ⁶⁾ Goethe 26, 164. Vgl. B. III, 54. — ⁷⁾ Ueber Höpfner vgl. hauptsächlich: Leben und Charakter des verst. Hess. Darmst. Geh. Tribunalraths Dr. J. G. Höpfner von H. B. Wend, Frkf. 1797. Civilistisches Magazin von Hugo S. Band, der 3 ersten Hefte 1. und 2., des 4. Hestes 1. Auflage, S. 74. ff. Savigny's Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft Bd. IX. S. 426. ff. Wagner's Briefsammlungen. Georg Zimmermann's „Julius Höpfner“ in Cotta's Dent. Viertelj.-Sch. N. 124. S. 1. ff.

er im J. 1771 einem Rufe in derselben Eigenschaft an die Universität Gießen gefolgt. Hier leistete er, nach seinen hohen Begriffen von Amtstreue, alles, was man von einem redlichen Lehrer erwarten konnte. Bald gewann er durch seinen lebendigen und anziehenden Vortrag den allgemeinsten Beifall, während ihn seine schriftstellerische Thätigkeit nach außen rühmlich bekannt machte. Sein Wirken an der Hochschule war erfolgreich, und in der Gesellschaft wurde er von Allen gesucht und geliebt. Aber die schlimmen Erfahrungen, die er in seinem Amte machte, wirkten auf ein so zartes und reizbares Gemüth nothwendig in hohem Grade verlegend und abstoßend. So konnte es nicht ausbleiben, daß ihm ein Beruf, zu dem er treffliche Anlagen und entschiedene Neigung mitbrachte, allmählich verleidet wurde, und daß es nicht allein die Rücksicht auf seine bereits im schönsten Mannesalter untergrabene Gesundheit ¹⁾ war, die ihn bestimmte, schon im siebenten Jahre seiner Gießener Professur, — Berufungen nach Jena (1776) und Göttingen (1777) hatte er, die letztere auf Merck's Rath, ausgeschlagen — sich den Uebergang in ein praktisches Amt zu wünschen. ²⁾

Schon vor den Siebenziger Jahren correspondierte Höpfner mit Merck, und dieser traf in der Zeit, wo Höpfner als Professor in Cassel stand, mit ihm dort zusammen. Schon damals knüpfte sich eine herzliche Freundschaft zwischen beiden Männern an. Höpfner beabsichtigte, Fabeln von Merck in den Almanach drucken zu lassen, und dieser äußerte (1771) seine innige Freude über ein Gedicht, das er als Höpfner's „Mädchen mit dem lieben Monde“ bezeichnet, und das entweder von seinem Freunde verfaßt oder ein von demselben gesammeltes Volkslied war. Merck und J. G. Schloffer, der Höpfner's Vorlesungen

¹⁾ Höpfner's Vorrede zur 1. Auflage seines Naturrechtes. — ²⁾ B. II, 110. III, 325. 186—188.

eifrigst besucht und viele Beweise persönlichen Wohlwollens von ihm empfangen hatte, vermittelten die von Göthe schon längst gewünschte Bekanntschaft mit dem Professor. Sie veranlaßten, als sie Höpfner'n im August 1772 zu dem von Göthe geschilderten literarischen Congresse besuchten, den Dichter, von Wezlar nach Gießen herüberzukommen.

Wir verschmelzen Göthe's Bericht mit einer von Höpfner's eigenen Erzählungen ausgegangenen Tradition, indem wir das folgende kleine Bild aus der Zeit des Sturmes und Dranges vorführen.

In Höpfner's Wohnung tritt ein wunderschöner junger Mensch mit feurigen Augen, aber blöde, unbeholfen und linkisch ein und stellt sich dem angesehenen Professor als ein Studiosus juris vor, der von der Universität heimkehre und auf die Bekanntschaft der würdigsten Männer ausgehe. Nach ihm kommt Schloffer, blickt ihn von der Seite an und kümmert sich um ihn wenig. Höpfner ahnt wohl nicht, was man mit ihm vorhat. Nachher empfangen Höpfner und sein College Christian Heinrich Schmidt, der für manche literarische Sünden auf eine lustige Weise bestraft werden soll, von Merck und Schloffer Einladungen zu Tische. Als die Gäste sich im Speisesaale eingefunden haben, fragt sie der Kellner im Auftrage des Studenten, ob er an dem Essen theilnehmen dürfe. Man willigt ein. Er verhält sich anfangs bescheiden und verschämt. Aber im Verlaufe des sich entspinrenden interessanten literarischen Gespräches wird er kühner und kühner und bearbeitet den Professor Schmidt, den er verständlich genug als eine literarische Schmarogernatur darstellt, mit unbarmherziger Ironie. Er singt ein Vivat auf alle selbständigen Männer, ein Pereat auf die „Andringlinge“. Endlich fällt er Höpfner'n um den Hals und ruft: „Ich bin Göthe! Verzeihen Sie mir meine Bosse, lieber Höpfner; aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu

werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt, und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen und so, hoff' ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe." Auch die Anderen umarmt Göthe recht herzlich. Der entdeckte Scherz verbreitet eine allgemeine Heiterkeit, in die Schmidt, durch Anerkennung seiner wirklichen Verdienste und durch die Theilnahme der Freunde an seinen Liebhabereien wieder begütigt, selbst mit einstimmt.¹⁾

Nun wurde auch Göthe als Mitarbeiter der Frankfurter gelehrten Anzeigen gewonnen. Von den Uebrigen nennen wir außer den schon Erwähnten, Herder, Hieronymus Schlosser, Wendt, die Brüder Petersen und Schulz.

Mit gespanntester Erwartung sah Johann Georg Jacobi, wie er an Merck schrieb, der neuen Zeitschrift entgegen. „Wohl unsrer Kritik,“ fügte er hinzu, „deren Aferbild so lange in allen Trödelbuden zur Schau gestellt und gekauft worden ist, daß endlich einmal edel denkende, freie Männer sich ihrer annehmen!“²⁾

Der dem Jahrgange 1772 vorausgehenden „Nachricht an das Publikum“ zufolge sollten diese gelehrten Anzeigen nicht eigentlich ein Repertorium aller in den höheren Wissenschaften neuherausgekommenen Bücher sein, vielmehr nur die gemeinnützigen Artikel in der Theologie, Jurisprudenz und Medicin beurtheilen und anzeigen, hingegen das Feld der Philosophie, der Geschichte, der schönen Wissenschaften und Künste in seinem ganzen Umfange berücksichtigen. Besonders versprach die Redaction dafür zu sorgen, daß dem Liebhaber der englischen Literatur kein einziger seiner Aufmerksamkeit würdiger Artikel entgehe. Wie es in der „Nachrede“ der Herausgeber zum ersten Jahrgange heißt, wandte zwar das Publikum dieser Zeitschrift

¹⁾ Göthe 26, 158—164. B. III, 186. — ²⁾ B. II, 48.

eine besondere Aufmerksamkeit zu; aber es wurde auch durch die hier mitgetheilten Recensionen die Saat der Verstimmung und des Neides ausgestreut. Durch die ungewohnte Freiheit des Urtheiles fühlten sich die davon berührten Schriftsteller mehrfach verletzt; die kritischen Zunftgenossen zürnten ebenfalls und machten sich durch öffentliche Ausfälle und heimliche Neckereien Luft. Die anderen Leser beklagten sich über dieses und jenes, vor allem über die undeutliche Sprache, die manche gehässige Auslegung zur Folge hatte. Sophie de la Roche schrieb an Merck, er hätte nicht leiden sollen, daß gleich in den ersten Zeitungsblättern Nonnen und Pfaffen angepöckelt werden; es habe einige Köpfe gestoßen.¹⁾ Auch fehlte es nicht an solchen, die hier den Mangel wahrer Gelehrsamkeit rügten. „Allen diesen Beschwerden“, hieß es nun in der Nachrede, „so viel möglich, abzuhelpen, wird unser eifrigstes Bestreben sein, welches um so vielmehr erleichtert wird, da mit Ende dieses Jahrs diejenigen Recensenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, ein Ende ihres kritischen Lebens machen wollen.“ — Das an der Spitze des Jahrganges 1773 den Schriftstellern und Verlegern vorgetragene Gesuch, hinfort ihre Bücher oder Briefe unmittelbar an die Verlags-handlung der Anzeigen einzuschicken, scheint auf eine Veränderung der Redaction hinzudeuten. Daß es mit jener Ankündigung im Allgemeinen Ernst war, erhellt aus einem Briefe Boje's an Merck vom 26. Januar 1773²⁾, worin es heißt:³⁾ „Daß Sie und Ihre Freunde nicht mehr kritisieren wollen, geht mir von Herzen nahe. Die Frankfurter Zeitung war mir bisher oft ein Labfal: ich fand so oft meine dunkeln Gedanken darin entwickelt, und sehr oft ein Gefühl bestimmt, das ich hatte, und mir nicht erklären konnte. Anfangs hielt ich das angedrohte Abstehen der Hauptverfasser nur für eine

¹⁾ B. I, 32. — ²⁾ Vgl. Koberstein's Grundriß S. 1444. — ³⁾ B. I, 45.

Wendung, um desto sicherer hinter dem Vorhang urtheilen zu können; aber wie fand ich mich bald betrogen! Nie hat man vielleicht einen sichtbareren Abfall gesehen, als die wenigen Blätter des neuen Jahres machen. Ich werde sie nicht mehr lesen. Aber den ersten Jahrgang besäß' ich so gerne selbst."

Es ist immer anziehend und belehrend, Göthe'n über die Bedeutung und den Werth dieser Zeitschrift reden zu hören, obgleich dieß in einer Zeit geschah, wo er kein recht lebendiges, unmittelbares Verständniß für seine Jugendzeit mehr hatte. Er hat in Dichtung und Wahrheit gerade die Mitarbeiter der Frankfurter Anzeigen erwähnt und fährt dann weiter fort: „Der Zeitfynn ließ diese Männer nach Einem Sinne wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher [?] kam sie in andere Hände) geben ein wunderbares Zeugniß, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am interessantesten sind beinahe die Recensionen über andere Zeitschriften, die Berliner Bibliothek, den deutschen Merkur, wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht, sowie die Billigkeit mit Recht bewundert. . . . Jener literarische Verein ward überdieß durch eine lebhaftere Correspondenz und, bei der Nähe der Ortschaften, durch öftere persönliche Unterhandlungen begünstigt. Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referierte, manchmal fand sich ein Correferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaction. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als befriedigend.“¹⁾ In den Tages-

¹⁾ Göthe 26, 164—166.

und Jahreshften sagt Göthe von seinen in den Anzeigen von 1772 und 1773 erschienenen Recensionen: Sie „geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar.“¹⁾

Herder, im ersten Jahre Mitarbeiter,²⁾ urtheilt (1772) über seine, Göthe's und Merck's Beiträge folgendermaßen:³⁾ „In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Göthe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entfeglich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich denn einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche. Ueber die hat nun Sokrates sehr Acht zu geben, und Sie haben von Anfang an volles Recht bekommen, zu ändern und auszustreichen, was Ihnen gefällt; insonderheit auszustreichen. Ich rede oft, als wenn kein Mensch Deutsch verstünde: und da mir überhaupt das schöne Kunde fehlt, mit dem Ihr Leute die Welt betrügt, so ist allemal die Zeit, wenn ich mich lese, mir Aergerniß und Zwist. Benehmen Sie mir die, soviel Sie können, es ist nicht gut, daß der Mensch sich ärgert.“

Merck schreibt, wohl im Frühjahr 1772, an Höpfner:⁴⁾ „Sie werden sich nächstens wundern, wie der Staub von den Peruquen der Kahlköpfe fliegt; bei Gellert's Werth und Sulzer's Theorie gedenken Sie an Ihren Freund M.“ Nun sind freilich die beiden Kritiken, worauf sich diese Andeutung beziehen muß,⁵⁾ in Göthe's Werke⁶⁾ aufgenommen. Es bleibt kaum ein anderer Ausweg, als die Annahme, daß beide Männer sie gemeinsam verfaßt haben.⁷⁾ Merck's Stil scheint uns übrigens vorzuschmecken. Die erste dieser Recensionen bespricht den 1771

¹⁾ Göthe 81, 5. — ²⁾ B. I, 42. f. — ³⁾ B. I, 37. — ⁴⁾ B. III, 54. — ⁵⁾ S. 89. ff. und S. 117. ff. — ⁶⁾ 33, 3. ff. und 10. ff. — ⁷⁾ Von Göthe sind außer den beiden genannten Recensionen, die er wahrscheinlich in Gemeinschaft mit Merck verfaßte, noch 33 andere aus den Frankf. gel. Anz. der J. 1772 und 1773 in die vollständige Ausgabe

erschienenen ersten Theil von Sulzer's allgemeiner „Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter, auf einander folgenden Articuln abgehandelt“, die zweite Recension das in demselben Jahre erschienene erste Stück des Briefwechsels „über den Werth einiger deutscher Dichter und über andre Gegenstände den Geschmack und die schöne Literatur betreffend“. Nach einer Andeutung Herder's¹⁾ wurde Merck für den Verfasser der Recension von Lavater's biblischen Erzählungen für die Jugend, Altes Testament,²⁾ gehalten. Wir lassen die Sache dahingestellt sein. Nach einer anderen Andeutung Herder's³⁾ scheint die (sehr anerkennende) Recension der Herder'schen Abhandlung über den Ursprung der Sprache⁴⁾ von Merck herzurühren, und sie könnte es. Sollte die Recension der Göthe'schen Schrift

letzter Band seiner Werke 33, 3. ff. aufgenommen. Von ihnen stehen im Jahrgange 1772 25, nämlich:

§. 100.	Göthe's Werke 33,	50.	§. 569.	Göthe's Werke 33,	85.
„ 141.	„ „ „	88.	„ 577.	„ „ „	14.
„ 180.	„ „ „	120.	„ 588.	„ „ „	116.
„ 207.	„ „ „	34.	„ 590.	„ „ „	19.
„ 209.	„ „ „	77.	„ 591.	„ „ „	45.
„ 246.	„ „ „	47.	„ 623.	„ „ „	49.
„ 277.	„ „ „	38.	„ 681.	„ „ „	53.
„ 324.	„ „ „	106.	„ 686.	„ „ „	111.
„ 342.	„ „ „	117.	„ 697.	„ „ „	90.
„ 367.	„ „ „	36.	„ 726.	„ „ „	59.
„ 385.	„ „ „	82.	„ 801.	„ „ „	24.
„ 399.	„ „ „	119.	„ 817.	„ „ „	
„ 555.	„ „ „	40.			

Im Jahrgange 1773 8, nämlich:

§. 39.	Göthe's Werke 33,	63.	§. 268.	Göthe's Werke 33,	21.
„ 118.	„ „ „	64.	„ 297.	„ „ „	96.
„ 233.	„ „ „	88.	„ 477.	„ „ „	71.
„ 244.	„ „ „	114.	„ 546.	„ „ „	105.

¹⁾ B. I, 43. — ²⁾ 1772, 409. f. — ³⁾ B. I, 41. — ⁴⁾ 1772, S. 497. ff.

von deutscher Baukunst¹⁾ und die von Herder's ältester Urkunde des Menschengeschlechts im Jahrgange 1774²⁾ unserem Kritiker beizulegen sein?

Merck vereinigte sich später mit mehreren der bisherigen Mitarbeiter, unter ihnen mit Höpfner,³⁾ zur Herausgabe der Allgemeinen deutschen Encyclopädie, welche, unter Köster's Redaction, ebenfalls in Frankfurt a. M. erschien. Merck lieferte für sie verschiedene belletristische und artistische Arbeiten.⁴⁾

Kehren wir zum J. 1772 zurück, so wurde Göthe durch den lebhaften Gedankenaustausch, den die Frankfurter gelehrten Anzeigen herbeiführten, mit Höpfner näher bekannt und gewann ihn lieb. Er fand die rechtswissenschaftlichen Unterhaltungen mit ihm so belehrend, daß er gerne noch länger sein Zuhörer geblieben wäre; aber Merck und Schlosser, denen an des Dichters Entfernung gelegen war, lenkten ihn von diesem Gedanken ab. Die Nachrichten, die wir über Göthe's und Höpfner's spätere Beziehungen haben, sind fragmentarisch und nicht geeignet, uns eine klare Einsicht zu gewähren.⁵⁾ Das freundschaftliche Verhältniß zwischen Höpfner und Merck⁶⁾ war von Dauer. Höpfner nahm an Merck und dessen Schicksal einen herzlichen Antheil, den dieser mit innigem Dank erwiderte. Daß zwischen beiden eine männliche Aufrichtigkeit herrschte, prägt sich in einem drastischen Worte des Kritikers aus: „Das hätte mich auch in der Seele geärgert, wenn ich falsch calculiert hätte und Sie als ein braver Mann hätten wegen des derben freundschaftlichen Faustschlags in Ihre Lenden Ihrem Freund nicht wieder in's Gesicht blicken wollen.“ (1775.) —

Höpfner folgte später (1781) einem Rufe als Ober-

¹⁾ 1772, S. 774. ff. — ²⁾ S. 560. ff. Vgl. B. III, 110. —

³⁾ Vgl. Wend S. 27. N. **. — ⁴⁾ B. I, XIV. Vgl. D. M. 1779, I, 176. f. — ⁵⁾ Vgl. B. I, 347. f. III, 140. 186—188. 194. 372. —

⁶⁾ B. III, 121. 126. 180.

appellationsgerichtsrath nach Darmstadt, und zugleich übernahm er die Verpflichtung, die Landesverordnungen zu sammeln und allmählich eine Reform des Landrechtes einzuleiten. Er brachte die verlangte Sammlung zu Stande und entwarf, höherem Befehle folgend, neue, größtentheils vielumfassende Verordnungen. Da ihm der Auffstellung eines neuen allgemeinen Landrechtes die Kraft eines einzigen Mannes nicht gewachsen zu sein schien, begleitete er statt dessen das preußische Gesetzbuch mit Anmerkungen, die zum Theil eine Kritik desselben enthielten, zum Theil die den hessischen Verhältnissen entsprechenden Veränderungen vorschlugen. In dieser Arbeit unterbrach ihn der Tod. Seine amtliche Gewissenhaftigkeit ist um so höher zu achten, da er sich fortwährend mehr von der wissenschaftlichen Forschung, als von der juristischen Praxis angezogen fühlte, und lieber unterrichtete, als in den Acten las.

Als rechtswissenschaftlicher Schriftsteller erwarb sich Höpfner einen dauernden Namen. Während das gelehrte Studium des römischen Rechtes, dem er den besten Theil seiner Kräfte widmete, in Deutschland eine niedrige Stufe einnahm und selbst auf dieser vernachlässigt wurde, zeichnete sich Höpfner besonders durch rastlose Quellenforschung aus. Er war in diesem Fache eine hervorragende Auctorität.¹⁾ Aber die Jahre kamen, wo er seine Vorbeeren verwelken sah, wo eine Reform in seine Wissenschaft hereindrang, die ihn überflügelte und als veraltet hinter sich zurückließ. Seine Stellung wird hier tragisch; er muß vor einem weit jüngeren stürmischen Manne die Waffen strecken; freilich thut er es mit einer Gefinnung und in einer Art, die nur höheren Naturen möglich ist; er zeigt sich groß im Unterliegen, und sein Gegner wandelt sich in seinen Freund um. Ein solches Schauspiel ist mehr, als ein Fortschritt in der

¹⁾ Vgl. B. I, 337. N. ***. III, 286—288. 291. 353. f. Bend S. 25. 29. Hugo's Civ. Mag. III, 91. f. 102. 104. 106. f.

Wissenschaft; es ist ein Vorbild, an dem sich die Menschheit aufrichtet.¹⁾

Nach dem Ausspruche Savigny's durchschaute Gustav Hugo (geb. 1764) mit richtigem Blicke die Verlehrtheit des bisherigen Verfahrens. „Indem Er unbefangenen den positiven Stoff unseres Rechts durchforschte, befragte Er jeden Begriff und jeden Rechtsatz um seine Herkunft. Er nahm als Grundwahrheit an, daß jeder Zeit das positive Recht ein lebendiges Ganze war, und erkannte es als Aufgabe der Wissenschaft, aus dem zerstreuten Vorrath einzelner Zeugnisse dieses Ganze zu reconstruieren. Je vollständiger diese Art der Forschung durchgeführt wurde, desto mehr mußte Jedem sein Recht widerfahren, der Geschichte, wie der Gegenwart. Hugo sah dieses deutlich ein; weit entfernt, das wirkliche Leben der Herrschaft abgestorbener Rechtsbegriffe unterwerfen zu wollen, suchte Er es davon zu befreien. Er erkannte früh, daß die wichtigsten Irrthümer durch kein Mittel mehr verbreitet und befestigt worden waren, als durch unrecchten Sprachgebrauch. Diesen suchte er überall auf, verfolgte ihn rastlos, und fuhr damit unverändert fort durch alle Zeiten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. . . . Aus der Zahl der damals geltenden juristischen Schriftsteller wählte Hugo zwei als Repräsentanten aus, um durch die Prüfung vieler ihrer Lehrmeinungen die Fehler der herrschenden Methode überhaupt anschaulich zu machen: Höpfner und Glück.“ Höpfner's „wichtigstes Werk, der Institutionencommentar (1783), stand, als Hugo auftrat, im höchsten Ansehen, und nicht ohne Grund. In der That hat unsre juristische Literatur nicht viele Werke in deutscher Sprache aufzuweisen, die so wie dieses durch gute, klare Darstellung als wirklich lesbare Bücher genannt zu werden verdienen. Allein von den oben genannten Schwächen des ganzen Zeitalters war auch dieses Werk keinesweges frei

¹⁾ B. III, 323. 352. 359. Civ. Mag. III, 80. f. 85. 87. f. 90.

geblieben, und wenn Hugo dasselbe als einen Mustergegenstand seiner Kritik auswählte, so war Er dabei in seinem vollen Recht, und that sogar etwas sehr Zweckmäßiges und Heilsames, da gerade dieses Buch durch sein Ansehen und seinen formellen Werth die Resultate einer mangelhaften Methode mehr als andere Bücher zu befestigen im Stande war.“¹⁾ — Auch als Lehrer des Naturrechtes nahm Höpfner seiner Zeit eine angesehene Stellung ein.²⁾

Höpfner war ein stattlicher Mann³⁾ von mehr als mittlerer Größe, wohlproportioniert und von sanften Umrissen. Anziehend und vertrauenerweckend war der Ausdruck seiner Mienen; sehr freundlich strahlte in glücklichen oder ruhigen Stunden sein Auge.⁴⁾ Ein äußerst feines und reizbares Nervensystem hing mit seinen frohen, wie mit seinen traurigen Stimmungen eng zusammen und war eine wesentliche Grundlage der vom Gemüthe durchdrungenen Bildung, die ihn so liebenswürdig machte. Alles Schöne und Wahre fand bei ihm eine Saite zum Anklang, und in seinem weichen und reinen Herzen⁵⁾ wurden namentlich sanfte, harmonische Empfindungen leicht erweckt. Die ganze Natur mit allen ihren Ereignissen und Erscheinungen war ihm eine Quelle der reinsten Freuden. Mit gleicher Innigkeit ergriff er die Schöpfungen der Dichter und Tonkünstler, und dabei war er ein vortrefflicher Declamator. Seine Belesenheit in den schönen Wissenschaften war bekannt.⁶⁾ Den Homer, die römischen Classiker, vor allem die Bibel, besonders die Evangelien, Psalmen, Propheten, wußte er fast auswendig. Noch in seinen letzten Jahren lernte er Englisch, um die in dieser

¹⁾ Savigny in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, IX. Band, S. 421. ff. — ²⁾ Vgl. B. III, 174. 289. f. 334. f. 340. 354. 362. f. Göttinger gel. Anzeigen 1781. Zug. S. 49. Höpfner's Vorreden zu seinem Naturrechte. Civ. Mag. S. 89. — ³⁾ B. III, 254. — ⁴⁾ Ueber Höpfner's Portrait s. B. III, 323. Wend S. 16. f. — ⁵⁾ B. III, 254. — ⁶⁾ B. III, 361.

Sprache verfaßten Dichtungen zu lesen, unter denen ihm die des Lorenz Sterne die liebsten waren. Er dichtete selbst, gab aber seine Lieder nur seinen Freunden zu lesen und wachte darüber, daß sie nicht in die Oeffentlichkeit kamen.¹⁾

Sein empfindsamer Freund Wilhelm Ludwig Medicus in Weilburg beschuldigte ihn, daß er in den Jorik zu viel hineinlese, und seine persönlichen Stimmungen, die sich an die Lectüre des Buches anreichten, mit dem Buche selbst verwechselte.²⁾ Es läßt sich auch bei Höpfner's viel empfänglichem, höchst reizbarem, enthusiastischem Gemüthe kaum anders erwarten, als daß er zur subjectiven Auffassung literarischer Werke hinneigte, daß er in seiner congenialen und vorwaltend lyrischen Natur dieselben gern weiter dichtete, zumal da er in diesem Gebiete nicht Mann des Faches, nicht Kritiker oder Historiker, sondern nur Liebhaber war und nicht oft die Zeit haben mochte, das Gelesene einer nachhaltigen Prüfung durch den Verstand zu unterwerfen.

Indem sich die Klarheit des Denkers³⁾ und die Beweglichkeit des geistreichen Kopfes, indem sich Kenntnisse, Wiß,⁴⁾ Gemüthlichkeit und Reizbarkeit in ihm zusammensaufen, war er mit seinem ganzen Wesen zu einem guten Gesellschafter angelegt, und in der That brachte er es hierin zur Virtuosität, ja zur künstlerischen Vollendung. Er gefiel, wenig von Ehrgeiz bewegt,⁵⁾ den Menschen gerne und erlangte dieses Glück um so leichter, je weniger er es zu suchen schien. Er gab Liebe und suchte Liebe. Er war, ohne sich wegzuworfen, ein sehr populärer Mann, und er konnte allen allerlei sein. Keiner verstand sich besser auf die kleinen Gefälligkeiten des Lebens. Nach Kräften diente er jedem ohne Unterschied der Person: mit jedem sprach er theilnehmend und mit so wenig Rückhalt, daß er wohl nahe

¹⁾ Vgl. B. III, 27. 184. 262. 324. — ²⁾ B. III, 135. f. Vgl. B. III, 192. f. — ³⁾ B. III, 254. 289. — ⁴⁾ Butté I, 263. f. — ⁵⁾ Vgl. B. I, 348. und Wend S. 67.

bis an die Grenzen der Vorsicht gehen konnte. Durch Aufmunterung und Beispiel und durch jede Art von Verwendung, die ihm möglich war, machte er sich um seine Mitbürger verdient. Jedem Anfänger, der eines Rathes bedurfte, jedem Rechtskundigen, der in schweren Fällen Auskunft suchte, stand der Eingang zu ihm offen, und bei dem Vertrauen, das er einflößte, machte man gerne von dieser Freiheit Gebrauch. Er hatte in Darmstadt sehr viele Anhänger und Freunde,¹⁾ schwerlich einen Feind. Wie Freunde und Geistesverwandte in seiner Nähe sich wohlfühlten, sagt uns z. B. ein Brief, den Medicus (1776) an ihn schrieb.²⁾ Mit menschlichen Schwachheiten konnte er viel Geduld haben, und es war leicht, ihn zu versöhnen.³⁾ Besonders liebenswürdig erscheint sein Drang, die Jugend zu unterrichten. Das akademische Lehramt war ihm in Gießen verleidet worden, und er wies eine zweite Berufung nach Jena (1782) zurück.⁴⁾ Aber der Professor machte sich doch immer wieder in ihm geltend, und Butté⁵⁾ sagt: „Ihm, der einen solchen glühenden Eifer für die Wissenschaften hatte, würde in diesem Stück schwerlich irgend ein Ort Genüge geleistet haben, der nicht eine Universität und also derjenige gewesen wäre, für welche er so sehr geboren war, daß man es noch nach seinem Tode bedauern muß, wenn er sich je derselben entziehen ließ. Warum müssen doch so manche Menschen nicht an ihrem Platz stehen?“ Wie er auch als Richter seine wissenschaftlichen Arbeiten sehr eifrig fortsetzte, so schuf er sich, an seine Studierenden gewöhnt, ein Auditorium aus Primanern des Darmstädter Gymnasiums, denen er juristische, auch physikalische Vorträge hielt. Hierbei verfuhr er Sokratisch, auf eine so liebenswürdige, vertrauliche, einladende Weise, daß er die Trägheit

¹⁾ Bgl. B. III, 254. — ²⁾ B. III, 136. — ³⁾ Bgl. B. III, 323. — ⁴⁾ B. I, 337. 347. f. 522. II, 110. R. **. 212. 259 (?). III, 194. — ⁵⁾ I, 264. f.

selbst belebte und sich alle seine Schüler zu Freunden machte. Einen hoffnungsvollen Jüngling zu finden, war ihm eine große Freude, und er that alles für ihn. Er war eben ein geborener Pädagoge; als solcher bewegte er sich sogar mit Liebe und Leichtigkeit auf den Anfangsstufen des Unterrichtes, und er übte hierdurch einen so mächtigen Zauber auf die Kinderwelt aus, daß er sich selbst den Rattenfänger von Hameln nannte. Seine Vaterlandsliebe gab sich, obgleich sie die Grenzen der Landgrafschaft nicht weit überschritten zu haben scheint, doch, außer seiner Berufstreue, die im späteren praktischen Amte für seine geniale, vielbewegliche Natur vielleicht das schwerste dem Vaterlande dargebrachte Opfer war, die ihm aber durch den Zusammenhang dieses Amtes mit seinen gelehrten Studien wieder erleichtert wurde, namentlich dadurch zu erkennen, daß er es für heilige Pflicht eines Staatsbürgers hielt und danach handelte, öffentliche Anstalten, die zum gemeinen Besten führten, als eigene Sache anzusehen und zu ihrer Vervollkommnung nach allen Kräften mitzuwirken. Er hörte, wie Rebel sagt, niemals auf, seinen Mitbürgern eine Zierde und Wonne, seinen Freunden eine Stütze, den Armen ein Trost, den Bedrängten eine Zuflucht zu sein. ¹⁾ Bouterwek schrieb nach Höpfner's Tode an dessen Wittwe, die Zahl der braven Männer sei nicht so groß, daß man über den Verlust eines der bravsten nicht trauern müßte, auch wenn man diesen nicht zum Freunde gehabt hätte. ²⁾ Und sieben Jahre später schrieb Butté: „Ich schätzte ihn unendlich, den Todten, und war stolz, wenn ein solcher mich seinen Lieben nannte, und wenn ich zuweilen etwas über seine hypochondrische Laune vermochte.“ ³⁾

Das Licht dieser wahrhaft schönen Seele, das so manchen zum Segen leuchtete, wurde schon frühe durch ein körperliches

¹⁾ E. C. W. Rebel: *Memoriae Ludovici Julii Friderici Höpfner sacrum*. Giessae MDCCLXXXVII. 4. p. 7. — ²⁾ W. III, 368. —

³⁾ Butté I, 265.

Leiden getrübt, das freilich bei Höpfer's innerlicher und äußerlicher Anlage sich leichter wie bei Anderen einfinden konnte, aber doch zum Theil selbstverschuldet war. Er würde bei weiser Einschränkung seiner Thätigkeit im Besitze einer guten Gesundheit geblieben sein; aber ihm fehlten die eisernen Eingeweide, die den Folgen seiner besonders den Schlaf über Gebühr verkürzenden Arbeiten Troß geboten hätten. Er litt mehr als zwanzig Jahre lang an den unsäglichen Qualereien eines zerrütteten Nervensystemes. Seine mäßige Lebensweise, der ärztliche Beistand und die Heilmittel, die er gewissenhaft aufsuchte, konnten ihm um so weniger helfen, als er, wie es scheint, seiner Thätigkeit keinen Halt zu gebieten vermochte. Mit den Jahren vergrößerte sich das Uebel, je mehr die Kraft zum Widerstande abnahm; die Zahl seiner lichten Stunden wurde immer kleiner. Der Unmuth über seinen Zustand wuchs; er sah nichts als Trauerbilder, wurde des Lebens müde und vermochte es kaum zu ertragen, wenn andere sein Leid nicht mit ihm zu fühlen schienen. Die Elemente spielten auf seinen Nerven Ideen wie auf Tasten. So lange ihn diese Zustände nicht völlig niederwarfen, besaß er bei allem, was außer ihm lag, eine Philosophie des Gleichmuthes, die ihn über geschehenes oder über unvermeidlich scheinendes Unglück bald emporhob. Auch wirkte jede neue Erscheinung, die neue Bekanntschaft eines interessanten Menschen, ein neues Gedicht von Göthe oder Klopstock wie elektrisch auf sein Gemüth und ließ ihn seine Leiden vergessen.

Frühzeitig war er von einer tiefen kirchlichen Religiosität durchdrungen. In späteren Jahren näherte er sich, ohne den ursprünglichen Grund der Gläubigkeit in sich aufzugeben, der kritischen Richtung des Zeitalters und nahm so eine Art von Mitte zwischen dem positiven Glauben und der Freiheit der Prüfung ein.¹⁾

¹⁾ Vgl. Wend S. 17. 74. f. 84. W. III, XI. 141. ff.

Auf dem Gebiete des Wissens war Höpfner lernbegierig, unparteiisch und nichts weniger als auf seine Meinung eifersüchtig. Er nahm sehr gerne Belehrung an und nützte jeden ihm gegebenen Wink, wenn dieser ihn auf den rechten Weg zu führen schien. Er liebte, wie ihm Eberhard bezeugt, die Wahrheit, auch wenn sie gegen seine Ansicht gieng.¹⁾ Hugo ließ gerne seiner Nachgibigkeit, seinem guten Willen, Einwendungen zu hören, volle Gerechtigkeit widerfahren. Dabei war Höpfner gewohnt, einmal angefangene Studien mit Begeisterung fortzusetzen.

Sein Universalismus ist bewunderungswürdig. Als Schriftsteller beschränkte er sich zwar auf die Fächer der Rechtsgelehrsamkeit, denen er seine strengakademischen Forschungen widmete. Aber im Streben nach Erkenntniß vermochte ein Geist, wie der seinige, auch außer der Rechtsgelehrsamkeit nirgends stille zu stehen. Es gab wenige Felder des Wissens, in denen er nicht wenigstens mitreden oder in Gesellschaft von Kennern weitere Belehrung suchen konnte. Er war mit der altclassischen Literatur, die er mit entschiedenster Neigung pflegte,²⁾ und überhaupt mit den Schulstudien wohlvertraut. Seine philosophische Begabung scheint sich freilich nach der ersten akademischen Schule der weiteren Disciplin entzogen zu haben. Auf die Kant'sche Philosophie legte er für das Naturrecht einen geringen Werth. Nichts aber konnte wohl dauernd auf ihn wirken, was nicht entweder den Geist in ästhetische Formen kleidete, oder die einzelnen Begriffe und Vorstellungen systematisch zusammenhielt. Sein gebildeter Geschmack wußte den trockensten Dingen eine anziehende Gestalt zu geben, und mit seinem hellen, durchdringenden Blicke vermochte er die einzelnen Gedanken und Anschauungen, die ihn beschäftigten, so geschickt von einander abzusondern, das Wesentliche derselben vom Außerwesentlichen so

¹⁾ Bgl. W. III, 174. — ²⁾ Nebel S. 7.

glücklich zu scheiden und mit seinem übrigen Wissen zu verbinden, daß alles den leichten, gefälligen Gang seiner eigenen Ideen annahm, und außerordentlich war die Gabe, die vermuthlich zum Theil aus dem frühzeitigen Studium der Mathematik herzuleiten ist, seine Gedanken zusammenzuhalten und vor Zerstreuung zu bewahren. Auch den mechanischen Wissenschaften und der Naturlehre widmete er sich mit Liebe,¹⁾ und hierbei unterstützte ihn seine bedeutende Gewandtheit in Handgriffen und eigenen Versuchen. Er gieng beim Drechsler,²⁾ Schreiner, Glasschleifer und Buchbinder in die Lehre, und da er diesen Handwerkern wie seines Gleichen begegnete, so liebten sie ihn, so unterrichteten sie ihn gerne. Er benutzte das von ihnen Erlernte, um Hausgeräthe, Instrumente, unter anderem eine wohlgelungene Elektrifiziermaschine, und hundert artige Spielereien zu verfertigen. Die Beobachtung der elektrischen Kräfte diente ihm jahrelang zur Erholung in trüben Stunden und zur Unterhaltung für sich und Andere; sein elektrischer Apparat konnte für ansehnlich gelten. Freilich beengte der Mangel an chemischen Kenntnissen seinen physikalischen Gesichtskreis. —

Höpfner's Familienleben war, auf der Grundlage wohlgeordneter Wirthschaft, eine schöne, hohe Poesie. Erst nach langer Bekanntschaft und Prüfung verband er sich im J. 1773 mit Marianne Thom,³⁾ die einer trefflichen Familie seiner Vaterstadt angehörte.⁴⁾ Sie war eine anmuthige Blondine, ein schönes, stilles, verschlossenes Gemüth, in dem sich liebevolle, innige Weiblichkeit, Frömmigkeit und Willenskraft zusammenfanden. Bei aller Zurückhaltung im Ausdruck ihrer Gefühle war sie der innigsten Freundschaft fähig und bei großer Selbstbeherrschung im Urtheile über die Fehler ihres Nächsten milde. Auch in ihrer Liebe zur Dichtkunst erkennen wir Höpfner's eben-

¹⁾ Vgl. B. III, 324. f. — ²⁾ Vgl. B. III, 299. — ³⁾ Wend S. 37. — ⁴⁾ B. III, 315.

bärtige Lebensgefährtin. Kein Wunder, daß eine solche Frau vielen Menschen, unter denen sich auch Merck und Wend befanden, Liebe, Hochachtung und Verehrung einflößte.¹⁾ Bouterwek, den Höpfner in Darmstadt über Kant'sche Philosophie lesen hörte, war von dieser Familie ganz entzückt. Er betonte die mannichfaltige Geistes- und Sinnesart der ihr Angehörigen, denen ohne Zweifel, bei aller Einheit in der Liebe, eine freie individuelle Selbstbewegung gestattet war.²⁾ Daß die Kinder, deren Zahl auf neun heranwuchs, eine treffliche Erziehung empfiengen, war von solchen Eltern nicht anders zu erwarten. Noch bei Lebzeiten des Vaters wurde die blühende Schaar durch den Tod gelichtet, und Marianne verbrachte noch ein langes Leben als Wittve. Ihre weibliche Güte, Zartheit und Milde spiegelt sich in den Briefen, die ihre Verwandte³⁾ Albertine von Grün an sie schrieb.

Dieses schöne, geistvolle und edle Mädchen, das mit Göthe etwa von gleichem Alter war und ihn schwärmerisch verehrte, gieng in seinen Anschauungen mit der Sturm- und Drangperiode innig zusammen, wußte aber die Extreme derselben zu vermeiden oder doch zu mildern. In ihr wohnte die ganze Weichheit und Reizbarkeit des Gefühles, die volle Glut der Leidenschaft, die wir im Werther empfinden. Aber diese Naturgewalten sehen wir durch die Grazie und das Maß der schönsten Weiblichkeit, durch einen genialen und taktvollen Humor, durch wahre, allumfassende Menschenliebe, durch den Segen der Freundschaft und durch innige Religiosität in Albertinen gebändigt und verklärt. Manchmal erinnert sie uns an Göthe's Leonore und Iphigenie.

Wie tief ihre Liebe zu Mariannen gieng, sagen uns z. B. ihre folgenden Worte: „Meine Seele hängt ganz an der

¹⁾ B. II, 91. III, 175. f. 336. f. 347. f. 367. f. — ²⁾ B. III, 346—348. 367. ff. — ³⁾ Vgl. B. III, 315. f.

Deinigen; ich kann nicht getrennt von Dir leben, ich bin wie ein Körper ohne Seele, wie eine Maschine, die ganz unbelebt ist. Du darfst den Brief Deinem Mann nicht weisen. Er glaubt nur die Liebe, wie alle Dichter. Das ist ein unerträglicher Glaube für mich. Warum sollten wir uns nicht reiner, nicht heiliger lieben? Habe ich deswegen eine männliche Seele, weil ich keinen Unterschied der Geschlechter in der Liebe kenne? Lieber soll mir der Tod durch seine falsche Sense meinen Lebensfaden abschneiden, als daß ich so eine große Glückseligkeit, wie unsre Freundschaft ist, entbehren lernen sollte.“¹⁾ „Der Fächer, den ich durch einen Zufall von Dir behalten habe, ist mir unbeschreiblich theuer; wie unendlich theurer ist mir Dein Bild in meinem Herzen!

Hast Du mich je geliebet,
So fasse sich Dein Herz,
Was Dich so sehr betrübet
War nur der Liebe Schmerz.

Vergebne Zweifel rauben
Dir Heiterkeit und Ruh.
An meinen Kaltfinn glauben
Marianne konntest Du?“²⁾

Das tiefe Glück, die kindliche Unschuld in dem Verhältnisse zwischen Höpfner, Mariannen und Albertinen leuchtet aus den Zeilen hervor, die Jener an seine Braut schrieb: „Wahrhaftig des Mädchens Talent, Gutmüthigkeit und Offenherzigkeit hat wenig seines gleichen. Daß mich eine solche Person so sehr liebt und daß sie zugleich meine Marianne so liebt, das ist eine meiner größten Glückseligkeiten!“³⁾ Welchen Trost und welche Stütze Albertine in diesem Verhältnisse gefunden habe, entnehmen wir einem Briefe, den ihre inniggeliebte Schwester und Pflegerin

¹⁾ B. III, 184. f. — ²⁾ B. III, 298. f. — ³⁾ B. III, 60. Bgl. S. 61. 301.

Marianne nach dem Tode der Schweregeprüften an Marianne Höpfner schrieb. ¹⁾

Albertine war im J. 1749 zu Hachenburg am Westerwalde geboren und zog später mit ihrem Vater nach Regensburg. Sie hatte ein schönes, geistvolles, ganz italienisches Gesicht; braunes Haar und, wenigstens in späteren Jahren, eine volle Gestalt. ²⁾ Waren die Menschen häufig unzart genug, sie an den Naturfehler des Hinkens zu erinnern, so schützte sie der Stolz und das gute Gewissen, wie es sich in ihren derben Worten ausdrückt: „Wie wird's um Manche unter dem linken Brusttuch an dem großen Tag der General-Revue aussehen, wann ich gehinket komme!“ ³⁾ Dabei vermögen wir von weiblicher Eitelkeit nichts bei ihr zu entdecken. ⁴⁾ Ein unbefangener Zeitgenosse schildert sie als höchst liebenswürdig, lebendig, komisch, behaglich im Umgange, als eine Seele voll Liebe und Treue. Einige Jahre nach Albertinens Tode schrieb ihre Schwester Marianne an Höpfner's Gattin: „Sie wußte durch das feinste Gefühl und eine immer thätige und lebhaftige Einbildungskraft allen Lebensgenuß zu erhöhen, und an ihrer Seite hatte jede Freude doppelten Reiz. Ach ich fühle noch so oft und tief, daß ich in ihr unendlich verloren habe und daß Nichts in der Welt je diese Leere ausfüllen kann.“ ⁵⁾

Wahrscheinlich in dem Höpfner'schen Hause machte sie die Bekanntschaft Fr. Maximilian Klingers, der in Gießen studierte und mit Höpfner umgieng. Der junge Dichter scheint bereits im Anfange seiner akademischen Lehrjahre (1772) zu ihr in einem näheren Verhältnisse gestanden zu haben. Er brachte ihr eine kurze Zeit seine ernstern Huldigungen dar und erweckte in ihr eine leidenschaftliche Liebe, an der das Mitleid mit seinem Schicksale großen Antheil hatte. Er wandte sich bald wieder

¹⁾ B. III, 327. — ²⁾ B. III, XIII. 192. 294. 327. — ³⁾ B. III, 297. — ⁴⁾ Bgl. B. III, 170. f. — ⁵⁾ B. III, 370.

von ihr und machte sie tief unglücklich.¹⁾ Zu Höpfner'n sagte er, sein Betragen gegen Albertinen sei nur ein wenig Liebelei gewesen. Ihr weiblicher Stolz lehnte sich gegen solche und ähnliche Aeußerungen des Geliebten auf, die ihr Höpfner mittheilte: „Sie wissen, daß ich ihn mit einer Liebe liebte, die zu jetzigen Zeiten gewiß unerhört ist. Doch will ich mir gleich lieber das Leben nehmen lassen, als daß er denken sollte, er hätte eine Eroberung an mir gemacht, die er liebten könnte. Wenn er mich nicht mit eben der ewig unveränderlichen Liebe lieben kann, so will ich lieber ganz und gar nicht geliebt sein. . . . So stolz wie Er ist, bin ich's und noch mehr. Er, der gewohnt ist, daß Mädchenherzen sich vor ihm biegen, hätte das nicht von mir zu hoffen. Zwei harte Steine mahlen selten fein. Wären wir auch vereinigt, so würde Er von mir und ich von ihm wollen hofiert haben. Da zerrisse der Knoten wieder, ehe er fest geknüpft wäre. Es ist ein Unglück für mich, daß ich mein Herz nicht mehr von ihm losreißen kann, und ein Glück, daß ich ihn so ohne alle Gegenliebe viel eher fortliebe, als daß es mein Stolz litte, auch nur den kleinsten Grad weniger mich geliebt zu wissen, wie ich selbst liebe.“ (1780.)²⁾ Sie scheint übrigens die Hoffnung auf seinen Besitz noch nicht völlig aufgegeben zu haben. Wahrscheinlich aus demselben Jahre stammt ein Brief, in dem sich die volle Stärke ihrer unglücklichen Leidenschaft kundgibt, aber das edle Frauengemüth durch lebenswürdigen Humor im Gleichgewichte erhalten wird; die realistische Derbheit der Sprache, in der sie sich hierbei bewegt, möge auf Rechnung des damaligen Zeitgeschmackes gesetzt werden.³⁾ In einem Briefe vom Mai 1786 lodert das Feuer der Liebe wieder mächtig auf; aber welch ein Reiz des Humors, womit sie dessen verderblicher Gewalt sich erwehrt!⁴⁾ Auch drei Jahre

¹⁾ B. III, 59—62. — ²⁾ B. III, 168. f. — ³⁾ B. III, 169. f. —

⁴⁾ B. III, 257. f.

später lebt Ringer noch in ihrem Herzen.¹⁾ Neben dieser tieftragischen Liebe fehlte es bei ihr nicht an dem Interesse, um nicht zu sagen: an der aufsteigenden Neigung zu anderen Männern.²⁾

Die Lücke, die in ihrem so sehr zur Liebe geschaffenen Herzen zurückblieb, suchte sie durch den Umgang und brieflichen Verkehr mit ihren Freunden, namentlich mit Höpfer und dessen Gattin, und durch die Beschäftigung mit den edleren Werken der Literatur, vorzüglich der poetischen, auszufüllen. Ihre Begeisterung für die hervorragenden Talente ihrer Zeit war leidenschaftlich; Göthe und Merck waren ihre „Götzen“. Wahrscheinlich in der Entstehungszeit des Werther erblickte sie den Dichter zum erstenmale, doch ohne ihn zu sprechen: „Ich habe ihn einmal gesehen, und er mich vermuthlich nur ein halbmal; denn er war damals in Dämmerung versunken, obwohl seine Sonne um ihn schien. Ich erinnere mich aber nichts mehr von ihm, als daß er einen pfirsichblüthenen Rock an hatte. Das war mir dazumal das aller Erste, was ich behielt.“³⁾ Es ist nach ihrem ganzen Wesen begreiflich, daß ihr Werther besonders hoch stand.⁴⁾ Als der Dichter todtgesagt wurde, ergoß Albertine ihren Schmerz in leidenschaftlichen Worten, die für das Urtheil der Zeitgenossen über Göthe als Menschen von Bedeutung sind. Allerdings beklagte sie ihn auch deshalb, weil sie von ihm eine heilsame Einwirkung auf das Schicksal Ringer's gehofft hatte; aber zugleich äußerte sie in ihrem Schmerze eine schwärmerische Liebe zu dem großen Dichter und ein tiefes Vertrauen zu seinem Charakter. Wenn sie vielleicht auch nie seine persönliche Bekanntschaft machte, wenn sie ihn auch aus der Ferne, aus den Eindrücken, welche sie durch das Urtheil seiner Freunde und durch seine Schriften empfing, mit

¹⁾ B. III, 285. — ²⁾ B. III, 61. f. 262. ff. — ³⁾ B. III, 170. Bgl. S. 188. f. II, 247. 264. — ⁴⁾ B. III, 292.

erklärenden Blicken anschaute und auffaßte, so kann doch ein solches Bild, bei der ihr eigenen Feinheit und Selbständigkeit des Geistes, nicht ganz der Wahrheit entbehrt, sie muß wohl beim Entwerfen desselben im Zusammenhange mit einer verbreiteten Ansicht gestanden haben, die nicht auf einem Traume beruhte: „Ich bin halb todt über die Nachricht. Nun ist wieder eine Freude meines Lebens dahin. Bin ich wohl die Einzige, die um ihn wie um ihren liebsten Bruder trauert und bekümmert ist? Ach mein andrer Göze! Alle Hoffnung, alle wäre für Klinger dahin, auch Dein Glück, Klinger. Ich zittere für die Ruhe meines Lebens. Alle meine Hoffnung hatte ich auf ihn gesetzt, den Stolz meines Gözen zu befriedigen. Göthe, guter Göthe, könnte ich Dich doch der Vorsehung abdringen, wenn Du dahin bist. Du warst gewiß ein guter Mensch. Du hättest unmöglich so viele Empfindung haben können, wenn Du nicht auch eine große, edle Seele gehabt hättest. Wo bin ich, Gott im Himmel! Verhüte es, daß ich Ursache habe, mich mit dem schrecklichsten Gedanken zu plagen. Ich blicke den Himmel mit wehmüthigen Thränen an, stütze mich auf meine zitternde Hand und denke, wenn die Sonne heute noch einmal aus den Wolken hervor tritt, so kann es unmöglich sein, daß der große Mensch dahin ist. Die Sonne kommt langsam und traurig, doch habe ich sie nie mit schönerer Pracht gesehen, denn mir schien es, sie käme mich zu trösten. Nie sind heiligere Thränen geweint worden, als ich um ihn weine. Ich habe ihn mit Ehrfurcht wie meinen weit über mich erhabenen Bruder geliebt.“¹⁾

Die Unterhaltung mit Göthe's Freunde Merck fand sie ebenso lehrreich, als wohlthwendig, und sie brachte ihm als Schülerin Einfachheit und gutherzige Diebsamkeit entgegen. Manchmal fand sie ihn wohl krank und noch mehr in übler Laune; auch kam

¹⁾ B. III, 296. f.

es mitunter zwischen ihnen zum Streite; aber dieß war ihr lieber, als wenn sie mit ihm in die Oper gieng, wo er sie durch seine scharfen kritischen Bemerkungen gestört haben mag. Sie fürchtete diese Bemerkungen auch, wenn sie an ihn schrieb. Dann zeigte sie wieder gegen ihn, der übrigens in der Kunst der Verschwiegenheit kein Meister gewesen zu sein scheint, ein rückhaltloses Vertrauen. Sie erklärte ihm gegenüber seine Briefe für einen großen Theil des Glückes in der Einöde, worin sie lebe. Er bewies ihr dabei so viel Güte, daß es ihr Sorge machte, sie ihm nicht vergelten zu können.¹⁾

Albertine schrieb viel;²⁾ besonders führte sie einen außerordentlich fleißigen Briefwechsel mit ihren Freunden.³⁾ Sie war auch Dichterin und schickte Höpfnern die Abschrift ihrer Lieder zur Verbesserung.⁴⁾ Es haben sich einige schöne Bruchstücke derselben erhalten. Im Geiste ihrer Zeit suchte Albertine die Poesie gerne in der Wirklichkeit selbst auf, und im Gegensatz zur herrschenden Schwärmerei und Ueberspanntheit wandte sie den Gemüthszuständen und Schicksalen ungebildeter Menschen eine liebevolle Beobachtung zu. Eine Westermärker Dorfgeschichte leitet sie mit den Worten ein: „Meine Geschichte ist mir nur dessentwegen so sehr lieb, weil sie die Festigkeit der leidenschaftlichen Liebe anzeigt auch in Herzen, die nicht schwärmen.“ Die Erzählung ist in Werther's einfach-ergreifender Art, ohne dessen

¹⁾ B. III, 182. f. 192. 195. ff. 262. — ²⁾ B. III, 261. — ³⁾ B. III, 293. — ⁴⁾ Dazu gehörte die Anfangs-Strophe des Klagehieb „An meinem Grabe“ B. III, 307. Von Albertinen ist ein zartes, innig empfundenes Lied an Höpfnern und seine Gattin III, 183. f. In einem Briefe an Marianne Höpfnern schreibt sie, ihre Romanze wolle sie beendigen, sobald sie könne, III, 155. Vielleicht hat sie die reizende Strophe III, 264. gebichtet. Die schönen, leicht und rein dahin fließenden Verse an Marianne Höpfnern III, 299. sind entweder von Albertinen selbst verfaßt oder mit einer Veränderung wiedergegeben. Ob die Verse III, 300. von ihr herühren, ist zweifelhaft. Die Verse III, 159. sind durchaus nicht in ihrem Tone gebichtet.

empfindsamen Weigeschmack, anschaulich und kurz vorgetragen; sie ist Poesie aus der Wirklichkeit, mit einem schlichten, tiefen Menschenherzen herausgegriffen und im Bilde festgehalten, eine Volksballade, nur ohne das Gewand der Verse und Reime.¹⁾ Albertine gieng immer auf die Charakterjagd aus, wobei sie den Menschen so gerne ihre guten Seiten ablauerte und die Schilderung der bösen Anderen überließ.²⁾

In ihrem Gemüthe wechselten eine tiefe Heiterkeit und eine trübe Stimmung mit einander ab, oder beide Gegensätze wurden durch den anmuthigsten, genialsten Humor mit einander ausgeglichen. Ihre schweren Erfahrungen, die Einsamkeit, zu der sie verurtheilt war, und die Zurückgezogenheit auf ihre Wohnung machten sie zeitweise schüchtern, blöde und muthlos, und dann hatte sie an nichts in der Welt mehr Freude. Ihre innere Leere suchte sie bald durch diese, bald durch jene Liebhaberei auszufüllen, hielt an keiner fest und fand Zerstreuung nur im Wechsel. Es fehlte ihr an Menschen, die ihre Freuden, ihre Neigungen theilten.³⁾ Sie schreibt ganz Wertherisch an Merck: „Da bin ich wieder allein nach der traurigsten Gesellschaft von der Welt! Meine Geduld ist Parforce gejagt, der Angstschweiß steht mir auf der Stirne! So ein Besuch, wenn die Seele vor Hunger krank ist! Ja ich möchte Erde essen lernen, um mich bis zu den Gegenfüßlern durchzunagen!“⁴⁾ Weiterer schreibt sie ein andermal demselben Freunde, auch mit ihrem Umgange ausgeföhnter: „Ich kenne endlich, Gott sei Dank, meine Menschen so genau, daß ich jede Klippe weiß, die ich vermeiden muß. Zu dem Ende trage ich ein kleines schwarzes Kreuz am Hals, das mich erinnert, den wenigen scharfen Ecken sonst ganz guter Menschen auszuweichen, und ich bin glücklicher dadurch, daß ich nun zur Zufriedenheit derer, mit denen ich

¹⁾ B. III, 170—172. — ²⁾ B. III, 259. f. — ³⁾ B. III, 159. f. — ⁴⁾ B. III, 195.

umgehe, etwas beitragen kann.“ (1784.)¹⁾ Sie erscheint hier und noch mehr in einem Briefe, den sie an Merck in dem nächstfolgenden Jahre schreibt, wie umgewandelt. „Genug,“ sagt sie, „ich bin glücklich. Es vergeht keine Stunde, wo ich nicht Etwas finde auf Gottes schöner Erde, was mich erfreut, rührt oder betrübt. Dieses unter einander gemischt ist wahrer Lebensbalsam. Gottes Erde ist wunderschön! und ich gedente nur den darauf zu beneiden, der genügsamer wäre, der mehr Mittel in sich fände, sich zu beschäftigen, und mehr Gefühl für alles, was wahrhaft schön und gut, und der williger wäre, seine Glückseligkeit denen aufzuopfern, die er liebte.“²⁾ Aber bei diesem lichten Farbentone ihrer Stimmung bleibt es nicht; im Gefühle der Vereinsamung ziehen sich wieder die Wolken der Schwermuth über ihr zusammen. Während sie den Geschäften der Haushaltung sich mit Freuden widmet, vermißt sie schmerzlich die Nahrung für ihre Seele; nirgends begegnet ihr ein Wesen, mit dem sie sich austauschen und verstehen kann. Daher sterben ihr die Gedanken aus; in ihr ist es finster wie in einer ausgeblasenen Laterne, in der nur noch der Dampf des erloschenen Lichtes lodert. Der Umgang mit den meisten Frauen ist ihr beschwerlich. Je mehr sie sich nützlich beschäftigt, je mehr sie nach idealer Erquickung verlangt, desto unglücklicher wird sie. Just von allem, wodurch sie erfreut werden könnte, widerfährt ihr gerade das Gegentheil. Sie glaubt es vorauszu sehen, daß es ein unglückliches Ende mit ihr nehmen müsse.³⁾ (1786.)

Der Gram über ihre Verlassenheit und die Sehnsucht nach einem gleichgestimmten Herzen gibt ihr aber auch eine Stelle von ergreifender Musik und rührender Seelenschönheit ein: „Je weniger ich schwärmen darf, je ärger strebt mein Herz darnach, sich nur noch einmal seinen süßen Empfindungen an dem Busen

¹⁾ B. II, 249. — ²⁾ B. II, 251. — ³⁾ B. III, 255—257.

einer Freundin zu überlassen. O wenn ich doch eine Seele um mich hätte, zu der ich sprechen könnte: Komm' her, in meinem Herzen ist's so wonniglich, ich möchte an Deinem Busen weinen, habe Geduld mit mir, wenn Du nicht mit mir fühlen kannst. Ich will in einer ähnlichen Stunde Dir alles doppelt bezahlen. Aber von lauter Menschen umgeben sein, denen ein solcher Seelenzustand eine Thorheit ist, und dennoch von der süßen Schwachheit, die wir Schwärmerei nennen, nicht befreit werden zu können, ist wahre Marter. An mir empfinde ich recht, daß die bedrängteste Kirche die andächtigste ist.“¹⁾

Dann aber erwacht in ihr die Sehnsucht, verstanden und geliebt zu werden, ein Echo ihres Herzens in der Welt zu vernehmen, mit einer Art von Wildheit, die uns an den Werther erinnert: „Mir ist's oft, als möcht' ich die Welt an ihren Bergen anpacken und sie schütteln, daß sie alle, alle auf Erden aus ihren Höhlen herausliefen, die Trägen, und rufen: Wer da? Und wenn's dann das ganze Menschengeschlecht hörte, daß ich: Gut Freund! schrie, dann würde mir besser.“²⁾

Auch ihr tiefes, schmerzliches Mitgefühl mit allen leidenden Creaturen, der Blick, den sie in die Nacht des Lebens wirft, hat etwas Wertherisches: „Durch die Thüre des Mitleids, wo alles Unglück bei mir einschleicht, ist wieder eine Last auf mich eingebrochen. . . . Ich bin ein armes, durch Mitleid gegen alles, was unglücklich ist, gequältes Geschöpf. . . . Ich jage allem Uebel Anderer entgegen, um recht gequält zu sein. Denn 3 Theile von allem was lebt singt Klageöne.“³⁾ Sie kann sich aber auf die Mitempfindung des fremden Elendes nicht beschränken; sie muß helfen, sie muß handelnd dem Zuge ihrer selbstlosen Liebe folgen, so schlecht ihr dieß auch schon vergolten worden ist. Der Schein, das Urtheil der Welt sind ihr gleichgiltig, wenn sie nur in sich selber feststeht; sie gehorcht, indem

¹⁾ B. III, 293. — ²⁾ B. III, 295. — ³⁾ B. III, 96. 98.

sie Gutes thut, einer inneren Nothwendigkeit. Diese Gesinnung drückt sie mit Hochherzigkeit, aber nicht ohne Selbstbespiegelung aus.¹⁾

Rechten wir nicht mit ihrem weiblichen Herzen, daß es bei diesem warmen Mitgeföhle mit dem Schicksale der Menschheit für Ideen der politischen Freiheit sich nicht erwärmen konnte. Wer möchte ihr ein Vergehen daraus machen, daß sie einer Begeisterung unzugänglich war, die sich, wie es im Geschicke jener Zeit lag, nur in dichterischen und philanthropischen Traumbildern bewegen konnte? Es war ihr, wenigstens bei den öffentlichen Zuständen, in denen sie aufgewachsen war, als einem Weibe natürlich und angemessen, nicht aus den Grenzen der Sorge für das Individuelle herauszugehen. Sie konnte sich nur da begeistern, wo ihre Liebe zu den Einzelnen, ihr Mitleid mit den Einzelnen erregt wurde; die Nation, der Staat, die ihr keine erhebende Erscheinung bieten konnten, waren ihr fremdartige oder gleichgiltige Dinge.²⁾ —

Sie trug die Reime der Auszehrung in sich. In einem schwermüthigen Briefe erklärt sie sich für krank. „Du weißt, ich bin sehr hypochondrisch. Ich sehe immer wirkliches Unglück, wo Andere nur einen Schatten davon sehen. Ich bin entschlossen, mich niemals wieder über Etwas zu freuen. Denn ich habe noch keinen vergnügten Tag im Leben gehabt, der mir nicht 100 traurige gemacht hätte.“³⁾ In einem Briefe an Marianne Höpfner vom 1. September 1790 erblickt man schon die Vorboten des Todes; eine unbeschreibliche Milde schwebt über jedem Worte; Albertine umfaßt ihre entfernten Freunde mit der größten Zärtlichkeit; sie ist ganz Liebe, Besorgniß, Dankbarkeit und Verehrung gegen ihre treue, mitleidende Schwester Marianne und sieht dem Tode mit gefasstem, andächtigem Sinne entgegen.⁴⁾ Sie war tiefreligiös, wobei wir nicht unter-

¹⁾ B. III, 185. II, 248. — ²⁾ B. III, 158. f. — ³⁾ B. III, 298. — ⁴⁾ B. III, 299.

suchen wollen, wie viel sie dem Standpunkte der in ihrer Zeit herrschenden Aufklärung sich angenähert habe. ¹⁾ Ein Schwanken zwischen der Hoffnung zum Leben und der Erwartung des Todes drückt sich in ihrem Briefe an Höpfnier vom 10. December aus: „Wann ich Hoffnung zum Leben habe, so weiß ich mir keine größere Freude, als Ihnen zu schreiben, kein größeres Vergnügen, als Briefe von Ihnen oder der lieben Marianne zu bekommen. Alle meine Kräfte kann ich dann unvermerkt erschöpfen über der Schreiberei. Sinkt aber die Hoffnung, so ist mir's schwerer, als ich selbst begreifen kann, es geht über menschliche Kräfte, und ich fürchte mich alsdann ebenso sehr, Briefe von Ihnen zu erhalten; ich vermag es auch nicht über mich, einen Brief von Euch zu lesen. So furchtbar wirkt das Gefühl der nahen Trennung von dem, was unsrer Seele lieb war. Alles ist Euer, sagt der Apostel Paulus, aber Nichts, gar Nichts den armen Sterblichen, denen der Tod so nah auf dem Fuß nachgeht — in diesem Leben, wo jede Glückseligkeit leicht einen Centner Kummer überwiegt. Legt der armen Menschen einzige wahre Glückseligkeit, Freundschaft und Liebe, in die eine Waagschale, in die andre Trennungen und all das namen- und endlose Leiden dazu — und doch ist alles unser? Christus und die Apostel können keine Unwahrheit sagen — ich glaube es, ja ich empfinde es. Dort, wo keine Bitterkeiten unsere heiligsten Empfindungen verdrängen, dort ist alles unser.

Dort eil' ich deinen Armen zu,
Unsterblich ich, unsterblich du,
O Balsam meiner Wunden!“ ²⁾

In Briefen vom 20. und 21. Februar 1791 (?) ³⁾ spricht die Reizbarkeit der Todkranken, aber auch ihre engelartige Güte. Sie hat wieder ein Klagelied gedichtet, wovon sie die erste Strophe mittheilt:

¹⁾ Vgl. B. III, 262. f. — ²⁾ B. III, 300. — ³⁾ B. III, 306. ff.

„An meinem Grabe.

Senk' die Blätter, Kirchhofs-Linde,
 Traure ruhig um mein Grab,
 Wehet nicht, ihr Abend-Winde,
 Die bethrännten Blumen ab.
 Nehme, Tag, den salben Schleier,
 Hülle ganz die Sonne ein,
 Laß in wonniglicher Feier
 Alles um mich klagend sein!

Sie stirbt ungerne; aber sie fügt sich dem göttlichen Willen: „Gott fordert zwar von uns, daß wir uns täglich zum Sterben sollen gefaßt machen. Aber es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen diesem frommen Gefaßtmachen und der wirklichen Annäherung des Todes. Vielleicht gibt es wenig Menschen, die dieß so oft fühlten wie ich. Gott weiß es am besten, warum. Es ist hart, aber ich murre darum nicht. Sein heiliger Wille geschehe an uns allen, hier zeitlich und dort ewiglich.“ Sie äußert ihre Besorgniß um den Freund Merck, der inzwischen durch verfehlte Speculationen in das tiefste Elend gerathen war und seine Verhältnisse mühsam und kaum leidlich wiederhergestellt hatte, bereits aber neue gewagte Schritte that, die nach einigen Monaten mit seiner Selbstentleibung endigten. Sie bittet Höpfner'n, ihn zu warnen. Wie rührend sind ihre Schlußworte: „Schreiben Sie mir doch auch, ob Ihr auch noch zuweilen mit einander von unserm guten seligen Ernst [Höpfner's jüngstem Bruder, † 1785 als Physikatrsarzt in Duzbach] redet. Ich habe nicht gerne, wenn man die Todten so bald vergißt. Man soll oft, aber ohne Betrübniß an sie denken. Auch mich vergeßet nicht, wenn ich bald von Euch sollte gefordert werden.“ Sie vermag zwar ihre eigene Vorschrift nicht zu befolgen. Am 20. Juli schreibt ihre Schwester, sie habe in der Zeitung gelesen, daß der Kriegsrath Merck gestorben sei. Da jammert sie: „Mein Freund Ernst Höpfner und nun mein Merck! Wenn sich der Kreis unsrer Freunde

verengert, welsch eine Mahnung, daß auch wir zur Saat reifen! Mir freilich geschieht immer mehr Weh, als 10 tausend Andern. Ist mir's doch, als wäre heute unser Ernst, meine [Schwester] Sophie ¹⁾ und Merck gestorben. Nein, ich kann keins verschmerzen, werde in meinem Leben keins verschmerzen lernen.“ Aber sie hofft, ihre Schwester könne sich im Namen geirrt haben, zumal da sie in einem Paß Literaturzeitungen vom vorigen Monate seinen Tod nicht angekündigt sieht. Sie hat aber das Herz nicht, ihren Brief an Höpfner's wegzuschicken, aus Furcht, eine Bestätigung dieser Trauerpost zu hören. Albertine sucht sich zu vergessen; aber alle Augenblicke fährt ihr der Gedanke, wie ein Blitz, durch die Seele: Wie wenn es doch nun wahr, daß Dein Freund gestorben wäre? Am Abende, als sie mit ihrem Vater von einem Ausfluge zurückkehrt, bringt ihr der Bediente einen Brief Höpfner's. Ach, daß Gott erbarm! sagt sie voll böser Ahnung. Sie hat das Herz nicht, ihn aufzubrechen; Marianne thut es. Er enthält die traurige Gewißheit. „Trösten werde ich mich auch um ihn,“ schreibt sie, „aber vergessen werde ich ihn nie. Trösten werde ich mich, weil ich weiß, daß es Winter werden muß, ehe es Frühling werden kann.“ ²⁾ Die Möglichkeit, eine ihrer Freundinnen durch den Tod zu verlieren, gibt ihr begeisterte, hoffnungsvolle Gedanken über die Unsterblichkeit ein. Der Grundton ihrer Seele ist aber doch eine tiefe Schwermuth. ³⁾ In den letzten, vom 13. November geschriebenen Zeilen, die wir wohl von ihr besitzen, beklagt sie den Tod ihres Vaters. ⁴⁾ — Sie starb im J. 1793 in Regensburg. ⁵⁾ —

Es ist kein Sprung, wenn wir von dem tragischen Abschlusse dieses Frauenlebens zur Wertherzeit zurückkehren, in die wir zu Anfang dieses Capitels hineingeführt wurden.

¹⁾ Bgl. B. III, 285. — ²⁾ B. III, 318—317. — ³⁾ B. III, 317 f. — ⁴⁾ B. III, 318. f. — ⁵⁾ B. III, Register.

Merck's Eingreifen in die sentimentale Weglarer Liebestragödie seines großen Freundes stellt dieser in Dichtung und Wahrheit¹⁾ nicht, wie es sich geziemt hätte, mit anerkennender Dankbarkeit, sondern in verbrießlicher Stimmung und mit einer hier unzulässigen Hindeutung auf die in Merck's Natur liegende Seite kritisch-ironischer Verneinung dar. Der aufrichtige Freund, der Göthe'n rechtzeitig einem gefährlichen Taumel der Leidenschaft entriß und das Feuer einer nur zum Schlimmen führenden Liebe durch kalten Verstand und praktische Maßregeln abzulenken suchte, — verdiente er wohl, hier als Mephistopheles bezeichnet zu werden? Nach einer so langen Reihe von Jahren erinnert sich Göthe noch mit einem Biss, daß Jener ihn unsanft aus ungesunden, romantischen Träumereien geweckt hatte. Hier verläßt den poetischen Geschichtschreiber, der doch gerade in dem erwähnten Werke gewohnt ist, menschliche Charaktere und Verhältnisse nachsichtig und schonend, selbst verschleiern, und ihre scharfe Bestimmtheit abschleifend, zu beurtheilen, die ihm eigene Pietät; und wir dürfen, wenn wir diese und ähnliche Aeußerungen lesen, geradezu annehmen, daß er später eine gewisse Abneigung gegen seinen Jugendfreund gefaßt habe.

Wahrscheinlich im August war Merck mit Göthe, Charlotte Buff und einer Freundin derselben in Gießen und in Weglar.²⁾ Merck wurde, wie er den 18.³⁾ an seine Gattin schreibt, von seinem alten Freunde Höpfner mit offenen Armen empfangen. „In diesem Augenblicke“, fährt er fort, „komme ich von Hr. Pfaff, wo ich auch die Freundin Göthe's aus Weglar gefunden habe, dieses Mädchen, von dem er mit so viel Enthusiasmus in allen seinen Briefen spricht. Sie verdient wirklich alles, was er Gutes von ihr sagen konnte. Wir

¹⁾ Göthe 26, 171—173. — ²⁾ Nach Dünker (Studien S. 93. N. 1.) verwechselt Göthe die damalige Zusammenkunft in Gießen mit einer früheren, wobei er Höpfner's Bekanntschaft machte. — ³⁾ Vgl. Dünker's Studien S. 94. N. 1.

werden den Abend bei ihr zubringen, und morgen reisen wir zusammen nach Weklar.“¹⁾ Fünf Tage (später²⁾) berichtet Merck seiner Gattin von Frankfurt aus: „Ich habe mich sehr gut in Gießen und in Weklar unterhalten. . . . Göthe bleibt noch in Weklar, er wird mit mir in Coblenz zusammentreffen, unterdessen werde ich seine Schwester morgen frühe mit mir nehmen.“³⁾ Merck hatte nämlich mit Göthe eine Zusammenkunft bei Sophie de la Roche in Thal-Ehrenbreitstein verabredet.⁴⁾ Göthe entfloß, wie Dünker⁵⁾ sagt, „durch das Näherücken des Hochzeitstages immer mehr geängstigt und durch Merck's Mahnung in seinem Entschlusse bestärkt, ohne mündlich Abschied zu nehmen,⁶⁾ am frühen Morgen des 11. September⁷⁾ aus Weklar“. — Daß Merck selbst für Lotte eingenommen war, sagt ein Brief Göthe's an Restner um die Jahreswende 1773—74: „Merck und ich haben eine wunderliche Scene gehabt, über eine Silhouette die Lavater mir schickte, und die Lotten viel ähnlich sieht. Es läßt sich nicht sagen wie's war. Es war den Abend seiner Ankunft, und ich habe daraus gesehn daß er Lotten noch recht liebt. Denn wer Lotten kennt und nicht recht liebt, den mag ich auch nicht recht.“⁸⁾

Sophie war, als die beiden Freunde ihr Haus betraten, schon eine gefeierte Schriftstellerin. Es darf ihr Bild so wenig in Merck's, wie in Göthe's Lebensbeschreibung fehlen, und dieses Bild ist so anziehend, daß wir gerne etwas länger dabei verweilen.

Maria Sophie de la Roche,⁹⁾ geboren 1731 in der

¹⁾ B. III, 58. f. — ²⁾ Vgl. Dünker's Studien S. 94. — ³⁾ B. III, 57. — ⁴⁾ Göthe 26, 177. — ⁵⁾ Studien S. 94. — ⁶⁾ Vgl. Dünker's Studien S. 140. — ⁷⁾ Restner S. 192. Vgl. Werther, ed. Heinrich Kurz S. 60. — ⁸⁾ A. Restner's Göthe und Werther S. 186. — ⁹⁾ Ludmilla Assing's „Sophie de la Roche, die Freundin Wielands“, Berlin 1859. — Unjere nun folgende Episode über Sophie de la Roche erschien bereits (ohne die beigelegten Citate) in G. Westermann's Illustrierten Deutschen Monatsheften Februar 1871, S. 548. ff.

kleinen schwäbischen Reichsstadt Kaufbeuren, war die Tochter des ausgezeichneten Arztes und Gelehrten Georg Friedrich Gutermann, Edeln von Gutershofen, der später nach Augsburg übersiedelte; durch beiderseitige Abstammung war sie Patricierin dieser Stadt. Beide Eltern waren fromme Lutheraner; aber der Vater war in kirchlicher Beziehung ebenso unbulbsam, als die Mutter das Gegentheil. Sophie genoß eine sorgfältige Erziehung, wofür sie den Eltern zeitlebens innig dankte; aber ihr Geist empfing durch Unterricht und Lectüre eine frühreife, ungesunde Entwicklung und wurde durch die Ideen des Vaters verblüffert. Der katholische Leibarzt des Fürstbischöfes von Augsburg, Johann Ludwig Bianconi aus Bologna gewann das schöne, geistvolle Mädchen lieb und wurde sein Lehrer. Sie war im siebenzehnten Jahre, er ein anfängender Dreißiger, als er ihr seine Liebe bekannte und erhört wurde. Er hielt um ihre Hand an und erlangte nur mit Mühe die Einwilligung des Vaters. Durch das Ableben der Mutter verloren die Liebenden im August des J. 1748 den Schutzgeist ihres Bundes. Vater und Bräutigam entzweiten sich über den Ehevertrag, und Bianconi durfte das Haus nicht mehr betreten. Sophie mußte in Gegenwart des Vaters das Portratt Bianconi's zerschneiden und einen von ihm erhaltenen Ring entzweibrechen. Sie gelobte im Innersten ihrer empörten Seele, fortan niemanden mehr irgend etwas von dem, was sie der Unterweisung des geliebten Mannes dankte, hören oder nur in ihr vermuthen zu lassen. Der Name Bianconi's kam nicht mehr über ihre Lippen, und niemals im Leben sahen die Liebenden sich wieder.

Sophie ergab sich nun einer stillen Entsagung, pflegte den Vater treu und liebevoll und machte ihm keinen Vorwurf. Sie zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück und versenkte ihren Geist in die Bücher; die einzige Stütze fand sie an ihrem stets voranstrebenden Geiste. Die an ihr geübte Tyrannei trug sie dem Vater nicht nach, sondern gedachte seiner Zeitlebens mit

Pietät, mit Liebe und Verehrung. Dafür zeugt unter anderem¹⁾ so manche Stelle ihres Erstlingsromanes.²⁾ Da sie nach ihrer eigenen Versicherung in den Eltern des Fräuleins von Sternheim ihre eigenen schilderte,³⁾ hebt sich, wie vieles auch immer in der Darstellung des Vaters auf Rechnung der verklärenden Pietät kommen möge, doch hierdurch das Bild dieses Mannes weit edler, würdiger und menschlicher heraus, als wir nach den oben erwähnten Thatfachen auch nur vermuthen konnten; aber Vorurtheil, Eigensinn und ein tyrannischer Zug konnten recht wohl neben vorzüglichen Eigenschaften seines Geistes und Charakters bestehen. Sie gedachte des Vaters mit besonderer Wärme im Sommer 1799 während ihres Aufenthaltes in Halle, wo er vor vielen Jahren gewohnt hatte.⁴⁾

Kehren wir zu ihrer Jugendgeschichte zurück. Der Vater schickte sie im Frühjahr 1750 nach Wiberach, wo sie nach dem Tode ihres Großvaters in das Haus des mit ihr verwandten Predigers Wieland zog. Der Sohn dieses Mannes, der spätere Dichter des Oberon, knüpfte mit ihr ein sehr schwärmerisches Liebesverhältniß an und wurde ihr Bräutigam.⁵⁾ Da Gutermann sich wieder verheirathete und mit Sophiens Verlobnisse unzufrieden war, mied sie das Vaterhaus und wurde statt dessen von Wieland's Eltern wie eine Tochter aufgenommen. Im Juni 1752 rief sie der Vater nach Augsburg, und erst am 11. October langte sie in Wiberach wieder an, wo sie im Pfarrhause ihre einzige Zufluchtstätte suchte, aber nicht fand. Die Frau des Geistlichen haßte sie aus mütterlicher Eifersucht und machte vermuthlich auch ihren Sohn, der indessen nach

¹⁾ Melusinen's Sommerabende S. VIII. Tagebuch einer Reise durch Holland und England S. 154. L. Xffing S. 208. 211. — ²⁾ Vgl. namentlich I, 186. f. und außerdem I, 179—181. 269. f. II, 174. 184. 244. 289. f. — ³⁾ Vgl. Melusinen's Sommerabende S. XXIV. sqq. Fräulein von Sternheim I, V. — ⁴⁾ Schattenrisse abgesehener Stunden S. 256. ff. — ⁵⁾ Vgl. L. Xffing S. 344. f.

Zürich übergesiedelt war, eine Zeit lang auf die Braut eifersüchtig.

Nachdem Sophie Wochen lang vergeblich auf einen Brief des Dichters gewartet hatte, erklärte sie im September 1753 in einem Briefe an ihre Stiefmutter die Verlobung für aufgelöst und kündigte ihre baldige Heimkehr an. In einem Briefe an Wieland sprach sie diesen von seinen Verpflichtungen gegen sie frei.

Ihr voriger Brief an ihn war verloren gegangen. Erst im December empfing er den von ihrer Stiefmutter ihm zugesandten Absagebrief und zugleich die Mittheilung, Sophie beabsichtige, dem kurmainzischen Hofrath de la Roche ihre Hand zu reichen. Acht Tage darauf waren ihre Abschiedsworte im Besitze des Dichters.

Am 27. December feierten La Roche und Sophie ihre Vermählung.

Sie hatte sich zu einem Schritte der Verzweiflung entschlossen. Das Elternhaus war ihr zum Kerker geworden. Der Vater hatte sich ihr entfremdet; einen eiskalten Empfang hatte sie bei der Stiefmutter gefunden. Beide drangen unablässig in das Mädchen, zu heirathen. Als nun La Roche um ihre Hand warb, vertraute sie ihm ihr Schicksal. Sie erweckte in seinem Herzen Mitleid und Liebe zugleich. Er wußte, daß sie ihn nicht lieben konnte; er warb um sie desto eifriger, um sie aus so unglücklichen Verhältnissen edelmüthig zu retten. Daß La Roche Katholik war, erschien dem Vater als kein Hinderniß.

Georg Michael Frank war im J. 1720 zu Taubersbischofsheim geboren, der Sohn eines geschickten Wundarztes. Den fünfjährigen Waisen ließ der kurmainzische Großhofmeister und Staatsminister Graf Friedrich von Stadion bei sich erziehen, betrachtete und behandelte ihn fortan wie seinen Sohn. Er nannte ihn La Roche und erwirkte ihm später den Adel. Die Erziehung, die er ihm gab, war, nach Göthe's Mittheilungen, leichtfertig.

La Roche war nach der Schilderung L. Aßing's¹⁾ ein schöner, wohlgebildeter Mann von mittlerer Größe. Seine Augen waren voller Geist, seine Gesichtszüge fein, offen, edel und männlich. Er war, leider im französischen Stile, ein liebenswürdiger, interessanter Gesellschafter. Sophie nennt ihn einen der geistvollsten Männer.²⁾ Wieland rühmt (um 1762)³⁾ an ihm die vollkommenste Welt- und Menschenkenntniß, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und die Einsicht in alles, was Shaftesbury zu seinem Virtuosen fordere. Er bezeichnet ihn als einen großen Kenner und Meister in den schönen Künsten und rühmt daneben seine ganz außerordentliche Geschicklichkeit im Kabinete und Erfahrung in Geschäften. Auch von dem Charakter seines Freundes spricht Wieland mit dem wärmsten Lobe: „Er ist, in dem ganzen großen Umfange des Worts, ein rechtschaffener, edelmüthiger Mann, ein Menschenfreund; sein Herz ist mit dem Vergnügen, Gutes zu thun, vertraut; er ist für die Freundschaft und für jedes Sentiment, welches der menschlichen Natur Ehre bringt, gemacht.“⁴⁾ Man darf sich dem Enthusiasmus dieser Schilderung nicht unbedingt hingeben; aber man hat auch keinen Grund, ihr allen Glauben zu versagen. Halten wir uns an den Kern der Göthe'schen Darstellung,⁵⁾ so war La Roche ein Mann von unerbittlicher Verstandesklarheit, der allen Illusionen aus dem Wege gieng und im Reiche der Schwärmerei und Poesie keinen Platz fand. Was übrigens die einzelnen Schattierungen des von unserem Dichter entworfenen Bildes betrifft, so hatte er wohl nie Gelegenheit, dem Originale näher zu treten und einen tieferen

¹⁾ S. 78. — ²⁾ Melusinus Sommerabende S. XVII. — ³⁾ L. Aßing S. 108. f. — ⁴⁾ Aehnlich ist die Schilderung in der Geschichte des Fräuleins von Sternheim I, 231. f. In Melusinus Sommerabenden S. XXXIII. bemerkt Sophie, in „Rosaliens Briefen“ habe sie im Onkel ihrer Rosalie Charakterzüge ihres verehrungswerthen Gatten wiedergegeben. — ⁵⁾ 26, 182—184.

Blick in dessen Inneres zu werfen. Auch spricht er noch mit lebhaftem Gefühle für die Wertherzeit, für den Congress, bei dem La Roche eine störende Erscheinung war, und versetzt sich wohl auch in die Gesinnung jener stürmischen Tage, worin eine weltmännische Persönlichkeit ihn unsanft berühren mußte. Auf der anderen Seite dürfen wir nicht übersehen, daß Göthe seine Schilderung lange nach dem Tode jenes Mannes ausführte und hiermit mancher Zug seiner Erinnerungen an denselben in's Schwanken gerathen war. Bei der eben erwähnten unerbittlichen Verstandeskларheit war La Roche übrigens, wie L. Aßing ¹⁾ versichert, unerschöpflich an jenem Witze ohne Bosheit, der wie ein schönes Feuerwerk leuchtet, ohne zu verletzen. Außerdem sehen wir das leibhaftige Bild eines Diplomaten vor uns, wenn wir in einem Briefe Sophiens an Merck (1772) ²⁾ lesen: „In der Kürze werden Sie La Roche sehen; beurtheilen Sie ihn nicht nach der Oberfläche, bedenken Sie, daß fünfzig Jahre Verpflichtung sich zu betragen, den Ton nach dem Willen und dem Geschmacke der Anderen anzunehmen, einen äußeren Anstrich geben können, der nicht der Charakter ist. Aber ich würde mich sehr täuschen, wenn er sich nicht mit Ihnen so geben sollte, wie er wirklich ist.“

Während seine junge Frau beständig gerührt war, für Klopstock schwärmte und bei den Schriften Richardson's Thränen des Entzückens weinte, fand La Roche leider sein Vergnügen an den französischen Freidenkern, war namentlich ein eifriger Verehrer und Anhänger Voltaire's und persiflierte mit Grazie die ideale Richtung seiner Gattin. Sie blieb für diese Einwirkung nicht unempfänglich. ³⁾ Sie war ihm mit Dankbarkeit und Verehrung zugethan und wurde, nach dem Zeugnisse Wieland's, von ihm angebetet. Wie La Roche im zweiundzwanzigsten Jahre der Ehe von ihr dachte, erkennt sich aus

¹⁾ S. 114. — ²⁾ B. I, 83. f. — ³⁾ L. Aßing S. 78. f.

den von seiner Hand geschriebenen Worten, die sich unter ihrem Schattenriffe in seinem Nachlasse fanden: „Sophie von La Roche Schön von Gestalt, edlen Anstandes, glänzend an Tugend und Wissenschaften, die beste Gattin und Mutter, die wärmste Freundin, die gutthätigste Menschenseele, mit ausgebildetem männlichen Verstand, dabei anspruchslos bescheiden. Geschrieben und gezeichnet 1775 den 28. Juli.“¹⁾ —

Sophie folgte ihrem Gatten nach Mainz, wo sie an Stadion's Tafel sechszechen Jahre lang das Glück hatte, viele bedeutende Menschen reden zu hören. Zwischen ihr und dem Grafen waltete ein Verhältniß gegenseitiger großer Verehrung.²⁾

Den Grafen beschreibt Wieland (1762) als einen alten Herrn von jener Gestalt und Miene, wovon Shakespeare sagt: „daß die Natur aufstand und sagte: dieß ist ein Mann“, als einen Siebenziger mit allem Feuer eines Franzosen von fünfzig Jahren und zugleich mit dem Benehmen und der Denkart eines vornehmen Engländers.³⁾ Das Alter schien mehr ein Schmuck, als eine Bürde für ihn zu sein. Ihm gaben sein staatsmännisches Verdienst, seine Kenntniß der Höfe und der Welt, der älteren und der neuen Literatur, die große Ueberlegenheit, womit er alle Dinge überschaute, sein sicherer Takt und seiner Geschmack ein gewichtiges Ansehen; er wußte aber mit edler Würde eine ungezwungene Liebenswürdigkeit, heiteren Wit und fröhliche Laune, ja einen kleinen Zug von munterer Leichtfertigkeit zu vereinigen. In jüngeren Jahren hatte er ein lockeres Leben geführt. Er war in der Schule der Franzosen gebildet, ein Aristokrat, aber ohne Vorurtheil, und ein Menschenfreund, der sich die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen erwarb.

Stadion legte im J. 1762 seine Aemter in Mainz nieder und begab sich auf seine prächtige Besitzung Warthausen in

¹⁾ L. Afting S. 294. — ²⁾ Melusfnens Sommerabende S. XVII. sqq.
— ³⁾ L. Afting S. 108.

Oberschwaben, in die Nähe des Federsees, wohin La Roche und Sophie ihm folgen mußten. Sobald Wieland, der im benachbarten Viberach angestellt war, die Ankunft seiner Freundin erfahren hatte, erschien er auf dem stattlichen, reizend gelegenen Schlosse, um das Wiedersehen mit vielen Thränen zu feiern.

Sophie hatte sich in den Gatten und in die äußeren Verhältnisse gefunden; aber in der Tiefe ihres Herzens fühlte sie, dachte sie noch wie sonst. Nun erblühte ihr durch die Gegenwart des Jugendgeliebten ein neuer Frühling; sie vergaß aber nicht, daß ihr Wieland nicht mehr als ihr Freund sein durfte. Er empfand wieder den wohlthuenden Einfluß der feinen und edeln Frau, die ihm treu ergeben blieb. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden wurde durch Wieland's Verheirathung (1765) in keiner Weise gestört.¹⁾

Stadion und La Roche wurden des Dichters Freunde und trugen wohl hauptsächlich zu jenem berühmten Umschwunge seiner Weltansicht und Gesinnung bei, der sich allerdings schon längere Zeit in ihm vorbereitet hatte und durch die Oberflächlichkeit und Halbheit seiner früheren Richtung begünstigt wurde. In Warthausen herrschten Voltaire und Shaftesbury.

Sophiens Wesen war und blieb von dieser Umgebung, wenn es derselben auch in mancher Beziehung sich anähnlachte, doch im tieferen Grunde verschieden.

In ihrer „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ prägt sich etwa der Geist rationalistischer Theologie aus.²⁾ Hier wird auf die Natur als eine Hauptquelle des religiösen Gefühles hingedeutet.³⁾ Die teleologische Naturbetrachtung verbindet sich mit dem Bewußtsein der Liebe als des sittlichen Grundprincipes.⁴⁾ In einer schwungvollen Stelle wird die Harmonie der physischen

¹⁾ Eine Schilderung Wieland's findet sich, ohne dessen Namen, in der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ I, 218—233. — ²⁾ I, 47. ff. Vgl. I, 293. f. — ³⁾ I, 63. f. 300. f. — ⁴⁾ II, 24. f.

Welt neben die Störungen der moralischen gehalten und in den letzteren ein verborgenes Gesetz der Nothwendigkeit geahnt.¹⁾ Ein starkes religiöses Gefühl drückt sich in Worten aus, die von der Heldin des Romanes in ihrem Elende niedergeschrieben werden.²⁾ Ein tieferes Eindringen in Sophiens gesammten religiösen Entwicklungsgang, in ihr Verhältniß zum positiven Glauben, zu der herrschenden Aufklärung und den mit dieser contrastierenden oder sie ablösenden Richtungen, in ihr Verhältniß zu Rousseau, an dem sie mit einer treuen Verehrung hing, zu anderen Confessions- und Religionsformen müßten einer umfassenderen Biographie und Charakteristik vorbehalten bleiben. — In politisch-socialer Hinsicht war Sophie entschieden liberal, wurde aber durch die französische Revolution erschreckt und wandte Ludwig XVI. und der ganzen königlichen Partei herzlichstes Mitleiden zu.³⁾ Sie bewunderte Marc Aurel, Friedrich den Großen und Joseph den Zweiten.⁴⁾ —

Im J. 1768 starb der alte Graf, im ganzen Bereiche seiner Wirksamkeit, besonders aber von seinen Nächsten schmerzlichst betrauert.⁵⁾ Seinem letzten Willen gemäß wurde La Roche Amtmann in Dönigheim, wo er zwei Jahre blieb.

Der Tod des Grafen, die Entfernung von Wieland⁶⁾ (der im J. 1769 nach Erfurt berufen ward) und besonders die Nothwendigkeit, ihre beiden Töchter in Straßburg erziehen zu lassen, machten Sophien tief unglücklich. Auf den Rath eines Freundes suchte sie Beruhigung und Selbstklärung in ihrem ersten schriftstellerischen Versuche, — der Geschichte des Fräuleins von Sternheim.⁷⁾

¹⁾ II, 81—84. — ²⁾ II, 218—220. — ³⁾ Vgl. Melusinus Sommerabende S. LXVI. sqq. — ⁴⁾ Vgl. L. Assing S. 205. f. 254. f. 299. f. 320. 326. f. 356. 361. f. — ⁵⁾ Vgl. Fräulein von Sternheim I, 78. f. 134—136. 224. Melusinus Sommerabende S. XXXIII. — ⁶⁾ Vgl. Fräulein von Sternheim I, 233. — ⁷⁾ Vgl. Melusinus Sommerabende S. XXIV—XXX.

Sophie hat in ihrem Erstlingswerke mit überquellender Gutmüthigkeit die Beförderung des Menschenwohles und der Menschenbildung, namentlich der sittlichen vor Augen. In ihr schlägt ein sehr mitleidiges Herz für die Armen, Leidenden und Gedrückten; so gerne möchte sie jedes gestoßene Rohr aufrichten und jeden verglimmenden Docht ansfachen; sie wünscht allen Menschen Erziehung, Kenntniß und Anleitung zum Guten, weil nur hierdurch ein dauerndes Glück zu erreichen ist; diesem Zwecke dienende Anstalten zu gründen, daran zu wirken, schwebt ihr als eine hohe, heilige Lebensaufgabe begeisternd vor; die Erzieherin spricht aus manchen ergreifenden Blättern ihrer Schrift. Sie muß durch diese Gesinnung dem Zeitalter in's Herz getroffen haben; sonst wäre der Beifall, den sie fand, unerklärlich. Sie hielt einem weitgezogenen Kreise von Lesern das in denselben wohnende und lebendige Ideal vor, und damit entzückte sie. Ein ehrenvolles Zeugniß für jene Periode unseres Geisteslebens! Mischte sich in die hier erwähnte Denkungsart auch vieles Ueberspannte, Romanhafte, Gemachte und Kranke, fehlte es dabei — und vielleicht ist unsere Verfasserin ebenfalls hiervon nicht freizusprechen — auch nicht an Koterterie mit dem eigenen Seelenadel, an selbstgefälligem und schönthuendem Moralisieren: ein guter Kern war da, mitten in so manchen verkommenen Staatsverhältnissen (an die jenes Buch lebhaft gemahnt) sich erhaltend. So begegnen uns in dem damaligen Litteratengeschlechte, neben der weichlichen Empfindsamkeit, dem Uebermuth, der Gesetzmäßigkeit, schöne Züge der Menschlichkeit, der Aufopferungsfähigkeit, der sich bewährenden Freundschaft in Menge; wir fühlen Liebe heraus, die glücklich ist, wenn sie Glückliche machen kann.

Sophiens Roman hat eine Ueberzartheit, ein Schwelgen in Empfindungen, ein Zerfasern der Seelenzustände, woran wir heute kein Gefallen mehr finden können; und über die excentrische Idealität des Fräuleins von Sternheim lächeln wir —

ohne Spott, vielleicht mit Wehmuth. Aber dieser Empfindsamkeit stellt sich doch ein reger, nicht selten praktischer Verstand zur Seite, und die Verfasserin verfolgt sittliche Zwecke; ¹⁾ ihr Herz ist rein. War es Frauen und Mädchen nicht heilsam, in diesen Spiegel zu sehen? Freilich konnte ein in die Wirklichkeit hineingedichtetes fast übermenschliches Ideal, wie es in der Heldin des Romanes aufgestellt ist, im Anfange sittlich überspannen, um dann Erschlaffung folgen zu lassen; aber im Guten liegt immer eine Quelle des Segens, und vor der Trübung hatten Kritik und Erziehung zu wahren.

Die Blume der Poesie fehlt hier; sie fehlt insbesondere meistens der Sprache, obgleich diese im Einzelnen Geschmeidigkeit, Wärme und anmuthige Klarheit besitzt. Wir empfinden hier nicht jenen beseelenden, befreienden Hauch, der von künstlerischer Eingebung und Anschauung ausgeht. Der reichlich angehäuften Stoff wird nicht von den Ideen mit schöpferischer Macht ergriffen, durchdrungen und zu einer zweiten Welt in der Welt umgeschmolzen.

Dagegen bekundet sich in dem Entwürfe der Fabel, die trotz ihrer Fülle von Personen und Begebenheiten den Zusammenhang und die einheitliche Grundabsicht im Auge behält, eine achtbare Erfindungskraft. Freilich blüht das Gewebe durch die briefliche Form an Durchsichtigkeit ein, und dieselbe Form steht einem unverkennbaren Talente zur spannenden Darstellung im Wege. Auch finden wir abenteuerliche Einfälle, die nur zum Tone des Märchens stimmen könnten, aber zumal durch die prosaische Haltung des Ganzen eine grelle Beleuchtung empfangen, alle Wahrscheinlichkeit verlieren, uns verlegen oder in's Lächerliche fallen. Die Charaktere sind freilich beinahe nur gedacht und mechanisch zusammengesetzt, nicht in lebendiger, unmittlbarer Einheit aus der Phantasie entsprungen; sie stammen

¹⁾ Vgl. II, 144.

aus dem grübelnden Verstande, aber diesem fehlt es nicht an bedeutsamen, tiefen Ansätzen. Es sind denn doch großartige Probleme, die in der tragischen Lebens- und Herzensverwickelung Seymour's und Sophiens verfolgt werden; zu ihrer Lösung fehlte die geniale Kraft; aber sie auch nur zu erfinden, war ohne eine ungewöhnliche Begabung nicht möglich. Es war eine kühne Idee, die Ereignisse und die Gedanken der Menschen so ineinander zu flechten, daß der Lord sich zu einer langen Thatlosigkeit verurtheilen, und das Mädchen, das ihn liebt, sich zur Vermählung mit dem Ungeheuer Derby entschließen muß. Aber diese Idee künstlerisch auszuführen, dazu gehörte ein ganz anderes Durchlaufen der Möglichkeiten, eine ganz andere Gabe der poetischen, unmittelbar einleuchtenden Wahrscheinlichkeit, als eben die berühmte Schriftstellerin besaß.¹⁾

Mit den sich ihr aufdrängenden moralischen Betrachtungen, wozu sie eine besondere Neigung und eine größere Fähigkeit hatte, als Wieland ihr zugestehet,²⁾ mit ihrem grübelnden Erfinden gieng sie hauptsächlich auf das Eine Ziel: Enträthselung des menschlichen Herzens, und sie war hiermit so sehr beschäftigt, daß sie den Hintergrund des Naturlebens, den ein Seelengemälde doch eigentlich erfordert, und zu dem ihr ländlicher Aufenthalt so reizende Farben anbot, beinahe ganz verschwinden ließ, und daß die gesellschaftlichen Bilder, zu denen ihr der lange und vielseitige Verkehr mit den Menschen reichen Stoff gewährte, unter ihren Händen so leicht zerfloßen. Dieser Roman hat beinahe nichts von dem geheimnißvollen Zusammenhange zwischen den Erscheinungen der Natur und den Vorgängen in der Menschenbrust, die doch wie zwei Echo's einander begleiten, erwecken und zurufen; er hat beinahe nichts

¹⁾ Eine Reproduktion und Analyse des Buches habe ich in Ferrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen XLV, 129. ff. gegeben. — ²⁾ Vgl. Fräulein von Sternheim I, 219—221.

von dem künstlerischen Zueinanderschmelzen der Farben in den Bildern menschlicher Gruppen und Beziehungen. Eine lebendige Form erreicht die Verfasserin beinahe nur dort, wo sie Betrachtungen und Gefühle vorträgt; dichtet sie, so thut sie es nur in Empfindungslauten, aber ohne die freie Gestaltung und Erhebung der Kunst. ¹⁾ —

Wieland gab diesen Roman im J. 1771 in zwei Theilen heraus.

„Wir haben in unserer heutigen Literatur“, sagt L. Aßing,²⁾ „keinen Roman, der so auf der Stelle sich alle Herzen erobert hätte, der gleich diesem von so vielen schönen Augen mit Thränen des Entzückens und des Mitgefühls gelesen wäre. Es war ein Sturm des Beifalls und der Bewunderung. . . . Alle Blicke richteten sich auf die ausgezeichnete Frau, die kennen zu lernen man allgemein begehrte.“ Göthe vertheidigte in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom J. 1772³⁾ das Buch gegen seine Tadler, unter denen er vielleicht auch Haller vor Augen hatte, mit Wärme, und sagte unter anderem: „Alle diese Herren irren sich, wenn sie glauben sie beurtheilen ein Buch — es ist eine Menschenseele.“ Herder drückte in Briefen an Merck seinen wärmsten Beifall aus;⁴⁾ zwischen ihm und seiner Braut wurde eine ganze Reihe von entzückten Briefen über das Buch gewechselt. Sophiens Freundin, die geniale Julie Bondeli, gab ihm vor der Clarissa bei Weitem den Vorzug. Lenz bewunderte es enthusiastisch. Sulzer's Urtheil war anerkennend.⁵⁾ —

Rehren wir zu Sophiens Lebensgeschichte zurück.

Im Anfange des J. 1771 trat La Roche als wirklicher Geheimerath in den Dienst des Kurfürsten Elemens Wenceslaus von Trier und ließ sich im Thal Ehrenbreitstein bei

¹⁾ Mit Ausnahmen; vgl. z. B. die voll und schön ausstönende Stelle II, 244—246. — ²⁾ Vgl. S. 143. ff. — ³⁾ Werke 33, 50. ff. — ⁴⁾ W. I, 29. II, 30. — ⁵⁾ Vgl. L. Aßing S. 373. f.

Coblenz nieder. Bald stieg er bis zum geheimen Staatsrath und Regierungskanzler empor. Er wirkte bei dem großen Einflusse, den er gewann, viel Gutes; sein Geist, seine Rechtschaffenheit fanden vielseitigen Beifall; nur die katholischen Geistlichen wurden seine Feinde. „Zehen glückliche Jahre“, schreibt seine Gattin, „flossen am Ufer des herrlichen Rheins mit seinen Wassern vorüber; viele vortreffliche Menschen und Verdienste aller Art aus vielerlei Landen und Gegenden wurden mir . . . bekannt; viele darunter wurden meine gütigen Freunde.“¹⁾

In dem von Göthe²⁾ so anziehend geschilderten Hause wurden jene literarisch-sentimentalen Congresse gehalten, die uns das Zusammenleben der damaligen Poeten, Schöngelister und Philosophen besonders anschaulich vergegenwärtigen, und deren einer durch den Meister deutscher Poesie und Prosa verewigt ist.

Bei der Zusammenkunft, die hier im lieblichen Frühlinge 1771 mit Leuchsenring, den Brüdern Jacobi und Wieland gefeiert wurde, tranken die empfindungsfeligen Herzen mit vollen Zügen aus dem Bocale freundschaftlicher Nührung. Als Wieland anfuhr, liefen ihm La Roche und Friederich Heinrich Jacobi entgegen und empfingen ihn unter der Hausthüre. Nun kam auch Sophie die Treppe herunter. Sowie der Dichter seine Freundin erblickte, lehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden, heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwanke zu ihr hin. Sie gieng ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Antlitz darin zu verbergen; sie neigte sich mit einer himmlischen Milde über ihn und sagte: „Wieland — Wieland — O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!“ — Von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete er sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf

¹⁾ Melusinen's Sommerabende S. XIX. sq. — ²⁾ Werke 26, 170. f.

ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten. Friederich Heinrich Jacobi, dem wir diese Scene nachschildern, schluchzte. Derselbe zählte von seiner Ankunft in Ehrenbreitstein ein neues Leben und erklärte sein ganzes voriges für Tand.¹⁾ Er begann für Sophien zu schwärmen und blieb ihr Freund bis zum Tode. Er schrieb ihr (1773), sie habe ihn größtentheils zu dem gemacht, was er jetzt sei. Ein Absatz des Briefes, den er nicht viel später, nach einem wiederholten Besuche, an sie richtete, läßt an Ausdrücken Platonisirender Verehrung nichts zu wünschen übrig; wir lesen ein Petrarcisches Sonett in Prosa, das in dem zarresten Mondscheine der Sentimentalität verbämmert und in idealer Empfindungsfeinheit mustergiltig heißen kann.²⁾

Zu diesen Schwärmereien des Dichterphilosophen bilden die Andeutungen, die Merck in seinen Briefen gibt, einen wohlthuenden Gegensatz. Der scharfblickende Menschenkenner und nüchterne Kritiker bewunderte Sophien, ohne sein klares Urtheil zu verblenden, und schwang sich über sie erst kurz vor seinem Tode zu einigen Worten der Begeisterung auf, denen man die Wahrheit anfühlt, und die zugleich eine ganz eigene Wehmuth erregen.

Sophie wurde für Merck zuerst durch dessen Briefe an Leuchsenring gewonnen, und Jener knüpfte mit ihr eine Correspondenz an.³⁾ Aus einem Briefe, den sie zu Anfang des J. 1772 an ihn schrieb, erkennen wir ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden.⁴⁾ Im Frühlinge desselben Jahres machte Sophie in Frankfurt, wohin sie mit ihrer Tochter Maximiliane kam, Merck's und Göthe's persönliche Bekanntschaft.⁵⁾ Von dort kündigte Merck seiner Gattin den

¹⁾ L. Aising S. 155. f. — ²⁾ Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, 147. f. — ³⁾ W. I, 33. — ⁴⁾ W. I, 30. — ⁵⁾ L. Aising S. 158.

Besuch beider Frauen in seinem Hause an und meldete zugleich, daß er und Göthe bei Jaup logieren würden. Wie er in demselben Briefe erzählt, hatte Leuchsenring eine Klatscherei zwischen ihm und Frau von la Roche herbeigeführt, so daß unangenehme Erläuterungen in aller Form nothwendig waren; Leuchsenring hatte ihr unter anderem gesagt, ihr Mann habe dem Kritiker mißfallen. Merck webt eine Schilderung Sophiens ein, die, bei aller Bewunderung, doch unter dem Einflusse einer gewissen Unbehaglichkeit, Befremdung und Gereiztheit entstanden ist: „Frau von La Roche ist eine Frau der großen Welt, von den nobelsten Manieren; sie spricht besser französisch, als deutsch, und ihr Geist geht mit einer überraschenden Schnelligkeit von der tiefinnigsten Unterhaltung zu jenen leichtesten Aufmerksamkeiten über, die wir unserer Umgebung schuldig sind; sie setzt ihre Maske der Unempfindlichkeit auf, wie sie will. . . . Ich weiß noch nicht, wie ich mich mit der Frau von La Roche nehmen werde. Es ist ein starker Kopf, und ich weiß aus Erfahrung, daß es nicht gut thut, sich daran zu reiben — wenigstens wenn man sie sieht, ist sie ganz anders, wie ihre Briefe. Sie spricht unendlich besser, als sie schreibt.“¹⁾

Von Frankfurt begab sich Sophie mit dem Kritiker nach Darmstadt. Göthe kam nicht mit, weil er, wie Karoline Flachsland erzählt, durch die Vorgänge in Frankfurt gegen Sophien „wie ein Löwe aufgebracht war“. Auf Karolinen machte Sophie einen peinlichen Eindruck, wie aus ihrem zu Ende des April an Herder geschriebenen Briefe hervorgeht.²⁾ Die Schilderung, die Karoline von Sophien entwirft, ist wenigstens sehr lebendig und hat eine gewisse Beredsamkeit der Malice. So sehr aber auch die persönliche Gereiztheit aus diesen Zeilen spricht, und so wenig sie auf den Werth einer unbefangenen Charakterzeichnung Anspruch machen können, enthalten sie doch manchen

¹⁾ B. III, 21—23. — ²⁾ L. Afting S. 164. ff.

interessanten Beitrag zu einer solchen und lassen Sophien immer noch in einem glänzenden Lichte erscheinen; dabei sind sie geeignet, dem Enthusiasmus, der damals die meisten Urtheile über befreundete Persönlichkeiten beherrschte, ein Gegengewicht zu bieten. Sophie mißfiel übrigens in Darmstadt nicht allein diesem eifersüchtigen Mädchen, sondern auch dessen Umgebung, und sie äußerte in einem Briefe an Merck die Besorgniß, ihre Erscheinung möge sein Urtheil über sie herabgestimmt haben. „Meine ganz vollkommene Achtung für Ihren Geist und Herz“, fährt sie fort, „ist in Frankfurt und Darmstadt nicht so eigentlich vermehrt, aber ganz befestigt worden. Ihre Briefe an Reuchsenring lange ehe Sie mir schrieben, hatten meine Gesinnungen bestimmt; Ihre persönliche Kenntniß hat mir das Vergnügen gegeben, daß ich recht hatte, zu denken und zu schreiben, wie ich that; alles zeigte sich nicht so, wie es in mir war; gerne hätt' ich es gehabt, wenn Sie das Warum gesehen hätten. . . . Vielleicht sahen Sie das Beste nicht, was ich in Darmstadt that.“ Sie fügt hinzu, dort habe ihre Hülle einen Theil ihrer Seele umgeben.¹⁾

Sophie ermuthigte den Philosophen Jacobi, den Kritiker zur Mitarbeit am Deutschen Mercur aufzufordern. Er übersandte ihr im November einen deßfalls an Merck gerichteten Brief mit der Bitte, ihm ein kräftiges Empfehlungsschreiben beizufügen.²⁾ —

Der von Göthe geschilderte artistisch-empfindsame Congreß in Ehrenbreitstein, woran sich auch Merck und Reuchsenring theilnahmen, scheint im September (1772) stattgefunden zu haben.

Reuchsenring las hier aus dem vertrauten Briefwechsel vor, den er mit mehreren Freunden unterhielt. „Es war überhaupt“,

¹⁾ B. I, 32. f. — ²⁾ Fr. S. Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, 101. Bgl. S. 109. f.

sagt Göthe, ¹⁾ „eine so allgemeine Offenheit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen, oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das der andern. . . . Solche Correspondenzen, besonders mit bedeutenden Personen, wurden sorgfältig gesammelt und alsdann, bei freundschaftlichen Zusammenkünften, auszugsweise vorgelesen; und so ward man, da politische Discurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt. Leuchsenring's Chatoullen enthielten in diesem Sinne manche Schätze.“ Der Dichter versichert, diesen Vorlesungen gerne beigewohnt zu haben, indem er dadurch in eine unbekannte Welt versetzt worden sei und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen gelernt habe; freilich sei nicht alles gehaltreich gewesen. Von la Roche sagt er: „Meistens entzog sich dieser wackere Mann der Gesellschaft, wenn die Chatoullen eröffnet wurden. Hörte er auch wohl einmal einige Briefe mit an, so konnte man eine schalkhafte Bemerkung erwarten.“

Die Gesellschaft fühlte sich übrigens, wie Göthe erzählt, behaglich, bis Merck mit seiner Familie ankam und den Stoff der Unverträglichkeit hereinbrachte. „Merck, zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechsel mit angehört, als er über die Dinge von denen die Rede war, sowie über die Personen und ihre Verhältnisse, gar manchen schalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen sein sollten. Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die ohne sonderliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen, und durch die Bekannt-

¹⁾ Vgl. Werke 26, 180. ff.

schaft mit vielen, aus sich selbst etwas zu bilden suchen; und von dieser Zeit an hatte ich Gelegenheit dergleichen mehr zu bemerken. . . . Wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Kunstgenossen habe ich im Pater Drey, ein anderen, tüchtigern und derbern, in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: „Satyros, oder der vergötterte Waldteufel“, wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt. Indessen wirkten die wunderlichen Elemente unserer kleinen Gesellschaft noch so ganz leidlich auf einander; wir waren theils durch eigne Sitte und Lebensart gebändigt, theils aber auch durch jene besondere Weise der Hausfrau gemildert, welche von dem, was um sie vorgieng, nur leicht berührt, sich immer gewissen ideellen Vorstellungen hingab, und indem sie solche freundlich und wohlwollend zu äußern verstand, alles Scharfe was in der Gesellschaft hervortreten mochte, zu mildern und das Uebene auszugleichen wußte. Merck hatte noch eben zur rechten Zeit zum Ausbruch geblasen, so daß die Gesellschaft in dem besten Verhältniß aus einander gieng.“

Die Schilderung, die Göthe aus fernem und zum Theil verblaßten Erinnerungen entwirft und mit novellistischer Grazie abrundet, macht uns den Eindruck, als wenn Merck außer dem Herrn von La Roche der einzige Kritiker und Spötter in jenem empfindsamen Kreise gewesen und ganz eigentlich als Mephistopheles in denselben hineingetreten wäre. Daß er zu verständig war, in die Schwärmerei der Anderen miteinzustimmen, hatte wohl seine Richtigkeit; aber in der ironischen Auffassung Leuchsenring's — die uns bei dem oben angeführten Urtheile Fr. H. Jacobi's nicht befremden kann — wird ihm Göthe schon von selbst entgegengekommen sein, ohne erst der Ver-

führung durch seinen Freund zu bedürfen. Hätte sich übrigens Merck über Leuchsenring wirklich so ausgelassen, wie uns Göthe aus seinem über einzelne Vorgänge und deren Folge nicht immer treuen Gedächtnisse berichtet, so wäre der Schalk, bei dem Verhältnisse, worin er damals noch zu Leuchsenring stand, von einer Verletzung der Freundschaft nicht freizusprechen. —

Zwischen dem Dichter und Sophiens ältester Tochter, der liebenswürdigen, geistreichen, schwärmerischen Maximiliane¹⁾ leitete sich, wohl zuerst auf dem Congresse, ein zärtliches Verhältniß ein. Sie wurde, gegen ihre Neigung, am 9. Januar 1774 mit dem reichen Kaufmanne Peter Brentano verheirathet. Am 15. kamen die Neuvermählten in der Begleitung Sophiens nach Frankfurt. Göthe, der damals zur Mutter in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand, wurde gleich beim jungen Paare Hausfreund und machte den Gatten eifersüchtig.²⁾ Göthe's Lage war, nach „Dichtung und Wahrheit“³⁾ zu urtheilen, eine peinliche, und er leitet von ihr sogar theilweise die Entstehung seines Werther ab. Maximiliane fühlte sich unglücklich. Göthe sucht den Grund fast nur in den Außerlichkeiten ihrer neuen Lebenslage und schwächt das Tragische dieser Zustände ab. Sagt er auch: „Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirath fortgesetzt“, so ist denn doch in folgenden Worten eine Andeutung nicht wohl zu verkennen, daß seine Empfindungen für sie leidenschaftlich waren: „Jerusalem's Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr,

¹⁾ Dünker's Studien S. 118. N. 2. L. Aßing S. 165. f. 189. B. I, 448. — ²⁾ Dünker's Studien S. 112. L. Aßing S. 183. f. 367. ff. B. III, 85. f. 88. — ³⁾ Werke 26, 233. ff.

mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Blut einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt.“ Nach Dünker¹⁾ fällt die Abfassung des Werther in den Februar und März 1774, und entwarf ihn der Dichter nicht, wie er selbst behauptet, in dem Augenblicke, wo er die Nachricht vom Tode Jerusalem's erhalten, sondern erst im Anfange des genannten Jahres. — Der Dichter-Phönix verjüngte sich. Maximiliane war und blieb unglücklich.²⁾

Sophie zerstörte übrigens auch das Lebensglück ihrer zweiten Tochter Luise, die von Einigen noch schöner als Maximiliane gefunden wurde, indem sie ihr (1779) den Hofrath Wöhn als Gatten aufnöthigte. Luise fügte sich, wie früher Maximiliane, weinend in ihr Schicksal. Die Heirath erwies sich als eine durchaus unglückliche. Die Wuth, in die Göthe's Mutter und Wieland über diese Handlung der Familientyranei versetzt wurden, gab ihnen sehr komische und drastische Ausdrücke ein, wobei der arme Hofrath Wöhn zu einem ebenso schrecklichen, als lächerlichen Zerrbilde ward.³⁾

Wieland sah die Jugendgeliebte nicht mehr mit den früheren Blicken schwärmerischer Verehrung an, sondern hatte jetzt ein Auge für ihre Schwächen und fühlte sich ihr, was er ihr auch (1791) zu verstehen gab, mehr und mehr entfremdet, wogegen sie ihm ihre innige Freundschaft und die erste Stelle in ihrem Herzen bis zum Tod bewahrte, an allen seinen persönlichen Erlebnissen einen unwandelbaren Antheil nahm und mit allen seinen Launen, Wunderlichkeiten und Schwächen freundliche Geduld hatte. „Der Name Wieland klingt“, wie L. Afting schön sagt, „durch alle ihre Schriften wieder gleich einem rühren-

¹⁾ Studien S. 114. f. — ²⁾ L. Afting S. 188. f. — ³⁾ L. Afting S. 192. 197. f.

den und süßtönenden Refrain in einer Ballade.“ In der Kriegs- und Schreckenszeit des Jahres 1794 scheint er sich philisterrhaft gegen sie benommen zu haben. Sie fühlte sich fünf Jahre später bei ihm in Oßmannstedt sehr glücklich; aber Göthe sagt, Wieland habe mit ihr eigentlich niemals übereingestimmt und befinde sich jetzt mit ihr im vollkommensten Widerspruche. Böttiger, dessen Mittheilungen freilich mit besonders wachsender Kritik gelesen sein wollen, hat manche tadelnde, oft sehr scharfe oder spöttische Worte des Dichters über die einst von ihm angebetete Freundin aufbewahrt. Mit diesen Schatten versöhnt uns das volle Licht der freundschaftlichen Pietät und Anhänglichkeit und zugleich der rückhaltlosen Offenheit in dem Briefe, den Wieland im December 1805 auf den Anlaß ihres Geburtstages an sie schrieb.¹⁾

Ein Verhältniß achtungsvoller Freundschaft²⁾ bestand zwischen Merck, La Roche, Sophien und dem edeln Kurtrier'schen Staatsminister von Hohenfeld.³⁾ Doch wurde Sophie durch den scharfen kritischen Blick ihres Darmstädter Freundes manchmal unheimlich berührt, und im persönlichen Ideenaustausche wagte sie, aus Scheu vor der verneinenden Seite desselben, ihr Inneres nicht ganz hervortreten zu lassen. Sie schrieb an ihn 1779:⁴⁾ „Es würde La Roche und mich sehr gefreut haben, Sie in Frankfurt zu sehen, und wir danken Ihnen beide für die gütige Freundschaft, die Sie uns durch Ihre Reise nach Frankfurt bewiesen haben. Ich hätte nach meiner vieljährigen Achtung für Sie und Ihren Geist recht gern über alles mit Ihnen gesprochen, aber ich fürchte Sie auch seit einiger Zeit so sehr, daß es mir beinahe lieb ist, die Gelegenheit dazu verloren zu haben. Verzeihen Sie mir, daß ich

¹⁾ L. Afting S. 288. ff. 297. ff. 314. 331. f. 343—346. 360. W. I, 179. f. II, 79. — ²⁾ Vgl. W. I, 77. 84. f. 90—92. 187. 279. 360. f. 365. II, 270. 276. III, 275. f. — ³⁾ Vgl. Fr. S. Jacobi's auserlesenen Briefwechsel I, 302. W. I, 90. R. **. 279. — ⁴⁾ W. I, 176. f.

es so ganz freimüthig hinschreibe, es war doch wirklich dieß, das zu oberst in meinen Ideen lag; es kann Ihnen herzlich wenig daran gelegen sein, aber mir ist recht viel wahres Vergnügen dadurch verloren gegangen, das mir nicht ersetzt werden kann. Ich habe alle Ursache, mit dem Stück Deutschland, es mag den Boden, Städte und Leute angehen, zufrieden zu sein. Gottes Boden ist mir recht, wie er ihn schuf und werden ließ. Die Städte und Dörfer der Menschen freuen mich wegen der Verschiedenheit. . . . Einen Brief oder vielmehr mein kleines Tagebuch schickte ich Ihnen gerne, ob es schon arme Vergeltung für Ihre vortrefflichen Seebriefe wäre, aber Merck, — meine Furcht vor Ihnen hindert mich daran, der seine liebenswürdige Scharfsinn Ihres Genius ist so äzend geworden, wie mich dünkt.“ Die Freundschaft zwischen beiden dauerte fort und erfuhr wohl keine wesentliche Störung.¹⁾ Besonders warm sind einige Zeilen, die er über sie im November 1789 schrieb:²⁾ „Heute habe ich das Vergnügen gehabt, meine alte Freundin, die Frau von La Roche hier zu sehen. Sie können nicht glauben, wie ich durch diese angenehme Erscheinung auf lange Zeit glücklich geworden bin. Es liegt doch eine wunderbare Magie darin, sich in dem Anblick eines klugen Menschen zu weiden und sich mit seinen Lieblingsideen in einem Dritten wiedergeboren zu finden. Diese Frau hat das besondere Glück, sich so leicht an alles Verdienst anzuhängen, das sie auf ihrem Wege trifft, und durch die große Empfänglichkeit Anderer Werth anzuerkennen, beinah den Andern zu nöthigen, sich ganz zu zeigen, wie und was er ist. Daher entdeckt sie so viele eminente Menschen, wo Andere Nichts finden konnten. Sie ist und bleibt für mich das erste Ideal, was ich mir in einer ausgebildeten Weiber-Seele denken kann, und ich glaube, wenn ich schon halb jenseits der eliseischen Felder angelangt wäre, sie

¹⁾ Bgl. B. II, 99. — ²⁾ B. III, 285. f.

würde mich mit einem Wink zurückzaubern können.“ Ein Vierteljahr vor Merck's Tode schrieb Sophie an ihn von Offenbach aus das herzliche Wort: „Hier, mein gütiger geistvoller Freund! nochmals tausend Dank für Ihre liebe Erscheinung von gestern!“ ¹⁾

Ueber Sophiens spätere Lebensjahre genügen einige Andeutungen.

Im Herbst des J. 1780 erhielt La Roche, in Folge einer gegen ihn gesponnenen ultramontanen Intrigue, in Ungnaden seinen Abschied. Hierüber entrüstet, begehrte Hohensfeld gleichfalls seine Entlassung und schlug die ihm angebotene lebenslängliche Pension unter der Bedingung aus, daß sie seinem Freunde gegeben würde. Auch bot er diesem sogleich das Haus an, das er als Speierer Domherr inne hatte, indem er nur ein Zimmer und eine Kammer desselben zu seinem Gebrauche behielt. Es ist derselbe Hohensfeld, den Schiller bei seinem Marquis von Posa vor Augen gehabt haben soll.²⁾ La Roche hatte nun durch seine Pension und durch die Besoldung für ihm allein verbliebene Zollschreiberei nur ein mäßiges Einkommen, bewahrte sich aber guten Muth. Sophie fand sich in dieses Mißgeschick mit ruhiger Fassung und unverbittert. Sie verdoppelte ihren schriftstellerischen Fleiß und erwarb sich hiermit namentlich im Erziehungsfache große Anerkennung. Die Winterzeit verlebte sie alljährlich mit den Ihrigen in Mannheim, wo sie von aller Welt aufgesucht und mit Menschen aus allen Kreisen bekannt wurde. In den Jahren 1784, 85, 87, 91 machte sie Reisen in die Schweiz, nach Paris und dem südlichen Frankreich, nach Holland und England. Zu Ende des J. 1786 verließen La Roche und Sophie den bisherigen Wohnsitz in Speier, um sich in Offenbach niederzulassen. Etwa zwei Jahre nachher starb La Roche, den seine Wittve aufrichtig

¹⁾ W. III, 812. — ²⁾ L. Aftng S. 181. vgl. 207.

betrauerte. Da sich in Folge der Weltereignisse ihre Einkünfte verminderten, die ihr vom Trier'schen Hofe gebührenden stockten und später ganz aufhörten, half sie sich durch rastlose schriftstellerische Thätigkeit. Sie war Mutter von acht Kindern, von denen fünf, in ungewöhnlicher Schönheit, heranwuchsen. 1791 starb ihr Sohn Franz, 1793 ihre Tochter Maximiliane, 1800 (1?) ihre Enkelin Sophie Brentano. Sie selber starb am 18. Februar 1807. —

Sie war im Alter schön geblieben und hatte sich die Jugendliebe der Seele bis an's Ende bewahrt.

Die Gestalt majestätisch; die Züge sprechend; seelenvolle Augen; das ganze Wesen belebt; das Auftreten bis zur geringsten Bewegung und Geberde edel; Thun, Anstand, Haltung und Grazie bedeutungsvoll; die Gespräche besonnen, leicht, sicher, mit dem feinsten attischen Salze gewürzt und reich an den naivsten Wendungen des Witzes — so schildert sie der Dichter Buri,¹⁾ der sie erst in ihrem Greisenalter kennen lernte, ganz in Begeisterung. „Welch' eine Erscheinung auf Erden war sie! wie herzerhebend ihr Anblick, ihre Gegenwart!“

Verzegen wir uns in ihre früheren Jahre, in die Zeit ihres beginnenden Ruhmes, so hören wir im Frühlinge 1772 über sie zwei Urtheile, die der Enthusiasmus nicht eingegeben hat: sie rühren von Karoline Flachsland und von Merck her, die damals beide verstimmt und gereizt waren. Dazu kommt jene keineswegs von Bewunderung und Liebe dictierte, vielmehr diplomatisch verhüllende Charakteristik in „Dichtung und Wahrheit“. Diese drei Stimmen sind kritisch, eher gegen, als für Sophien eingenommen, und somit geeignet, die in jener Zeit üblichen schwärmerischen Auffassungen befreundeter Persönlichkeiten zu berichtigen. Sie enthalten immer noch Lob und Anerkennung genug. Sophie bot Karolinen damals eine ebenso

¹⁾ L. Aftng S. 336. ff. Vgl. S. 310.

imponierende, als dem sich erinnernden Dichter eine anziehende Erscheinung; der Kritiker fühlte sich in jenen Momenten gefesselt und doch abgestoßen.

Sophie war schlank und zart gebaut, eher groß als klein, fein und zierlich; wie Karoline und Merck sagen, eine Hofdame, eine Frau nach der Welt, von den nobelsten Manieren; nach der Bezeichnung Göthe's von einer noch erhaltenen Eleganz der Gestalt und des Betragens, die zwischen dem Benehmen einer Edelbame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Karoline fand Sophien in Gesellschaft, wo diese sich zeigen wollte, der Dichter im häuslichen und freundschaftlichen Kreise. Dort erschien sie „mit tausend kleinen Zierrathen“, obgleich sie „keine Blonden“ trug; hier stand „ein nettes Flügelhäubchen“ „dem kleinen Kopfe und dem feinen Gesichte gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde“.

Zürnend und bewundernd zugleich beschreibt Karoline den Wig, mit dem Sophie die Gesellschaft regierte, ihre feine Beobachtungsgabe, die Leichtigkeit ihres Auftretens, ihres Umganges mit Menschen, ihre Ruchhände nach allen Seiten, ihre überallhin sprechenden schönen schwarzen Augen. Göthe läßt sie von dem Unfreundlichen, was um sie vorgeht, nur leicht berührt werden und durch den wohlwollenden Ausdruck ihrer idealen Gesinnung die in der Gesellschaft hervortretenden Mißlaute ausgleichen. Dort herrschte sie durch glänzende Gaben, hier durch versöhnende Milde. Wie der Kritiker sie in der oben angeführten Stelle seiner Gattin schilderte, war sie eine Virtuofin der gesellschaftlichen Unterhaltung und mehr auf diese, als auf die schriftstellerische Thätigkeit angelegt. Für die außerordentliche Leichtigkeit, mit der sie von einem Gegenstande der Unterredung zum anderen übergieng, prägte Lavater in seiner physischen Münze den Ausdruck: „Die Verschwebte.“¹⁾

¹⁾ Melusinen's Sommerabende S. XLIX. sq.

Sie hatte, wie Buri aus späterer Anschauung sagt, eine reiche Ader des Witzes und Scherzes; aber dieselbe öffnete sich meist gutmüthig, nicht leicht zum Spotte. Sie warnte mündlich und in Schriften vor dem boshaften Witz, den sie mit einer im Schimmern verwundenden Lanze verglich, und sie versichert, den Witz, auch die „Finesse“ nie geliebt oder gesucht zu haben.¹⁾ „Ihr Betragen war gegen jedermann vollkommen gleich“, sagt Göthe, — ob mit Anerkennung oder Tadel, ist ungewiß. Eine unfreundliche Auslegung geben die Worte, die er (1799) nach dem Besuche der alten Freundin an Schiller schreibt: „Sie gehört zu den nivellierenden Naturen, sie hebt das Gemeine auf, und zieht das Vorzügliche herunter und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an.“²⁾ Auch Karoline kritisiert diese gesellschaftliche Gleichhaltung der Menschen, aber nicht auf die kalte, schneidende Art, wie hier Göthe, sondern in momentaner Aufwallung, aus verletzter Eitelkeit, weil ihr Sophie die besondere Aufmerksamkeit nicht erwies, die Karoline in ihrer Umgebung, zumal als bekannte schwärmerische Verehrerin Sophiens, von dieser verlangte und vielleicht zu verlangen berechtigt war. Menschen, die ihre Liebe und Aufmerksamkeit in der Gesellschaft nach allen Seiten gleichmäßig vertheilen, haben, besonders wenn sie dadurch — bewußt oder unbewußt — möglichst viele Eroberungen zu machen suchen, gerade für ausgezeichnete Persönlichkeiten etwas Verletzendes; so namentlich in dem Zeitalter freundschaftlicher Sentimentalität und übertriebener Werthlegung auf das Individuelle. Jenes scheint denn doch die Art Sophiens gewesen zu sein, freilich ohne die charakterlose „Begierde, sich allen ohne Unterschied beliebt zu machen“, die in der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“³⁾ ihren scharfen Tadel erfährt. „Mein

¹⁾ Melusinen Sommerabende S. LII. — ²⁾ L. Afting S. 331. —

³⁾ I, 102.

Herz schlägt nicht für alle“, sagt die Heldin des Romanes.¹⁾ Aber selbst die scharfen Worte Carolinens dürfen wir nicht überhören: „Mir hat sie etlichemal mit einem recht silbernen Ton, den ich den Ton ihres Herzens nannte, gesagt, daß sie mich liebte, daß ich ihr gefiele, und ich sollte so bleiben; aber mich dünkt, es war Almosen, und ich hörte ihren Silberton, der mich so rührte, bei jeder andern zu erscheinenden Gelegenheit.“ Eine gesellschaftliche, etwas protectorische Allerweltsfreundlichkeit prägt sich in dieser Schilderung sehr lebhaft aus. Aber mit solchen aristokratischen Manieren vereinte Sophie einen schönen volksthümlichen, echt-menschlichen Zug: sie bewegte sich, wie Buri sagt, in einer „mannichfaltigen Conversation mit Höheren, Gleichen, Geringeren“; und hieran hatte neben der Gewandtheit und Vielseitigkeit ihres Geistes die Menschenliebe gewiß einen bedeutenden Antheil. Auch gewann sie, nach L. Assing's Bemerkung,²⁾ dadurch „einen freien und unparteiischen Ueberblick der Sitten und Zustände, wie er wenigen zu Theil wird“. In der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ finden wir das Eingehen in die verschiedenartigen Lebenskreise, die schonende Beurtheilung der Individualitäten und die wohlwollende Erklärung derselben aus der Eigenthümlichkeit ihrer Umgebung, ihres Berufes und Entwicklungsganges mit Wärme als Princip der Heldin und ihrer Erziehung ausgesprochen.³⁾ Einen schönen Erguß der gleichstellenden und theilnehmenden Menschenliebe schreibt Sophie von Sternheim im Glende nieder.⁴⁾

Goethe's Bemerkung: „Sie sprach gut und wußte dem was sie sagte durch Empfindung immer Bedeutung zu geben“, ist sehr unbestimmt und läßt dem Gedanken an gemachte, affectierte Empfindungen Raum. Herder gestand ihr in späterer Zeit — wenigstens in ihren Schriften — die Kanzleisprache, nicht die

¹⁾ I, 99. — ²⁾ S. 234. — ³⁾ I, 183. ff. 190. Vgl. II, 29. I, 99. —

⁴⁾ II, 221. ff.

Rabinetsprache des Herzens zu. Anna Amalia beschuldigte (1779. 80) ihre Empfindungen der Oberflächlichkeit und Ueberspanntheit.¹⁾ Miß Burney in London, die Sophien als eine zwischen dem fünfzigsten und sechzigsten Jahre stehende Frau (1786) kennen lernte und von ihrer Erscheinung hingerissen war, vermiste an ihr die Wahrheit: „Ich fühle, daß mir Frau von La Roche wirklich gefallen würde, wenn sie weniger schmeichlerisch wäre. . . . Wenn ich sie oft sehen sollte, so würde es mir schwer werden, zu entdecken, was in ihr wirkliches Gefühl, und was Affectation ist. Bis jetzt hat sie mich in einem solchen Zweifel über ihren wirklichen Charakter gelassen, daß ich kaum weiß, ob ich sie mehr bedauern, bewundern, oder über sie lachen soll.“²⁾ Dieses schroffe Urtheil steht, unseres Wissens, allein, und wenn wir es mit den anderen Urtheilen über Sophien vereinbaren wollen, so können wir daraus nur festhalten, daß ihr die Sprache der Empfindung, des Wohlwollens und der Freundschaft geläufig, daß die Sentimentalität und die Haltung einer Frau von Welt in ihr verschmolzen waren. Gesellschaftliche Feinheit und ausgebreitete Verbindungen sind, zumal bei weichen Herzen, nicht geschaffen, das Wahre und Ursprüngliche in den Aeußerungen der Gefühle zur Geltung zu bringen. In welchem Grade nun Sophie unter diesen Einwirkungen gelitten habe, wagen wir nicht zu entscheiden. Daß es ihr leicht war, Empfindungen zu verbergen, sagt Merck und ist aus ihrem Lebensgange wohl erklärlich; wie weit sie im Gegentheile, in der (unbewußten oder bewußten) Affectation der Empfindungen, in der „Ranzleisprache des Herzens“, zu der man in jenem Zeitalter leicht kommen konnte, gegangen sei, stellen wir dahin. Was den Kern der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe betrifft, möchten wir an die Worte des Fräuleins von Sternheim³⁾

¹⁾ B. II, 164. 2. Aftung S. 192. f. Bgl. S. 829. B. I, 489. f. —
²⁾ 2. Aftung S. 279. — ³⁾ I, 99.

erinnern: „Ich kann die Versicherungen meiner Freundschaft und Hochachtung nicht entheiligen. Ich kann niemand betrügen, und sie geben, wenn ich sie nicht fühle. Meine Emilia! mein Herz schlägt nicht für alle, ich werde in diesem Sinne vor der Welt immer ein Gespenst bleiben.“

Wir dürfen die gereizte Stimmung nicht vergessen, in der Karoline über Sophien die Worte niederschrieb: „Sie hat uns mit ihrer allzuvielen Koketterie und Repräsentation nicht gefallen.“ Aber Ludmilla Aßing übertreibt, wenn sie keinen Funken von Eitelkeit bei ihr findet;¹⁾ und die anspruchslöse Bescheidenheit,²⁾ die ihr la Roche zugesteht, hatte gewiß ihre Grenzen. Wir lesen mehrere Schilderungen des Fräuleins von Sternheim,³⁾ zu denen Sophie, nicht ohne Eitelkeit, einige Züge ihrer eigenen Person entlehnt haben dürfte. Damit stimmt die anziehende und geistvolle Beschreibung, die Miß Burney von der bereits im höheren Lebensalter stehenden Frau entwirft: Sie besitzt „eine Stimme von rührender Süßigkeit, Augen von taubengleicher Milde, Blicke, die um Wohlwollen bitten, und eine Miene und ein Betragen von einschmeichelnder Zärtlichkeit. Ich kann mir denken, daß sie sich ihr ganzes Leben lang wie das Vorbild der Lieblingsheldin ihres eigenen Lieblingsromans vorgekommen, und ich glaube, daß in ihrer Jugend ihre Reize bezaubernd waren.“ Sie schmilzt beinahe in ihrer Weichheit dahin.⁴⁾ —

Für die innerste Güte ihres Wesens spricht schon die Achtung, Liebe und Freundschaft so vieler ausgezeichnetener Menschen, zu denen auch Schiller gehörte.⁵⁾ Ihre Herzengüte rühmen La Roche, Buffon,⁶⁾ W. Heinse,⁷⁾ Buri. Ihre

¹⁾ S. 360. Vgl. S. 216. 239. Fräulein von Sternheim I, 89. f. —

²⁾ Vgl. Fräulein von Sternheim I, 221. — ³⁾ Vgl. I, 82. f. 147. f. 167—169. 207. f. 235—239. II, 40. f. — ⁴⁾ L. Aßing S. 272. f. —

⁵⁾ L. Aßing S. 206. f. 335. — ⁶⁾ L. Aßing S. 235. — ⁷⁾ L. Aßing S. 179.

Versöhnlichkeit, wie ihre Pietät gab sie durch die Gesinnung gegen ihren Vater zu erkennen. „Ihre traurigen Schicksale“, bemerkt Ludmilla Aßing,¹⁾ „machten sie niemals bitter und scharf gegen Andere, sie blieb stets wohlwollend, gerecht und sanft.“ La Roche gab ihr den Ehrennamen der besten Gattin und Mutter; und große Verdienste um ihre Kinder²⁾ und ihren Mann stritt ihr auch Karoline in jenem gereizten Briefe nicht ab. Dabei war sie, nach dem Zeugnisse ihres Gatten, die wärmste Freundin.³⁾ Eine Perle ihrer Eigenschaften war die Neidlosigkeit.⁴⁾ Sie hatte, nach Merck's oben erwähneter späterer Schilderung, eine große Empfänglichkeit, Anderer Werth anzuerkennen,⁵⁾ und nöthigte diese beinahe dadurch, sich in ihrer ganzen Bedeutung zu zeigen. Sie übte also durch den Blick der Liebe eine geisterweckende, geistbefreiende Macht aus; und so mußten besonders edlere Naturen in ihrer Nähe sich sehr wohlfühlen. Aber durch die Herrschaft dieser idealisierenden Anschauung büßte die ihr eigene feine und rege Beobachtungsgabe,⁶⁾ die durch den Umgang mit vielen Menschen und durch weitgehende Reisen mancherlei Nahrung und Anregung empfing,⁷⁾ büßte der ihr einwohnende Sinn, die Verdienste und Eigenthümlichkeiten der verschiedensten Menschen herauszufinden und anzuerkennen, leicht an der scharfen Realität ein⁸⁾ und verlor sich — hierin ohnedieß den Strömungen des Zeitgeistes folgend — in empfindsame Steigerungen, in ein allgemeines Bewundern, wobei die Unterschiede sich abschliffen.⁹⁾ So verfiel sie häufig in den Fehler, die Menschen zu überschätzen.¹⁰⁾ Sie verweilte, als Beobachterin und Beurtheilerin, zu ungerne bei

¹⁾ S. 362. Vgl. S. 288. — ²⁾ Vgl. Melusinen's Sommerabende S. LIII. — ³⁾ Vgl. L. Aßing S. 179. f. — ⁴⁾ L. Aßing S. 238. f. — ⁵⁾ Vgl. L. Aßing S. 238. f. 243. 268. 360. — ⁶⁾ Vgl. Sternheim I, 221. N. **. — ⁷⁾ Vgl. L. Aßing S. 212. 234. 245. — ⁸⁾ Vgl. L. Aßing S. 331. B. I, 489. — ⁹⁾ Vgl. L. Aßing S. 322. — ¹⁰⁾ L. Aßing S. 361.

den Schatten des Lebens, obgleich sie, nach einer Bemerkung, die ihr Wieland in der Zeit des innigen Freundschaftsverhältnisses zu ihr machte, die Lücken im sittlichen Leben der Menschen so leicht und fein empfand.¹⁾ Derselbe Freund war es übrigens, der sie damals lehrte, an allen Dingen die schöne Seite aufzusuchen, den Eindruck der widrigen dadurch zu schwächen, und diese nicht mehr zu beachten, als dazu erforderlich sei, den Reiz und Werth des Schönen und Guten desto lebhafter zu empfinden.²⁾ Zu diesem Grundsatz stimmte denn auch ihre Geschmacksrichtung.³⁾ Sie trug — wenn gleich in etwas höflicher Form — eine Ueberfülle der Empfindungen, eine Ueberschwänglichkeit der Phantasie,⁴⁾ welche ihr Merck's kritischen Blick zeitweise unheimlich machte, aus der Jugendzeit und aus der schwärmerischen Periode unserer Literatur in ihr höchstes Alter hinüber und bot deßhalb dem späteren Geschlechte eine sonderbare Erscheinung dar.⁵⁾ Aber in der steten Empfänglichkeit, Erregbarkeit und Liebebedürftigkeit ihres Herzens lag eine Quelle der Verjüngung,⁶⁾ die ihr auch am späten Lebensabend nicht versiechte. „Bei ihr“, sagt Buri, „traf es recht ein: daß die Grazien nie altern.“⁷⁾

Bei jener vorwaltenden Schwärmerei beobachtete sie aber Gelassenheit, Sanftmuth, Würde, ein schönes Gleichgewicht. Aus Göthe's in classischem Stile vorgetragener, aber doch unbestimmter Schilderung in Dichtung und Wahrheit lesen wir Sophiens duldsame und doch selbständige Natur heraus; aber zugleich schwebt um dieses Bild ein Zug vornehmer Gleichgiltigkeit, der sich denn doch mit ihrem Leben und Wesen nicht zusammenreimen läßt. Der Dichter sagt: „Sie schien an allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Sie war

¹⁾ Sternheim I, 220. Vgl. II, 11. f. — ²⁾ Sternheim I, 223. —

³⁾ Melusinen's Sommerabende S. XLI. sq. — ⁴⁾ Vgl. L. Afting S. 192. f. —

⁵⁾ Vgl. L. Afting S. 310. 333. f. — ⁶⁾ Vgl. L. Afting S. 346. —

⁷⁾ Vgl. Sternheim I, 271.

mild gegen alles und konnte alles dulden ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, alles erwiderte sie auf gleiche Weise, und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böses, oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen gewesen. Dieser Sinnesart verdankt sie ihre Selbständigkeit bis in ein hohes Alter, bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schicksalen.“ „Es ist ein starker Kopf“, sagt Merck, „und ich weiß aus Erfahrung, daß es nicht gut thut, sich daran zu reiben.“ Ihr war die Gabe verliehen, still und nachhaltig ihre Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit zu bewahren; und so gerne, so leicht sie Eindrücke von befreundeten Geistern empfing, hatten diese doch nicht die Macht, sie in ihrem Innersten zu verändern. Nahm sie auch an allem Guten und Schönen einen begeisterten Antheil, so lehnte sie doch, was ihrer Natur nicht zusagte, auf die sanfteste, mildeste Weise von sich ab.¹⁾ Freilich können wir einen — so zu sagen — in der Tiefe verborgenen Eigensinn bei ihr nicht ableugnen: er trat sogar in jenen Momenten, wo sie in den Lebensgang ihrer Töchter eingriff, als Herrschsucht hervor, die freilich einen milden (wenn auch mächtigen) Scepter geführt haben mag.

Zum letztenmale sei unser Blick auf diese dunkle Stelle ihres Bildes gerichtet; noch einmal möge es in vollem Glanze strahlen, indem wir einige Worte des Dichters Buri mittheilen, die beinahe von der Verzückung eines Dante und Petrarca eingegeben, und mit jener schwärmerischen Herzensergießung des Philosophen Jacobi verwandt sind: „Sie schien wie die Seele des Leonardo da Vinci immerdar von Grazien und Musen schwebend getragen zu sein und nie den Boden der gemeinen Wirklichkeit zu berühren. . . . Ihr ganzes Wesen und

¹⁾ Vgl. Fräulein von Sternheim I, VIII—X.

Charakter war hohe, schöne Idealität. Weit entfernt, daß ihr Alter diese Eigenschaften vermindern sollte, so vermehrten sich solche, je älter sie ward. Ich betrachtete sie oft mit dem Gedanken: daß sie ein lebendiger Beweis der Unsterblichkeit der Seele sei. Solch ein Geistesleben muß unmittelbar aus höheren Regionen in seine irdische Hülle gesandt worden sein, und unmittelbar zu jenen zurückkehren. Wunderbares Wesen voll Himmels im Staube! Von Dir gilt Petrarca's Ausruf:

In qual parte del celo, in qual idea
Era l' esempio, onde natura ti tolse?"

Schon Wilhelm Heine hat sie das göttliche Weib genannt, in welchem Aspasia und Laura auf eine wunderliche Weise vereinigt seien.¹⁾

Mit dieser Poesie, von der ihre Persönlichkeit umstrahlt und durchdrungen war, vereinte sie, wie La Roche sagt, einen „ausgebildeten männlichen Verstand“, eine „Klugheit“, von der sich Merck bezaubert fühlte, und einen rastlosen Drang, zu lernen und sich weiter auszubilden.²⁾ Sie bekannte (1786), daß Bücher und Reisen immer für sie die einzige vollkommene Glückseligkeit dieses Lebens gewesen seien.³⁾ Sie scheint an sich selbst zu denken, wenn sie das Fräulein von Sternheim erzählen läßt,⁴⁾ sie habe aus dem Munde des Lord Rich „ohne die geringste Zerstreuung, mit ununterbrochener Aufmerksamkeit bald die Historie eines Landes, bald einer Pflanze, bald eines griechischen Ruins, bald eines Metalls, bald eines Steins“ angehört und sei nicht müde geworden. Ein langjähriger Bekannter verglich Sophien oft im Scherz mit einem Kunst- und Naturalienkabinet voll merkwürdiger Stücke, wodurch oft geistvollen Kennern angenehme Stunden bereitet würden.⁵⁾

¹⁾ L. Afting S. 179. — ²⁾ L. Afting S. 212. Vgl. Sternheim I, 110. f. — ³⁾ L. Afting S. 255. — ⁴⁾ II, 179. — ⁵⁾ Melusinus Sommerabende S. XLIX. sq.

Die realistischen Anforderungen des Lebens verlor sie nicht aus den Augen; sie war praktisch und arbeitsam ¹⁾ und namentlich pflichtgetreu in ihren nächsten Kreisen. Wieland rühmt an ihr in einer Anmerkung zur Sternheim ²⁾ „eine wunderbare, und gleichsam zwischen allen ihren Seelenkräften abgeredete Geschäftigkeit derselben, bei jeder Gelegenheit die Güte des Herzens thätig zu machen.“ Der trotz aller sentimentalen Umhüllung gesund erhaltene Kern ihrer Seele tritt in einem Vorgange zu Tage, der uns zugleich ihr Verhältniß zu Wieland von einer neuen Seite her beleuchtet: Als sie ihn einst in Biberach besuchte, las er ihr, voll Eifers, ihr Urtheil zu hören, den „Ibris“ vor, mit dem er eben beschäftigt war. Unter dem Vorlesen kam seine Tochter in's Zimmer und lärmte. Aergerlich über die Störung und in seiner gewohnten Heftigkeit auffahrend, sprang er empor, nahm das Kind und warf es in's Nebenzimmer auf's Bett. Als er aber zurückkam und fortlesen wollte, erklärte ihm Sophie: „Ewig will ich von Ihrem „Ibris“ nichts mehr hören, noch sehen! Ich danke dem Himmel, daß er mir Sie nicht zum Gatten gegeben hat! Mein Wagen soll vorfahren!“ Der ganz betroffene und bestürzte Dichter erwiderte: „Wie können Sie so grausam sein und mir das sagen!“ „Wem seine Verse mehr sind als seine Kinder,“ sagte sie, „wer mehr Dichtereitelkeit als Vaterliebe zeigt, der ist mein Mann nicht!“ Sie gieng unverzüglich fort. Sie zeigte sich selten in dieser Heftigkeit. ³⁾ — Daß ihr auch der Muth nicht fehlte, davon gab sie durch die Besteigung des Montblanc (1784) eine Probe. ⁴⁾

Da ihr Herz, wie Buri sagt, von allem Edeln, Hohen, Schönen und Großen der sittlichen Welt unwiderstehlich angezogen wurde, hatte sie bei ihren schönen Gaben und ihrer

¹⁾ Vgl. L. Afting S. 251. f. — ²⁾ I, 221. N. **. — ³⁾ L. Afting S. 130. — ⁴⁾ L. Afting S. 223.

reichen Bildung ohne Zweifel den Beruf, an der Jugenderziehung mitzuarbeiten, ja ihr pädagogisches Wirken über die Menschheit auszudehnen. Sie war, nach dem Ausspruche desselben Verehrers, „rastlos strebsam, im moralischen Gebiete Gutes und Heilsames zu stiften, Sinn für Edelmuth und feine Gefühle zu erwecken und zu nähren.“

III.

Göz von Berlichingen. Werther's Leiden und der literarische Kampf um sie. Stella, Clavigo, Faust. Lavater. Göthe's erste Schweizerreise. Lili.

Nachdem Göthe (1772) von der Familie La Roche Abschied genommen hatte, fuhr er mit dem Kritiker und dessen Angehörigen auf einer nach Mainz zurückkehrenden Jacht den Rhein aufwärts. „Unser Verhältniß“, sagt er, „verinnigte sich durch dieses längere Zusammensein, durch die vertrauliche Mittheilung über so mancherlei Dinge, dergestalt, daß Merck einen großen Einfluß über mich gewann, und ich ihm als ein guter Gesell zu einem behaglichen Dasein unentbehrlich ward.“¹⁾ Hier verschwindet jene vom Dichter entworfene Mephistophelische Gestalt; wir sehen vielmehr in Merck, wie er ihn hier schildert, einen Menschen vor uns, der von demselben Thone wie wir auch gebildet ist, dabei einen wackeren Kameraden, mit dem sich's gemüthlich leben läßt, ein der Freundschaft fähiges und bedürftiges Herz, wie wir es an Merck schon kennen. — Göthe schreibt im November an Kestner: „In Darmstadt bin ich, nach Mannheim werd' ich nicht kommen, eben da wir abreisen wollten, trat

¹⁾ Göthe's Werke 26, 188. f.

Merck eine Verhinderung dazwischen, wer ein Amt hat muß leider sein warten. Daß wir nur wieder einmal beisammen sind, freut uns so, thut uns so wohl, daß ich allein nicht weiter mag.“¹⁾

Die Verdienste, die Merck sich um das Hervortreten des Götz und Werther erwarb, sichern ihm vor allem eine bleibende Stelle in der Geschichte unserer Nationalliteratur. Ohne Merck's Zureden hätte dem Dichter nahezu der Muth gefehlt, sich mit den kühnen Schöpfungen seines Geistes in die Oeffentlichkeit zu wagen, und wahrscheinlich würde er ohne die nachdrückliche Stimme seines damaligen Mentors durch Zögern, Feilen und Umgestalten sich die Freude an seinen eigenen Werken verdorben und gerade das beeinträchtigt haben, wodurch sie mit unwiderstehlicher Gewalt in die Zeit einschlugen: ihre Ursprünglichkeit und Naivität. Es waren geistige Neubrüche, denen durch vieles Hämmern, Formen und Schnitzeln das Beste entzogen worden wäre. Daß wir sie in ihrer echten und unverkümmerten Gestalt besitzen, daß ihre grandiosen Typen nicht von der nachbessernden Aengstlichkeit mit eleganteren, aber schwächeren überschrieben sind, haben wir doch in erster Linie dem Verdienste Merck's anzurechnen.

Ueber die ihm von dem Dichter mitgetheilte erste Bearbeitung des Götz von Berlichingen sprach sich Merck verständig und wohlwollend aus, wogegen Herder's Urtheil unfreundlich und hart war. Göthe schrieb dann eine zweite Bearbeitung des Stückes nieder. Er hatte nicht die Absicht, sie jemals drucken zu lassen, sondern betrachtete sie gleich der ersten nur als Vorübung, und gedachte, später mit gründlicherem Fleiße eine dritte auszuführen. Als er seine Gedanken über dieselbe dem kritischen Freunde vortrug, machte sich dieser über ihn lustig und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle? Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse die Wirkung des einmal Geschriebenen abwarten

¹⁾ Kestner S. 88.

und dann immer wieder etwas Neues unternehmen. „Bei Zeit auf die Säun', so trocken die Windeln!“ rief er aus. „Laß das Zeug drucken! es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken!“ Das Säumen und Zaudern, sagte er, mache nur unsichere Menschen.¹⁾ Er schlug vor, dieses seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigene Kosten herauszugeben, und stellte einen guten Vortheil dabei in Aussicht.²⁾ Göthe schaffte das Papier an, und Merck sorgte für den Druck. Das Drama erschien um Ostern 1773.³⁾ Von dem gehofften mercantilen Gewinne fand sich zwar das Gegentheil; aber desto größer war das Aufsehen, welches der junge Dichter durch diese wilde Production erregte.⁴⁾

Für Göthe war es ein Schlag, als im Mai sich der Kritiker im Gefolge der Landgräfin Karoline nach Rußland begab.⁵⁾ „Die ausführlichen Briefe, die er mir schrieb,“ sagt der Dichter, „gaben mir eine weitere Aussicht in die Welt. . . Allein ich blieb demungeachtet dadurch auf längere Zeit sehr einsam und entbehrte gerade in dieser wichtigen Epoche seiner aufklärenden Theilnahme, deren ich denn doch so sehr bedurfte.“⁶⁾ Im December kehrte Merck nach Darmstadt zurück, und Göthe war vor Freude außer sich.⁷⁾ Er schrieb an Kestner und Lotte: „Ich kann euch die Freude nicht beschreiben die ich hatte Mercken wiederzusehn, er kam acht Tage eh' ich's vermuthete, und saß bei meinem Vater in der Stube, ich kam nach Hause, ohne was zu wissen, tret' ich hinein und höre seine Stimme eher als ich ihn sehe. Du kennst mich Lotte.“⁸⁾

Die Abfassung des Werther fällt in den Februar und März 1774.⁹⁾ Da Merck, wie Göthe erzählt, seit der Heimkehr aus Rußland immer beschäftigt war, konnte ihm der Dichter

¹⁾ Göthe 26, 200. 202. f. Eckermann's Gespräche mit Göthe I, 166 f.

²⁾ Vgl. Kestner S. 174. — ³⁾ Dünker's Studien S. 110. — ⁴⁾ Göthe 26, 203. f. Vgl. L. Affing's Sophie de la Roche S. 369. — ⁵⁾ Vgl. Kestner S. 162. — ⁶⁾ Göthe 26, 205. f. — ⁷⁾ W. III, 85. — ⁸⁾ Kestner S. 192. — ⁹⁾ Dünker's Studien S. 114. ff.

von dieser Arbeit nur das Allgemeinste eröffnen. Es reichte hin, dem Kritiker große Erwartungen einzulösen. Er schrieb den 14. Februar über Göthe an seine Gattin nach Morges: „Der große Erfolg seines Drama hat ihm ein wenig den Kopf verdreht, er wendet sich von allen seinen Freunden ab und lebt nur noch in den Dichtungen, die er für die Deffentlichkeit vorbereitet. Er muß in allem, was er unternimmt, Erfolg haben, und ich sehe voraus, daß ein Roman, der von ihm zu Ostern erscheinen wird, eine ebenso gute Aufnahme findet, wie sein Drama.“¹⁾ Als Göthe dem Freunde (nach dessen Rückkehr aus der Schweiz) den Roman vorlas, wartete er vergebens auf ein Zeichen des Beifalles. Wie er im Lesen einhielt, sagte Merck: „Nun ja! es ist ganz hübsch“, und gieng weg. Man denke sich die Beschämung und Verzweiflung des Dichters, der das Buch mit seinem Herzblood und im Vollgeföhle seiner titanischen Kraft geschrieben hatte. „Ich war ganz außer mir,“ erzählt er selbst, „denn wie ich wohl Freude an meinen Sachen, aber in der ersten Zeit kein Urtheil über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Stil, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen, und etwas ganz Unzulässiges verfertigt. Wäre ein Kaminfeuer zur Hand gewesen, ich hätte das Werk sogleich hineingeworfen; aber ich ermannte mich wieder und verbrachte schmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment sich in der schrecklichsten Lage befunden, in die ein Mensch gerathen kann. Er habe deswegen nichts gesehen noch gehört, und wisse gar nicht wovon in meinem Manuscripte die Rede sei.“ Merck schalt dann Göthe's Vorfaß, den Werther umzuarbeiten, mit derben Ausdrücken und verlangte das Buch, wie es war, gedruckt zu sehen. Sein helles Kritikerauge erkannte dessen Bedeutung: er schrieb auf Göthe's Geburtstag an Nicolai: „Von

¹⁾ B. III, 88.

Göthe sehen Sie nächstens einen Roman: Leiden des jungen Werthers. Das Schicksal des jungen Jerusalems wie sein ganzer Charakter liegt zum Grunde und Göthe hat hier individuelle Wahrheiten wie bei seinem Göz verarbeitet und verkleistert. Es sind hier wie in dem P. Viaud Scenen, über die Nichts geht und gehen kann, weil sie wahr sind.“¹⁾ Wahrheit ist hier im Sinne der von Werther selbst ausgesprochenen Kunstprincipien zu nehmen. Das Buch erschien im October²⁾ bei dem Buchhändler Chr. Fr. Weygand in Leipzig, der zwar dem Dichter Verschweigung seines Namens zusagte, aber diesen der Anzeige im Meßkataloge beifügte.³⁾ Göthe war sehr zufrieden, von dem Werther-Honorare nach Bezahlung der wegen des Göz von Verlichingen gemachten Schulden etwas übrig zu behalten.⁴⁾ Eine neue Bearbeitung des Werther erschien im ersten Bande von Göthe's Werken im J. 1787.⁵⁾ —

⁶⁾ Göthe's Dichtung und Wahrheit enthält in sehr bedeutenden Zügen eine Entstehungsgeichte des Werther und eine Beleuchtung des Verhältnisses, worin dieses Buch zu seinem Zeitalter stand.⁷⁾ Der Dichter bezeichnet hier im Wesentlichen die Gesichtspuncte, aus denen er sowohl die persönliche, als die literarhistorische Bedeutung seines Werkes auffaßt. Er gedenkt der finsternen Stimmung, des Lebensüberdrußes, der sich damals der jüngeren Generation bemächtigt habe, und der durch den Verkehr mit der englischen Literatur zur entschiedenen Entwicklung gekommen sei. „In einem solchen Elemente,“ fährt er

1) B. III, 107. — 2) Dünker's Studien S. 114. ff. — 3) Dünker's Studien S. 212. N. 3. 215. N. 4. — 4) Göthe 26, 228. f. — 5) Dünker's Studien S. 176. — 6) Die nachfolgende Episode über Werther's Leiden und den literarischen Kampf um sie habe ich bereits (mit Ausnahme der unter dem Texte stehenden Citate) in Herrig's Archiv XLV, 241. ff. veröffentlicht. Die dort gegebene Analyse der Romanfabel wird in dem neuen Abdrucke nicht wiederholt. — 7) Werke 26, 208—230. Vgl. Dünker's Studien S. 118. f. N. *.

fort, „bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutsamen Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können. Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben Werther deswegen die große Wirkung that, weil er überall aufschlug und das Innere eines kranken, jugendlichen Wahnes öffentlich und faßlich darstellte.“ Auch Göthe litt an dieser Krankheit und befreite sich von derselben nur mit schweren Anstrengungen. Er lachte sich zwar „zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fragen hinweg, und beschloß zu leben.“ „Um dies aber mit Heiterkeit thun zu können“, mußte er „eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo alles was er über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte.“ Den äußerlichen Stoff zu dieser Production bot ihm die tragische Geschichte Jerusalem's; innerlich drängte ihn hierzu (neben der fortwirkenden Liebe zu Charlotte Buff) die peinliche Lage, in die er durch sein Verhältniß zu Maximiliane Brentano, geb. de la Roche gerathen war. Die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes hatte den Selbstmord Jerusalem's herbeigeführt. Göthe wurde von einer ähnlichen Leidenschaft bewegt, und indem er seinen Werther in der Aufregung derselben schrieb, hauchte er ihm alle die Gluth ein, „welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt.“ Die jüngeren Freunde des Dichters wurden mächtig davon ergriffen. „Freilich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervorbrachte, und so waren sie grade in einer der meinigen entgegengesetzten Stimmung: denn ich hatte mich durch diese Composition mehr, als durch jede andere aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch

eigene und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltsamste Art hin und wider getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Wirklichkeit in Poesie verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allensfalls selbst erschießen: und was hier im Anfange unter Wenigen vorging, ereignete sich nachher im großen Publicum, und dieses Büchlein, was mir soviel genügt hatte, ward als höchst schädlich verrufen. . . . Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publicum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kann von dem Publicum nicht verlangen, daß es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich schon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie."

Es bleibt der Biographie Göthe's überlassen, die durch

den Werther vollzogene Selbstbefreiung des Dichters zu beurtheilen, sowie auch das Verhältniß des Romanes zu den oben berührten wirklichen Vorgängen ins Licht zu setzen. Was uns hier zunächst beschäftigt, ist die Einwirkung des Buches auf sein Zeitalter, und in dieser Hinsicht geben die Bemerkungen des Dichters alle zum Verständniß erforderlichen Winke.

Das jüngere Geschlecht jener Tage wurde deshalb vom Werther so mächtig ergriffen, weil dieser, und zwar gerade zur rechten Zeit, die geistige Krankheit, an der es litt, zur vollkommenen Darstellung brachte, weil er den sentimentalen Titanen das Wort aus dem Munde nahm. Göthe schüttelte mit seiner Dichtung eine wuchtige Last von seinem Herzen; das Auge ward ihm helle, und er faßte Muth zu einem neuen Leben. Anders verhielt es sich aber mit denen, die sich, in der Luft gefährlicher Zeitideen und Zeitstimmungen lebend und athmend, dem Werke hingaben und von seiner dichterischen Größe und Schönheit berauscht wurden. Sie vermochten die Gestalt vom Stoffe um so weniger zu trennen, als Göthe diesen nicht zur objectiven künstlerischen Freiheit herausgebildet, sondern das Naturdasein desselben durch die Darstellung bestätigt hatte. So lag es in dem Geiste und der Haltung des Werther selbst, daß er wohl den Dichter, aber gewiß nur ausnahmsweise die Leser jener Zeit befreien konnte, ja bei ihnen nur zu leicht die entgegengesetzte Wirkung hervorrief. Der Dichter gedenkt mit klaren Worten der Verwirrungen, die das Buch hervorgerufen, des Schadens, den es gestiftet habe, und es fehlt nicht an ergänzenden Zeugnissen von anderen Seiten. Nicolai macht¹⁾ über die von ihm verfaßten Freuden Werther's die Bemerkung: „Den großen Talenten des Verfassers der Leiden Werther's habe ich immer Gerechtigkeit widerfahren lassen; nur den Schaden

¹⁾ Auf einem einzelnen Blatte, das Göttinger in dessen Leben und literarischem Nachlasse S. 52. f. mittheilt.

wollte ich verhüten, den sein Kunstwerk indirect veranlassen könnte und wirklich veranlaßt hat, wovon ein Paar auffallende Beispiele im Europ. Magazin erzählt sind.“ Und ein Freund Tieck's schreibt: ¹⁾ „Ich war siebzehn Jahr alt, als Werther erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über die Liebe und das Schicksal des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demüthigenden Bewußtsein, daß ich nicht so dächte, nicht so sein könne, als dieser da. Ich war von der Idee befallen, wer fähig ist die Welt zu erkennen wie sie wirklich ist, müsse so denken, so sein: — sich auch das Leben nehmen? — Das haben einige gethan. Aber tausende sind innerlich zerrissen und auf lange Zeit, manche wohl auf immer, an sich selbst irre geworden und des Ankers beraubt, dessen jeder Mensch bedarf, und den er irgendwo findet, wenn er sucht.“ Solche Worte können uns nicht in Verwunderung setzen. Finden wir die Schilderung einer Gemüthskrankheit von solchen poetischen Zaubern umgeben, wie gerade im Werther, verbindet sich, ja verschmilzt das Bild dieser Krankheit mit so vielen edeln und liebenswürdigen Charakterzügen des von ihr gequälten Menschen, sehen wir in diesem die kranken und die gesunden Stoffe so gar nicht, auch durch keine Andeutung, kritisch auseinandergehalten, vertheidigt die Krankheit, die Verwirrung mit einer so feurigen, tieferschütternden Beredsamkeit das Recht ihrer eigenen Existenz, ohne von irgend einer durchdringenden Stimme auch nur einmal zurechtgewiesen zu werden, treten die entgegengesetzten Ansichten besonnener Menschen durch den ganzen Farbenton der Darstellung, wie auch durch einzelne Aeußerungen in das Licht der Philisteret, und erscheint der das Ganze beschließende Selbstmord nicht als Unnatur, als Frevel, als letzte Consequenz einer verkehrten Gemüthsrichtung, sondern nur als

¹⁾ Dünker S. 172. N. 2.

Gegenstand eines klagenden, ja verklärenden Mitgeföhles, — so fragt man: woher soll für den, der sich der Dichtung hingibt, und nicht stark genug ist, ihr gegenüber seine Selbständigkeit zu behaupten, woher soll für diesen die Einsicht kommen, daß die Krankheit Krankheit ist? Wird nicht vielmehr durch ein solches Buch die Krankheit eines solchen Lesers befördert und die Heilung verzögert, selbst vereitelt, ja möglicherweise die Zerstörung des Kranken herbeigeföhrt werden? Wir finden im Werther selbst, wie er unmittelbar wirkt, nichts, wodurch der in gleichem Leid und gleicher Schuld Befangene aufgeschreckt und zur Selbstbesinnung gebracht würde. Daß ein Mensch vom Anfang bis zum Ende ein völlig unbefreites Leben föhrt, wird eben als ein natürlicher Verlauf geschildert, an dem nichts zu tadeln sei, als das Schicksal, dem solch ein Zustand allein zur Last fallen soll.

In der durch Lebendigkeit und psychologische Feinheit ausgezeichneten, in der späteren Bearbeitung gemilderten, aber auch abgeschwächten Erzählung von Werther's letztem Besuche bei Lotte, von Albert's Rückkehr, Lottens Stimmung und der gegenseitigen Entfremdung der Gatten treten allerdings die sittlichen Widersprüche, die Werther durch seine unselige Leidenschaft herbeigeföhrt, tritt die durch ihn verschuldete Untergrabung, wohl gar Zerstörung eines ehelichen Glückes zu Tage. Lotte ist mit sich zerfallen; sie schwankt zwischen verbotener Liebe und Pflicht; aber die erstere scheint doch zu überwiegen und das Gewissen in ihr schon seine Stärke verloren zu haben. Um so furchtbarer muß ihr schwaches Gemüth durch Werther's Tod erschüttert werden. Er selber macht sich erst in der letzten Nacht seines Lebens, und nicht mit harten Worten, den Vorwurf, daß er sich am Freunde und an der Geliebten versündigt habe. Solche Mahnungen in den Herzen der Schuldigen klingen jedoch, wie alles, wodurch wir in diesem Romane an die Freiheit des Bewußtseins erinnert werden, nur als leise, verlorene Töne an. Sie verhallen unter den tausend Stimmen des Mitleidens, die der

Dichter mit der einfachen, aber um so gefährlicheren Schönheit seiner Sprache und Herzensmalerei in uns erweckt, in der süßen Behmuth, die, wenn man sich ihr gefangen gibt, nur Sympathie mit dem Unglücklichen und eine tiefe, schwere Anklage gegen das Schicksal zurückläßt und keiner freien, sittlichen Betrachtung Raum gönnt. Die Muse dieser Dichtung, weit entfernt, an ihrem Helden und dessen Verirrungen — was ihr zukäme — das Gericht der tragischen Nemesis zu üben, fühlt sich geehrt, bei der Bestattung Werther's einen Zipfel seines Leichentuches zu halten. Wer sich in ihren Geist und Ton hineinlebt und ihm nicht eine befestigte Gesinnung entgegen zu setzen hat, der legt das Buch mit dem Gefühle einer unüberwindlichen, tödtlichen Nothwendigkeit, durch die der Mensch an seine Leidenschaften gefesselt sei und in der verkehrten, feindseligen Welt an ihnen zu Grunde gehen müsse, und zugleich in dem Wahne, daß ohne die Sättigung dieser Leidenschaften das Leben werthlos und nichtig sei, aus der Hand. Wer aber mit sittlicher Freiheit an das Buch herantritt, der wird, so lebhaft er die Gestaltungskraft, die Seelenkenntniß, die geniale Gedankenfülle, die stilistische Vortrefflichkeit und namentlich auch die warme Humanität desselben anerkennt, doch Mühe haben, eine Abneigung, ja einen Widerwillen gegen seine durchgreifende Unfreiheit zu bekämpfen, die nicht etwa nur stofflich in dem Hauptcharakter als psychologisch-künstlerischer Aufgabe liegt, sondern in der ganzen Darstellung und Haltung, in dem Lebenshauche dieses Romanes weht und waltet.

Allerdings war es nicht ein objectives Kunstwerk, was Göthe in seinem Werther schuf und schaffen wollte; er schrieb ihn nach seinem eigenen Ausdrücke ¹⁾ „ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich“, in der Absicht, dadurch von den Schmerzen seiner eigenen Leidenschaften befreit zu werden. Aber bei

¹⁾ Werke 26, 226.

diesem subjectiven Selbstbefreiungsproceſſe konnte er jene objective Katharſis, die wir im Sinne des Ariſtoteles an jede künſtleriſch-freie Darſtellung der Leidenschaften fordern, ſo wenig vollziehen, daß wir dieſelbe durch eine kritiſche Zerſetzung des Romanes, ja durch einen kritiſchen Kampf mit ihm erſt erobern müſſen.¹⁾ Des Dichters Abſicht mochte, außer dem individuellen Bedürfniſſe, der Welt gegenüber die reinſte und beſte ſein: durch eine ſolche Erzählung der Krankheit, wie er ſie gab, konnte die Heilung nur für wenige erzielt werden, die eben mit einer tieferen Einſicht und Bildung, mit klaren und reinen ſittlichen Principien über der auch ihnen nicht fremden Krankheit ſtanden, die alſo durch Werther's Leiden einen neuen, ſehr anregenden Stoff erhielten, über ihre eigenen nachzudenken, die gemeinſame Krankheit zu ſtudieren, die Heilmittel, die ihnen

¹⁾ Zu der mangelnden Katharſis ſtimmt auch die von Werther durch einzelne Andeutungen ausgeſprochene äſthetiſche Theorie. Werther betrachtet es als die Aufgabe der Kunſt, die Natur (das äußere und innere Leben) mit Wahrheit (aus der Seele der Wirklichkeit heraus) zu erfaffen und wiederzugeben, und dieſe Wahrheit kann, ſeiner Anſicht gemäß, durch Regeln nur zerſtört werden. Er eifert nicht allein gegen die unſelbſtändige, mechaniſche Anwendung der gewöhnlichen Terminologie, der geſtempelten Kunſtworte, gegen das „garſtige wiſſenſchaftliche Weſen“ bornierter Köpfe, gegen die Beachtung willkürlicher und beſchränkter Vorſchriften, ſondern gegen die Geſetzlichkeit und Zucht in der Kunſt überhaupt. Ihm gilt nur das Gefühl, die Eingebung, das Genie, und er verlangt in der Production das ungehemmte Walten dieſer natürlichen Mächte. Daß der Künſtler ſeine Stimmungen den ewigen Geſetzen des Guten, Wahren und Schönen zu unterwerfen und dadurch zu läutern habe, ſieht er nicht ein. Es erſcheint ihm als Philiſterei, wenn die Beurtheilung dem wilden Strome des Genie's mit Beſonnenheit entgegentritt und die verheerenden Wirkungen deſſelben abzumenden ſucht. Er kennt jene höhere Begeiſterung nicht, die aus der Bewältigung und Berklärung des Natürlichen durch die Freiheit des Gedankens und des gereinigten Gemüthes hervorgeht, wie bei Klopſtock, der in einer trefflichen Stelle des Romanes gefeiert wird. (Vgl. Werther's Leiden od. 5. Buch S. 12. f. 82. — 25. f.)

bereits nicht fremd waren, um so eifriger aufzusuchen und die bei ihnen schon im Gange begriffene Genesung weiter zu fördern.¹⁾ Wie sah es aber mit der unreifen, verworrenen Jugend, mit jenen hin- und herdämmernden, in ihren sittlichen Grundsätzen unsicheren, verschrobenern und eiteln, titanisierenden Feuerköpfen der Genieperiode, wie sah es mit allen wissenschaftlich-unmündigen, mit allen innerlich schwankenden, zügellosen im Volke, mit allen unbefestigten Frauengemüthern aus, denen das Buch nicht verschlossen war, in dem sie gar manches verstehen und leider auch mißverstehen konnten? Denkt man sich, ein solches Buch habe nur unterhaltend gewirkt, wirke auch heute nur unterhaltend, und lasse keine tiefere Spuren zurück? Wir machen dem Dichter keine Vorwürfe: er gab der Welt ehrlich hin, was er ebenso ehrlich, mit einem Herzen voll gährender Leidenschaft, aber auch voll Menschenliebe hingeworfen hatte; daß manche Köpfe noch mehr dadurch verdreht werden könnten, als sie schon waren, das wird ihm nicht eingefallen sein; und Goethe war, als er das Buch herausgab, ein Jüngling. Machte man ihm späterhin Vorwürfe, so hatte er ein Recht, aufzufahren.²⁾ Aber unsere Bedenken bleiben doch stehen.

Solche Bedenken regten sich nach der Erscheinung des Werther in Männern, die sich in ihrer Kritik auf den Standpunkt der Volkspädagogik stellten. Da sich Lessing unter ihnen befindet und sein Urtheil gerade das schärfste ist, wird man sich doch befinden, sie ohne Weiteres als Philister abzufertigen. Man braucht, um nachtheilige Wirkungen vom Werther zu beforgen, nicht eben kleinlich zu moralisiren und zu mäkeln, sondern nur den einfachen, gesunden, allgemein anerkannten sittlichen Begriffen, der Rücksicht auf die Freiheit des menschlichen Bewußtseins, der unverfälschten Stimme des Guten und

¹⁾ Einen Fall der Art erwähnt Dünker S. 208. — ²⁾ Vgl. Dünker S. 207. f.

Richtigen zu folgen, wobei auch die Anforderungen unserer Natur, die Rechte unserer Leidenschaften mit Besonnenheit in Betracht gezogen werden. Gehen auch die Künste, die Wissenschaften, die praktischen Beschäftigungen, einem natürlichen Ge-
 setze der Arbeitstheilung folgend, aus einander, so fordern wir doch, daß sie in der Bildung, im persönlichen Dasein und Leben sich vereinigen, sich verschmelzen, daß hier insbesondere der künstlerische Geschmack mit dem ethischen übereinstimme. Indem wir ein Werk der Dichtkunst, sobald es in die Oeffentlichkeit eingetreten ist, nicht mehr als das ausschließliche Besizthum eines Kreises von Freunden und Kennern, sondern als das Besizthum der Nation betrachten, verlangen wir, daß gerade die Seite desselben, die alle Menschen berührt, nämlich die ethische, rein und, wenn sie dies ist, auch nicht leicht dem Mißverständnisse ausgesetzt sei. —

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, eine möglichst vollständige Musterung der über Göthe's genialen Roman erschienenen Kritiken in der Art zu halten, wie es Dünker mit großer Sorgfalt, wenn auch nicht immer in Uebereinstimmung mit unseren Ansichten in den „Studien zu Göthe's Werken“ gethan hat. Indem wir auf diese verdienstvolle Schrift hinweisen, achten wir besonders auf die Stimmen, die sich mit der ethischen und pädagogischen Bedeutung des Werther beschäftigen: denn um diesen Punkt drehen sich hauptsächlich die durch das Buch erregten literarischen Kämpfe.

Die von Dünker erwähnte, schon am 26. October veröffentlichte Anzeige des Hamburger Correspondenten spricht sich auch nach dieser Seite anerkennend aus. Boje erklärte in einem Briefe an Merck vom 10. April 1775 ¹⁾ die im vorjährigen Wandsbeker Boten erschienene Anzeige ²⁾ für die einzig gute: sie ist treffend, aber unbedeutend. Sie beklagt Werther's Schwäche

¹⁾ B. I, 64. — ²⁾ Dünker S. 183. f.

und erinnert daran, daß es Tugend gibt, „die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört.“

Lessing's berühmter Brief an Eschenburg vom 26. October 1774¹⁾ beweist den Strömungen der Zeit gegenüber eine hohe Selbständigkeit: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthefchen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere das Vergnügen je eher je lieber genießen können. Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unser J*** völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten.“

Lessing hat vom sittlichen Standpunkte im Wesentlichen Recht; aber in einem Kunstwerke soll die Bekämpfung der wilden Natürlichkeit als reinigendes Element in der unmittelbaren Darstellung selbst walten, diese als ein freier Lebenshauch des Geistes durchwehen, nicht als „kalte Schlußrede“ hintennachfolgen. Diese ist Sache der Kritik, die einem so genialen und mit allem Zauber der Form ausgestatteten Werke gegenüber sich vor blinder Bewunderung ganz besonders in Acht zu nehmen hat.

Lessing verirrt sich in seinem Eifer, wenn er fortfährt: „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders

¹⁾ Lessing, ed. Lachmann und Matzahn XII, 496. f.

zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche *ἐξ ἔρωτος κατοχή*, welche *τι τολμᾶν παρὰ φύσιν* antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervor zu bringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß.“

Der große Kritiker macht hier nicht eben sein geschichtsphilosophisches und psychologisches Meisterstück: seine Behauptung über die alten Griechen hat Dünker¹⁾ bereits widerlegt; die schwärmerische Steigerung der Liebesgefühle ist von dem Christenthume nicht entfernt abzuleiten; die Zurückführung der Liebe auf ein körperliches Bedürfniß ist widerlich, eine aus dem Orange des Widerspruches erwachsene Paradoxie, welche Lessing nicht in strengem Ernste gemeint haben kann. Dagegen ist er nicht zu tadeln, wenn er dem Extreme der Schwärmerei ein Extrem der Nüchternheit entgegenstellt in den Worten: „Also, lieber Göthe, noch ein Capitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!“

Mit Uebergang von Wieland's sehr anerkennender, dabei unbedeutender Recension im Decemberhefte des Deutschen Mercur²⁾ und von Heinse's enthusiastischen Worten über das Buch im Decemberhefte der Isis vom J. 1774³⁾ fassen wir den Beurtheiler desselben ins Auge, der unter allen das größte Aufsehen erregte, nämlich Nicolai. So kleinlich die literarische Fehde, zu der sein geschmackloser Anti-Werther Veranlassung gab, im Einzelnen sich ausnimmt, erregt sie doch durch die Lebendigkeit, mit der sie uns in jene Zeit, in die Gesinnung und das Auftreten ihrer Stimmführer versetzt, noch heute unser Interesse.

Nicolai verfaßte auf Moses Mendelssohn's Zureden in drittheilb Tagen⁴⁾ ein Schriftchen, das er im J. 1775 unter

¹⁾ S. 174. N. 1. — ²⁾ S. 241. ff. — ³⁾ Dünker S. 185. —

⁴⁾ Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß, herausgegeben von Göttinger S. 52.

dem Titel: „Freuden des jungen Werther's, Leiden und Freuden Werther's des Mannes. Born — und zuletzt ein Gespräch“ anonym herausgab. Da es zu den antiquarischen Seltenheiten gehört, wollen wir einen Auszug daraus mittheilen.

In dem Gespräche mit Hans, einem Jünglinge, zeigt sich Martin, ein Mann, gegen die Schönheit und Größe des Romanes nicht unempfindlich; er bewundert nicht allein den Dichter, sondern auch den „feurigen, edlen“ Charakter des Werther, den er für Göthe's Meisterstück erklärt; aber er kann es nicht schweigend anhören, wenn der verblendete junge Mensch den Helden des Romanes als Muster für sein Leben betrachtet. Hans sagt: „Wenn Du denn Werthern liebst, siehst nicht, wie gut wär', wir wären alle so wie Werther, unserer Kräfte uns bewußt, und brauchten unsere Kräfte so weit's gienge, und keiner ließe sich durch Gesez und Wohlstand modeln.“ Gegen die Antwort, die Martin hierauf gibt, wird kein vernünftiger Mensch etwas einwenden. Martin hält der verkehrten jüngeren Generation eine derbe Strafpredigt, die wir um ihrer unbeholfenen Form willen nicht bespötteln dürfen. Wir erfahren durch dieselbe, daß es damals, wie auch in späteren Zeiten, ohnmächtige Titanen, Weltverbesserer auf dem Papier und im Wirthshause genug gab, die zwar mit ihrem renommierenden Geschwäze mehr sich selbst, als der Welt schadeten, die aber vor ihren Verirrungen zu warnen, das Recht und die Pflicht eines menschenfreundlichen Schriftstellers war. „Daß ihr Springinsfelde Werther würdet,“ fügt der bezopfte, aber wohlmeinende Redner hinzu, „damit hat's nicht Noth, dazu habt ihr's Zeug nicht. Aber wohl könnt am guten Werther von weitem sehen, wohin's führen muß, wenn einer auch beim besten Kopf und beim edelsten Herzen immer einzeln für sich sein, immer Kräfte anstrengen, und immer dabei außerm Gleise ziehen will. Wenn dabei Kraft und Stetigkeit in der Seel' ist (ist die aber nicht

da, so ist's eitel lächerlich), und ein Unglück stemmt sich dawider, wo will da Trost oder Entschluß herkommen“, u. s. w. Er stellt es, wenn auch mit einer leisen Regung des Zweifels, die dem Eindrucke des Romans gegenüber sehr begreiflich ist, in Abrede, daß Göthe durch denselben jene maß- und fessellose Richtung habe begünstigen wollen.

Hans bewundert den von Werther verübten Selbstmord. Dagegen macht ihm der Andere besonnene Vorstellungen. Der Bemerkung des Jünglings, mit Werther'n habe es nothwendig so kommen müssen, setzt Martin Einwände entgegen, die wir unterschreiben: „Versteh mich, wenn Du Werther'n betrachtest, wie den Thon in der Hand des Töpfers, wie einen Charakter in der Hand des Dichters, so muß't's kommen. Der Autor hat freilich, mit seltener Kenntniß, alle Züge dieses schwärmerischen Charakters so zusammengesezt, mit bewundernswürdiger Feinheit alle Begebenheiten, auch die kleinsten, so eingeleitet, daß die schreckliche Katastrophe natürlich erfolgt, die uns das herbe Ach! auspressen soll. Stellst Du Dir aber Werthern vor als einen Menschen, der in der Gesellschaft lebt, so hatt' er unrecht, daß er einzeln sein, und die Menschen um sich als Fremde ansehen wollte. Er hatte, seit er an der Mutter Brust lag, die Wohlthaten der Gesellschaft genossen, er war ihr dagegen Pflichten schuldig. Sich ihnen entziehen war Undank und Laster, sie ausüben, würde Tugend und Beruhigung gewesen sein. Selbst, nachdem er schon die hoffnungslosen Todesbriefe geschrieben hatte, selbst da noch, hatt' er gedacht, daß er noch, Sohn, Bürger-Vater, Hausvater, Freund, sein könnte, sein müßte, so konnte noch Trost und Zufriedenheit, von vielen Seiten her, auf seine bedrängte Seele fließen, wenn er nicht mit einem Stöße die Thür zuwarf.“ Im Eingange dieser Stelle spricht sich Nicolai mit Anerkennung über die künstlerischen Vorzüge des Romanes aus.

Die „Freunden des jungen Werther“ sind freilich in

ästhetischer Beziehung ein nichtiges Machwerk und caricieren als poetische Erfindung sich selbst, erscheinen aber wohlgemeint und ohne alle Feindseligkeit gegen den Dichter.

Werther macht Lotte, die noch unverheirathet ist, in der Abwesenheit ihres Bräutigames den letzten Besuch. Am folgenden Tage kehrt Albert zurück. Er hat von dem Besuche gehört, und auf seine Frage gesteht Lotte „aufrichtig wie ein edles deutsches Mädchen, den ganzen Vorgang des gestrigen Abends, wie ihn Göthe in der ersten Redaction des Romanes schildert. Nachdem der Bräutigam ihr in ziemlich milden Worten über ihr Benehmen gegen Werther den Text gelesen hat, erklärt er ihr, nach reiflicher Ueberlegung gebe er alle Ansprüche an sie auf; er wolle eine zärtliche wechselseitige Liebe nicht stören, sie beide und sich selbst nicht unglücklich machen; er wolle aber ihr Freund bleiben; er und Lotte wollten wegen der Sache an ihren Vater schreiben; Werther aber solle nichts erfahren, bis Lotte Antwort erhalten habe. Sie nimmt diesen Vorschlag dankbar an und geht in ihr Zimmer, um zu schreiben. Werther setzt eine der von Albert geliehenen Pistolen vor den Kopf, drückt los und fällt zu Boden. Albert findet ihn auf dem Bette liegend, das Gesicht und das Kleid blutig, aber natürlich noch am Leben: denn Albert hat die Pistolen nur mit einer Blase voll Hühnerblut geladen. Werther und Lotte werden Mann und Frau, leben glücklich und sind zehn Monate nach ihrer Verheirathung Eltern eines Sohnes.

Die „Leiden Werther's des Mannes“ gehen dem Helden des Romanes mit starken Ausdrücken und nicht ohne Malice zu Leibe, und malen in schonungslosem Realismus das eheliche Leben der beiden Liebenden aus. Der Gedanke, daß die Leidenschaft der Liebe — die freilich nach unseren Begriffen zum Glück der Ehe nicht fehlen darf — gerade bei der großen Ueberschwänglichkeit, mit der sie im Werther auftritt, keineswegs eine sichere Bürgschaft für dieses Glück leiste, daß vielmehr

nirgends größere Enttäuschungen vorkommen, als in der Ehe, zieht sich durch Nicolai's prosaische Erfindung und Darstellung hindurch; es ist eine herbe Kritik, der die titanische Leidenschaft des Göthe'schen Helden unterworfen wird. In dieser und der nachfolgenden Erzählung will Nicolai daran erinnern, daß nicht allein von der Leidenschaft, sondern auch von den Verhältnissen und namentlich von den Charakteren der Vermählten das Glück der Ehe abhängt. Er hat einen warmen Sinn für die Poesie der Ehe, die aber viel schwerer zu erreichen und zu befestigen ist, als die Poesie der sehnsuchtsvollen Liebe, und deshalb eine Kunst der Lebensführung, nicht selten eine schwere Kunst, voraussetzt.

Also die „Leiden Werther's des Mannes“: Die Geburt des Knaben „war sehr beschwerlich gewesen, ließ empfindliche Nachwehen nach sich, die Lotten an den Rand des Grabes brachten. Werther war für Schmerz außer sich. Dies war aber nicht der selbstfüchtige Schmerz eines Menschen, der sich vernichten will, weil er unmögliches wünscht, und nicht erlangen kann, es war der gefellige Schmerz, der Mitleid zum Grunde hat, der Trost geben und empfangen will.“ Lotte war zu schwach, ihr Kind selbst zu stillen: also ward eine Amme geholt. Diese steckte mit ihren verdorbenen Säften das Kind und durch das Kind die Mutter an. Lotte wurde mit Mühe dem Tode entrissen; aber das Kind war nicht zu retten. Werther verarmte und war froh, daß ihm Albert eine Stelle verschaffte und ihm Anleitung für dieselbe gab. „Nun galt's, daß er sich nach andern bequeme, andere nicht nach ihm. Auch fand er bewährt, was er schon wußte, daß zum Lavieren Kraft gehöre wie zum Segeln und daß man oft weiter käm'. Auch sah er, was er sonst nicht wußte, daß mehr Stärke des Geistes dazu gehöre, bürgerliche unvermeidliche Verhältnisse zu ertragen, als wenn tobende endlose Leidenschaft ruft, einen gähnen Berg (ohn' Absicht) klettern, durch einen unwegsamen Wald, einen Pfad

(der zu nichts führt) durcharbeiten, durch Dorn und Hecken. Doch thats weh, dem, der mit belebender Kraft Welten um sich schaffen möchte, daß er finden sollt', er sei ein Geschöpf. Dies schnitt ins Herz, und machte gute Raune feltner.“ Er ließ in den Aufmerksamkeiten gegen seine Frau nach und erregte deren Unwillen. Aus Rache nahm sie die Schuldigungen eines Laffen an, den Nicolai beiläufig gar nicht übel charakterisiert. Endlich trennten sich die Gatten und Lotte zog zu ihrem Vater. Die beiden Liebenden waren nun trostlos; ihre Liebe dauerte fort; aber der Eigensinn hielt sie aus einander.

Kurz nach dieser Trennung — so wird in den „Freuden Werther's des Mannes“ fortgezählt — kehrt Albert von einer langen Geschäftsreise zurück. Werther klagt bei ihm in wilder Aufregung über die Falschheit seines Weibes, erhält aber eine tüchtige Lection: „Nur wieder fein mit dem Kopf durch die Wand, Werther! Als wenns nicht von Dir selbst käme! Bist'n Thor, Werther, und hast die arme Lotte auch bethört.“ Sie war ein gutes Landmädchen, lustig, fromm und häuslich. „Da liebt ich's Mädchen, und wollt sie haben, denn solche Frau brauch't ich. Drauf kamst Du, und stimmtest die Weise viel Töne höher: Da sollt's lauter innige Empfindung sein, lauter starke Anspannung, keine Einschränkung, keine Ueberlegung, wir hielten's Herzchen wie ein krankes Kind, gestatteten ihm all' seinen Willen, lebten immer in der Zukunft“, u. s. w. „Dies verschluckte das weibliche zärtliche Geschöpf begierig, und hielt sich am glücklichsten, wenns im freundlichen Wahne so hintaumeln konnte. Ja wohl, guter Werther, wär' der Wahn besser als die Wahrheit, wenn er nur nicht aufhören müßte. . . . Hohe überschweifende Empfindung, lieber Werther, steht gut im Gedicht, aber macht schlechte Haushaltung. Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben, berechnet euer Vermögen zu lieben, und haltet die güldne Mittelstraße, sonst wenn ihr's Mädchen gierig macht, so wird sie mitten im

Genüsse darben! Wer hätte Dir das vor zwei Jahren sagen dürfen, und doch ist's izt nicht anders.“ Nicolai geht hier freilich in das Extrem des gesunden, um nicht zu sagen: gemeinen Menschenverstandes und der Lebenspraxis über, hat aber im Kerne seiner Gedanken Recht, und es ist gewiß nicht unnatürlich, wenn die grenzenlose Ueberschwänglichkeit eines Romanhelden den Gegensatz einer allzu großen Nüchternheit hervorrufft. Die häufigen Citate, die Nicolai moralisierend und parodierend aus dem Göthe'schen Romane einslicht, sind gegen Werther, aber keineswegs gegen den Verfasser desselben gerichtet.

Albert reist zu Votten und hält auch ihr, wenngleich in gelinderen Worten, eine Strafpredigt. Es gelingt ihm, die Gatten mit einander zu versöhnen. Albert erhält hier dem aristokratischen Hochmuthe gegenüber, womit Werther im Romane auf ihn als einen Alltagsmenschen herniederzieht, seine Rechtfertigung. „Izt, durch kleine Uebereilungen vorsichtiger gemacht, genossen „Werther und Lotte“, in reichem Maße die Vergnügungen des häuslichen Lebens, die sich so tief empfinden, und so wenig beschreiben lassen. Wechselseitige Liebe und Zutrauen befehlte sie. . . . Er wartete seine Geschäfte ab, sie erzog ihre Kinder, und so floß ihr Leben wie ein stiller Bach dahin. . . . Durch Fleiß und Sparsamkeit wurden sie nach etwa sechszehn Jahren wohlhabend.“ Er lebt noch, „glücklich und vergnügt mit Votten und seinen acht Kindern. Erfahrung und kalte gelassene Ueberlegung hat ihn gelehrt, ferner nicht das bisschen Uebel, das das Schicksal ihm vorlegte, zu wiederkläuen, dagegen aber die Wonne, die Gott über ihn ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufzunehmen. Nachdenken über die Wege der Vorsehung, die kein blindes Schicksal, sondern Güte und Gerechtigkeit sind, hat seine ausgetrocknete Sinne wieder heiter gemacht, die überspannten Nerven abgesspannt, ihm die Fülle des Herzens zurück gegeben, die er vormals genoß.“ Er kann wieder in dem Anschauen der Natur schwelgen und sich

daran erheben. „Und was noch mehr, er geht nicht darüber zu Grunde, erliegt nicht unter der Herrlichkeit dieser Erscheinungen, denn Lotte und seine acht Kinder, die besten Gaben die ihm Gott gegeben hat, liegen neben ihm und fühlen gesellig, was er fühlt.“ —

Göthe mag mit der Philisterhaftigkeit dieses Buches ein tiefes Mitleiden gehabt haben; Nicolai war deshalb nicht im Unrechte. Indem er die Charakterschilderung des Werther aus dem ästhetischen Gesichtspunkte warm genug anerkennt, hält er dieselbe in ethischer Beziehung für gefährlich und verwerflich. Er bestreitet das Ehtmenschliche und Edle in Werther's Gemüth und Lebensanschauung nicht; er macht sogar einen, freilich sehr schwachen Versuch, diesen Kern von seiner krankhaften Umhüllung zu befreien. Aber er gibt, wenn auch nur in plumphen Worten, zu erkennen, daß die Art, wie Göthe die Verirrungen seines Werther schildert, eine bewundernde, beschönigende ist, daß der Dichter nicht mit der Freiheit des sittlichen Gefühles diesen Romanhelden aufgefaßt und dargestellt hat, daß hier, um unseren obigen Ausspruch zu wiederholen, ganz und gar die aristotelische Katharsis fehlt. Daß ein solches Buch, ganz besonders in dem Zeitalter, dem es entsprang, nachtheilige Wirkungen anrichten könne, war gewiß keine unbegründete Furcht, und es war keineswegs ein engherziges Unternehmen, zur Abwehr des Uebels, wenn auch mit schwachen literarischen Kräften, Vorkehrungen zu treffen. Niemand kann aber dem Kritiker das Recht abstreiten, bei der Prüfung eines in die Oeffentlichkeit getretenen Werkes neben dem ästhetischen auch den sittlichen und nationalpädagogischen Maßstab anzulegen. Es ist vielmehr seine Pflicht, auch in dieser Beziehung das Gold von den Schlacken zu reinigen, die Nachtheile, die aus bedenklichen Werken des Genies entspringen, möglichst zu entkräften oder in heilsame Wirkungen umzuwandeln. Wenn hierzu Nicolai einen Beitrag geliefert hat, so ist er von der Nachwelt zu ehren. Unlautere

Abichten kann ich in seiner Beleuchtung des Werther nicht entdecken, ebenso wenig für Göthe einen triftigen Grund, sich dadurch beleidigt zu fühlen. Daß er in gewissen ihm damals befeelenden Lieblingsideen von einem Ausnahmezustande des Genies durch Nicolai unfreundlich berührt wurde, ist wahr; aber es ist gut, wenn von Zeit zu Zeit einer dem Genie in Erinnerung bringt, daß wir vor dem sittlichen Gesetze, wie vor dem echten Staatsgesetze, gleich sind, daß in sittlichen Dingen niemand anders als mit dem Titel „Bürger“ anzureden ist. — Dünker sagt¹⁾ in den Studien: „Daß an einzelnen Stellen eine Persiflage Göthe's beabsichtigt sei, haben schon gleichzeitige Beurtheiler von Nicolai's Schrift bemerkt.“ Aber eine Persiflage, die nicht bössartig ist, wird niemand verwerfen wollen. Der Dichter von „Götter, Helden und Wieland“ durfte sich nicht beschweren, wenn auch ihm einige Pfeile des Spottes zugebracht wurden.²⁾

Durch das Auftreten gegen Werther's Leiden fällt auf Nicolai in unseren Augen kein Schatten, wohl aber durch die von ihm 1778 verlegte und angepriesene Uebersetzung von Johann Bunkle's Leben, durch die er, nach Wieland's eingehender und unbarmherziger Analyse zu urtheilen, sich selbst, und zwar gröblich an der öffentlichen Moral versündigt, also bei dieser Gelegenheit stark bewiesen hätte, daß er über dem Splitter in seines Nächsten Auge den Balken in seinem eigenen übersehen konnte. Wir werden auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Im Märzhefte des Deutschen Mercur 1775³⁾ sagte Wieland: die wahre Absicht jenes Schriftchens könne ebensowenig gewesen sein, die Leiden des jungen Werther lächerlich zu machen, als einen Anti-Werther darzustellen, der, als Werk des Genie's

¹⁾ Studien S. 189. — ²⁾ Vgl. noch Studien S. 190. N. 1. — ³⁾ S. 282. ff.

und Kunst betrachtet, jenem den Vorzug streitig mache. Nicolai habe, wenn sich nicht alle, die ganz unparteiisch von der Sache urtheilten, betrogen hätten, dem Publicum bloß ein kleines Digestionspülverchen geben wollen, um den Folgen der Unverdaulichkeit zuvorzukommen, die sich manche Hänse und Hänssinnen durch allzu gieriges Verschlingen der Göthe'schen Werke zugezogen haben möchten; eine Vorsorge, wofür ihm, wie der Recensent von allen Orten, Berlin ausgenommen, höre, viele vernünftige Leute Dank wüßten. Nicolai's Schriftchen sei vielmehr eine Satire auf eine gewisse Art von Lesern, als auf das mit Recht allgemein bewunderte Dichterwerk. Dieses an sich unbedeutende Urtheil des vielschreibenden Dichters mußte durch den gereizten Ton, worin er sich über Nicolai und dessen allgemeine Bibliothek aussprach,¹⁾ im Lichte der Parteilosigkeit erscheinen und stimmt auch mit Wieland's bekannter Abneigung gegen Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit vollkommen überein.

An demselben Abende, wo Göthe die „Freuden Werther's“ erhielt, dichtete er die Arie in Erwin und Elmire: „Ein Schauspiel für Götter“, u. s. w. Der Philosoph Jacobi, der dies am 22. März 1775 berichtet,²⁾ fügt die Bemerkung hinzu, es sei nicht zu sagen, wie wenig empfindlich der Dichter über Kritik sei. Dem widerspricht aber ein Brief Göthe's vom 6. März an die Gräfin Auguste von Stolberg, worin es heißt: „Ich bin das Ausgraben und Secieren meines armen Werther's so satt. Wo ich in eine Stube trete, find' ich das Berliner Hundezug; der eine schilt darauf, der andre lobt's, der dritte sagt, es gehe doch an; und so hezt mich einer, wie der andere.“³⁾ Nach seiner Mittheilung in Dichtung und Wahrheit⁴⁾ schrieb er „zur stillen und unverfänglichen Rache“ ein Spottgedicht:

¹⁾ Vgl. Dünker S. 191. — ²⁾ Auserlesener Briefwechsel I, 205. —

³⁾ Dünker S. 196. — ⁴⁾ Werke 26, 281. ff.

Nicolai auf Werther's Grabe, und einen prosaischen Dialog zwischen Lotte und Werther. Das ganz unbedeutende Spottgedicht findet man in Göthe's Gedichten, erläutert von Viehoff,¹⁾ den nichts weniger als erbitterten Dialog aus Fr. H. Jacobi's Nachlaß bei Zöpprig²⁾ abgedruckt. Kräftig abweisend sind acht Zeilen gegen Nicolai, die Göthe in Dichtung und Wahrheit³⁾ mittheilt.

Mit Unrecht aber wurde die im März 1775 erschienene Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“⁴⁾ von allen Seiten als Göthe's Werk angesehen.⁵⁾

Der Inhalt ist kurz folgender:

Prometheus (Göthe) bittet den Papagei (Buchhändler Wegand), dem lieben Publikum seinen Deukalion zu producieren, den Ursprung desselben aber geheim zu halten. Der Papagei versichert, trotz einem schweigen zu können. Aber Prometheus sagt für sich:

„Sobald er von weitem jemand kann sehen,
Thut er gleich im Vertrauen gestehen,
Der Bub wär aus der Fabrik des Prometheus,
Glich seinem Vater vom Kopf bis zum Steiß.“

Zuerst kommen die enthusiastischen Bewunderer des Werkes herein:

„Kaum war aber nach einigen Stunden
Der erst' Enthusiasmus verschwunden,
So führt der Teufel ein Bößlein her,
Das mir weit lieber im Ocean wär.
Sind ärger als Kosacken, Panduren, Kroaten,
Thun Freunden und Feinden erbärmlichen Schaden,
Bellen und beißen, daß Gott erbarm!
Den in die Waden, und jenen in Arm,

¹⁾ I, 323. — ²⁾ II, 280. ff. — ³⁾ Werke 26, 283. — ⁴⁾ Mitzgetheilt in Dünker's Studien S. 211. ff., vgl. Frankf. gel. Anz. 1775. N. 32. — ⁵⁾ Dünker S. 196. f.

Haben von je das Privilegium
 Zu schimpfen, ohne zu wissen warum.
 Doch was soll ich die Herren anführen,
 Mögen sie doch selbst paradien, —
 Thut euch aber nicht fürchten, meine Kinder,
 Sehn fürchterlich aus — ist gar nichts dahinter.“

Es folgen nun Ausfälle auf den Hauptpastor J. M. Göthe in Hamburg, Matthias Claudius, Wieland, J. G. Jacobi, Nicolai u. s. w.

Der Deutsche Mercur spricht:

„Muß meinem Alten (Wieland) was neues aufjagen,
 Sein grauer Plinius will nicht jedem behagen.
 Sieh da! Ihr Diener, Herr Prometheus,
 Seit ihrer letzten R** [Ratzer] Reis
 Sind wir ja Freunde, so viel ich weiß,
 Ist mir vergönnt den Sporn zu lassen?“¹⁾

Prometheus antwortet:

„Werd auch zur Zeit damit zu dienen wissen;
 Wie stehts um d' Fenster, die ich eingeschmissen?“

Mercur:

„Mein Herr wird sie halt machen lassen müssen;
 Waren ja überdies nur von Papier,
 Doch dies, meine Herren, gesteh ich nur hier.
 Ei steh doch! guck! das nenn ich mir Original!
 So was macht Jupiter W** [Wieland] nicht mal.“

Prometheus:

„Davor hats nun wohl gute Ruh,
 Wo nähm er dann den Zeug dazu?“

Die Ausfälle auf den Dichter Jacobi sind geistvoll, aber maliciös. Nicolai muß unter der Maske des Drang-Utangs auftreten.

Ein frischer, kecker Humor und eine kernhafte, treffende Sprache ist in diesem Werke der ungezogenen Satire nicht zu

¹⁾ Vgl. Göthe 26, 328—330. Dünker S. 196. N. 1.

verkennen. Der Stil hat Ähnlichkeit mit dem Göthe'schen, weicht aber doch wieder so davon ab, daß man heutzutage schwer begreift, wie dem Dichter die Autorschaft zugetraut werden konnte, die ohnedies wegen der angeführten Ausfälle auf Wieland und J. G. Jacobi eine Unmöglichkeit ist.¹⁾ Dennoch gieng Wieland's Meinung anfangs auf dieser falschen Fährte. Fr. H. Jacobi sprach in einem Briefe an denselben unter dem 22. März mit großer Entschiedenheit die entgegengesetzte Ueberzeugung aus.²⁾ Heinsie bemühte sich in ähnlicher Weise, ungefähr gleichzeitig, seinen Freund Gleim, der Göthe'n für den Verfasser hielt, umzustimmen. Er hatte aus guter Quelle erfahren, daß die Farce von Wagner gemacht sei. Auch fand er darin kaum Göthe's Manier in Knittelversen, geschweige seinen Geist;³⁾ ja er meinte in einem späteren Briefe, diese ganze Allegorie sei überhaupt abgeschmackt und wahrer Unsinn.⁴⁾ Boje schrieb den 10. April an Merck: „Das Stück hat mich sehr überrascht, und sehr divertiert. Ich wünschte doch, daß, wie man mir für gewiß sagen will, es Göthe nicht selbst gemacht hätte. Aber, wenn nicht er, wer kann es sonst geschrieben haben? Wenigstens möcht' ich den Verfasser kennen.“ Boje beklagte in demselben Briefe die durch den Prometheus zwischen Göthe und Claudius herbeigeführte Entfremdung und forderte Merck auf, in Gemeinschaft mit ihm das gute Vernehmen zwischen beiden Männern wiederherzustellen. „Nicolai“, meinte er, „hatt' es schon mehr verdient. Warum mischt sich der Mann in alles, was ihn nicht angeht. Das verwünschte Kunstrichteln gibt doch dem Geiste einen närrischen Bug. Ein Kritiker von so vielen Jahren ist ein eigenes Geschöpf.“⁵⁾ Herder nahm, wie aus seinem an Hamann im Mai geschriebenen Briefe hervorgeht, den Prometheus ohne

¹⁾ Vgl. Dünker S. 196. ff. — ²⁾ Auserl. Briefwechsel I, 205. —

³⁾ Vgl. Göbels Grundriß S. 665. — ⁴⁾ Dünker S. 197. — ⁵⁾ W. I, 63. f.

Bedenken als Göthe's Werk, ¹⁾ ebenso Hamann in seiner Erwiderung. ²⁾

Nicolai fand sich durch diese Schrift schwer beleidigt und glaubte, Göthe habe sich darin für die „Freuden Werther's“ an ihm rächen wollen. „Noch ein Wort, mein bester Freund, wegen des Herrn Göthe“, schrieb er den 13. April an Höpfner. „Wie hat der Mann die Freuden so übel nehmen können? Habe ich seinen großen Talenten als Schriftsteller nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen? Darf ich meine Meinung nicht über eine wichtige moralische Frage sagen? Oder ist das Wohl der Gesellschaft gar nichts werth? Und da Herr Göthe sich alles, auch mit der größten Unanständigkeit gegen Andre erlaubt, darf ein Anderer seine Werke gar nicht beurtheilen? Wer das Faustrecht einführen will, soll wohl überlegen, daß darin nicht allein Ausschlagen, sondern auch Widerschlagen gilt. Ich bedaure die Leute herzlich, die soviel von Kraft und Selbstständigkeit plaudern und bei dem geringsten Widerspruche aus der Haut fahren wollen. Bei ihnen müssen beständig ihre Principien mit ihrem bürgerlichen Leben in Collision kommen und sie unmuthig machen. — Wenn Herr Göthe den Prometheus nicht gemacht hat, so soll er mir seinen Mann stellen. Denn ich kenne kaum noch Einen, der mit so vieler drollichten Laune Knittelverse machen kann. Das Dingelchen hat mich übrigens nicht einen Augenblick verdrießlich gemacht. Was mich angeht, hat mich gar nicht verdrossen. Denn Einen einen Affen zu schelten, kostete weder viel Wiß, noch kann sonderlich beleidigen. Aber die impertinenten Stellen wider Wieland haben mich verdrossen ganz unparteiischer Weise, selbst nachdem ich den Mercur vom März dieses Jahrs gelesen hatte.“ ³⁾ Am 6. Mai schrieb Nicolai an Merc: „Zwar ist, wie jedermann sagt, Herr

¹⁾ Dünker S. 197. f. Bgl S. 222. — ²⁾ S. 198. — ³⁾ W. III, 115. f.

Göthe sehr ungehalten. Aber er ist es wirklich ohne Ursach. Ich griff nicht Ihn an, denn ich glaube nicht, daß Er Willens ist, die Bande der menschlichen Gesellschaft aufzulösen. Aber einen Haufen Leser mancherlei Art, die aus Stellen, die Er im Charakter des schwärmerischen Werther's geschrieben hatte, Axiome und Lebensregeln machen wollten, habe ich erinnern wollen, daß Selbstmord aus Uebereilung und Trugschlüssen entstehe, und nicht Edelthat sei. So viel ich absehen kann, habe ich dadurch Herrn Göthe nichts zu nahe gethan. Ich habe überdies seinen Talenten nicht in dem kindischen Trompetenton, mit dem ihn die Zeitungschreiber ausposaunen, aber in dem Ton eines vernünftigen Mannes, der sein Genie schätzt und sein Wort tief empfunden hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß ich mich anständig gegen Herrn Göthe aufgeführt, darf ich mir zwar wohl nicht zum Verdienste rechnen. Denn Er scheint festgesetzt zu haben, daß Anständigkeit wo nicht lächerlich, doch gleichgiltig sei. Doch denkt er dabei vielleicht nur auf das, was Er gegen Andere thut, nicht was Andere gegen ihn thun können.“ Ueber den Prometheus: „Ich bin dadurch nicht einen Augenblick unmuthig geworden. Würfte auch nicht, warum, da mich nichts trifft. Ich habe über einige drollichte Einfälle herzlich gelacht, und über manches Stolze und Platte die Achseln gezuckt. Ich kann also auf alle Weise über diese Materie alles anhören und mit ruhigem Gemüthe tragen.“ Nicolai wiederholt seine Bitte um eine Recension, die Merck, und zwar bald, sowohl über die Leiden, als über die Freuden Werther's für die allgemeine deutsche Bibliothek liefern soll. Er traut ihm Geschmeidigkeit und auch Wahrheitsliebe genug zu, um den rechten Ton für dieses Journal zu treffen und keinen seiner Freunde zu compromittieren.¹⁾ Merck erhielt die nicht leichte, nicht unbedenkliche Aufgabe eines Schiedsrichters zwischen unveröhnlichen

¹⁾ W. I, 65. ff. III, 119. ff.

Geistesantipoden, die beide seine Freunde waren, von denen der eine dem ganzen Zeitalter imponierte. Merck hatte hierbei gewissermaßen die Ansprüche von zwei sich entgegengesetzten Gesinnungs- und Lebensrichtungen dieses Zeitalters auf die Waagschale zu legen. Er entsprach der vornehmen Stellung, die ihm angewiesen wurde, mit Scharfsinn, mit Rechtlichkeit und Unabhängigkeit.

Seine Recension der beiden Werther erschien in der allgemeinen deutschen Bibliothek desselben Jahres.¹⁾ Sie ist im Wesentlichen sehr treffend, und wir rücken sie hier als ein denkwürdiges Blatt aus der Literaturgeschichte vollständig ein:

„Da das Publicum über den Werth dieses Werks des Herrn Dr. Göthe so einstimmig seine Partei genommen hat, so würde unsere Anzeige und Kritik hier viel zu spät kommen. Das innige Gefühl, das über alle seine Compositionen ausgebreitet ist, die lebendige Gegenwart, womit die Kunst seiner Darstellung begleitet ist, das bis in allen Theilen gefühlte Detail mit der seltensten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einen seiner Materie allzeit mächtigen Schriftsteller. Inwiefern er die Wahrheit der Geschichte des jungen Werthers beibehalten, oder was er aus seinem Horn des Ueberflusses hinzugehan habe, überlassen wir den jetzigen und künftigen Berichtigern, Verfälschern und Nachstopplern dieser Geschichte auszumachen. Wer da weiß, was Composition ist, der wird leicht begreifen, daß keine Begebenheit in der Welt mit allen ihren Umständen wie sie geschehen ist, je ein dramatischer Vorwurf sein kann, sondern daß die Hand des Künstlers wenigstens eine andere Haltung darüber verbreiten muß. Viel Locales und Individuelles scheint indessen durch das ganze Werk hindurch, allein das innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint,

¹⁾ Bd. XXVI, S. 103. ff.

hat über alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht. Er sei und bleibe allen angehenden Dichtern ein Beispiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den geringsten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahrer Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen festen Punkt erblickt habe, es sei nun außer uns, oder in uns. Wer nicht epischen und dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häuslichen Lebens erblickt, und das Darzustellende davon nicht auf sein Blatt zu fassen weiß, der wage sich nicht in die ferne Dämmerung einer idealischen Welt, wo ihm die Schatten von nie gekannten Helden, Rittern, Feen und Königen nur von weitem vorzittern. Ist es ein Mann, und hat sich seine eigene Denkart gebildet, so mag er uns die bei gewissen Gelegenheiten in seiner Seele angefachten Funken von Gefühl und Urtheilskraft, durch seine Werke durch, wie helle Inschrift vorleuchten lassen, hat er aber nichts dergleichen aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrungen aufzutischen, so verschone er uns mit den Schaubrotten seiner Maximen und Gemeinplätze.

Der Verfasser hat seinen Helden wahrscheinlichweise zum Theil mit seinen eigenen Geistesgaben dotiert. Aus dieser Fülle des Gefühls, vereinbart mit dem natürlichen Trübsinn, der Werthern von Jugend auf bezeichnete, entsteht das interessanteste Geschöpf, dessen Fall alle Herzen hinreißt. Die Jugend gefällt sich in diesem sympathetischen Schmerz, vergift über dem Leben der Fiction, daß es nur poetische Wahrheit ist, und verschlingt alle im Gefühl ausgestoßne Sätze als Dogma. Der Selbstmord ist seit Rousseau's Heloise vielleicht nie so sehr auf der guten Seite gezeigt worden, daher kann allerdings eine solche Lectüre für ein Herz bedenklich werden, das den Samen und den Drang zu einer ähnlichen That schon lange mit sich herumträgt.

Der Verfasser der Freuden des jungen Werthers hat die Absicht gehabt, bei jungen unerfahrenen Leuten dieser Denkart

durch eine entgegengesetzte Lectüre Einhalt zu thun. Diese kleine Schrift soll keinesweges eine Parodie der Leiden des jungen Werthers sein, sondern eine Satire auf die Hirngespinnste unserer jungen Herrn, Don Quixoten aus den Zeiten des Faustrechts, die da immer mit Genie, Kraft und That um sich werfen, sich der bürgerlichen Ordnung nicht fügen, und mit ihren winzigen Seelen in und außer dieser Ordnung doch nichts kluges beginnen würden. Für sie, heißt es (in dem den Freuden vorgesezten Gespräche) mit Recht, hat der Verfasser die Leiden des jungen Werthers nicht geschrieben.

Wer den Verfasser der Freuden des jungen Werthers näher kennt und weiß, daß er alle Geistesgaben, in welcher Form sie erscheinen, zu verehren pflegt, der wird ihm nie Schuld geben, daß er einen Luststreich gegen die allgemein anerkannten poetischen Verdienste des Verfassers der Leiden des jungen Werthers habe wagen wollen, er selbst gibt auch gleich im Anfange des Gesprächs genugsam zu erkennen, wie hoch er den Werth dieses Werkes schätze. — Da so viele Leute nichts an einem Autor sehen als seine Manier, so hat er die Nachahmungssucht in dem Gebrauch des besondern Dialects, die insbesondere in den Frankfurter gelehrten Zeitungen auf die ungereimteste Art sichtbar wird, durch den Vortrag seiner Erzählung, hervorzuziehen und lächerlich zu machen gesucht. Wit und Laune, die diesen Verfasser allzeit bezeichnen, werden alle Kenner, besonders in dem Gespräche mit Vergnügen bemerkt haben.“

Unmittelbar auf diese Kritik läßt Nicolai selbst einige Bemerkungen über vier den Werther betreffende Schriften folgen; ¹⁾ zunächst über eine Broschüre Chr. Aug. Bertram's, ²⁾ woraus er folgende Stelle hervorhebt: „Werther's Selbstmord ist keine

¹⁾ S. 105. ff. Bgl. B. I, 76. Dünker S. 192. N. 1. — ²⁾ Bgl. Dünker S. 193. f.

übereilte rasche That; mit der besten Ueberzeugung, mit der möglichsten Entschlossenheit that er diesen Schritt. Fast möchte ich sagen aus Tugend, mit Ueberlegung und Abwägung seines irdischen Glücks, gegen das, was er nach diesem Leben zu erwarten habe. . . . Ist es nicht lächerlich: der Mensch soll das zernichten, woraus er bestehet, er soll Leidenschaften dämpfen, entsagen, ausrotten, die der in ihm erschaffen hat, der seine Seele und seinen Körper schuf." Man sieht, wie nothwendig es war, daß eine scharfe, rücksichtslose Kritik die wildwuchernden verkehrten Begriffe auszujäten suchte, die aus der Saat des Göthe'schen Romans hervorgegangen waren. Die von Nicolai erwähnten Gespräche des Unteroffiziers Riebe über den Werther excerptiert Dünker.¹⁾ Zu manchen Gedanken dieses „Mendelssohn'schen Unteroffiziers“ bekennen wir uns unverhohlen. Dagegen fertigt Nicolai die gegen Göthe und seinen Roman gerichteten erbärmlichen „Briefe an eine Freundin über die Leiden des jungen Werthers“ von Joh. Aug. Schlettwein²⁾ in gebührender Weise ab. Ebenso züchtigt er des Hauptpastors Göge „Kurze, aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers, über eine Recension derselben und über verschiedene nachhererfolgte dazu gehörigen Aufsätze“, die zuerst in Ziegler's „schwarzer Zeitung“ erschienen.³⁾ Diese vier kleinen Recensionen Nicolai's machen den Eindruck der Unbefangenheit und Unparteilichkeit.

Merck begleitete die von uns mitgetheilte Recension mit einem Briefe vom 6. Mai,⁴⁾ worin er mittheilte, Göthe habe in Folge eines in Frankfurt über die Freuden Werthers ausgebrochenen unvermutheten Kriegsfeuers sogar gegen ihn als Herzensfreund auf Ehre und Treue geleugnet, der Verfasser des Prometheus zu sein. „Aus einer gedruckten Erklärung“, fügt

¹⁾ S. 192. f. — ²⁾ Vgl. Dünker S. 200. f. — ³⁾ Vgl. Dünker S. 198. — ⁴⁾ B. III, 116. ff.

Merck hinzu, „werden Sie gesehen haben, daß ein gewisser Wagner der Verfasser davon ist, ob ichs gleich nicht glaube.“ Ueber die Freuden Werthers bemerkt hier der Kritiker: „Mir, und allen Leuten, die unparteiisch dachten, schien Ihre kleine Schrift ein wohlgerathenes Gegengift gegen alle das Gewäsch der unmündigen und kraftlosen Seelen, die That und Entschliebung ewig auf der Zunge tragen, und doch dem geringsten Streich auf ihrem Schneckenwege nicht entgegenzukriechen vermögen. Das Gefumse der Buben und das Gewimmere der Mädchen hatte lange genug gedauert, daß man endlich aus Ungeduld ein wenig Stillschweigen gebieten konnte.“ Vor Göthe äußert sich Merck wegen seiner Recension doch besorgt: „Haben Sie nöthig, irgend jeko wegen geänderter Umstände, anders von beiden in Ihrer Bibl. öffentl. reden zu lassen, so unterdrücken Sie meine Recension, und es geschieht mir dadurch ein wahrer Gefallen, weil mich Göthe gewiß erkennt, und in seiner eigenen Sache so blind ist, daß ihn auch das kälteste seinem Gegner gegebene Lob aufbringen kann. Ein Genie ist einmal ein böser Nachbar, und ich möchte, wie Sie leicht einsehen, es mit ihm nicht gerne verderben.“

In der allgemeinen deutschen Bibliothek¹⁾ recensirte Nicolai,²⁾ neben drei bekannten Farcen Göthe's, auch den Prometheus. Er sprach sich hier mit Erbitterung und in sehr derben Worten über den unanständigen Ton aus, den Göthe angegeben habe, und fügte dann über die Autorschaft jener fatalen Satire die Bemerkung bei: „Den Prometheus hat Herr Göthe öffentlich von sich abgelehnt, und berichtet, daß einer, Namens Heinrich Leopold Wagner der Verfasser sei, der sich ihm entdeckt habe. Dieser Bericht des Herrn Göthe kam zu rechter Zeit, um seine Ehre zu retten. Denn, neben der unverschämten Discantanz, der karrenschiebermäßigen Grobheit,

¹⁾ XXVI, 1, 202. ff. — ²⁾ Vgl. W. I, 75. f. Dünker S. 198.

mit welcher verschiedene Gelehrte, die über die Leiden des jungen Werthers öffentlich ihre Meinung gesagt haben, in diesem Pasquille angefnarcht werden, ist doch darin eine eigenthümliche Kraft, und eine trotzige Unbekümmerniß, die man gar wohl Herrn Göthe zutrauen, hingegen dem H. L. Wagner, der durch nichts, als durch gewisse sehr elende confiscable Erzählungen bekannt ist, gar nicht hätte zutrauen sollen. Es ist uns daher, um Herrn Göthe's Ehre willen, wirklich lieb, daß er durch seine öffentliche Erklärung es außer Zweifel gesetzt hat, daß Er wenigstens der Verfasser des Prometheus nicht ist. Ob Wagner oder ein anderer der Verfasser sei, steht indessen doch noch dahin."

Die Erklärung, die Göthe auf ein Blättchen drucken ließ, lautet: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's wie meinen Freunden, und dem Publico ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille kennen zu lernen.“¹⁾

Die Autorschaft Wagner's ist nicht zu bezweifeln.²⁾ —

In jener Nicolai'schen Recension werden auch³⁾ „Pä-tus und Arria, eine Künstler-Romanze. Und Lotte bei Werthers Grabe; eine Elegie. Leipzig und Wahlheim 1775“ besprochen.⁴⁾ Beide Dichtungen führt Karl

¹⁾ Kiemer II, 637. Vgl. Dünker S. 196. N. 1. — ²⁾ Vgl. Dünker S. 196. ff., namentlich S. 199. B. II, 286. f. III, 117. N. *. Göthe 26, 253. f. 331. ff. — ³⁾ S. 207—209. — ⁴⁾ Die Elegie steht schon im Junihefte des Deutschen Mercur von 1775, S. 193. ff., ohne Namen oder Chiffer. Die Romanze erschien auch in einem Einzelabdrucke zu Frei-

Wagner¹⁾ in der Vorrede zu den Briefen an Merck unter dessen im Drucke besonders erschienenen Schriften an. Die Romanze macht sich über den durch Werthers Leiden ausgebrochenen Kampf lustig und faßt daran mit einer gewissen Behaglichkeit nur die komische Seite auf. Ihre nicht bössartigen Hiebe fallen auf die ungünstigen Recensionen, die Werther aus dem ethischen Gesichtspunkte erfahren hat, und auf die Besorgnisse, die er der Obrigkeit und der Gesellschaft einflößt. Mit heiterem Uebermuth schlägt sich der Verfasser auf die Seite des Genies. Auch die Freuden des jungen Werthers bekommen ihr Theil. Merck, wenn er wirklich diese Romanze gedichtet hat, erscheint in ihr als Schalk, dem ein literarisches Durcheinander Spaß macht, und der es allenfalls mit ansührt. Nicolai beurtheilt in der angeführten Recension die Romanze sehr freundlich und ohne sich verletzt zu fühlen. „Der Verfasser ist nicht bekannt,“ sagt er, „sie würde aber auch Herrn Göthe keine Schande machen.“ Wir können den glatten, witzigen Versen keinen poetischen Werth beilegen. Die Elegie: „Lotte bei Werthers Grabe“ wurde mit einigen Veränderungen zum Volksliede. Sie ist mit lyrischer Tiefe, wie aus einem Wertherartig blutenden Herzen herausgedichtet. Ihre Sprache ist musikalisch vollendet, durchaus innerlich. Ich weiß nicht, ob Merck jemals fähig war, so überschwänglich und zugleich so unmittelbar zu dichten.²⁾ Nicolai findet³⁾ die Elegie „etwas wortreich, und phrasenreich“, und meint, sie sei schwerlich von dem Verfasser der Romanze. An Beweisen, daß beide Gedichte von Merck herrühren, fehlt es. —

stadt am Bodensee 1775. (Dünker S. 194. N. 1.) Beide Gedichte sind bei Dünker S. 249. ff. abgedruckt. — ¹⁾ I, XXXIV. — ²⁾ Einen ähnlichen Ton, wie „Lotte bei Werther's Grabe“, hat das sehr empfindsame, in schönen Versen geschriebene Gedicht „Werther an Lotten . . . von einem Ungenannten“ im Augusthefte des Deutschen Mercur 1775. S. 97. f. — ³⁾ S. 209.

Gegen Göthe als vermeintlichen Verfasser des Prometheus erschien, ohne Angabe des Verfassers, Verlegers und Druckortes, im August 1775 die Farce: Menschen, Thiere und Göthe.¹⁾

Prometheus (Göthe) wünscht seine dummen Lobhübler zum Teufel. Hanswurst erbietet sich, ihm hierbei mit seiner Peitsche, die der Doctor manchmal selbst mit Ehren geschwungen habe, dienstlich zu sein. Gans, Kabe, Hund, Esel und Frosch treten nach einander auf und bringen den Dichter durch ihr Lob zur Verzweiflung. Der Hanswurst räth ihm, wegzugehen und zu lachen, da es doch verlorene Mühe sein würde, den Narren Verstand beizubringen. Dies leuchtet dem Doctor ein. Als er aber den Pygmalion (Nicolai) kommen sieht, der ihm seinen Buben Deukalion (Werther) gescholten hat, geräth er aus der Fassung und läßt es all das „liebe Vieh“ entgelten. Pygmalion striegelt, kämmt und reinigt den Buben, bis er ihn aus einem wilden Thiere in ein menschliches Wesen umgeschaffen hat. Der Hanswurst flößt dem Pygmalion Respect ein. Esel und Gans werden umgestimmt. Prometheus, über die Entstellung seines Opus wüthend, fordert den Hanswurst auf, den Kerl an den Galgen zu jagen. Aber der Hanswurst entgegnet:

„Bitt euch, Herr Doktor, wollt reflectiren;
 Ich meins Theils wollt lieber Hunger frepiren,
 Als meine Peitsche an dem Mann probiren.
 Mein Peitsch macht nur die Narren gescheid,
 Und leut nit, die Klüger sind, als wir beyd.
 Wollt ihrs mal selber wagen,
 So steht euch zu Dienst Jack, Hosen und Kragen;
 Aber ich thus, mein Seel nit, nein.“

Hierauf Prometheus:

„Thust's nit? — so will ich trann selber Hanswurst seyn,
 Reib nun d' Augen aus lieb's Publikum;

¹⁾ Dünker S. 203. 283. ff.

So siehst mal wer dich fährt an der Nas rum.
 Is wahrlich ein blutige Schand und Spott,
 Is weder'n halb noch en ganz Gott,
 Is Hanswurf im Doctorhut,
 Der dich so narren thut.

Tritt nun in der neuen Klüftung hervor,
 Hebt seinen Arm hoch empor,
 Zerstreut ohne Müß des dummen Viehs Chor,
 Glaubt, daß der Sieg schon gewonnen wär;
 Will nun fallen über Pygmalion her.
 Steht erst, wie versteinert ganz,
 Nimmt aus Ehrfurcht zwischen die Beine den Schwanz,
 Tritt anderthalb Schritte zurück;
 Schlägt endlich — kraak — die Paitzsch in fünf Stük,
 Thut nun, als wär er beseffen und toll.
 Der Mann aber lacht sich die Haut voll;
 Geht fort und klatscht in beyd' Hände.
 Und so nimmt die Komödie ein Ende."

Der „Epilogus an den Herrn Doctor“ ist in einem groben, steifhaften Tone, aber im kernhaften Stil der Satire gehalten und in sprachlicher Beziehung der hervorragendste Theil des Ganzen, dem es an Wiß nicht fehlt, das aber doch hinter dem Prometheus zurückbleibt.

Wasser, viel Wasser auf die Mühle des beleidigten Nicolai war das Stück allerdings; er betheuerte aber Höpfner'n¹⁾ als ein ehrlicher Mann, zu demselben nicht die geringste Veranlassung gegeben und es nicht eher als im Drucke gesehen zu haben, und schrieb (den 8. October) an Merck:²⁾ „Ich versichere Sie . . . bei meiner Ehre, die ich nicht leichtsinnig verpfände, daß ich den Verfasser nicht kenne, daß ich es, auf keine Weise, nur wissend, veranlaßt habe, daß ich noch nicht weiß, was den Verfasser mag dazu veranlaßt haben, der mir ganz unbekannt ist.“

¹⁾ B. III, 129. — ²⁾ B. I, 76.

In demselben Briefe schrieb Nicolai von Göthe: „Man meldet mir Wunderdinge von seinem Zorn wider mich, die, wenn sie wahr sind, mich nicht zu gleichem Zorne, aber vielmehr zu wahren Mitleiden bewegen würden; denn ich habe von meiner ersten Jugend an keine Ader davon empfunden, Groll über ein Urtheil, das von mir gefällt wird, zu schöpfen.“¹⁾ In einem späteren Briefe an Merck (28. December) setzte Nicolai seine Beschwerden fort: „Man meldet mir glaubwürdig, welche sehr ungezogene Reden Herr Göthe in Frankfurt gegen mich ausgestoßen hat, der ich ihn nie beleidigt, sondern mich nur des Rechts bedient habe, das jeder Schriftsteller hat, zu schreiben, was ihm gut dünkt, und dabei die größte Hochachtung für Herrn G. Talente bezeugt habe. Man meldet mir ebenso glaubwürdig, Göthe habe den D. Jung zu der Herausgabe des erbärmlichen Dinges „Die Schleuder des Hirtenknaben“ aufgemuntert, und, da er Schimpfworte austreichen wollen, die Worte gesagt: „Er wolle ihn in Schutz nehmen, wenn er angegriffen würde.“ Risum teneatis! Ich habe einen Brief in Händen gehabt, worin ein namentliches Pasquill auf mich: „Drang Outang, von einem vertrauten Freunde des Herrn G.“, einem Buchhändler zum Verlage angeboten wird. Eben dies Ding wird schon in den Hamburger neuen Zeitungen, No. 204, im voraus angekündigt. Ich schreibe Ihnen dieses, mein bester Freund, damit Sie es wissen, und es allenfalls durch Sie auch Herr Göthe wisse, daß ich von all den kleinen Menäen, die ihm wahrhafte Schande machen, unterrichtet bin, und daß ich sie verachte. Ich leide dabei freilich, aber nicht meinetwegen, sondern, weil es mir wehe thut, daß ich einen Mann, den ich so gern hochschätzen möchte, verachten muß. Uebrigens werde ich allemal geradezu gehen, wie ich bisher gethan habe. Ich halte mich zu gut, einen solchen Streit zu führen, und meine Zeit

¹⁾ B. I, 77. f.

ist zu gut, sie daran zu wenden, daher schweige ich, so lange es möglich ist. Wenn es aber Herrn G. einfallen sollte, mit mir zu spielen, wie die Kage mit der Maus spielt, oder, wie er mit Wieland gespielt hat, und noch spielt, so dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publicum sehr bald mit ihm fertig werden wollte [!!!]. Unbändige Eitelkeit hat die ganze Welt wider Wielanden aufgebracht. Hui! Daß es Götzen nicht auch so gehet! Und wie leicht kann er denn zurücksteigen, Erwin und Stella sind schon Stufen hernieder, nicht herauf! . . . Es thut mir wehe, daß ein so treffliches Genie, aus Eigensinn, Eitelkeit und Seltsamkeitsbegierde seine großen Talente nicht braucht, und mißbraucht. Die Beleidigungen gegen mich rechne ich an sich wenig, denn sie schaden mir nicht.“¹⁾

Merck antwortete am 19. Januar 1776:

„Mir thuts leid, daß Sie von einem meiner Freunde gekränkt werden und daß dies durch die niederträchtigen Hände von Zuträgern und Anekdotensammlern geschieht. Haben Sie denn nicht schon längst den Menschen verachtet, der so etwas fähig ist? Entweder ist es Schadenfreude, oder Willen, Götzen zu schaden — Freundschaft kann es nicht sein, die Märchen und Tischreden zuträgt. Was wird von dem sonderbaren Menschen nicht alles erzählt! Wär' Er Ich, so hätt' ich ihm längst die Imputation gemacht, so aber kann ich von ihm auch gegen mich nichts anderes sagen als: dies thut wohl, und jenes weh. Er folgt ganz seiner Laune, unbekümmert über die Folge ihrer Moralität, allein was er auch über Sie gesprochen und geschrieben haben mag, so ist's nichts als faunischer Muthwillen. — Zu rachsüchtigen Absichten, deren Ausgang Pasquillen und Trätschereien wären, dazu hat er erstlich nicht die Seele, und zweitens nicht die Zeit, weil sein Kopf voll immer neuer

¹⁾ W. I, 80. f.

Träumereien schwirbelt. Von dem neuen Pasquill hab' ich nirgends kein Wort gehört, und kann auf meine Ehre versichern, daß ich nichts davon weiß. Ein Buch ließ sich von all dem Thörichten und Bösen schreiben, was seine Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimnisse anvertraut haben, die wenn sie wahr wären, ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei erklärten; wovon aber Gottlob kein Jota wahr ist. Ich habe mich (ich will es denn einmal gestehen) für Sie, weil ich Sie kenne, gegen andre die im Irrthum waren, oft heiser gepredigt, und am Ende nichts als Undank verdient. Ich mag nun für Göthe die Vitanei nicht wieder anfangen, allein das muß ich Ihnen doch aufrichtig versichern, daß er mit Wieland nicht spielt, daß er vielen Muthwillens, aber keiner Duplicität fähig ist, und daß wenn Sie mit ihm auf einige Abende nur so nahe wie Wieland zusammengeperrt würden, Sie einander ebenso lieb gewinnen würden, wie zwei Eheleute, die sich scheiden wollten, die aber der kluge Amtmann zum Schlafengehen mit einander beredet hat. Darf ich Sie im Namen Ihres Freundes Eberhard und aller, die Sie lieb haben, bitten, so erneuern Sie niemals öffentlich die Fehde in der Bibliothek. Derjenige der schweigt, hat nach aller Erfahrung in den Augen des Publicums nie Unrecht, aber sehr oft derjenige, der zwar mit Nachdruck, allein als beleidigter Theil redet. Alles was diesen Menschen angeht, lassen Sie lieber durch Andre recensieren, und man wird's Ihnen als eine herrliche Großmuth zu gut schreiben. Ich will nun einmal zwischen Euch allen den Abbé de St. Pierre nicht machen, aber das ist gewiß, daß Ihr alle so viel ich Euch kenne, jeder in seiner Art rechtschaffene und würdige Leute seid, Ihr mögt auch Schwefel und Feuer einer auf den andern regnen lassen. Das Beste ist, daß ich an dem Herzen niemals bei einem wahren Kopfe habe zweifeln dürfen. Eure Irrungen liegen alle im Kopf, und die mag eben der, der alle Farbenbrechungen in Einen Lichtstrahl

zu ordnen weiß, zum Besten der Welt leiten. Es wird aber die Natur ewig bunt spielen. Amen! und zwar von Rechtswegen.“ „Wenn Sie wüßten,“ fügt Merk über Göthe bei, „wie ich oft mit ihm über *Rationem artis* disputiere, und Sie sähen den Burschen im Schlafrock und Nachtwams der Bonhommie, er würde Ihnen gefallen.“ Nachdem er sich mit Begeisterung über den *Faust*, aber wegwerfend über *Stella* und *Clavigo* ausgesprochen, sagt er behutsam: „Dies alles, was ihn angeht, *sub rosa*.“¹⁾

Der Brief macht einen wohlthuenden Eindruck. Wir sehen den Kritiker mit einer völligen Unbefangenheit zwischen seinen beiden Freunden, die in einem erbitterten Kampfe mit einander begriffen sind, in der Mitte stehen und weder an dem einen noch dem anderen irre werden. Von Göthe spricht er mit Bewunderung und Liebe, dabei nicht ganz ohne Furcht. Es geht aus seinen Andeutungen hervor, daß der Dichter dem kritischen Rathe des Freundes gerne folgen mochte, wegen seiner Handlungsweise aber sich nichts von ihm sagen ließ und hierin überhaupt nur seinen Eingebungen, Stimmungen und Launen gehorchte.

Die Selbständigkeit Merk's in dem Verhältnisse zwischen Göthe und Nicolai erkennen wir auch aus seinem Briefe an den Letzteren vom 3. November 1777, worin es heißt: „So sehr ich mit Göthe zusammenhänge, so hab' ich nie mein Urtheil über Sie ein einzigmal geändert, sowie ichs von Göthe nie gegen Sie ändern werde.“²⁾

Die Vereiztheit zwischen beiden Kämpfern dauerte übrigens fort: Höpffner, der dem Urtheile der Bibliothek über Göthe und Genossen Beifall schenkte,³⁾ veranlaßte seinen Freund Nicolai durch eine Aeußerung zu folgender Briefstelle vom 22. December 1788: „Sie sagen, daß Göthe mein Todfeind ist, wüßte

1) B. III, 131—134. — 2) B. III, 151. — 3) B. III, 140.

ich schon lange. Wahrhaftig neu! Dies ist mir etwas ganz Neues! Warum sollte er mein Feind sein? Wegen der Freuden Werthers? Es thäte mir leid, wenn ein Mann von Talenten so klein denken könnte.“¹⁾

Höpfner scheint, nicht ohne damalige Abneigung gegen den Dichter, sich ohne Noth in diese Gesechte eingemischt zu haben. „Ich danke Ihnen auch“, schreibt ihm Nicolai den 6. Mai 1779, „für die kleine Nachricht von Herrn Göthes Gesinnung gegen mich. Ich bedaure einen Mann, der sich stark dünkt, und doch so empfindlich ist. Ich verehere seine Talente herzlich, und wenn er mich besser kennen lernt, wird er mich auch wohl nicht mehr hassen und anfeinden.“²⁾ —

Wir schließen hier die Acten des berühmten Streites, der einen bedeutsamen Gegensatz ästhetisch-sittlicher Anschauungen zur Sprache brachte, wenn auch nicht durchführte und erledigte. —

Man wird an Merck erinnert, wenn Göthe in „Dichtung und Wahrheit“ von seinem Clavigo sagt: „Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollt' ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motivieren.“ Ueber die Aufnahme, die das Stück bei seinem kritischen Mentor fand, äußert sich Göthe — nach einer Reihe von Jahren — empfindlich und heftet ihm dabei wieder den Namen Mephistopheles auf: „Mephistopheles Merck aber that mir zum erstenmal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die andern auch. Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht alles über alle Begriffe hinausgehen die man nun einmal gefaßt hat;

¹⁾ B. III, 161. — ²⁾ B. III, 162.

es ist auch gut, wenn manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Duzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre; so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direction, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre.“¹⁾ Merk wurde (1776) durch eine tadelnde Bemerkung Nicolai's²⁾ veranlaßt, sich über die Stella und gelegentlich auch über den Clavigo zu äußern: „Sobald Sie die Stella als Charakterstück betrachten, haben Sie vollkommen Recht. Mir ist sie Nichts als Anlage von Situationen und gelungenen Situationen, wenigstens auf den Theater-Brettern, wo man durch den Schimmer des Détail nicht Zeit hat wahrzunehmen, daß das Grün des Hains Wasserfarbe und das Sonnenlicht Talg ist. Die am Ende angebrachte Inscription der griechischen Historie ist Einer von seinen großen Marktschreierstreichern, womit er den Klugen einen Wink gibt, was er von der ganzen Fresco-Arbeit menschlicher Geschichte, die man Drama nennt, eigentlich selbst hält. . . . Die Stella wie Clavigo sind aufrichtig Nichts weiter als Nebenstunden.“ Etwas mephistophelisch-querblickend ist die folgende Bemerkung: „Bitten Sie Hrn. Mylius, daß er mir von der Stella einige Exemplare beilegt. Einige Weib-leins und große Herrn warten mit Schmerzen darauf, und dieser Creaturen muß man sich erbarmen.“³⁾ Voll Bewunderung schreibt der Kritiker über Göthe's Faust, von dem bereits im J. 1775 ein bedeutender Theil vorhanden gewesen sein muß,⁴⁾ in demselben Briefe: „Sein Faust ist aber ein Werk, das mit der größten Treue der Natur abgestohlen ist. . . . Ich erstaune, so oft ich Ein neu Stück zu Fausten zu sehn bekomme, wie der Kerl zusehend's wächst, und Dinge macht, die ohne den

¹⁾ Göthe 26, 350. f. — ²⁾ W. I, 79. f. — ³⁾ Vgl. W. II, 61. f. —

⁴⁾ W. II, 53—55.

großen Glauben an sich selbst, und den damit verbundenen Muthwillen ohnmöglich wären.“¹⁾ — Wir schieben hier aus dem Deutschen Mercur des J. 1777²⁾ einige Worte der Anerkennung ein, mit welchen Merck in seinem vortrefflichen Aufsätze über die Landschaftsmalerei seines Freundes gedenkt: „Für's erste gehört“ zu dieser Kunst „wohl eigentlich das große poetische Gefühl“, „alles was unter der Sonne liegt, merkwürdig zu finden, und das geringste, was uns umgibt, zu einem Epos zu bilden. Dieß Hängen am Alltäglichen, am Unbedeutenden, wie's so viele Leute nennen, das Bemerken, was so viele andere mit Füßen treten, die botanische Jagd, wo so alle nur Gras sehen, und das Auffassen desselben — was den Charakter von Ihres Freundes Göthe Schriften und Denkart ausmacht — das ist wohl die erste und distinctive Grundlage des Landschafters.“ — Beiläufig sei hier erwähnt, daß Göthe's Mutter in einem Briefe des J. 1783 den Kritiker wiederholt bittet, ihr die Iphigenie zu schicken.³⁾ Leider ist uns kein Ausspruch Merck's über dieses Drama bekannt. —

In die Wertherzeit fällt auch Göthe's und Merck's Bekanntschaft mit Lavater.

Derselbe kündigte im Anfange des Juni 1774 seinen Besuch in Frankfurt an und rief dadurch die größte Bewegung im Publicum hervor. Er kam gegen Ende des Monates und blieb fünf Tage. „Unser erstes Begegnen“, sagt Göthe, „war herzlich; wir umarmten uns auf's freundlichste, und ich fand ihn gleich wie mir ihn so manche Bilder schon überliefert hatten. Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehn hat und nicht wieder sehn wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir. Er hingegen verrieth im ersten Augenblick durch einige sonderbare Ausrufungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich versicherte ihm dagegen, nach meinem angeborenen und an-

¹⁾ B. III, 138. f. — ²⁾ III, 275. — ³⁾ B. I, 377.

gebildeten Realismus, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, mich so zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden lassen. Nun kamen zwar sogleich die bedeutendsten Punkte zur Sprache, über die wir uns in Briefen am wenigsten vereinigen konnten, allein dieselben ausführlich zu behandeln ward uns nicht Raum gelassen, und ich erfuhr was mir noch nie vorgekommen. Wir audern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geistes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Gesellschaft zu entfernen, weil es, bei der vielfachen Denkweise und den verschiedenen Bildungsstufen, schon schwer fällt sich auch nur mit Wenigen zu verständigen. Allein Lavater war ganz anders gesinnt; er liebte seine Wirkungen in's Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besondres Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe beruhte.“ Göthe setzt dann in höchst anschaulicher Weise, mit allen Zaubern der Darstellung, diese Charakteristik weiter fort. Je liebevoller seine Auffassung und Schilderung Lavater's ist, desto weniger vortheilhaft ist das Licht, das er auch bei dieser Gelegenheit auf Merck fallen läßt: „Merck, der von Darmstadt sogleich herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, spottete besonders über das Zubringen der Weiblein, und als einige derselben die Zimmer die man dem Propheten eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer, mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk: die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe.“¹⁾

Göthe muß bei dieser Darstellung ganz vergessen haben, was Merck neben solchen Späßen, die denn doch verzeihlich waren, in positiver, anerkennender und liebevoller Weise über den Wanderprediger geäußert hatte. Warum sollte Merck nur

¹⁾ Vgl. Göthe 26, 259. ff. 296. f. Göbcke's Grundriß S. 721.

bei dem Dichter, der Lavater'n damals mit der herzlichsten Freundschaft zugethan war, den originellen Mann aus dem Gesichtspunkte Mephistophelischer Ironie betrachtet und etwa zwei Monate nachher den entgegengesetzten Ton gerade bei dem prosaischen und aller Mystik feindlichen Nicolai angestimmt haben? Oder sollen wir dafür halten, daß er, als Lavater in Darmstadt verweilte, bei näherer Bekanntschaft desselben seine Ansicht über ihn änderte? Eine solche Aenderung konnte aber Göthe'n nicht verborgen bleiben, und er durfte sie dann, wo er Merck's Verhalten gegen Lavater schilderte, nicht unerwähnt lassen. Warum verklärte sich in des Dichters Erinnerung so vieles, und warum blieben von dem Bilde Merck's fast nur die negativen, ja die gehässigen Züge in seinem Herzen zurück?

Man halte gegen die obige Bemerkung Göthe's die Aeußerungen des Kritikers in einem Briefe an Nicolai vom 28. August 1774: ¹⁾ „Und nun noch ein paar Worte von Lavater'n. Kein Mensch mag wohl weniger für ihn eingenommen gewesen sein, als ich; denn ich habe seine meisten Schriften nicht lesen ²⁾ und seine Art, auf andre in der Welt einzuwirken, noch weniger goutieren können. Allein wenige Menschen habe ich gesehen, die auf mich einen so erbaulichen Eindruck gemacht hätten, wie dieser außerordentlich gute Mensch. Er ist hier herumgezogen in der Wüste, wie ein wandernder Methodisten-Prediger von der ganzen Menge begafft und befolgt, und es fehlte Nichts, als die umgekehrte Tonne, wo er drauf gestanden hätte, zur Vollendung des Gemäldes. Er hatte sich vorher gefaßt gemacht, viel von dieser Seite auszustehen, allein seine Demuth hatte ihm nicht erlaubt, den großen und wirklich ausgebreiteten Einfluß, den seine Erbauungsschriften auf so vielerlei Menschen-

¹⁾ B. III, 104. f. — ²⁾ Herder scheint seinen kritischen Freund als Verfasser einer nicht günstigen Beurtheilung von Lavater's Bibl. Erz. f. d. Jugend, alt. Test., Zürich 1772, in den Frankf. gel. Anzeigen 1772, S. 409 zu bezeichnen. (B. I, 48.)

Geschöpfe hatten, zu berechnen. Er ließ sich aber willig freuzigen von Großen und Kleinen und bot seinen Nacken dar dem Verfolger, es mochte nun das Religionsgewäsche aus dem Munde einer Princesse-Commere, eines alten Hoffräulein, eines feisten Superintendenten oder eines witzigen jungen behenden Dorfpfarrers sein. So neu als der Mensch in allen Dingen dieser Welt, und so eingesponnen in seine kleinen Cirkel der Schultheffe, Hesse und Pfenniger er sein mag, so hat er doch den schönsten Menschen-Verstand, die wunderlichsten Facta eines und eben desselben Charakters zu begreifen und zu finden, daß das alles menschlich ist. Er ist nichts weniger als Kopfhänger unter Freunden, munter, witzig und genießt des Lebens gern; nur oft als ein Mensch, der sich so viel eigne Geschäfte in der Welt macht, Träumer und abwesend in der Gesellschaft. Es ist unbegreiflich, wie viel Gutes er durch wirkliche Unterstützung der Bedrängten schon seit vielen Jahren gethan hat. Ich habe es weder von ihm noch seinen Jüngern, sondern zufälligerweise erfahren. Denn seine Wohlthätigkeit ist die Schaam, die er nie unbedeckt läßt.“ In demselben Jahre (21. December) forderte Lavater den Kritiker zu physiognomischen Beiträgen auf.¹⁾

Die Art, wie Merck einige Zeit nachher (7. Juli 1775) in einem Briefe an Nicolai die Physiognomik Lavater's beurtheilte,²⁾ ist freilich scharf, aber ohne Gehässigkeit: „Lavater's Physiognomik hab' ich vor mir liegen und finde deswegen diesen Theil gut geschrieben, weil von den physiognomischen Bemerkungen, die allen voraus befangenen Lesern anstößig sein müssen, nicht ein Wort vorkommt, sondern nichts als Brei und Milchspeise ausgefetzt wird. Der Stil, so wunderbar buntscheckt er auch ist, hat doch Farbe, und deswegen wird er als Vorrede bei den Unwissenden und Häßern der Wissenschaft inter-

¹⁾ B. II, 48. — ²⁾ B. III, 124. f.

essant sein. Kommen wir aber zu der Sache selbst, so muß er plan, dürr und trocken werden, wie bei allen physischen Wahrnehmungen sich ziemt, oder die klügeren Leute laufen davon. Die lächerlichen Herrlichkeiten, die er auch schon hier bei den am meisten verunglückten Silhouetten ausgeframt hat, haben mich angeekelt, — denn was hilft das, was man a priori weiß, in die stumpfen Umrisse zu legen und nachher zu fordern, daß alle Menschen, die in die Ehe- und Bettgeheimnisse seiner Bekannten und Freunde nicht initiirt worden, alles das auch sehen sollen.“ In demselben Briefe hieß es weiterhin, Merck und J. G. v. Zimmermann hätten unter einander gewünscht, daß Nicolai selbst in der Bibliothek die große Physiognomik ankündigen möchte, da er der einzige unter allen öffentlichen Beurtheilern sei, der billig und mit Einsicht von dem ersten Versuche gesprochen habe, und unter Tausenden der einzige, der mit dem Verfasser in diesem Studium parallel laufe. Nicolai antwortete (8. October):¹⁾ „Ihre Anmerkungen über Lavater's Physiognomik sind ganz nach meinem Herzen. Gott gebe nur, daß er, wenn er an wirkliche Bemerkungen kommt, so plan und trocken schreibe, als Sie es mit Recht fordern. Aber seine unbedingte Eitelkeit, nach welcher er geschwind groß Aufsehen machen will, verleitet ihn oft zu einer Charlatanerie, die mir in der Seele wehe thut, weil ich für die Wissenschaft eingenommen bin. Ich sehe außerdem, daß sich gewisse schwärmerische Grillen, die schon in seinem Tagebuch und seinen Ausichten merklich wurden, bei ihm die Brücke zur Physiognomik geworden sind, und das thut mir leid, denn er wird auf leere Hypothesen bauen, was bloß auf Facta gegründet sein sollte.“ Wieland forderte am 26. Januar 1776 den Kritiker auf, die Vorlesung des Professors Meister in Zürich „über die Schwärmerie“ im Deutschen Merkur mit glühendem Draht zu peitschen. Die

¹⁾ W. I, 74.

Recension im Februarhefte, wahrscheinlich von Merck, beschuldigt Meister'n, den Ruf eines Mitbürgers anzugreifen, „dessen Geist, noch mehr aber sein Herz die Bewunderung und Liebe aller Edlen längst im Besitz habe.“¹⁾ Lavater war übrigens mit der Veröffentlichung dieser Recension unzufrieden. Wieland gab dem Kritiker einen Wink, daß der zweite Theil der Physiognomik mit Trompeten und Pauken angeündigt werden müsse.²⁾ Dieß that Merck im Octoberhefte.³⁾ Hier sagte er u. a.: „Dieß wichtige Werk, das die Wiederaufweckung und Berichtigung einer Wissenschaft zum Zweck hat, die nicht geringers als die heiligste und wahrste Empfindungen der Menschheit unschließt, ist nun zum zweiten Bande gediehen. Die reinste Absicht, die seltenste Beobachtungsgabe, das wärmste Herz, das große Talent der Sprachschöpfung vereinigen sich hier, um den V. zu rechtfertigen, daß er es unternahm eine Wissenschaft von neuem zu bilden, deren Möglichkeit jeder wünschte, und bisher niemand glaubte. Der unleugbare Augenschein der vorgelegten Beobachtungen wird indessen auch den kurzsichtigsten Ungläubigen bekehren, und ihm begreiflich machen, daß ein anderer mehr weiß als Er, und daß darum doch das Ding sein kann, ob man's gleich nicht gesehen hat. Besonders versprechen wir der Zeichnungskunst durch dieses Werk eine lichte und sichere Epoche.“⁴⁾ „Wer L. nicht von Angesicht kennt; nicht weiß, daß er bei der wärmsten, hochfliegendsten Einbildungskraft, den reinsten Scharffinn, den tiefsten Beobachtungsblick hat; bei aller Entfernung von Welt-händeln, bei der einsamsten Lebensart, in allen Caricaturen menschlicher Geschichte, die ihm vorgelegt wird, sogleich die feinsten Fäden des Interesses, sogleich den innersten Bau der Handlung durchspäht, der wird freilich hier über Schwärmerei

¹⁾ D. M. 1776, I, 190. B. I, 86. II, 67. — ²⁾ B. II, 67. Bgl. 74. — ³⁾ D. M. 1776, IV, 78. ff. Bgl. B. II, 79. f. 74. — ⁴⁾ S. 78. f.

das Kreuzige! rufen. — Grobe Weltleute, die nur ihre 6 Sinne geübt und abgeschliffen haben, werden diese Cotteriesprache von Moralität, die nur freilich unter den besten Menschen (die sich zu mehr verbunden glauben, als worüber man öffentlich belohnt und gestraft wird) verständlich ist, — höchst wundern, und wie der Pariser nicht begreifen, daß so was noch in der Welt ist. Allein zum Glück ist es da, und Dank sei's L., der es wagt, die höchste und tiefste Moral der Welt, und zwar der großen, wie sich's gebührt, in einem Bilderbuche vorzulegen. — Wir wünschten zwar, daß seine Beobachtungen nicht beständig auf so fein verbesserte und erhöhte Menschencharaktere (sogenannte akademische und classische) sich bezögen; daß ihn die Freundschaft nicht so oft zu der Poesie des Herzens verführte, Charaktere, die jeder kennt, oder bald aus Eifersucht ausspäht, so von der Kanzel zu predigen, wie es kaum in den Umarmungen eines tête-à-tête bei verschlossenen Thüren erlaubt ist. Der Verf. weiß es am besten, wie schädlich einem ehrlichen Manne, der Namen ist, der Enthusiasmus seiner Freunde werden kann. Backenstreiche verdient er oft, so sehr auch dieser Fehler nur der Fehler eines edlen Herzens sein kann." ¹⁾ Wieland war mit diesem Aufsatze nicht ganz zufrieden: „Der Auszug aus Lavater's Physiognomik war ein mühsames Stück Arbeit, und wird unsern meisten Lesern, deren wenige das Buch selbst haben, sehr willkommen sein. Indessen ist mir doch, Sie könnten, wenn Sie gerne wollten, gegen manche Lavaterische Bemerkungen und Urtheile ganz erhebliche Einwürfe machen, die wenigstens den Nutzen schafften, Antworten von ihm zu elicieren — und also immer zum Bau des Reichs Gottes etwas beitragen würden. Irr' ich mich, mein Trauter — oder ahnt's mir wahr? — Letzteren Falls wünschte ich sehr, daß Sie einmal Lust bekämen, so was Kritisches oder Pyrrhonisches über die Physiogn. zu schreiben

¹⁾ S. 88.

— womit wir Freund Lavater'n regalieren wollten. Denn Tadel (ſagt er) iſt ihm lieber als Lob — und Einwendungen, die ihn auf neue Adern von Wahrheit führen, lieber, als bloße Befräftigungen deſſen was er ſchon gegeben hat.“¹⁾

Merck erklärte ſich (im December 1776 ?) mit Nicolai's Recenſion von Lavater's Pſyſiognomik in der Allg. Bibl. ganz einverſtanden.²⁾ Dieſer weitschweifige Auffaß³⁾ beſchäftigt ſich mit dem erſten und zweiten Verſuche. Nicolai erklärt hier die Pſyſiognomik für eine wichtige Kunſt, womit er ſeit geraumer Zeit ſelber ſich beſchäftigt habe. Er ſieht in Lavater ihren erſten Wiederherſteller, durch den ſie einen großen Schritt gethan habe. Dagegen ſpricht er über die in ſeinem Buche waltende ſubjective Willkür, den hier ſich vordrängenden, einer klaren und ſcharfen Beobachtung hinderlichen Enthuſiasmus, die überſchwängliche Phantafie, die dunkle, prophetiſche, unwiſſenſchaftliche Sprache ſeinen wiederholten Tadel aus. Er ſagt z. B.: „Es wird nicht leicht ein Buch in der Welt ſein, das die Geiſtespſyſiognomie des Autors ſo deutlich an der Stirn trägt, als dieſes. Das defultoriſche, declamatoriſche Weſen, die Liebe zum Fremden und Wunderbaren, die Sprüche der Einbildungskraft, die den Verſ. oft ſprengen, wohin er nicht dachte, und denen er ſich überläßt, ohne zu bedenken, wo ſein Leſer bleibt, das Raiſonnement, das oft auf die ſeltſamſte Art mit inniger Myſtik verwickelt iſt, die helle Philoſophie, die oft unvermerkt in Andächtelei, Seelenentzückungen und Ausſichten übergeht, die ſinnlichen Beobachtungen, die zuweilen deutlich und richtig anfangen, und ehe man ſich's verſieht, ſich in das dunkelſte Gefühl verlieren, wohin kein menſchlicher Sinn reichen kann; ferner, das herzliche, faſt mähriſch brüderiſche in der Schreibart, neben den heftigſten poetiſchen Farben, richtige Argumentation, neben leerer hochtönender Declamation, wichtige Bemerkungen, neben den

¹⁾ B. II, 79. f. — ²⁾ B. III, 146. — ³⁾ 29, 379. ff.

trivialsten Dingen, die eben so wichtig vorgetragen sind, bündige, treffende, herzrührende, erhabene Stellen, neben dem weit-schweifigsten, fast mehr als kanzelhaften Wortgepränge. — Durch dieß alles wird dieß Werk sehr original, aber es ist auch nicht zu leugnen, daß es dadurch weniger brauchbar wird.“¹⁾ „Wenn doch (dieß ist mein Wunsch bei vielen Stellen dieses Werks gewesen) Hr. L. die wahre, aber sehr verwickelte und erst entstehende Wissenschaft der Physiognomik, nicht mit Grillen, grundlosen Hypothesen und überspannten Ausichten, verwickelter machen, und bei Lesern, die mit Verstand untersuchen, wirklich compromittieren wolle.“²⁾ An eine feindselige, verächtliche Beurtheilung Lavater's ist hier nicht zu denken, und Merck verwickelte sich in keinen Widerspruch mit sich selbst, wenn er dem Verfasser seinen Beifall bezeugte.

Wieland forderte den Kritiker zur Beurtheilung des dritten Bandes der Physiognomik auf, nicht ohne den Wunsch, ihn heruntergemacht zu sehen. „Ich weiß wohl, daß wir Lavater'n ex multiplici capite nicht zu Leibe dürfen. Aber doch fang' ich an des Unwesens müde zu werden. Lesen Sie z. E. das schöne Capitelschen über die 20 Liebenden und sagen Sie mir dann, ob's nicht schwer ist, satyram non scribere? — Thun Sie aber was recht ist und was Ihnen der gute Geist eingibt, ich maße mir nicht an, Ihnen einen Ton anzugeben.“³⁾ Merck's Anzeige erschien im Augusthefte des Deutschen Mercur von 1777.⁴⁾ Der dritte Theil, heißt es hier, ist „vollkommen der innern Einrichtung der beiden ersten gleich, doch mit dem Unterschied, daß hier noch weniger Grundsätze und Winke an den Leser gegeben werden, alles noch mehr mit dem Geiste der Theologie und Philosophie des V. tingiert ist, noch mehr dogmatifiziert wird, ohne daß man absieht, wie auf diesem Wege die

¹⁾ S. 382. f. — ²⁾ S. 406. — ³⁾ B. II, 96. Bgl. 92. — ⁴⁾ 1777, III, 181—186.

neue Wissenschaft mehr Merkstäbe, mehr Grundpfeiler bekomme, und wie sie mit dem künftigen Theile (wie der Beschluß meldet) geendigt werden könne. . . . Bei dem großen Unglauben der Menge an physiognomische Wahrheit hätte der V. seine Unbekehrten nicht durch den vollen Strom seines Gefühls und Erfahrung durchjagen, sondern sanft damit besprengen und taufen sollen. Einzelne Sätze und Erfahrungen über Form und Organisation, trocken und zuversichtlich gesagt, hätten, wenn sie nicht so auffallend gewesen wären, der Wiedergeburt der Wissenschaft weniger Hindernisse in den Weg gelegt, als diese ewigen Ergießungen, wo der Leser nicht folgen kann. Der Autor ist doch eigentlich der Educator und Lehrer des Lesers, und also sind ihm keine Monologen erlaubt, sondern was er sagt, muß in diesem Moment Glied der Bildung für seinen Lehrling werden, es muß gemeinnützig gesagt, das ist, der Empfindlichkeit des Hörers angemessen sein. Wir reden hier von nichts als der Oekonomie des Buchs; wir verehren seine einzelne Schätze, danken dem Geber, folgen ihm mit unserer Liebe und Achtung auch da, wo wir nicht mehr klar sehen, und schließen von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare. Allein wir wünschten nur, daß alle Wahrheit, die hier vorgetragen wird, genießbare, für unsre jetzige Bildung brauchbare Wahrheit sein möchte, so wie sie es vielleicht künftig bei veränderten Umständen der Aufklärung des Jahrhunderts sein wird.“ Es „wäre zu wünschen, daß der V. seiner ihm einzigen Beobachtungsgabe und Logik immer Fuß für Fuß getreuer bleibe, sich durch keine Geschichten und Erzählungen prävenieren ließe, sondern über jeden Menschen (verstehet sich die Unbekannten) aussagte, was ihm der Geist eingibt. Seine Gabe der Divination ist wunderbar, besonders wenn er über verunglückte Zeichnungen urtheilt. . . . Nur sollte er durch keine Geschichte etwas in das Bild tragen, was ihm ohne Nachricht ohnmöglich darin erscheinen konnte. Die Organisation jedes Menschen ist gewiß in seinem Gesicht

abgedrückt, aber nicht sein künftiger Beruf, der von tausend Dingen abhängt, die wir Zufall nennen.“

Am 30. Juli schrieb Wieland dem Kritiker: „Ich habe Ihre Recension des Lavaterischen III. Theils mit Vergnügen gelesen. Hätte Nichts schaden mögen, wenn Sie ihm auch über sein Fragment von den Poeten, das, weiß Gott, im Ganzen eine fast unleidliche incertade ist, ein wenig den Götzen gesungen hätten. Doch da wir einmal mit ihm säuberlich fahren sollen, wollen und müssen, so mag es gehen.¹⁾ . . . Ueberhaupt beklage ich Lavater'n, daß es schon dahin mit ihm gekommen ist, daß ihm alle seine Vorstellungen und Meinungen als wahr und evident vorkommen. Wenn das nicht bald anders bei ihm wird, so sagen Sie mir um Gottes Willen, was soll zuletzt aus ihm werden?“²⁾ Am 22. September: Ich kann Lavater's „Ton, und das ewige Sitzen auf dem heiligen Dreifuß, und die Miene von Unfehlbarkeit, womit er seine Göttersprüche von sich gibt, und das verdamnte Schimpfen und Verpfuien unsers Jahrhunderts unmöglich länger ausstehen. Alles hat sein Maß und Ziel; und am Ende geht, compensatis compensandis, immer Nullte vor Nullte auf.“³⁾

Sehr kräftige und gefährliche Schläge führte gegen die physiognomischen Träumereien Georg Christoph Lichtenberg (1778) in einer ebenso scharfsinnigen und geistvollen, wie meisterhaft geschriebenen, wenn auch mit zu wenig logischer Strenge eingetheilten Abhandlung: „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß.“⁴⁾ Er sagt hier u. a.: „Niemand wird leugnen, daß

¹⁾ Wieland hat „eine kleine dissertatiuncula über die Ideale der Alten“ gegen Lavater „zu Papier geworfen, die im künftigen August dem Mercur aufgegeben werden soll.“ Sie erschien im August S. 121—159, im September S. 198—228 und im October S. 69—80. Vgl. B. II, 108. f. — ²⁾ B. I, 117. f. — ³⁾ B. II, 104. — ⁴⁾ Göttinger Taschenkalender für 1778. Zweite vermehrte Auflage bei Dieterich in Göttingen

in einer Welt, in welcher sich alles durch Ursache und Wirkung verwandt ist, und wo nichts durch Wunderwerke geschieht, jeder Theil ein Spiegel des Ganzen ist. . . . Dieses setzt uns oft in den Stand, aus dem Nahen auf das Ferne zu schließen, aus dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, aus dem Gegenwärtigen auf das Vergangene und Künftige. . . . Also wird ja wohl der innere Mensch auf dem äußern abgedruckt sein? Auf dem Gesicht, von dem wir hier hauptsächlich reden wollen, werden Zeichen und Spuren unserer Gedanken, Neigungen und Fähigkeiten anzutreffen sein. . . . An dieser absoluten Lesbarkeit von allem in allem zweifelt niemand.“ Aber „wenn das Innere auf dem Außern abgedruckt ist, steht es deswegen für unsere Augen da? und können nicht Spuren von Wirkungen, die wir nicht suchen, die bedecken und verwirren, die wir suchen? So wird nicht verstandene Ordnung endlich Unordnung, Wirkung nicht zu erkennender Ursachen Zufall, und wo zu viel zu sehen ist, sehen wir nichts. . . . Entwickelten sich unsere Körper in der reinsten Himmelsluft, bloß durch die Bewegungen ihrer Seelen modificiert, und durch keine äußere Kraft gestört, - und bequeme sich die Seele wiederum rückwärts mit analogischer Biegsamkeit nach den Gesetzen, denen der Körper unterworfen ist: so würde die herrschende Leidenschaft, und das vorzügliche Talent, ich leugne es nicht, bei verschiedenen Graden und Mischungen verschiedene Gesichtsfornien hervorbringen, sowie verschiedene Salze in verschiedene Formen anschließen, wenn sie nicht gestört werden. Allein gehört denn unser Körper der Seele allein zu, oder ist er nicht ein gemeinschaftliches Glied sich in ihm durchkreuzender Reihen, deren jeder Gesetz er befolgen, und deren jeder er Genüge leisten muß? . . . So steht unser Körper zwischen Seele und der übrigen Welt in der

in demselben Jahre. Wir legen dem Obigen den Abdruck im 4. Bande von Lichtenberg's vermischten Schriften, Göttingen 1844. zu Grunde.

Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden; erzählt nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten, sondern auch die Peitschenschläge des Schicksals. . . . Aeußerste Diegsamkeit des Körpers, Perfectibilität und Corruptibilität desselben, deren Grenze man nicht kennt, kommt hierin dem Zufall zu statten.“ Die „Perfectibilität oder Corruptibilität, die weiter nichts ist, als erstere in entgegengesetzter Richtung wirkend, ist es eben, was den Menschen macht, und was ihn von dem Sprengel der Physiognomie auf ewig ausschließen wird. Er steht allein auf dieser Kugel, wie Gott, der ihn nach seinem Bilde geschaffen hat, allein in der Natur. Gesezt, der Physiognome haschte den Menschen einmal, so käme es nur auf einen braven Entschluß an, sich wieder auf Jahrhunderte unbegreiflich zu machen.“

Man sagt sogar: „die schönste Seele bewohne den schönsten Körper, und die häßlichste den häßlichsten.“ „Soll das Fleisch Richter sein vom Geist? Der Verfasser glaubt, und wird am Ende alles dahin zusammenziehen, daß Tugend und zumal die himmlische Aufrichtigkeit und Bewußtsein der Unschuld einem Gesicht in den Augen des Kenners große und unaussprechliche Reize mittheilen. Allein es ist Unerfahrenheit und antiquarische Pedanterei, zu glauben, diese Schönheit sei das, was Winkelmann Schönheit nennt.“ „Laster macht allezeit häßlicher, jedoch bei übrigens gleichem Grad von Stärke, mit sehr verschiedenem Grad von Sichtbarkeit. Zuweilen ist es nur ein kleiner Zug, der sich erst beim genauen Umgang zeigt.“ Was? ruft der Physiognome aus, „Newton's Seele sollte in dem Kopf eines Negers sitzen können? Eine Engelsseele in einem scheußlichen Körper? Der Schöpfer sollte die Tugend und das Verdienst so zeichnen? Das ist unmöglich. Diesen seichten Strom jugendlicher Declamation kann man mit einem einzigen Und warum nicht? auf immer hemmen. Bist du, Elender, denn der Richter von Gottes Werken? Sage mir erst, warum der Tugendhafte so oft sein ganzes Leben in einem siechen Körper jammert, oder

ist immerwährende Krankheit vielleicht erträglicher als gesunde Häßlichkeit? Willst du entscheiden, ob nicht ein verzerrter Körper, so gut als ein kränklicher, (und was ist Kränklichkeit anders als innere Verzerrung?) mit unter die Leiden gehört, denen der Gerechte hier, der bloßen Vernunft unerklärlich, ausgesetzt ist? Sage mir, warum Tausende mit Gebrechen geboren werden, einige Jahre durchwinkeln und dann wegsterben?“ u. s. w. „Löse du mir diese Aufgaben auf, so will ich dir die deinige auflösen. . . . Die Seele baut aber doch ihren Körper, und kann man nicht aus dem Gebäude auf den Baumeister schließen? Dieses unnütze Lieblingsfärgchen der Physiognomen kann man ohne Anstand zugeben, wenn man sich vorläufig über den Begriff von bauen vereinigt, und die kleine Einschränkung macht, daß man, um dieses Urtheil richtig zu fällen, auch die ganze Absicht des Gebäudes kennen müsse. . . . Du, der du glaubst, die Seele schaffe ihren Körper, horche auch du auf das, was sie dir auf einem andern Wege, als dem ihres Geschöpfes, offenbart: halte den für weise, der weise handelt, und den für rechtschaffen, der Rechtschaffenheit übt, und laß dich nicht durch Unregelmäßigkeit in der Oberfläche irren, die in eiten Plan gehört, den du nicht übersiehst, in den Plan desjenigen, nach dessen Vorschrift die Seele wenigstens ihren Körper bauen mußte, wenn sie ihn gebaut hat. Rede, sagte Sokrates zum Charmides, damit ich dich sehe, und an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, steht in einem Buch, das wenig mehr gelesen wird, und, merkwürdig, in einer Rede zweimal hinter einander, von welcher gleichwohl jedes Wort vor Gott gewogen ist.“

„Fast lächerlich ist der Beweis für die Zuverlässigkeit der Physiognomik, den man aus der täglichen, ja stündlichen Ausübung derselben herleiten will. Sobald wir einen Menschen erblicken, so ist es allerdings dem Gesetz unsers Denkens und Empfindens gemäß, daß uns die nächstähnliche Figur, die wir

gefannt haben, sogleich in den Sinn kommt, und gemeiniglich auch unser Urtheil sogleich bestimmt. Wir urtheilen stündlich aus dem Gesicht, und irren stündlich. . . . Wollten wir die Leute, von denen wir nach dem ersten Anblick urtheilen, alle durch jahrlangen, genauen Umgang prüfen, ich glaube, es würde der Physiognomik ärger ergehen, als der Astrologie. Einbildungskraft und Witz kommen dabei gefährlich zu statten, daher sind die tiefsten Denker gemeiniglich die schlechtesten Physiognomen. Sie sind mit einer flüchtigen Aehnlichkeit nicht so leicht befriedigt, da der flüchtige Physiognome in jedem Dintensfleck ein Gesicht und in jedem Gesicht eine Bedeutung findet. Alles dieses ist aus Ideenassociation begreiflich.“ Die Physiognomen „irren sich, wenn sie aus Schattenrissen oder Portraits von Personen urtheilen, die sie gar nicht kennen, so entsetzlich, daß, wenn man die Treffer mit den Fehlern verglichen sähe, das Glückspiel gleich in die Augen fallen würde. Sie machen es aber, wie die Lottospieler, publicieren Blättchen voll glücklicher Nummern, und behalten die Quartanten, die man mit unglücklichen ausfüllen könnte, für sich. Auch die getroffenen sind es oft nur in Oracelwörtern mit Spielraum für den Sinn; und oft sieht der Physiognome Forschungsgeist in den Augenknochen, oder poetisches Genie in den Lippen des Mannes, weil er sie in dessen Schriften, aus Mangel an Kenntnissen und Geschmack oder durch Journale verführt, zu finden glaubt. Dem Denker, der jene Schriften leer findet, wird dadurch die ganze Kunst verdächtig. . . . Das hohe Alter der Physiognomik zeigt von ihrem verführerischen Reiz und ihr schlechter Fortgang (Zurückgang könnte man sagen), bei immer zunehmenden Hilfsmitteln, von ihrer Nichtigkeit.“ „Die Physiognomik wird in ihrem eigenen Fett ersticken. In einem centnerschweren physiognomischen Atlas entwickelt, läge der Mensch nicht um ein Haar deutlicher als jetzt in seinem Leibe. Ein weitläufiges Werk, und zwar eines, welchem Weitläufigkeit wesentlich ist,

zusammenzudenken, ist fürchterlich, da den Menschen aus der ersten Hand zu studieren uns tausendfaches Interesse des Leibes und der Seele anlockt und antreibt. Endlich ist auch der Physiognome noch von dem Weg, durch Versuche zur Wahrheit zu gelangen, fast gänzlich abgeschnitten: alles dieses zusammen macht seine Sache desperat. Der Semiotiker wird doch noch bald gewahr, ob ihn seine Zeichendeutung trügt. Also von der einen Seite unendlich mehr Schwierigkeit als in der Naturlehre, und von der andern sehr viel weniger Hilfe. Was kann daraus werden? Die Achsel zucken und stille schweigen wäre alles, was der gesunde Mensch thun könnte: dem verblendeten Stolz fehlt es nie an Worten. Aber es ist doch gut zu versuchen, was man auch hierin vermag? Antwort: nicht ganz, weil das Leiden einer einzigen unschuldigen Seele, während des Versuchs, mehr Rücksicht verdient, als die ganze leere Schwärmererei werth ist. Und ist es nicht schon seit jeher vergeblich versucht, ohne sich ernstlich zu fragen: Warum? Gut könnte es am Ende allemal sein, aber mich dünkt, Eichen pflanzen ist besser.“ „Das Vertrauen auf Physiognomik mußte . . . allerdings in einem Lande zunehmen, wie Deutschland, in welchem, aus den Schriften abzunehmen, worin sie sich zeigen könnte, die Selbstbeobachtung und Kenntniß der Menschen in einem fast schimpflichen Verfall liegt, und in einer Entnervung schwachet, aus welcher sie allein nur, sollte man denken, der stärkende Winterschlaf einer neuen Barbarei zu ziehen im Stande ist.“

„Talent und überhaupt die Gaben des Geistes haben keine Zeichen in den festen Theilen des Kopfs. . . . Noch weniger wird sich aus der Form der Knochen allein schließen lassen.“

„Die festen und unbeweglichen Theile, zumal die Form der Knochen, trügen, einmal weil sie bei jeder Art von Verbesserung des verbesserlichen Geschöpfs, die noch lange nachher Platz hat, nachdem diese ihre völlige Festigkeit erreicht haben, noch stattfindet; und zweitens, weil, da ihre Form so wenig von unserm

Willen abhängt, auch der Einfluß äußerer Ursachen unvermeidlich ist, und ein einziger Druck oder Stoß allmählich Veränderungen wirken kann, deren Fortgang keine Kunst mehr aufzuhalten im Stande ist. Auch, wenn sich etwas daraus herleiten ließe, so wären die festen Theile doch immer nur eine beständige Größe, ein einziges, in unzähligen Fällen unbeträchtliches Glied der unendlichen Reihe, durch die der Charakter des Menschen gegeben ist. . . . Je feiner und folgsamer der Thon, desto richtiger und wahrer der Abdruck. Die beweglichen Theile des Gesichts, die nicht allein die pathognomischen, unwillkürlichen Bewegungen, sondern auch die willkürlichen der Verstellung angeben und aufzählen, sind daher meines Erachtens weit vorzuziehen.“ „Unstreitig gibt es eine unwillkürliche Geberdensprache, die von den Leidenschaften in allen ihren Gradationen über die ganze Erde geredet wird.“ Ihre Kenntniß ist die Pathognomik. „Die pathognomischen Zeichen, oft wiederholt, verschwinden nicht allemal völlig wieder, und lassen physiognomische Eindrücke zurück. . . . Allein diese Züge beurtheile man mit der größten Behutsamkeit, sie lügen zum Erstaunen oft.“ „Stärkere pathognomische Züge sind nicht ein Zeichen von stärkerem Laster, sondern größerer Brüchigkeit der Muskeln, größerer Ungezogenheit und roherer Sitten. Da ferner diese Verzerrungen oft nur scheinbar pathognomisch sind, und durch andere Ursachen entstanden sein können, so sieht man, wie vorsichtig man in Schlüssen aus pathognomischen Zügen auf moralische Hübslichkeit sein müsse; moralische Schönheit im Gesicht zu lesen, ist nicht so schwer.“ „Ich gestehe gerne, auch das ruhende Gesicht mit allen seinen pathognomischen Eindrücken, bestimmt den Menschen noch lange nicht. Es ist hauptsächlich die Reihe von Veränderungen in demselben, die kein Porträt und vielweniger der abstracte Schattenriß darstellen kann, die den Charakter ausdrückt, ob man gleich oft glaubt, was uns die letzteren gelehrt haben, habe man von den erstern gelernt.

Die pathognomischen Abänderungen in einem Gesicht sind eine Sprache für das Auge, in welcher man, wie der größte Physiologe sagt, nicht lügen kann. . . . Die beweglichen Theile und die verschiedenen Folgen in den Bewegungen sind nicht Corollaria aus einem durch die festen gegebenen Satz. Es sind nothwendige Bedingungen, ohne die die Auflösung immer unbestimmt bleibt. Ja, die letztern sind sogar wichtiger als jene, je näher sie wirklichen Handlungen liegen.“ „In den Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Augen liegt das Meiste, jeder Mensch, der in der Welt lebt, lernt es finden; es lehren, heißt den Sand zählen wollen.“ —

Merck hob diesen Aufsatz im Aprilhefte des Deutschen Merkur von 1778, ¹⁾ im Widerspruche mit einem früheren Referenten derselben Zeitschrift, ²⁾ mit aller Wärme als eine ausgezeichnete Arbeit hervor. „Mit Vergnügen“, heißt es in dieser Anzeige, „sieht man einen solchen Kopf endlich in die Reihe deutscher Schriftsteller, die allgemeinen Einfluß haben, eintreten, bloß durch seinen Unwillen über das Geträttsch und das gewöhnliche Unwesen unsrer lieben deutschen Literatur dazu aufgefordert. . . . Man hat immer zu viel Wit, wenn man unwillig ist; wer wird aber nicht die Beobachtungsgabe, die Weltkenntniß, die Lust über sich selbst zu brüten, die so mancherlei ausgebreitete Kenntnisse, die sonderbare Verbindungsgabe aller Verhältnisse Himmels und der Erden, kurz, was diesen B. vor allen andern so groß auszeichnet, nicht mit wahrer Achtung erkennen?“

Merck schrieb den 17. Mai an Lavater: „Ich kenne Dichtenberg von Person; er ist mehr als Witzling; er ist einer der bedeutendsten Köpfe. Das Geträttsche, was durch Zimmermann bei Gelegenheit Ihrer Physiognomik eigentlich über das ganze

¹⁾ S. 80. f. Bgl. Dichtenberg a. a. D. S. 79. N. *. — ²⁾ 1777, IV, 106. ff.

Händvrtsche Adelthum verbreitet war, hat ihn in Harnisch gebracht; und sodann, lieber Mann, die bösen Monumente, die Sie allen jungen Leuten, die noch nichts in der Welt gethan haben, in Ihrer Physiognomik setzten. — Lichtenberg's Fehler ist, daß er Sie nicht von Angesicht kennt; ich bin gewiß versichert, alsdann ist er nicht im Stande, eine Zeile solches garstigen lustigen Wizes zu erlauben. — Bei den Weltleuten hat's wenig Sensation gemacht, denn sie finden's alle zu studentenhast, so sehr ihnen wieder das Seherartige Ihres Stils zuwider ist.“¹⁾ — Merck war mit Lichtenberg befreundet.²⁾

Wieland's Urtheil schlug in derselben Zeit zu Lavater's Gunsten um; er schrieb den 1. Juni an Merck: „Lavater's vierter Theil der Physiogn. hat mir den Mann Gottes wieder unendlich lieb gemacht. Du wirst gewiß große Freude daran haben. Also bitte, bitte auch um Recension dieses vierten Theils. Außer den vielen trefflichen Sachen, die er enthält, erklärt sich Lavater auch gegen alle seine Gegner, besonders Lichtenbergen so, daß nichts zu replicieren ist — als Ohnewitz und Persiflage. Ueberhaupt wirst Du finden, daß er sich durchaus gleich bleibt und endet wie er angefangen hat. Das Werk, wiewohl fragmenta respectu objecti, ist subjective-so ganz als je ein Werk, das aus eines Menschen Kopf und Herz erzeugt und gelesen worden ist.“³⁾

Die Anzeige des vierten Bandes von Lavater's physiognomischen Fragmenten im Augusthefte 1778⁴⁾ kann doch wohl nur von Merck sein. Darin heißt es: „Dieser vierte Band ist so reich an ausgearbeiteten eignen und fremden Aufsätzen, wahren Erfahrungen, höchstwichtigen Ausichten und Winken, fruchtbaren Grundsätzen, daß jeder Freund der Wahrheit und Lavater's seufzen würde, daß es der letzte sein soll, wenn wir nicht noch

¹⁾ B. II, 140. f. — ²⁾ G. Forster's und Fr. S. Jacobi's Briefe. — B. III, 163. Bgl. 269. — ³⁾ B. II, 143. — ⁴⁾ S. 177—181. Bgl. B. II, 148.

mehr als Nachlese in den versprochenen physiognomischen Linien zu erwarten hätten. Zuerst sucht der B. auf die bescheidenste und liebendste Art seinen Gegner zu überführen, daß Talente und überhaupt Gaben des Geistes in den festen Theilen liegen. Gewiß gegen den Augenschein der Thatfachen in den beigelegten Silhouetten, die doch nichts als Umrisse der festen Theile darlegen, ist nichts einzuwenden. Mehr und minder lesbar wird's immer bleiben, aber da ist's und für jedes Auge, das es finden kann und will. . . . Wir übergehen die Beleuchtung der besondern Einwürfe seines Gegners, und überlassen sie unsern Lesern als ein Muster, wie echte Wahrheitsliebe und Bescheidenheit die schärfste und trockenste nöthigste Wahrheiten ohne Beleidigungssucht entgegenstellen könne. . . . Das dritte Fragment ist fürtrefflich, und ertheilt allen Zeichnern und Beurtheilern menschlicher Bildnisse höchstwichtige Wahrheiten. . . . Unnachahmlich schön gesagt ist das fünfte Fragment vom Einflusse der Physiognomien auf Physiognomien — ein wahres Evangelium mit goldnen Buchstaben geschrieben. — Ebenso die Abhandlung über das Genie. . . . Nur ein Mann von Genie konnte so von Genie reden, und es wäre zu wünschen, daß es allen unsern Aftergenien als eine Haus-tafel zur Lehre und Warnung irgendwo besonders abgedruckt würde. . . . Die Urtheile über die Werke der Maler, die zu "dem Studium der Physiognomik," taugen, unterschreiben wir fast alle bis auf einige Kleinigkeiten. . . . Die Abhandlung über das Studium der Physiognomik wird, wie wir hoffen, Epoche in der Porträtmalerei machen, so wie alles, was über einzelne Gesichts- und Leibestheile, und über den ganzen Umfang der Pathognomik gesagt ist. Auch die fremden Aufsätze über Nationalcharaktere u. s. w. haben ihren besondern Werth, und es reflectiert immer das Verdienst auf den B. zurück, daß er sie hervorgerufen hat. Was über Geisteskräfte, Gedächtniß, Ehrlichkeit, Treue, Verschwiegenheit gesagt wird,

war noch nie gesagt, und konnte auch von niemand anders als Lavater'n gesagt werden. — Kurz, dieser Band scheint uns ein wahres cornu copiae — wenn in den erstern nur Partien von Blumen und Früchten zum Vorschein kamen.“

Unter denen, die zur Beförderung und Vervollkommnung des Werkes beßflich gewesen seien, nannte Lavater zu Ende des vierten Theiles ¹⁾ auch unseren Kritiker.

Am 11. Juli 1781 schrieb Wieland an Merck: ²⁾ „Das Beste, was die Messe gebracht hat, ist ein zweiter Theil vermischter Schriften von Lavater wegen der Briefe, die den größten Theil davon ausmachen, und sehr interessant sind, weil sie tief in's Innere des sonderbaren, aber höchst ehrwürdigen und lieben Menschensohnes hineingucken lassen. Wiewohl ich seines Glaubens nicht sein kann, ist mir der Mann doch durch diese Briefe von Neuem wieder höchlich lieb geworden.“

Das Verhältniß zwischen Merck und Lavater scheint ein freundliches geblieben zu sein. ³⁾ Freilich schilderte Jener in einem Briefe an Karl August (um 1782) die Wanderung Lavater's am Main als den Zug des Propheten durch die Gergesener auf eine komische Weise, durch die er in Weimar viele Freude machte. Man verlangte ungeduldig die Fortsetzung. Diese bestand wohl in Merck's Relation von der Wanderung des Propheten am Rheinstrome, die ebenfalls mit großem Beifalle aufgenommen wurde. ⁴⁾ Daß Merck jedoch freundlich über Lavater urtheilte, geht aus einem Briefe Wieland's vom 5. August 1782 an ihn hervor, in welchem es heißt: ⁵⁾ „Daß Du den Propheten von Zürich so zu seinem Vortheil gebessert gefunden hast, ist, seitdem er seinen Pontius Pilatus hat ausgehen lassen, ein Wunder in meinen Augen. Ich kann überaus wohl leiden, daß ein Mensch ist, was er ist: aber wie

¹⁾ S. 486. — ²⁾ B. I, 302. — ³⁾ B. I, 322. II, 203. 235. — ⁴⁾ B. I, 388. 344. f. Bgl. 348. — ⁵⁾ B. I, 342.

ein Prophet und Chaumaturg ein weiser Mann, und wie ein weiser Mann ein Narr zum Anbinden sein kann, davon, I. Fr. Dr., versteh' ich auf meine Ehre kein Wort. Helft mir also aus dem Wunder, wenn Ihr könnt, und, surtout, laßt Euch nicht einfallen, mir über diesen Punkt was weiß machen zu wollen."

Zum Schlusse dieser Episode theilen wir noch die freundlichen Worte mit, die Anna Amalia (1786) über Lavater an Merck schrieb: ¹⁾ „Endlich habe ich auch das Glück gehabt, den großen Zürcher Propheten kennen zu lernen; er kam von Bremen zu uns, blieb aber zu kurze Zeit, nämlich nur anderthalb Tage, daß ich von ihm etwas Consequentes sagen könnte; doch leugne ich nicht, daß er mir sehr gefallen hat. Seine Liebe und Güte, die aus allen seinen Handlungen hervorspricht, wirken wohl stark auf die Menschen, besonders, sagt man, auf die Weiber. Wenn ich eine große Monarchin wäre, müßte Lavater mein Premierminister sein, denn ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle eben so gut bekleiden würde, als jetzt die von einem Premierminister Christi.“ —

kehren wir nun zum Verhältnisse Goethe's und Merck's in der Wertherzeit zurück. Der Dichter machte im Frühlinge 1775 auf seiner Reise in die Schweiz mit den Brüdern Stolberg und dem Grafen Haugwitz einen Besuch in Darmstadt. ²⁾ Merck schrieb damals an Voje, er habe die Stolberge kennen und lieben gelernt. ³⁾ Damit contrastiert Goethe's Erzählung in Dichtung und Wahrheit: ⁴⁾ „Ich brachte unterdessen [während seine Reisegefährten bei Hofe waren] meine Zeit bei Merck zu, welcher meine vorgenommene Reise mephistophelisch querblickend, ansah und meine Gefährten, die ihn auch besucht

¹⁾ B. I, 490. — ²⁾ Vgl. Goethe's Leben von G. Viehoff II. 3. Auflage, S. 191. f. — ³⁾ B. I, 68. Vgl. 65. 72. — ⁴⁾ Goethe's Werke 48, 95. f.

hatten, mit schonungsloser Verständigkeit zu schildern wußte. Er kannte mich nach seiner Art durchaus, die unüberwindliche naive Gutmüthigkeit meines Wesens war ihm schmerzlich; das ewige geltenlassen, das leben und leben lassen war ihm ein Greuel. „Daß du mit diesen Burschen ziehst“, rief er aus, „ist ein dummer Streich;“ und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ein Wohlwollen, daher ich glauben konnte ihn zu übersehen, obgleich ich ihn nicht sowohl übersah, als nur die Seiten zu schätzen wußte, die außer seinem Gesichtskreise lagen. „Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben!“ das war das Resultat seiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir später wiederholte, das ich mir selbst wiederholte und oft im Leben bedeutend fand. „Dein Bestreben,“ sagte er, „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug.“ Faßt man die ungeheure Differenz dieser beiden Handlungsweisen, hält man sie fest und wendet sie an, so erlangt man viel Aufschluß über tausend andere Dinge. Unglücklicherweise, eh sich die Gesellschaft von Darmstadt löste, gab es noch Anlaß Merck's Meinung unumstößlich zu bekräftigen.“ Göthe sagt dann weiter,¹⁾ nach seiner Rückkehr aus der Schweiz habe er in Darmstadt dem Freunde seinen Triumph gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Gesellschaft vorausgesagt hatte. — Zwischen Merck und dem jüngeren Stolberg wurden im J. 1786 freundliche Briefe gewechselt.²⁾

Als in Göthe'n der Entschluß reifte, dem Verhältnisse zu Eili abermals, wie er es durch die Schweizerreise gethan hatte, aus dem Wege zu gehen, bat er den Kritiker in einem häßlichen Briefe, den Wagner in den August 1775 setzt, ihm für diesen

¹⁾ Werke 48, 158. — ²⁾ B. I, 488.

Fall mit einigem Gelde beizustehen und seinen Vater für den Plan zu gewinnen. Auch fragte ihn der Dichter, ob er wegen seines Manuscripte geschrieben habe.¹⁾ Zu diesen Manuscripten gehörte Stella. Merck bot sie dem Buchhändler Mylius in Berlin zum Verkaufe an, und dieser schrieb ihm, ohne das Schauspiel gesehen zu haben, am 24. October, er werde an seinen Vetter nach Weimar 20 Thaler senden, um von Göthe das Manuscript in Empfang zu nehmen, hauptsächlich aber um mit diesem allerdings seltenen Genie und fruchtbaren Schriftsteller bekannt zu werden. Auch scheint Merck schon den Verkauf des Faust bei Mylius zur Sprache gebracht zu haben.²⁾ Als Göthe den Herzog Karl August und die Herzogin Louise erwartete, um mit ihnen nach Weimar zu gehen, bat er den Freund, ihm zehn Carolin zu schicken.³⁾

IV.

Weimar. Karl August. Louise. Anna Amalia. Sinedel. Göthe's und Merck's späteres Verhältniß.

Merck erwarb sich die Hochachtung, das Vertrauen und die Freundschaft des Herzoges Karl August von Sachsen-Weimar. Er bezeichnete den zwanzigjährigen Fürsten als einen der respectabelsten und geschicktesten Menschen, die er je gesehen habe, und als einen eisenfesten Charakter, dem zuliebe er dasselbe thun würde, was Göthe thue. (1777.)⁴⁾ Der Herzog verdiente die begeisterte Anerkennung des Kritikers, wie dieser sie, freilich zum

¹⁾ B. I, 69. Bgl. II, 60. 92. **. — ²⁾ B. II, 58. f. — ³⁾ B. II, 54. — ⁴⁾ B. III, 151. Bgl. II, 98. f.

Theil in höflichen, zu dem gegenseitigen Verhältnisse beider Männer nicht stimmenden Formen, in einem Briefe des J. 1781 aussprach. Hier rühmte Merck die Briefe Karl August's mit Recht als einen Schatz für sein ganzes Leben und versicherte, freilich mit Uebertreibung, daß ihm durch sie aller Muth benommen werde, je was Kluges zu sagen. Nie sei ihm noch ein Mensch vorgekommen, der die gleiche Gabe besitze, die feinsten Nuancierungen seiner Gedanken mit dieser Präcision und Reinheit auf's Papier zu werfen. Er freue sich nur, mit Ueberzeugung lebend und sterbend versichern zu können, daß dieser seltene Kopf einem „Fürstenmanne“ zugehöre.¹⁾ Karl August war der „Herzog seines Herzens“. ²⁾ Und als ihm der wackere Fürst die Echtheit seiner Freundschaft durch Hilfe in der Noth bewies,³⁾ da schrieb ihm der tiefgebeugte Mann: „Ich habe neuerlich durch gute Kanäle von dem so ausgebreiteten Wirkungskreise Ew. Hf. Durchlaucht einige nähere Nachrichten erhalten. Gott erhalte Sie darin! Es ist mit Ihnen wie mit allen guten Menschen beschaffen. Ihr Schicksal ist immer, unglaubliche Dinge zu thun, weil sich's die andern nicht erklären können, daß man so handeln könne.“⁴⁾

Die Wagnerischen Briefsammlungen enthalten zu dem Bilde dieses ausgezeichneten Fürsten manche sprechende Züge, die wir mittheilen wollen, ohne hiermit auf das Verdienst einer Charakterzeichnung Anspruch zu machen.

Mit warmer Liebe schildert ihn Wieland, obgleich er zu dem stürmischen Leben, das der Herzog und Göthe im Anfange ihrer Gemeinschaft führen, den Kopf schüttelt,⁵⁾ und später da und dort eine Art von Gereiztheit über den Herzog zu erkennen gibt.⁶⁾ Als dieser und Göthe im Sommer 1778 von einer

¹⁾ B. III, 178. ff. — ²⁾ B. II, 246. — ³⁾ Vgl. B. II, VII sq. III, 278. 280. 282. f. — ⁴⁾ B. III, 282. f. — ⁵⁾ B. I, 120. f. Vgl. III, 136—139. — ⁶⁾ B. II, 284. I, 435. f.

Reise zurückkehren, schreibt Wieland: „Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst zu Leipzig, zu Dessau, zu Berlin ist alle Welt von unserm Herzog ganz eingenommen. Das hat Bruder Wolf [Wolfgang] hübsch gemacht.“¹⁾ Sehr anziehend erzählt Wieland zwei Tage später von seiner Zusammenkunft mit dem Fürsten: „Wie wir den Exercierplatz heraufgehen, begegnet uns der Herzog. Er erblickt uns von fern, bleibt stehen, und sobald er uns erkennt, geht er uns wohl zwanzig bis dreißig Schritte entgegen, und empfängt mich und die Meinigen so liebevoll, daß es uns im Herzen wohlthut. Sein Anschauen war mir eine wahre Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger je mehr überzeugt, daß ihn Götthe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird.“²⁾ Auch nach der Rückkehr Karl August's und Götthe's von ihrer Schweizerreise im Januar 1780 schreibt Wieland über beide freundlich. Er findet Jenen in herrlichem Wohlbefinden, ungemein guter Stimmung und herzugewinnendem Betragen gegen alle seine Leute und Götthe'n zu seinem Vortheile verändert.³⁾ Noch wärmer schreibt er über beide im April; er sagt zunächst von Götthe: „Ich kann Dir nicht ausdrücken, wie gänzlich ich mit allem, was er thut und sagt und kurz mit seiner ganzen Art zu sein, zufrieden bin. Das Nämlische gilt auch vom Herzog. Ich rede, wie Du präsumieren wirst, bloß von dem Augenpunkt, woraus sie mir erscheinen, und bekümmere mich um die übrigen Verhältnisse gar nichts, weiß auch nichts davon, außer daß mich überhaupt bedünkt, es gehe im Ganzen merklich besser als vordem, und daß ich in Götthens öffentlichem Benehmen eine *σφροσύνη* wahrnehme, welche die Gemüthler nach und

¹⁾ B. II, 146. — ²⁾ B. II, 150. — ³⁾ B. I, 208.

nach beruhigt, und mir Bürge ist, daß noch alles so gut bei uns gehen wird, als man's rationabiler verlangen kann.“¹⁾ Die Beschreibung Göthe's von seiner und des Herzoges Reise über die Furka und den St. Gotthard setzt Wieland in ihrer Art der Anabasis von Xenophon gleich. „Des Herzogs“, sagt er, „wird darin (wenigstens in der Skizze, die uns G. las) selten und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber diese Züge sind so charakteristisch, und zeichnen einen so edlen und fürstlichen Menschensohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr schmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas mit Trompeten und Pauken.“²⁾ Göthe, dessen Lebensbeschreibung über sein Verhältniß zum Herzoge nachzulesen ist, schildert dasselbe in Briefen an Merck (1776) mit Begeisterung: „Der Herzog ist eben so, daran denn die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehen unsern eignen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch hindurchbringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns.“³⁾ „Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen, ihm wird's immer wohler und ist eben eine Creatur, wie's keine wieder gibt.“⁴⁾ Schloffer, den beide besuchten, schrieb (1779): „Der Herzog verdient Göthe'n zu haben, und Herzog zu sein.“⁵⁾ Sömmering erstaunte über den Takt dieses Fürsten und hörte ihn auf seiner Anatomie Urtheile fällen, wie er sie kaum aus dem Munde eines Fachmannes vernommen hatte. (1788.)⁶⁾ Der Kupferstecher Joh. Georg Wille, den Karl August in Paris häufig durch seine Besuche erfreute, fand in ihm einen fähigen und und wißbegierigen Menschen.⁷⁾ Karl August's Briefe zeugen von seinem lebendigen und steten Verkehre mit den Werken der bildenden Kunst und von seinem klaren und gefunden Urtheile

¹⁾ B. I, 235. — ²⁾ B. I, 235. f. Bgl. 232. — ³⁾ B. I, 94. — ⁴⁾ B. II, 86. — ⁵⁾ B. II, 171. — ⁶⁾ B. II, 274. — ⁷⁾ B. I, 232.

darüber. Sein warmer Kunstsinne spiegelt sich in folgenden Worten, die er an Merck schrieb: „Göthe schenkte mir vor zwei Tagen ein paar Elsheimer, die Sie vielleicht schon kennen; sie sind aus der Fahlmer'schen Verlassenschaft und stellen den Tobias, welchen Goudt radirt hat, und die Ceres den Mond anrufend, da sie ihre Tochter suchte, vor. Sie sind mir so lieb, daß sie fast nie von meiner Seite kommen, immer neben meinem Schreibtisch stehn und mir Anmuth einhauchen müssen, wenn der Feuerherd des Menschenlebens einen hie und da zu sehr räuchern will.“¹⁾ Nach dem, was Tischbein von ihm hörte, schien ihm der Herzog das rechte Gefühl für die Kunst zu haben, und er hielt ihn für einen Kenner.²⁾ Göthe fand es wunderbar, wie schnell sich das Gefühl des Herzoges an Kupferstichen aufschloß,³⁾ und er beobachtete dessen große Freude über den tiefen herzlichen Sinn der ihm übersandten Rembrandt's.⁴⁾ Auch ließ es Karl August an Unterstützung und Verwendung für Maler nicht fehlen.⁵⁾

Karl August scheint auf Selbstkenntniß zu halten: „Die mehrere Aufklärung seines eignen Zustandes ist immer eine nützliche Beschäftigung und verlangt mehr Aufwand von Aufmerksamkeit und Scharffinn, als man glaubt.“ (1787.)⁶⁾ Nach der Geburt eines Sohnes⁷⁾ schreibt er (1783) an Merck: „Sie haben Recht, wenn Sie Sich mit mir freuen, denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun aber ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Göthens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenchaft sagen soll et egli su pittore. Wünschen

¹⁾ B. II, 180. — ²⁾ B. I, 379. — ³⁾ B. II, 119. — ⁴⁾ B. II, 168. f. — ⁵⁾ B. I, 328. 339. 356—358. 363. 482. 92. ***. — ⁶⁾ B. I, 500. f. — ⁷⁾ B. I, 374.

Sie mir Glück zu diesem Vorhaben.“¹⁾ Als der Herzog seine Tochter Louise, ein liebenswürdiges und vielversprechendes Kind, ganz unvermuthet verlor (1784), fühlte er, nach Wieland's Verstärkung, „den Schlag stärker, als man hätte erwarten können, und ward bei dieser Gelegenheit an Heberde als ein Mensch erfunden, so gut wie unser einer.“²⁾ Was er (1783) über Schrautenbach's Tod an Merck schrieb, macht seinem Herzen Ehre: „Schrautenbach's Tod ist mir und zumal meiner Frau sehr empfindlich gewesen. Mir war er's doppelt, als in Rücksicht auf Sie mit. Er war, so viel ich weiß, sonst, wo nicht gar ganz, der einzige Mensch, mit dem Sie vertraut lebten und dem Sie Sich mittheilen konnten. Sie haben seit einigen Jahren sehr empfindliche Verluste erlitten. Ich kann nicht sagen, wie sehr mir die Trennung auf Gott weiß wie lange von diesem weisen, schönen, feinfühlenden Menschen wehe gethan hat. Man räsonniert sich so das ganze Jahr über dergleichen Fälle vor, und wenn's zum Treffen kommt, so ist man so wenig an dergleichen Scheidungen gewohnt, als wie das best vorbereiteste Kind an's Medicinnehmen.“ u. s. w.³⁾ Auch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Herzog bei Feuers- und Wassersnoth hilfreich am Plage erschien.⁴⁾ Dagegen war sein Wiß nicht rein von Frivolität,⁵⁾ und höchst frivol müssen wir leider seine Aeußerungen über Moser nennen, dem gegenüber sein Charakter, wie der seines Freundes Merck, nicht die Probe bestand.

An Karl August's freundschaftlicher Gesinnung gegen Merck ist nicht zu zweifeln: dafür zeugt der Ton und Geist seiner an ihn gerichteten Briefe, z. B. das herzliche Wort vom 18. December 1780: „Ich habe Sie beständig lieb. Trösten Sie sich mit diesem wenigen, sollte Ihnen vieles verschwinden“;⁶⁾ dafür zeugt sein thätiges, hochherziges Eingreifen in den Zeiten der

¹⁾ B. II, 219. — ²⁾ B. I, 418. — ³⁾ B. I, 395. ff. — ⁴⁾ B. I, 250. f. II, 284. — ⁵⁾ B. II, 210. — ⁶⁾ B. I, 279.

Noth. Merck verweilte öfter längere Zeit am Weimariſchen Hofe; Karl August beſuchte ihn im Spätjahre 1784¹⁾ und im Februar 1788;²⁾ Merck begleitete den Herzog und deſſen Vettern im Sommer 1785 nach Düſſeldorf und Eöln.³⁾ Daß der Herzog ein großes Gewicht auf Merck's Briefe legte,⁴⁾ iſt begreiflich.

Die Vielseitigkeit der Gegenstände, worüber beide Männer mit einander verkehrten, erſehen wir aus einem Briefe, den Karl August unter dem 31. Januar 1780 an Merck ſchreibt. Er ſchickt ihm für Göthe's Mutter ein Geſchenk, das aber den Namen eines ſolchen nicht haben ſoll, gibt ihm Aufträge an Heroldingen, Schrautenbach und Schleiermacher, bittet ihn um Anſchaffung von Gemälden und wünſcht einen Aufſatz über den Vortheil, den die neuerdings eingeführte Verſchlagung der Güter bringe,⁵⁾ eine Beſchreibung der Krappfabrik,⁶⁾ inſofern ſie den Landmann berührt, Erkundigung bei den Schweizern, ob ſie geſonnen wären, noch eine ſolche Fabrik in anderen Ländern anzulegen, und die Beſtimmung einiger Wiedertäufer⁷⁾ zu einer Reiſe nach Eifenach, wo ihnen der Herzog ein Gut verpachten will. „Nun bin ich“, ſagt er, „mit meinem Hauſen von Beſchwerungen fertig. Ihr gütiges Uebernehmen aller Kleinigkeiten verwöhnt aber ſo die Leute, daß ſie hernach keine Grenzen zu finden wiſſen.“⁸⁾

Merck wurde von Karl August wegen der Anſtellung von Beamten wiederholt zu Rathe gezogen. Der Herzog verdankte ihm, daß Bätſy in ſeine Dienſte trat. Derſelbe gab dem Dichter von dem Zuſtande der Kammergüter Nachrichten, die mit ſeinen Vorſtellungen ziemlich übereinkamen, um viele Ideen bei ihm aufzuklären.⁹⁾ Bätſy legte auf einigen Aemtern, die der Herzog

¹⁾ B. II, 243. 246. — ²⁾ B. II, 274. — ³⁾ B. I, 450. 459. 462. f. — ⁴⁾ B. I, 230. 257. — ⁵⁾ Bgl. Kiemer II, 190. — ⁶⁾ Bgl. B. I, 242. — ⁷⁾ Bgl. B. I, 265. f. 298. f. 412. — ⁸⁾ B. I, 210. ff. Bgl. 215. f. — ⁹⁾ Kiemer II, 87. f. Bgl. 147.

in Franken besaß, zu Göthe's höchster Zufriedenheit, Abzugegräben und Wässerungen an. „Er ist in allem“, schreibt der Dichter (1780) an Merck, „ein Mensch, wie es sehr wenige gibt, und wir bleiben Dir immer für die Acquisition verbunden.“¹⁾ Ebenso Karl August: „Er ist ein ganz vortrefflicher Mensch. Nur ein unglaubliches Glück kann einem einen solchen Menschen zuführen. Sie können Sich doch mit dem Glücke verwandt rechnen, daß es Sie brauchte, uns diesen Menschen zu geben, und Ihnen unsere Dankbarkeit dafür zuschnalzen. In Wahrheit, wir können es Ihnen nicht genug danken.“²⁾ Der Herzog bittet den Kritiker in demselben Jahre, dem Kammerassessor Büttner, den er zu seiner Ausbildung nach Darmstadt schickt, die dortigen besten Anstalten zu zeigen und ihn mit Männern zusammenzubringen, die ihn auf das Wichtigste aufmerksam machen.³⁾ Dann bittet er ihn (1782) um Auskunft über den Lebenswandel des Kanzlers Koch in Gießen, der nach Jena berufen werden soll,⁴⁾ und nachdem dieser den Ruf abgelehnt hat, fordert Göthe seinen Freund zu einem offenen Urtheile über die Gießener Professoren Gager und Höpfner auf.⁵⁾ Ferner bittet ihn der Herzog (1783), ihm zu schreiben, ob er nicht irgend einen guten Publicisten kenne, der sich im Erledigungsfalle nach Jena schicke.⁶⁾ Einen peinlichen Eindruck macht es, wenn Karl August am 17. Juni 1781 den Kritiker beauftragt, die Gefinnungen Kalb's und Seckendorf's zu erforschen: „Daß Meister Kalb sich ziemlich möge prostituiert haben, zweifle ich gar nicht. Seckendorf wird noch oft zur rechten Zeit einschlafen müssen; nur wird's nicht immer passend sein, denn Kalb managiert nicht die Tageszeiten. Ich weiß, daß dieser absurde Mensch andre Dienste sucht und ein Malcontenter nach Natur ist; wie er diese Unzufriedenheit aber an

1) B. I, 264. f. — 2) B. I, 270. f. — 3) B. I, 251. f. — 4) B. II, 209. — 5) B. I, 387. — 6) B. II, 220.

den Tag legt und welches seine Projecte sind und wie er sie auszuführen gedenkt, wünsche ich doch, theils als Factum der Menschheit, und wegen politicis zu wissen. Sie thun mir wahrlich einen Dienst, wenn Sie mich davon benachrichtigen, und aufstellen lassen, was diese beiden Freunde am Niederrhein treiben, thun und reden. Man kann diesen Burschen nicht genug aufpassen und bezahlt man sie nur manchmal in der Münze, in der sie uns lohnen, so ist's nichts mehr, als recht und billig.“¹⁾ Hiermit scheint im Zusammenhange zu stehen, was der Herzog unter dem 9. Juli an Merd schreibt: „Ihren letzten Brief habe ich bekommen. Ich danke Ihnen für die Nachrichten. Nur Leute, die sich genau kennen, können sich einander Sachen zumuthen, die im gemeinen Leben und gewöhnlich von einem Menschen zum andern nicht passieren. Alles kommt auf die Ursache und Absicht an, warum die Sachen geschehen. Ich glaube, wir kennen uns hinlänglich alle beide, um einander nicht mißzuverstehen, auch bleiben uns hoffentlich wenig Dinge auffallend und unerklärlich an einander.“²⁾ Uebrigens drückt sich ein herzliches freundschaftliches Vertrauen und das Gefühl der Seelenverwandtschaft in diesen Zeilen aus.

Auch in staatswirthschaftlicher Hinsicht nimmt Karl August den Kritiker wiederholt in Anspruch. Reiche Juden von Minorca und von Gibraltar sind, wie der Herzog erfahren hat, in Mainz angekommen, wo sie Fabriken anlegen wollen. Der Herzog wünscht, ein Theil dieser Einwanderer möge sich in Thüringen niederlassen, wo sie ihre Gelder für die außerordentlich gute, reichliche und billige Wolle, die im Lande gezogen und noch nicht nach Möglichkeit gebraucht werde, gut verwenden könnten, und bittet seinen Freund, hierfür zu wirken. Auch fragt er ihn, ob noch Genfer auswandern, und ob er ihm durch seine Verwandten in dortigen Gegenden solche Colonisten ver-

¹⁾ B. II, 190. f. — ²⁾ B. I, 297. f.

schaffen könne. „Verzeihen Sie“, schließt der Herzog diesen Brief, der noch andere Bitten enthält, „die Menge dieser Fragen und Aufträge. Die vortreffliche Art, alles zu beantworten und zu machen, die Ihnen eigen ist, verdirbt die Fordernden und Fragenden.“ (1783.)¹⁾ Der Herzog erkundigt sich in demselben Jahre bei Merck abermals wegen der Juden aus Gibraltar und fragt ihn, ob die Höchster Porcellanfabrik denn wirklich auseinandergegangen sei.²⁾

Merck besorgte dem Herzoge den Ankauf und Umtausch von Gemälden, Kupferstichen, u. s. w.,³⁾ und wie sehr er dies zum Danke that, entnehmen wir den Worten, die ihm Karl August am 17. Juni 1781 schrieb: „Jemanden zu besitzen, wie Sie sind, der mit solcher Schärfe, Fleiß und Glück, Dinge hervorbringt, die von Gott und Rechtswegen bei ihren Besitzern an Ketten liegen sollten, das ist wahrlich unerhört glücklich, auch erkenne ich diese Wohlthat des Geschickes und bete im Stillen an.“⁴⁾ Karl August ließ ihn durch Göthe bitten, zu schreiben, wie eine Kupferstichsammlung zu ordnen sei.⁵⁾

Merck übersandte dem Herzoge den Vorschlag zu einer Dichtercasse, den Göthe als vortrefflich ausgeführt bezeichnete. Der Aufsatz wurde sogleich gedruckt, dem Reichstage vorgelegt und dem Kaiser Joseph II. übergeben. „Man hat die besten Hoffnungen,“ schrieb Karl August an Merck den 30. April 1780, „und selbst der größere Theil der kleineren Fürsten, welche zu spät der Ratification des Teschner Friedens beigetreten sind, (unter welche auch ich gehöre) und also quasi vergessen worden, machen sich ein rechtes Fest, Deutschland so fruchtbar zu nützen, und zwar ohne Preußens Zuthung. Denn es soll ganz in der Stille geschehen, ohne daß der deutsch-französische

¹⁾ W. I, 373. f. — ²⁾ W. I, 391. — ³⁾ W. I, 241. f. 272. f. 277—279. 292—294. 298. 373. 389. f. 432. N. ***. II, 186—189. 191. 209. 219. — ⁴⁾ W. II, 188. f. — ⁵⁾ W. I, 266. f.

Friedrich, wollte er es gleich, nur die mindeste Ehre davon haben soll. Es soll dieserwegen auch eine fein gefalzene, stichelnde Zueignungsschrift an den Kaiser und an Klopstock vorangedruckt und das Werk wieder neu aufgelegt werden. In dieser Schrift wird nun der französische exotische Geschmack recht herunter gerissen, und zumal das Französischschreiben in Staatsgeschäften lächerlich gemacht werden. Die Ausführung des Projectes hängt bloß noch, sagt man, an einem Bericht von Hrn. Hofrath Deinet zu Frankfurt, welcher hierüber auf kaiserlichen Befehl seine ohnvorschreibliche Meinung an den Tag legen soll.“¹⁾ Wahrscheinlich bezieht sich Karl August auf dieses Unternehmen, wenn er den 30. Juni an Merck von einem Projecte schreibt, das schwerlich zu Stande kommen werde.²⁾

Ueber den Kaiser Joseph II. schrieb Karl August den 17. Juli 1781 an Merck³⁾ ein interessantes Urtheil:⁴⁾ „Die Handlungen des Kaisers können aus vielerlei Augenpunkten angesehen werden. Sie haben sehr viel Aehnliches von Meisterzügen, bezeugen eine große Kenntniß — nicht der Menschen — aber doch der innern Staatsumstände, und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und quod probe notandum — ablaufen wird, das laß ich dahingestellt sein. Ein bißchen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Verhältnissen umgegangen zu sein. Es lautet mir immer etwas wie ein Frei-Corpsdicton „der Teufel hol die Pfaffen“, oder wie ein philosophischer Begriff, daß niemand Unnützes im Staate leben solle (beides klingt au table d'hôte nicht übel). Mit denen sogenannten unnützen Mäulern ist's aber ein besonder Ding; man glaubt zwar von Herrschafts wegen, daß alles unnütz sei, was nicht hacte und grabe und

¹⁾ B. I, 231. 240. f. — ²⁾ B. I, 251. — ³⁾ Bgl. B. III, 178—180. —

⁴⁾ B. II, 189. f.

nicht effective die herrschaftlichen Einkünfte vermehre, und ich habe auch für diese allgemeine Finanzübersicht vielen Respect, aber mir dünket doch, daß — verführe der liebe Gott so finanziell scharf mit uns — die großen Herrn, welche eigentlich durch die Umstände bloß genießen, faulenzten und nichts einbringen sollen und gewöhnlich bloß aus Langeweile thätig sind, übel dabei wegstämen. Sie würden wahrscheinlich wie die Pfaffen behandelt und wie diese jetzt von den Großen, so jene von Gott als Sachen angesehen werden, welche eines Besitztums und Existenz- unfähig wären. Es möchte wohl alsdann etwas willkürlich mit ihnen verfahren, sie von allen weltlichen Bedienungen und Geschäften ausgeschlossen und bloß zum Beten angehalten werden. — Was die Berechnung der theuren Fastenspeisen anbelangt, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, so zitterte ich, wenn meine Herrschaft so vor mich sorgte, denn ich würde fürchten, daß ich das Geld, was ich an der Reinheit meines Glaubens ersparte, wiederum zu der Reinheit der Flintenriemen und Montierungen der Armee, welche vor meinen Glauben und Vaterland streiten soll, beitragen müßte.“ —

Karl August's Gemahlin, die Herzogin Luise war dem Kritiker gewogen,¹⁾ ohne ihm wohl näher zu kommen. Sie erscheint in dem Merck'schen Briefwechsel als eine gute, hochherzige, charakterfeste, etwas schwere Natur.²⁾ —

In einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse stand Merck zur Herzogin-Mutter Anna Amalia. Wieland war ihr begeisteter und dankbarer Verehrer, ohne seinen Blick vor den Schwächen ihres Charakters zu verschließen. „Bei Dir,“ schrieb er den 27. August 1778 an Merck, „bei Dir, der die schwärzsten Schatten unmittelbar neben den hellsten glänzendsten Lichtmassen so gern hat, kommt man übel an, etwas über einen Charakter zu sagen, der (zuweilen) so ziemlich wie ein Rembrandt'sches

¹⁾ B. I, 401. — ²⁾ Vgl. B. I, 85. 91. 149. 210. 874. III, 86. 137.

Lampenflick aussieht. — Basta! Du weißt's, I. Mann, oder sollst wissen, daß niemand, Dich selbst nicht ausgenommen, diese wunderbare Frau lieber hat, als ich. Alles, was ich gerne sagen möchte, ist bloß, Dich an das „Tu si hic esses“ zu erinnern, und Dich für die Fehler und Menschlichkeiten der Leute, die täglich um die Herzogin sind, um Nachsicht zu bitten. Ich sehe oft genug, wo und worin sie Unrecht haben, und möchte manchmal auch toll darüber werden: aber ich sehe auch, daß es Momente gibt, wo man kein Menschenkind sein müßte, um von Anwandlungen von Unmuth, Ungebuld, Zweifel, Kleinmüthigkeit u. frei zu bleiben. Auch weiß ich am besten, was ich selbst in den Jahren 73—75 erfahren habe. Indessen ist und bleibt doch alles von Wort zu Wort Wahrheit, was wir beide Gutes von der lieben Frau gesagt haben, Du in Deiner Rembrandischen, und ich (in Aurora und den Versen von Olympia¹⁾) in meiner Guido'schen Manier, und je länger ich mit ihr existiere, je mehr Respect krieg' ich selbst für das, was ich vorhin die schwarzen Placken im lebendigen Tableau ihrer Existenz nannte, und je überzeugter werd' ich, daß sie telle qu'elle est, eines der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürsichtigkeit ist, das je auf diesem Erdenrund gesehen worden ist.“²⁾ Später schreibt Wieland über sie mit noch ungetheilteurer Anerkennung und Begeisterung: „Die Frau ist wirklich eine der besten auf Gottes Boden, und ich zweifle sehr daran, daß es unter ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre, und mit welcher Leute unsers Gesichts auf einem honnetteren und angenehmeren Fuß existieren könnten. Ich meines Orts müßte nicht ich, sondern der undankbarste Schurke zwischen Himmel und Erde sein, wenn ich je vergessen könnte, wieviel Gutes sie um mich verdient hat; oder nicht dankbarlich erkannte, was sie zum Glück meines Lebens beiträgt.

¹⁾ D. M. 1777, IV, 103. ff. — ²⁾ W. II, 160. I, 141. f.

Ich versichere Dich, daß ich keine Idee davon habe, wie ich den Verlust dieser guten Fürstin aushalten wollte, wenn ich ihn erleben sollte, eh ich 70 Jahr alt bin.“¹⁾ „Unsre Herzogin Mutter scheint an allen Qualitäten, die eine Fürstin allen Menschen, die Zutritt bei ihr haben, lieb und verehrenswerth machen müssen, mit jedem Jahre zuzunehmen. Sie ist unsre Pallas und unser Palladium zugleich, und ich begreife nicht, wie wir ohne sie existieren wollten. Sie hat noch nie gegen diejenigen, die ihr einmal lieb waren, von Sentiment geändert.“²⁾ „Bisher ist die Herzogin Mutter unser einziger Trost gewesen. Ohne sie würde Weimar in weniger Zeit wieder so ein unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest sein, als irgend eins in deutschen und welschen Landen. Und doch ist auch das, was diese in ihrer Art einzige Frau uns geben kann, nur tropfenweise Herzstärkung.“³⁾ „Unsre regierende Herzogin hat uns gestern verlassen, und theils vor, theils mit, theils nach ihr ist beinahe alles was hier in censum kömmt, davon gegangen. . . . Ich bin beinahe der einzige in Weimar, der in den Boden eingewachsen ist. . . . Gleichwohl bin ich mit meinem Loose zufrieden, und so wenig ich auch zum Amusement meiner guten und Gott weiß! in ihrer Classe unvergleichlichen Fürstin beizutragen fähig bin, so schätze ich mich doch glücklich genug, (da sie nun einmal so leicht und mit so Wenigem zufrieden ist) ihr die Bürde der Existenz in dieser Wertektagswelt tragen zu helfen so gut ich kann und mag.“⁴⁾ — Karl August spricht von ihrem Charakter mit hoher Achtung;⁵⁾ Louise von Göchhausen rühmt ihr Herz.⁶⁾ Verbe Ausdrücke und selbst ungeeignete Bemerkungen, die ihr da und dort in ihren Briefen entschlüpfen,⁷⁾ und ironische Aeußerungen über Sophie de la

1) W. I, 800. f. — 2) W. II, 230. f. — 3) W. I, 435. — 4) W. I, 451. f. — 5) W. I, 211. — 6) W. I, 168. — 7) W. I, 152. f. 155. II, 166.

Wochs,¹⁾ der sie wegen der Verheirathung ihrer Tochter Louise zürnte,²⁾ zeigen sie im Contraste zur Sentimentalität, obgleich sie für Fr. H. Jacobi sehr eingenommen war.³⁾ In Wieland's oben erwähntem Gedichte an Olympia⁴⁾ wird sie als Priesterin der Natur und der Musen, als Zeichnerin und Clavierspielerin gefeiert. Sie war eine große Liebhaberin der Musik, zeichnete fleißig und urtheilte, nach Wieland's Versicherung, mit Sinn und Gefühl und selbständig über Werke der Malerei, spielte in einem Liebhabertheater auf Ettersburg mit und beschäftigte sich mit der Experimental-Physik.⁵⁾

Merck lernte sie und Einsiedel im J. 1778 „in dem berühmten rothen Hause zu Frankfurt“ (im Göthehause?) kennen, schloß sich ihnen als Reisegefährter an und besuchte mit ihnen die Düsseldorfer Gallerie.⁶⁾ Hierauf schrieb ihm Wieland: „Du hast einen mächtigen Stein im Brett bei der Herzogin. Sie konnte gar kein Ende finden, Gutes von Dir zu sagen. . . . Sie sagte mir, sie hätte sich bereits so daran gewöhnt, Dich um und bei sich zu haben, daß sie Dich alle Augenblicke vermissen. Kurz — man hat Dich sehr lieb gewonnen.“⁷⁾ Nicht lange nachher schrieb sie an Merck: „Gewiß werd' ich nie vergessen, wie gut es das Schicksal mit mir meinte, mich einen Freund finden zu lassen, wie Sie sind, der bei so wunderbaren, gewiß oft zu Boden drückenden Vorfällen des Lebens, seinem Herzen und dem Glauben an Wahrheit und Güte so treu bleibt, dieß alles in's Innerste seines Herzens schließt und mit Muth und Leichtigkeit trägt, was des Herren Wille ist.“⁸⁾ Bierzeben Tage später schrieb Wieland an Merck: „Ich bin die ganze vorige Woche bei unsrer Herzogin in Ettersburg gewesen, . . . und da wurde so viel von Dir geschwätzt und erzählt, und

¹⁾ B. II, 164. — ²⁾ B. I, 165. — ³⁾ B. I, 136. Bgl. 189. —
⁴⁾ Bgl. B. II, 117. f. — ⁵⁾ B. I, 149. f. 169. 256: 422. f. II, 160.
 165. 177. — ⁶⁾ B. I, 129. 134. 136. 140. 303. II, VIII. Riemer II,
 68. — ⁷⁾ B. I, 135. — ⁸⁾ B. I, 140.

mit so viel Liebe und Wohlgefallen alles was in Deiner Gesellschaft begegnet war, was man mit Dir gesehen, mit Dir genossen hatte, alles was Du gesagt und gethan, bis auf die kleinsten Züge, mit soviel Liebe in's Gedächtniß zurückgerufen, daß es nicht anders war als ob Du mitten unter uns wärest. . . . Du glaubst nicht, wie lieb und werth Du der Herzogin bist, und wie sie Freude an Deinen Briefen hatte, und ordentlich stolz darauf that u. u. . . . Göthen besonders wurde gar wohl um's Herz, die Herzogin so von Dir reden zu hören, wie eine, die den Werth der ganzen Total-Summe Deiner Individualität fühlt.“¹⁾ Auf Merck's Briefe legte sie großen Werth.²⁾ „Jedesmal,“ schreibt sie ihm den 8. Februar 1779, „jedesmal, daß ich Nachricht von Ihnen erhalte, l. M., freue ich mich herzlich Ihres Andenkens, und gewiß, ich bin dankbar für all das Gute und Freundschaftliche, das Sie mir noch in Ihrem letzten Brief sagten. Geht es Ihnen immer wie mein Herz es Ihnen wünscht, so sind Sie gewiß glücklich.“³⁾ Auf ihre Einladung⁴⁾ war er im Sommer 1779 acht Wochen lang in Ettersheim bei ihr zu Besuche.⁵⁾ Sie schrieb ihm den 2. August: „Ihr Brief, l. M., das Reisejournal an Thunelnda, wurde (nach Frau Aja zu reden) mit großem Jubelgeschrei empfangen, erbrochen und gelesen. L. M., Sie können nicht glauben, wie unendlich Sie mich dadurch verbindlich gemacht haben, daß Sie nach allen Fatiguen und Abenteuern dennoch die Feder ergreifen, um uns zu überzeugen, daß Sie nach Ettersburg denken. . . . Ihr Bildniß, l. M., paradiert in meinem Zimmer, zum Scandalum [sic!] aller Heterodoxen. Es ist außerordentlich gleich, und um vieles besser als es war, da Sie weggingen.“⁶⁾ Den 6. Juli 1780: „L. M.! Ihre Reminiscenzen vom vorigen Jahr können mir nicht anders als

¹⁾ B. II, 158. f. — ²⁾ B. I, 145. 154. II, 288. — ³⁾ B. I, 155. — ⁴⁾ B. I, 165. — ⁵⁾ B. III, 168. Bgl. I, 168. — ⁶⁾ B. II, 164. 166.

unendlich schmeichelhaft sein. O! gewiß, l. M., bei mir sind sie noch mit den lebhaftesten Farben gegenwärtig; ja, jeder kleine Winkel in Ettersburg ist mir immer eine neue Erinnerung der glücklichen Augenblicke, die ich mit Ihnen durchlebte, sogar der dicke Bode, dessen Atmosphäre ziemlich zähe ist, gibt doch manchmal einen Strahl von sich, der mir die glücklichsten Zurückerinnerungen verschafft, und den Wunsch immer lebhafter in mir macht, nochmals in meinem Leben so vergnügt wie damals zu sein. Obwohl mir bei dem dießjährigen Aufenthalt in Ettersburg nichts mangelt, so wissen Sie doch, l. M., daß, je mehr man hat, je mehr man haben will. Dieß ist nun ganz und gar mein Fall, denn ich wünsche sehnlichst, daß Sie und Mutter Aja alles das Gute mit genießen können, was mir begegnet.“¹⁾ Wieland schrieb in demselben Sommer an Merck, in Ettersburg werde seiner oft im besten gedacht, die Herzogin sei seine unveränderliche Patrona;²⁾ sein Bild figuriere wie ein Fetisch oder Hausgötze in ihrem Zimmer und erhalte in Ermangelung seiner persönlichen oder epistolarischen Gegenwart sein Andenken lebendig.³⁾ Im Herbst machte der Kritiker mit der Herzogin eine Kunstreise.⁴⁾ Die Berichte, die ihm Wieland von ihrer Gesinnung gegen ihn erstattet, sind fortwährend günstig.⁵⁾ So schreibt er ihm den 11. Juli 1781: Sie ist Dir „mit gar sonderlichen fürsüßlichen Hulden und Gnaden wohl begethan, und wird Dich dessen des ehestens selbst versichern. Du kannst stark darauf rechnen, daß Du es gröblich auf Deiner Seite fehlen lassen müßtest (welches ich für keinen casum dabilem halte), wenn etwas anderes als der bittere Tod der Freundschaft, die sie für Dich hat, ein Ende machen könnte.“⁶⁾ Am 4. August schrieb sie an ihn einen herzlichen Brief.⁷⁾ Auch ihre späteren

¹⁾ W. I, 255. f. — ²⁾ W. II, 177. — ³⁾ W. I, 258. — ⁴⁾ W. I, 263. f. 274. f. — ⁵⁾ Vgl. W. I, 281. II, 215. 218. 281. — ⁶⁾ W. I, 300. — ⁷⁾ W. I, 303. f.

Briefe an ihn sind freundschaftlich.¹⁾ Noch erwähnen wir, daß er für sie den Ankauf von Kunstgegenständen besorgte,²⁾ und daß sie einen Tischler, den sie einige Jahre hatte reisen lassen, und dem sie auftrag, über Darmstadt zu gehen, der Fürsorge und Protection des Kritikers empfahl.³⁾ —

Auch die Hofdame der Herzogin-Mutter, das von Wieland⁴⁾ als „Gnomide“ bezeichnete Fräulein Louise von Göchhausen oder Thusnelda schrieb an Merck im Tone herzlicher Freundschaft.⁵⁾ Mit dem Kammerherrn und Oberforstmeister v. Wedel, den Schlosser als einen reinen geraden Mann bezeichnet, scheint Merck in einem freundschaftlichen Verhältnisse gestanden zu haben.⁶⁾ Der Geheimrath und Oberhofmeister der Herzogin-Mutter, von Einsiedel, schrieb im J. 1778 über Merck an Knebel: „Ohne alle poetische Zuthat ist dieß einer der vorzüglichsten Menschen, die ich je gesehen habe, dabei mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die sich nur denken lassen, und das Gefallen, das die Herzogin an ihm hat, trägt nicht wenig zu unserm allgemeinen Wohlbefinden bei. Merck ist ein großer Mentor für alle Kunstfachen und sieht für tausend Kenner und Künstler gewöhnlichen Schlags.“⁷⁾ Wir haben wohl gerade auf dieses Urtheil über Merck ein besonderes Gewicht zu legen. Friedrich Hildebrand von Einsiedel, „geboren 1750, vordem Page in Weimar und wegen seiner jugendlichen Schwänke im Munde der Hof- und Stadtchronik, . . . war eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten seiner Zeit, zur Verwaltung eines Staatsamtes nicht geeignet, am Hofe . . . außer dem Gesetze des Ceremonienmeisters, als Mensch von der reinsten Herzensgüte und einem solchen Fonds von Freundschaft, daß er im Kreise seines Umgangs allgemein l'ami genannt wurde. Er war in seinen

¹⁾ B. I, 459. II, 278. — ²⁾ B. I, 186. 189. 303. f. 309. —

³⁾ B. I, 275. II, 290. — ⁴⁾ B. II, 197. — ⁵⁾ B. I, 168. 185. f. 242. 345. — ⁶⁾ B. I, 168. 176. 204. II, 171. — ⁷⁾ B. II, VIII. Bgl. I, 140. 178. II, 164—167.

Schwächen ergötzlich, komisch selbst im Ausdruck seiner Abneigungen . . . eifrig zu Vielem, namentlich zum Violincellspiel, worüber er Jegliches zu vergessen im Stande war, selten zur Vollendung von etwas Bedeutendem ausharrend, immerdar zur Hand, aus einer sprudelnden Fülle geistiger Originalität die Tagerscheinungen zu würzen, Orchestermitglied und Schauspieler, Verfasser von Operetten und Dramen.“ So schildert ihn Wachsmuth,¹⁾ ganz im Lichte; Karoline von Herder, die ihn schon als innigen Freund ihres Gatten verehrt, fügt gedämpftere, dunkelnde Farben hinzu: er ist ein kalter Beobachter, nicht der mindesten Phantasie Raum gebend, um nur zu bestimmten, wahren Begriffen (wie er sie nennt) zu gelangen; er verachtet die Welt, die Politik, die Literatur, das gelehrte Wesen und erblickt überall Widersinn, Dummheit oder List. Karoline rühmt freilich seine unersättliche Wißbegierde und die große Güte seines Herzens.²⁾ —

Verfolgen wir nun die späteren Beziehungen zwischen Goethe und Merck.

Von Weimar schreibt der Dichter 1776 an seinen Freund herzlich, etwa im Stile seines Bz von Verlichingen.³⁾ Goethe hat seiner Mutter ein Geschäft an ihn aufgetragen und hört, daß sie leidlich damit zu Stande sind. Er verspricht dem Freunde, ihm nicht zu fehlen.⁴⁾ Im März bittet er ihn, wenn er das Geld habe, der Mutter einen Schein zu geben.⁵⁾ In den Sommer fällt nach Niemer⁶⁾ — so weit es überhaupt begründet ist —, was Herder, nach Falk,⁷⁾ berichtete: „Merck war ein halbes Jahr in Weimar und zuletzt so verstimmt, daß er Goethe gar nicht mehr sah. „Was Teufel“, fuhr er auf,

¹⁾ Weimar's Museshof in den Jahren 1772 bis 1807 S. 20. f. —

²⁾ Erinnerungen aus dem Leben Herder's II, 8—10. 26. Vgl. B. I, 173. N. *. 258. II, VIII. — ³⁾ B. I, 84. 94. 98. — ⁴⁾ B. I, 84. —

⁵⁾ B. I, 98. — ⁶⁾ Niemer II, 28. f. Vgl. 47. 86. f. — ⁷⁾ Falk: Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt S. 145.

„fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, sich von ihnen hubeln zu lassen? Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?“ Auch berichtet Falt, dem Kritiker habe an Göthe'n die „unbedingte Richtung seines Wesens in die Contemplation“ nicht gefallen wollen, und er habe zu ihm einst, nach Herder's Erzählung, auf seine pikant kräftige Weise gesagt: „Siehst Du, in Vergleich mit dem, was Du in der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir alles, was Du geschrieben hast, Dr . . .!“ Niemer bemerkt übrigens, im J. 1776 sei Merck nicht in Weimar gewesen, er habe die im Eingange dieser Stelle angeführte Aeußerung nur schriftlich gegen Wieland aussprechen können. — Nachdem der Kritiker am 26. October ein zweites Kind verloren hat,¹⁾ schreibt ihm Göthe den 22. November: „Dein Schicksal drückt mich, da ich so rein glücklich bin“, und fährt dann fort, seine Zustände und Verhältnisse behaglich auszumalen. Die Kälte des Glücklichen, der keine Zeit findet, länger als einen Augenblick, mehr als im Schmetterlingsfluge bei den Weiden des Anderen zu verweilen. Kein Wort des Trostes. Der Brief fängt mit Geldsachen an.²⁾

Im Herbste des folgenden Jahres besuchte Merck seinen Freund auf der Wartburg.³⁾ Merck traf am 21. September in Eisenach ein und blieb dort bis zum 28. Göthe fühlte den Abschied, als er an diesem Tage früh um 8 Uhr mit dem Freunde zum Burgthore hinaustrat, nennt es einen dunkeln Tag, und hatte noch am 4. October das tiefe Gefühl des Alleinseins und der gänzlichen Abgeschiedenheit.⁴⁾

Wieland schrieb den 27. October an Merck: „Wöcht' ich Ihnen zu genießen geben können, wie herzlich wohl mir Ihr letzter Brief . . . und alles Gute, was Sie mir darin von unserm

¹⁾ B. I, 99. R. **. II, 97. f. — ²⁾ B. II, 85. f. — ³⁾ Bgl. Niemer II, 28. — ⁴⁾ Niemer II, 46. 49.

Fürsten, und alles Wahre, was Sie mir von unserm Göthe, und alles Herzerquickende, was Sie mir — wiewohl nur in generalibus — das auch genug ist — von seinem guten Willen gegen mich sagen!“¹⁾

„Wir haben zehen Tage zusammen wie die Kinder gelebt“, schreibt Merck den 3. November an Nicolai. „Mich freut's, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situation ist.“ Er preist dann, wie schon bemerkt wurde, den Herzog, dem zuliebe er dasselbe thun würde, was Göthe thue. „Ich dünkte,“ fährt er fort, „Göthe's Gesellschaft, wenn man [nicht] muthwillig voraussetzen will, er sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben.“²⁾ Aehnlich lautet ein Brief Merck's, der nach Kiemer³⁾ wenige Tage vor Merck's Ankunft in Eisenach geschrieben ist: „Göthe spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eignen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles was man aussprengt, sind Klagen der Hofschranzen. . . . Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Göthe gilt und dirigirt alles, und jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er vielen dient und niemanden schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehn?“⁴⁾

Der Herzog hatte einigemal große Lust, den Kritiker als Kammerrath in Eisenach anzustellen; aber Göthe sagte ihm, was er seinem Freunde unter dem 11. Januar 1778 mittheilte, alte Bäume verpflanzen sich nicht gut.⁵⁾ Dem Dichter konnte nicht verborgen geblieben sein, was wir namentlich durch die Briefe seines Freundes an Nicolai erfahren, daß Merck in Darmstadt

¹⁾ B. II, 107. — ²⁾ B. III, 151. — ³⁾ II, 46. — ⁴⁾ B. II, 98. f. — ⁵⁾ B. II, 120.

ganz und gar nicht an seinem Plage war, daß er sich dort unglücklich fühlte. Es entging ihm gewiß nicht, wie wenig das Amt eines Kriegszahlmeisters den auch in praktischer Beziehung reichbegabten, nach einer ausgedehnteren und höheren Wirksamkeit verlangenden Geist seines Freundes auszufüllen vermochte, und ebenso kannte er sicherlich dessen mißliche Stellung zu Karl Friederich von Moser. Und nun bot sich die schönste Gelegenheit zur Befreiung seines Freundes aus einer so widerwärtigen Lage. Durch die ihm zuge dachte Verpflanzung würde Merck der Unterthan eines Fürsten geworden sein, den er seinen Freund nennen durfte, und der gewiß die Absicht hatte, ihn seinen Talenten und Neigungen gemäß zu beschäftigen. Daß aber Göthe einen Mann, der im 37. Jahre, also in der für einen praktischen Beruf geeignetsten Lebensperiode stand, für eine Verpflanzung zu alt finden mochte, ist ganz unbegreiflich. Es mag sein, daß Göthe zu Merck's Pünctlichkeit kein Vertrauen hatte; dann war es aber Befangenheit und Ungerechtigkeit, ihm dieselbe Schlaffheit, die er sich in einem Handlangerdienste zu Schulden kommen ließ, auch in einem freieren und umfassenderen Amte ohne Weiteres zuzutrauen. Vielmehr geziemte es unserem Dichter — vorausgesetzt, daß ihn nicht ein triftiger, von ihm verschwiegener Grund zurückhielt —, einen so ausgezeichneten Mann, dem er so vieles verdankte, nach Kräften dadurch moralisch wiederherzustellen, daß er ihn einem Dienste entrückte, worin er versauerte, und aus einer Stadt erlöste, die ihm, mit oder ohne seine Schuld, unerträglich war. Da Göthe selber, der doch sonst für so viele ein Wort der Milderung und Entschuldigung fand, — im Widerspruche mit zahlreichen entgegengesetzten Aussprüchen Anderer — negativ und schneidend über seinen Freund urtheilte, so ist es nicht unangemessen, auch sein Handeln gegen diesen auf eine strenge Waagschale zu legen. — Merck half übrigens um dieselbe Zeit, wo ihm Göthe sein Ver-

halten wegen der Eisenacher Stelle meldete, demselben mit einem Anleihen aus.¹⁾

Ueber Merck's „Geschichte des Herrn Oheims“, die im Deutschen Merkur 1778 zu erscheinen anfieng, äußerte sich Goethe anerkennend. „Dein Oheim ist sehr gut“, schreibt er den 18. März.²⁾ Sodann den 5. August: „Du weißt, daß er mir lieb sein muß und ich bitte Dich, endig' ihn rund und ohne etwaige fremde Ingredienzien, wie es einem am Schlusse leider oft geht. Und dann erlaube mir, daß ich ihn hier zusammendrucken lasse. In den San Merkur ist's doch, als ob man was in eine Cloake würfe, es ist recht der Vergessenheit gewidmet und so schnitzelweis genießt kein Mensch was.“ Sodann fügt Goethe eine Bemerkung hinzu, die eine große Achtung vor der Beobachtungs- und Darstellungsgabe seines Freundes zu erkennen gibt: „Auch hab ich eine Bitte, daß, wenn Du mehr so was schreibst, daß Du mir weder direct noch indirect ins theatralische Gehege kommst, indem ich das ganze Theaterwesen in einem Roman, wovon das erste Buch, dessen Anfang Du gesehn hast, fertig ist, vorzutragen bereit bin.“³⁾ Der Schluß des Briefes ist herzlich: „Adieu, Alter, nun hast Du wieder was von mir. Sag mir auch was, behalt mich lieb.“⁴⁾ Am 27. schreibt Wieland an Merck, Goethe'n sei es gar wohl um's Herz geworden, die Herzogin so von ihm reden zu hören, wie eine, die den Werth der ganzen Total-Summe seiner Individualität fühle.⁵⁾

Der Besuch Merck's wurde in Weimar und Ettersburg als ein großes Ereigniß betrachtet. Fräulein von Göckhausen schrieb den 21. Mai 1779 an Goethe's Mutter: „Jetzt leben wir in beständiger Erwartung unseres Merck. Beim Erwachen und beim Schlafengehen denken wir seiner; und wenn es regnet

¹⁾ B. I, 122. — ²⁾ B. II, 125. — ³⁾ B. I, 187. f. — ⁴⁾ B. I, 139. f. — ⁵⁾ B. II, 159.

oder der Wind ein bißchen stärker bläst, sollten Sie das Lamento hören! „Der arme Merck! jetzt wird er vielleicht naß, der Wind wird ihm auf seinem Fuchs das Reiten sauer machen! und scheint die Sonne, so freut sie jetzt doppelt seinetwegen. So geht's den ganzen Tag. Küm' er doch nur recht bald! Der Doctor reitet ihm bis Erfurt entgegen.“ Der Doctor [Göthe] that es am 29. Mai. Der Bielersehnte kam folgenden Tages an. Am 31. frühe auf der Hottelstädter Ecke von der Herzogin, dem Herzoge, Wieland, Einsiedel u. s. w. empfangen, blieben die Freunde den Tag in Ettersburg und kehrten Abends nach Weimar zurück. Merck war acht Wochen lang bei der Herzogin Mutter zu Besuche.¹⁾ Er sah in Ettersburg die Auf- führung der Göthe'schen Iphigenie. Etwa in der letzten Woche des Juli²⁾ reiste er wieder ab. Göthe schrieb hierauf in sein Tagebuch: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre SchaaLEN abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderem Stand- ort; so gibt das schöne Gewißheit.“³⁾

Nach der Abreise Merck's, etwa in der ersten Hälfte des August las Göthe unter einer Eiche in Ettersburg aus einem schön gebundenen Exemplare des eben erschienenen Woldemar von Friederich Heinrich Jacobi einige Stellen mit paro- distischen Zusätzen und Veränderungen vor, hielt dann aus dem belaubten Wipfel eine Staudrede und ein hochnothpeinliches Hals- gericht über das verdammlich befundene Werk und nagelte es zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum abschreckenden Bei-

¹⁾ B. I, 165. 168. III, 163. — ²⁾ Vgl. Viehoff II, 341. R. *. —

³⁾ Niemer II, 86. f.

spiele an die Eiche, daß die Blätter zum Jubel der Gesellschaft im Winde hin und her wehten.¹⁾ In dem heftigen Sturme, der sich auf die Nachricht von diesem Vorgange in der Seele des Dichterphilosophen erhob, warf er in seinen Urtheilen auf Merck, den er sehr wahrscheinlich für den geistigen Anstifter hielt, einen nächtlichen Schatten, wobei wir uns an das Licht in der eben gelesenen Stelle des Göthe'schen Tagebuches erinnern wollen.

Es ist hier der Ort, auf das Verhältniß zwischen Jacobi und Merck einzugehen.

Merck richtete im J. 1771 eine sehr freundliche Zuschrift an den ihm unbekanntem Herausgeber des „Briefs an die Freidenker“ (die erst in der zweiten Wagner'schen Sammlung gedruckt wurde).²⁾ Der Herausgeber jenes Briefes, Johann Georg Jacobi erfuhr, daß die Zuschrift von Merck herrühre, und schrieb an diesen unter dem 26. Juli: „Oh' ich Sie kannte, wurden Sie, wegen Ihres Schreibens an mich, von mir geliebt und verehrt, und nun ist meine zärtliche Hochachtung desto stärker, da mein Herz Sie schon lange den Meinigen genannt hat. — — — Lassen Sie mich, mein vortrefflicher Freund, mit der Wahrheit meines Herzens, um deren willen Sie mich als Ihren Bruder anreden, Sie umarmen. Durch diese Wahrheit allein verdien' ich Ihren Brief, in welchem Sie meinem philosophischen Geiste zu viele Lobspprüche geben. . . . Darf ich mir bald wieder einige Zeilen von Ihnen versprechen? Gewiß werden sie mir willkommen sein! Leben Sie wohl, m. würdiger Fr., und denken Sie zuweilen in frohen Stunden an den Ihrigen, dessen Namen Sie wissen. . . . Mein Bruder versichert Sie seiner zärtlichsten Hochachtung.“³⁾ Im folgenden

¹⁾ Viehoff II, 347. f. Vgl. W. I, 180. Briefwechsel zwischen Göthe und F. S. Jacobi S. 57. f. Zöpprig: Aus F. S. Jacobi's Nachlaß II, 175—177. Hirzel's Briefe von Göthe an Lavater S. 126. f. — ²⁾ W. II, 28. ff. — ³⁾ W. II, 27. ff.

Jahre schrieb Friederich Heinrich Jacobi an Sophie de la Roche: „Sie haben mir Muth gemacht, meine wertheste Freundin, Herrn Merck zu meinem Gehilfen am Deutschen Mercur anzurufen. Lesen Sie beliebigst einliegenden Brief an ihn, und wenn Sie ihn zum Zwecke nicht unschicklich finden, so lassen Sie ihn, mit einem kräftigen Empfehlungsschreiben von Ihnen begleitet, mit erster Post ablaufen.“¹⁾ Vorerst scheint es aber zu keiner Annäherung zwischen beiden Männern gekommen zu sein. Vielmehr griff, wie aus einem Briefe Höpfner's an Raspe vom 23. April 1774 erhellt, eine tiefe Abneigung, ja eine grundfeindselige Stimmung in Merck, wie in Göthe und Höpfner, gegen die Brüder Jacobi Platz, ohne daß wir einen äußerlichen Bruch wahrnehmen. Göthe las nämlich Höpfner'n, als dieser in Frankfurt sein Gast war, den Anfang eines (sonst nicht erwähnten?) „excellenten Dinges:“ „das Unglück der Jacobi's“ vor, worin diese „wacker gepeitscht“ wurden. „Göthe und Merck,“ fügt Höpfner hinzu, „speien vor den Kerls aus, so wie wir.“²⁾ Zwischen den Jahren 1775 und 1778 fand keine persönliche Zusammenkunft F. H. Jacobi's und Merck's statt.³⁾ Ein Brief Jacobi's an Sophie de la Roche vom 18. März 1776 weist darauf hin, daß beide Männer sich ferne standen: „Ich kenne Merck nicht genug, um eine feste Meinung über ihn zu fassen. Vorzügliche Gaben hat er unstreitig, aber fast in allen seinen Briefen und Ausarbeitungen finde ich etwas, das mir nicht ansteht. Es kommt mir vor, als wenn der Mann weniger dächte, als erdächte, mehr erträumte als empfände.“⁴⁾ In demselben Jahre schrieb Merck eine poetische Epistel an Wieland, die besonders gegen den seiner Ansicht nach von diesem im Deutschen Mercur zu günstig beurtheilten Philosophen gerichtet war,⁵⁾

¹⁾ F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, 101. — ²⁾ Weimarisches Jahrbuch III, 68. f. — ³⁾ B. II, 122. — ⁴⁾ F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, 237. f. — ⁵⁾ Edermann II, 60. f. Bgl. B. II, 68.

und Wieland schrieb an Merck: „Von Alwill ein andermal. Ihr geht gottlos mit ihm um und das ist nicht fein! es bleibt aber alles unter uns.“¹⁾ Bei dem gemüthlichen convivium, das Merck, Wieland und Kranz im Spätjahre 1777 im Göthehaufe hielten, wurde auf Jacobi und seines Gleichen (im Ernst oder Humor?) geflucht.²⁾ Merck und Jacobi waren mit einander zerfallen. Aber am 2. März 1778 schrieb dieser an jenen: „Ich bin überzeugt, m. l. M., daß was uns geschieden hat, nur eine Dunstwolke war. Unserer gegenseitigen Hochachtung sind wir beide gewiß, das kann, nach den unveränderlichen Gesetzen des Rechts und dem ewigen Zusammenhange der Dinge nicht anders sein; und sobald Sie mich Ihrer Freundschaft versichern, bin ich es auch Ihrer Freundschaft. Sie hatten ehemals Lust, die hiesigen Gegenden zu besuchen. Kommen Sie auf das Frühjahr! Ich weiß, es gefällt Ihnen bei uns. Und Freiheit sollen Sie genießen mehr als in den amerikanischen Wäldern. — — — Ich wünsche, m. l. M., daß wir von nun an mehr mit einander zu schaffen haben mögen. Es wird ganz von Ihnen abhängen. Aber antworten Sie mir wenigstens bald ein paar Zeilen auf diesen Brief. Ich umarme Sie mit einem Herzen voll süßer Ahnungen, als Ihr Freund Fritz Jacobi.“³⁾ Im Juni war Merck bei ihm zu Besuche.⁴⁾ Der Brief, den Jacobi unter dem 8. Juli an Merck schrieb, läßt auch nicht entfernt vermuthen, daß der Kritiker auf den Philosophen und dessen Angehörige einen ungünstigen Eindruck gemacht habe: „Hier, m. l. M., ein Brief für Euch, und ein Brief an Einsiedel von der Zimmermann. — — — Ich hoff', es geht Euch sammt und sonders gut. Wir sprechen noch immer von Euch. Vergeßt nicht das Manuscript von Herder und alia, wie Ihr unsre Schattenriffe von hier mitzunehmen vergessen habt.“⁵⁾ Als aber Merck im November wieder

¹⁾ B. II, 71. — ²⁾ B. II, 162. — ³⁾ B. II, 122. f. — ⁴⁾ Zöppriy: Aus F. S. Jacobi's Nachlaß I, 28. Vgl. B. I, 129. f. — ⁵⁾ B. I, 180.

bei Göthe's Mutter zu Besuche war, fluchte man wieder auf Jacobi und seines Gleichen,¹⁾ und am 27. dieses Monates schrieb Jacobi an Georg Forster: „In Weimar werden Sie doch auch Herder sehen. Sollte die Rede von mir kommen, so erzählen Sie, wenn sich's fügt, wie Sie mich von ihm gegen Fürstenberg reden gehört. Es soll dem Manne durch einen gewissen Mephistopheles beigebracht worden sein, ich spottete über ihn, hielt ihn für ein verbranntes Gehirn u. dergl.“²⁾ In diesen Worten regt sich der Zorn Jacobi's gegen Merck noch als entferntes Gewittergrollen, um dann näher und näher heranzuziehen und sich endlich mit voller Wuth zu entladen. Raum lassen sich, wenn man die folgenden Briefe Jacobi's und Georg Forster's vergleicht, in dem Briefe vom 15. September 1779, worin Jacobi den Dichter zur Rede stellt und zur Erklärung auffordert, Anspielungen auf Merck bezweifeln: „Was die gehässige Beschuldigung angeht, ich hätte im Woldemar mich selbst vergöttern und zur öffentlichen Anbetung aufstellen wollen, so müßte es mich freilich unendlich schmerzen, wenn Du sie ausgerufen hättest, und zwar, indem Du Deinen Mund auf das abscheulichste Sprachrohr drücktest. Ich dünkte aber Du müßtest Dich erinnern, wie viel geneigter ich bin den ersten besten Klotz, als mich selber anzubeten; genug, auch Dir nicht unbekannt Facta sind vorhanden, welche unwidersprechlich darthun, daß mir hundert Dinge lieber und heiliger sind, als mein werthes Selbst. Leute, welche die rasendsten Ungereimtheiten zusammenreimen und glauben können, und einige andere, von Kain's Unmuth, die aber noch nicht sein Zeichen an der Stirn tragen, mögen ihre Ohren weit aufthun, flüstern und schreien, und die Zunge gegen mich aus dem Halße strecken, das muß ich leiden. Von den bessern Menschen aber wird keiner den Verfasser von Woldemar für einen solchen sinnlosen Thoren

¹⁾ W. II, 162. — ²⁾ F. S. Jacobi's auserl. Briefwechsel I, 284. Vgl. J. G. Forster's Briefwechsel I, 234.

halten.“¹⁾ Jacobi schüttete sein Herz über Merck gegen Georg Forster aus. Dieser war bereits mit dem Kritiker bekannt.²⁾ Von seinem genauen Freunde Lichtenberg in Göttingen veranlaßt, hatte Merck im August mit zwei Herren von Einsiedel bei Forster in Cassel einen Besuch gemacht. Er hatte Zeichnungen bei ihm gesehen, die dem in bedrängtesten Verhältnissen lebenden Vater gehörten, und versprochen, sie der Markgräfin von Baden zum Verkaufe anzubieten. Dohm hatte am 14. September diese Sache bei ihm in Erinnerung gebracht, und durch Dohm hatte sich Forster dem geneigten Andenken Merck's empfohlen.³⁾ Am 10. October schrieb nun Forster an Jacobi: „Jede Zeile von Ihnen ist mir und dem Publicum schätzbar, die Mephistophilosophen mögen krächzen was sie wollen. Ganz recht urtheilen Sie, daß ich von diesem niederträchtigen Gewächse nichts gewahr worden bin. Ich lebe einsam und ohne Umgang. . . . Kein Wunder also, daß ich viel Gutes, aber auch viel Böses, was in der Welt geschieht, nicht weiß.“⁴⁾ Diese Zeilen deuten doch wohl auf die Ettersburger Geschichte und auf Merck hin. Am 25. October schrieb Jacobi an Forster: „Der Ausdruck Mephistopheles, dessen Sie sich bedienen, bringt mich auf die Vermuthung, daß ich Ihnen wohl mündlich davon gesagt habe; denn wir pflegten ihn so zu nennen, weil Göthe, obgleich sein Freund, ihn unter diesem Namen im Faust geschildert hat.“⁵⁾ Am 2. November Forster an Jacobi: „Das Wort [Mephistopheles] war mir . . . auch sonst in malam partem bekannt, und daher brauchte ich es in meinem vorigen Briefe; nicht daß Sie mir etwas von diesem bösen Geiste erzählt hätten. — —⁶⁾ Um alles in der Welt, mein liebster Herzensfreund, lassen Sie

¹⁾ Briefwechsel zwischen Göthe und F. S. Jacobi S. 56. — ²⁾ Vgl. B. II, 167 auf Reinhold oder Georg Forster? — ³⁾ Forster's Briefwechsel I, 293. f. B. II, 168—170. — ⁴⁾ Forster's Briefwechsel I, 223. f. — ⁵⁾ Böttigk I, 22. f. R. — ⁶⁾ Diese Lücke findet sich in der Ausgabe selbst.

Sich von solchen Menschen die Ruhe nicht nehmen.“¹⁾ Am 13. November schrieb dann Jacobi an Forster ein Urtheil über Merck, wie es nicht schneidender sein konnte: „Ich bedaure Lichtenberg, daß er Merck's Freund ist. Dießmal fehlt es mir an Zeit und Lust, Ihnen den Charakter dieses Mannes zu schildern, dessen Hauptzüge Geiz, Neid und Bosheit sind. Mir sind die niederträchtigsten Streiche von ihm bekannt, und ich habe auch Beweise in Händen. Nehmen Sie nur einmal dieß Eine, daß er mit Lavater in vertrauestem Briefwechsel stand, daß er der Verfasser der Recension über den 2. und 3. Theil der Physiognomik im Mercur war, und daß er hernach, in eben diesem Mercur, der antiphsygnomischen Schrift von Lichtenberg eine ganz ungewöhnliche Lobrede hielt, und diese Lobrede mit M. unterzeichnete, was er sonst nie thut. Im Juni des vorigen Jahrs war er bei mir, und vertheidigte Lavater's Grundsätze, was die Kenntniß aus den festen Theilen betrifft. — „Nun wundre ich mich noch mehr, sagte ich zu ihm, über Ihren Enthusiasmus für die Lichtenbergische Schrift u. s. w. Da erklärte er mir, warum er diesen Enthusiasmus geäußert habe. Lichtenberg habe einen Bruder in Darmstadt, dieser und der in Göttingen seien wegen des Stück's von Zimmermann, das W. alberner Weise dem Mercur eingerückt hatte, äußerst aufgebracht gewesen, hätten sich rächen wollen u. s. w. — Auch setzte er sich noch hier in Düsseldorf hin, und schrieb die Recension des 4. Bandes der Physiognomik. — Für die Frankfurter Zeitung von 72 verfertigte er ein Dithyramb zum Lobe von Klopstock's Oden; und in demselben Jahr schickte er eine Revision eben dieser Recension für den Mercur ein, worin Klopstock's Oden heruntergemacht wurden, weil er glaubte, Wieland wollte sie heruntergemacht haben. Diese Revision, von seiner eigenen Hand geschrieben, muß sich noch unter meinen Papieren

¹⁾ Forster's Briefwechsel I, 284.

finden. — — — Kurz es ist ein Mensch ohne Treu und Glauben, der keinen Faden Herz im Leibe hat; ein Kerl von Leder, wie Göthe deswegen von ihm zu sagen pflegte. Ob er in irgend einem Fache gründliche Kenntnisse besitze, das können Sie bei der ersten Gelegenheit untersuchen, wenn Sie ihm nur auf den Puls fühlen wollen. Wenn Lichtenberg nur ein wenig aufmerksam auf ihn ist, wird er bald genug von selbst entdecken, was Geistes Kind er ist.“¹⁾ Am 29. November schrieb Forster an Jacobi: „Warum gibt es Menschen in der Welt wie Merck? Ich kann sagen, mir schaudert. Oder sollte mir nicht vielmehr vor unserem Jahrhundert schaudern, das nur solche Seelen bildet und sich wünscht, das nur für den Kopf sorgt und das Herz vernachlässigt oder gar verachtet? Ein gelehrter Mann, ein wichtiger Kopf, einer, der seine Feder und seine Sprache in der Gewalt hat, den nennen wir groß und vortrefflich, wenn's auch ein Kerl von Leder ist. — Ich bin gewiß kein Misanthrop, aber wenn ich nicht so schöne Ueberzeugung hätte, daß in unserm übergesitteten Welttheile doch auch noch rechtschaffene, herzliche und gottesfürchtige Menschen wohnen und sich finden lassen, so entflöhe ich heut' oder morgen in eine Ecke von Asien oder Afrika, unter wilde oder ganz simple Völkerschaften. Aber gerade wenn das Verderben am höchsten steigt, gibt Gott die stärksten Gegenmittel, Pfeiler, woran man sich halten kann; und umher mag's toben und brausen — das Gebäude steht darum doch. In meinem sechsundzwanzigsten Jahre wird man mich doch keinen verdächtigen Zeugen nennen, daß ich über die Verschlimmerung der Zeiten klage.“²⁾

Diese Aeußerungen Jacobi's und Forster's werden wir im Zusammenhange mit der dem letzten Buche unserer Schrift vorbehaltenen Characterschilderung Merck's beleuchten.

Forster's Briefe an Merck beweisen uns übrigens, schon zwei Jahre später, daß er über diesen im Laufe der Zeit eine

¹⁾ Böppts I, 22—24. — ²⁾ Forster's Briefwechsel I, 240.

ganz andere Ansicht gewann. 1781: „Eben von Göttingen zurückgekommen, . . . fand ich Ihren Brief, mein werthgeschätzter Fr., nebst der Schachtel mit Insecten, ein unvermuthetes Fest für mich. Ich danke Ihnen verbindlichst für dieses Geschenk, und noch mehr für Ihr freundschaftliches Andenken.“¹⁾ Im folgenden Jahre beklagt sich Merck über Forster bei Peter Camper.²⁾ Darauf schreibt ihm Forster den 11. November: „Er sagt, Sie hätten mich bei ihm verklagt, und ich will ihm wieder schreiben, Sie hätten auch Ursache gehabt. Nicht wahr, dann sind Sie doch zufrieden?“ In demselben Briefe heißt es: „Wer doch so glücklich sein könnte, Sie einmal künftigen Sommer in Darmstadt zu überfallen, um mit Ihnen zu wirtschaften! Es geht vielleicht . . . Ich bin von Herzen der Ihrige.“³⁾ So schreibt kein ehrlicher Mann — und ein solcher war Forster gewiß — an einen, den er für einen Schurken hält. Wie ein Traum verschwindet die frühere schlimme Vorstellung, die Forster von dem Kritiker gefaßt hatte, wenn man den Brief liest, den er ihm unter dem 24. September 1783 schreibt: „Wie ist es, werthester Fr., daß Sie Ihre Casselischen Freunde so lange nichts von Sich hören lassen? Sie haben freilich Ursach, die *lex talionis* jetzt auszuüben, da wir ehemals so unverantwortlich still schwiegen, als ob in Cassel keine Tinte mehr zu haben wäre. — Erlauben Sie mir durch beigegehendes Buch [J. R. Forster's Bemerkungen über Gegenstände der phys. Erdbeschreibung, Naturgeschichte u. s. w., auf seiner Reise um die Welt gesammelt] ein kleines Andenken von Ihrem Freund Forster einzuhändigen . . . Ich weiß, einen solchen quintessentialischen Auszug aus den voluminösen Reisebeschreibungen werden Sie nicht ganz abgeschmackt finden. Aber das ist das Wenigste vorigt, daß ich bei Ihnen mit meinen Gescribble prunken will; meine Absicht ist lediglich, Sie zu versichern, daß

¹⁾ B. I, 308. — ²⁾ B. I, 364. — ³⁾ B. I, 366—368.

ich Sie von Herzen liebe und hochachte, um Sie in dieser Rücksicht um einen Freundesblick auf mein Buch zu bitten Ganz der Ihrige.“¹⁾ (Merck lieferte im Deutschen Mercur²⁾ einen Auszug des Buches und bezeichnete dasselbe als vortrefflich.) Die gleiche freundschaftliche Gesinnung athmet in einem Briefe vom 13. November: „Werthester Fr. Haben Sie recht vielen Dank für Ihren neulichen Brief, dessen Gutes und Liebes ich nicht alles verdiene. Glückliche werde ich mich schätzen, wenn ich soweit kommen kann, daß ich nützlich und brauchbar in der Welt, und besonders in meinem Beruf werde, und glücklich schätze ich mich schon jetzt, daß mich unter mancherlei drückenden Umständen, die mich beinahe zur Unthätigkeit verdammen, meine würdigen und einsichtsvollen Freunde mit Beifall aufmuntern, und nicht zu ermatten oder verloren Spiel zu geben anfeuern Mein Gott! Das ist entsetzlich, daß Ihnen die süße Freude des häuslichen Cirkels so vernichtet, so zerstört wird; die Vorsehung weiß indessen es mit dem Gang ihrer Verhängnisse zu verbinden, daß der fühlbarste Mensch, den ein Verlust dieser Art am meisten schmerzt, weil er den Werth des Genusses und des Glücks vollständiger fühlte, zugleich auch mit den tröstlichsten, weit aussehendsten Ausichten über den Zusammenhang des Ganzen begabt ist, die ihn so trösten und beruhigen können, daß er den Verlust an eigenem Genuße um des Zuwachses willen, den das geliebte Hinweggenommene erhält, mit heiterer Seele, mit Dank und Anbetung erdulden kann!“³⁾ Wir haben die letztere Stelle schon oben⁴⁾ mitgetheilt, wiederholen sie aber hier, da sie für das Verhältniß zwischen beiden Männern sehr bedeutend ist. Im J. 1786 schreibt Forster an Merck von Wilna: „— — —⁵⁾ Sie mich

¹⁾ B. I, 399. f. — ²⁾ 1784, II, 16. ff. 148. ff. Vgl. B. I, 418. ff. — ³⁾ B. I, 404. ff. — ⁴⁾ S. 19. — ⁵⁾ Der Anfang des Briefes fehlt im Abdrucke.

dadurch nicht vielmehr haben gütigst zu neuer Thätigkeit aufmuntern wollen, an einem Orte, wo ich gleichsam vergraben liege, und wo der topor des Klima mich auch, dem Scheine nach, einschrumpfen macht. Dieß ist Freundschaft, auf jeden Fall, wie sie außer Sömmeringen nur wenige Menschen an mir auszuüben pflegen. Fahren Sie ja fort, mir Ihre Gewogenheit zu schenken, und nehmen Sie die Versicherung meines wärmsten Gegengefühls einstweilen dafür an Suchen Sie doch ja den herrlichen Sömmering gutes Muths zu erhalten. Es ist ja nicht ganz unmöglich, daß ich nach einigen Jahren wieder nach Deutschland komme, und ihm näher wohne. Bis dahin wünschte ich, daß wir uns beide das Leben erträglich zu machen suchten. Denn ich fühle die Trennung so sehr wie er; obgleich ich Ersatz habe, weil ich nicht mehr allein bin. Ich habe unterdessen, da ich nichts Besseres wußte, meine Planbeschreibungen aus der Südsee hervorgesucht und ein paar kleine Brochuren ausgearbeitet Ich habe schon bestellt, daß Ihnen von jedem ein Exemplar zugesandt werden soll. Wiewohl ich mich bescheide, daß diese Kleinigkeiten, wissenschaftlich betrachtet, Sie nicht interessieren können, so werden Sie doch Ihren Freund Forster auch an dieser kleinen Aufmerksamkeit nicht verkennen. — Im Mercur habe ich mich an Kant gewagt. Ich weiß noch nicht, ob der Aufsatz schon gedruckt ist. Sagen Sie doch Sömmering ganz unverhohlen Ihr Urtheil darüber, welches ich sehr werth achte, und wornach ich gern mich belehren möchte. Mit der vollkommensten Hochachtung und wärmsten Verehrung bin ich ganz der Ihrige F.“¹⁾ Und an Heyne: „Gestern erhielt ich . . . des guten Merck's troisième Lettre [die sah übrigens nur in achtungsvoller Förmlichkeit gegen ihn ausdrückt] . . . Es macht mir viel Freude, daß der gute Mann sich meiner so freundschaftlich erinnert.“²⁾ Wie dagegen Merck über Forster

¹⁾ B. II, 266—268. — ²⁾ J. G. Forster's Briefwechsel I, 571.

dachte, erkennen wir aus zwei Worten, die Sömmering in demselben Jahre an den Kritiker schrieb: „Ja wohl haben Sie Recht, daß Forster's Herz sehr was Seltenes ist.“¹⁾

Forster's spätere Briefe an Merck dürfen als ein Zeugniß für diesen gelten. Forster, dessen waderer, aufrichtiger Charakter über allen Zweifel erhaben ist, hatte Jahre lang in Cassel Gelegenheit, mit dem Kritiker selbst zu verkehren oder das Urtheil anderer Menschen, wie namentlich damals und auch später das Urtheil seines Busenfreundes Sömmering, der zu Merck fortwährend in freundlicher Beziehung stand, über diesen zu erfahren. Dagegen fehlen uns die Nachrichten über das spätere Verhältniß zwischen Merck und Jacobi. —

Wir fügen weitere Mittheilungen über die späteren Beziehungen zwischen Göthe und Merck bei.

In einem für den Mercur bestimmten übellaunischen Aufsätze Merck's findet Wieland, 1780, rathsam eine Anspielung auf Göthe zu streichen.²⁾ Göthe bezeichnet seinem Freunde in einem Briefe vom 23. October einige der von demselben zum Verkaufe angebotenen Gemälde, die behalten werden sollen, und fordert ihn zu weiteren solchen Besorgungen auf. Auch wünscht er, derselbe möge ihm „einiges Geld auf Weihnachten heraus negotiieren.“³⁾ Göthe schreibt im folgenden Jahre an Merck herzlich.⁴⁾ Wieland meldet diesem, Göthe habe über die Vetter Schleglischen Dialoge unfägliche Freude gehabt und lasse ihn herzlich grüßen.⁵⁾ Merck schreibt an Göthe wegen des Malers Wilhelm Tischbein.⁶⁾ Das Verhältniß zwischen den alten Freunden scheint ohne Trübung fortgedauert zu haben: Göthe dankt, 1782, für Merck's Liebe und gute Meinung⁷⁾ und bittet ihn, an ihn zu denken und manchmal von sich hören zu lassen.⁸⁾ Er nimmt auch wieder praktischen Rath und That von ihm in Anspruch;

¹⁾ B. I, 492. — ²⁾ B. I, 249. f. — ³⁾ B. I, 272. f. —

⁴⁾ B. II, 188. — ⁵⁾ B. II, 194. — ⁶⁾ B. I, 818. — ⁷⁾ B. I, 887. — ⁸⁾ B. II, 259.

es handelt sich dabei namentlich um den nervus rerum. „Auf Michael und Weihnachten brauch ich kein Geld, auf künftige Oftern wär' es eher eine Sache. Sobald Du mir es gewiß sagen kannst, so kündige ich ein ander Capital auf, das zu höhern Interessen steht, als jene. Tractiere aber die Sache still vor Dich, ich wollte nicht, daß es Jemand erfährt.“ Merck soll sich nach einem schönen Bilde umsehen, das die regierende Herzogin ihrem Gemahle verehren will. Merck hat Göthe'n wegen eines brauchbaren Mannes, den dieser unter den Hessen-Darmstädtischen Juristen suchte, unerfreuliche Auskunft gegeben, und Göthe schreibt, es möge dabei sein Bewenden haben.¹⁾ Göthe verhandelt durch Merck mit Höpfner wegen einer Professur in Jena.²⁾ 1783 erkundigt er sich bei ihm wegen eines Mannes, der die Hessen-Darmstädtischen Dienste verließ und wahrscheinlich eine Anstellung im Weimarischen suchte.³⁾ Dazwischen schreibt Göthe (1782, 84) über naturwissenschaftliche Gegenstände.⁴⁾ Er spricht dann (1785) von der Zerschlagung der Güter, an die man im Weimarischen gehen will. Da sie im Hessen-Darmstädtischen schon etwas Allgemeines ist, kann Merck darüber Auskunft geben. Göthe fragt ihn, ob er ihm einen Aufsatz über die Behandlung dieses Gegenstandes verschaffen könne, und bittet, ihm desfalls die Ansichten erfahrener Männer mitzutheilen. Er fragt ihn nach dem Kammerrath Martin, an den er wegen derselben Angelegenheit durch den Professor Büttner schreiben lassen will.⁵⁾ Einige Monate später empfiehlt Göthe den Kammerconsulenten Schwabhäuser, den er zur Besichtigung des Hessischen Zerschlagungswesens nach Darmstadt gesendet hat, seinem Freunde und bittet diesen, ihm ja förderlich zu sein, „damit er Acten und alles Nöthige zu Augen und Nasen kriegen.“⁶⁾ Zugleich erhält Merck einen Auftrag, der den Erbprinzen Rudewig betrifft.⁷⁾

¹⁾ B. I, 344. — ²⁾ B. I, 347. f. — ³⁾ B. I, 376. — ⁴⁾ B. I, 421. f. 429. f. II, 210. f. 257. — ⁵⁾ B. I, 440. f. Bgl. Riemer II, 190. — ⁶⁾ Bgl. Riemer II, 190. f. — ⁷⁾ B. II, 258. f.

Den nächsten Brief, der sich in der Correspondenz beider Männer findet, schreibt Göthe den 10. Februar 1787 aus Rom: „Du mußt auch wenigstens Ein Wort haben, ehe ich von Rom weiter ziehe Behalte mich in freundlichem Andenken, Du siehst mich wahrscheinlich, wenn ich nach Hause kehre, wann weiß ich nicht,“ u. s. w.¹⁾

Anderthalb Jahre nach dem Datum dieses Briefes erhielt Göthe einen Brief seines Freundes, worin dieser — ihn mit Sie anredete!²⁾

Wir brechen hier ab, um auf die späteren Beziehungen zwischen beiden Männern in einem anderen Zusammenhange zurückzukommen.

V.

Wieland und Merck. Der Deutsche Mercur. Wieland im Streite mit dem jüngeren Geschlechte unserer Literatur. Sein Ruhm untergraben. Oberon. Erübungen in den Weimarer Verhältnissen. Göthe und Herder. Der Hof. Wieland's und Merck's Freundschaft. Die casa santa. Nicolai. Johann Bunkel's Leben.

Das Verhältniß zwischen Wieland und Merck bietet eine anziehende, für die literarische Bewegung und das Gemüthsleben der siebenziger Jahre sehr bezeichnende Erscheinung dar. Merck war des Dichters kritischer Beistand am Deutschen Mercur; er stützte dessen wankendes Selbstgefühl der hereinbrechenden Sturm- und Drangperiode, der gleichgiltigen Lesewelt und den anderen literarischen Großmächten Weimar's gegenüber, nahm an ihm und seinen Schriften Antheil und gewann seine innige

¹⁾ B. II, 269. f. — ²⁾ B. III, 276. ff.

Liebe und Verehrung, die er mit einer kühleren Freundschaft erwiderte. ¹⁾

Die gegenseitige Bekanntschaft dieser Männer veranlaßte Reuchsenring. ²⁾ Sie trafen im J. 1771, aber seitdem, wie es scheint, bis zum December 1777 nicht wieder, persönlich zusammen. ³⁾ Merck wurde im J. 1772 von Fr. H. Jacobi, auf Zureden Sophiens de la Roche, zum Gehilfen beim Deutschen Mercur angerufen und gewonnen. ⁴⁾ Wieland war nämlich als Redacteur dieser Zeitschrift mit dem Philosophen verbunden, der dann im J. 1776 sein Antheilsrecht an seinen Bruder Johann Georg abtrat. Dieser war verpflichtet, jährlich ein gewisses Quantum an Prosa und Versen beizusteuern, ⁵⁾ und nahm auch bei dem Mercur eine untergeordnete Stellung als Kritiker ein. ⁶⁾ Wieland war mit ihm sehr unzufrieden; ⁷⁾ mit Frey zerfiel er, ⁸⁾ versöhnte sich aber später mit ihm. ⁹⁾

In einem Briefe an Nicolai vom 2. April 1772 nennt sich Merck Wieland's sehr guten Freund und treustleißigen Mitarbeiter des Mercur, dem zwar noch die Flügel fehlten, dem er aber doch die Wahrheit sagen wolle. Zu dem Ende überschießt er jenem ein „Ding über Wieland“, mit der Bitte um unveränderten Abdruck. ¹⁰⁾ Nun äußert sich Merck zwar in der Recension des den Hirtenliedern von Werthes ¹¹⁾ beigefügten Fragmentes aus Wieland's verflagtem Amor (1772), die in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek des J. 1773 ¹²⁾ steht, nur

¹⁾ Vgl. B. II, 83. — ²⁾ So B. I, XII. Sein Citat aus Wieland's ausgewählten Briefen ist unrichtig. — ³⁾ B. I, 119. f. II, 66. 77—79. 93. 101. 104. 106—108. 113. 116—118. — ⁴⁾ Jacobi's ausgew. Briefw. I, 101. 109. B. I, XIII. — ⁵⁾ Ueber andere Mitarbeiter am Mercur s. B. I, 236. f. 276. D. M. 1780, II, 257. f. — ⁶⁾ B. I, 100. II, 84. 97. 137. f. 143. — ⁷⁾ B. I, 129. 132—134. 163. II, 124. 133. 143. — ⁸⁾ B. I, 136. 292. II, 133. 162. Vgl. Eckermann. II, 60. f. — ⁹⁾ B. I, 436. — ¹⁰⁾ B. III, 56. — ¹¹⁾ S. Gödke's Grundriß S. 626, 47. (vgl. 55.) 649. D. M. 1774, III, 47. ff. — ¹²⁾ 19, 558. ff.

mit warmer Anerkennung: „Mit Vergnügen entdeckt man überall die Meisterhand des W. der komischen Erzählungen und des Amadis.“¹⁾ „Vor dem Auge seines Meisters mag dieses Werk ein Fragment heißen; dem Liebhaber und Bewunderer der Wielandischen Talente ist es immer ein Ganzes, das in allen seinen Theilen das vollkommenste Ebenmaß hat.“²⁾ Dagegen werden in demselben Bande der Bibliothek³⁾ Wieland's Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens (1770), bei aller Anerkennung, strenger beurtheilt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß Merck sie in jenem Briefe an Nicolai vor Augen hat. „Diese Schrift,“ heißt es daselbst, „enthält nicht sowohl Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens, . . . als vielmehr Raisonnements über einige neuere philosophische Systeme oder Einfälle . . . Herr W. ersucht seine Leser sehr oft, seine Schriften vor Abdrücke seines Geistes anzusehen. Ein Mann von seinem Charakter darf diese Bitte getrost und öffentlich thun, ohne daß er im geringsten dabei verliert, wann ihn seine Leser beim Wort halten . . . Uns dünkt, auch hier so gut als in seinen älteren Schriften das sanftwärmende und weitscheinende Licht des Enthusiasmus durchzublicken, das gewiß den ersten Grundstoff seiner geistigen Organisation ausmacht und das ihn auch nie verlassen wird, er mag die Decoration so oft verändern als er will. Daher die öftere poetische Ergießungen seines Herzens von Erhöhung menschlicher Natur, allgemeiner Glückseligkeit, Verbesserung des moralischen Erdenrunds durch Gesetze, Einrichtungen u. s. w. Er kommt zwar geschwind davon zurück; denn er ist nicht mehr der Jüngling, der im Hain zu Delphi in speculativer Betrachtung platonischer Schöne sich verirrt. Er ist in den Armen einer Bacchidion, oder in dem Umgang einer Danae längst entgeistert worden. Indessen bleibt die erste Anlage zu einem

1) S. 559. — 2) S. 561. — 3) 19. 594. ff.

καλὸς κάγαθός auch in dem geschäftigen Leben zu Athen. . . . Die Natur gab ihm nicht das tiefe Prophetengefühl eines Sokrates, weil er vor Kaisern, Priestern und Damen auftreten sollte. Er ward berufen, als Xenophon öffentlich sich auszu- reden, und da mag es ihm erlaubt sein, daß ihm die menschliche Natur als eine Aspasia, eine Freundin Aristipp's, erscheine Allein wenn ihr einer seiner Freunde unter anderer Bildung beivohnt, so vergesse er auch nicht der Toleranz seines Aristippischen Systems, und des bon ton — sollte er auch über so wunderliche Menschen lachen wollen, als Rousseau und Swift sein mögen.“ Der Recensent weist dann auf das harte Urtheil des Buches über diese Männer hin. „Es giebt verschiedene Arten über die menschliche Natur zu philosophieren. Die erste ist die Manier in der Einfalt des Herzens; wie Hobbes und Rousseau. Denn was ist insbesondere das Lehrgebäude des ersteren anders, als ein Poem, worin er die Stärke seiner eigenen Seele dem ganzen Geschlecht geliehen hat? Oder man legt der ganzen Menschheit das Bild der uns umgebenden engeren Societät unter, so wird es Caricatur und Satire, wie bei Swift, oder man schnitzt das Ideal aus seinem eignen Fleisch und Bein, modelt es aber nach den Aussprüchen verschiedner Leute von Geschmack und Einsicht, und läßt nichts öffentlich davon stehen, das mit dem Esprit de Sociétés Contrast machen möchte, vor der man auftritt, so hat man die Wielandische Manier.“ Es folgt eine Vertheidigung Swift's und ein freundliches Urtheil über Rousseau, woran sich geschichtsphilosophische Betrachtungen anschließen. Sodann greift der Recensent Wieland's Aristippisches System an. „Aus allen diesen,“ heißt es am Schlusse, „erhellest, daß wir und Herr W. durch ein ganz verschieden gefärbtes Glas sehen. Also, alles was wir Gutes und Schönes von seinem Doctoz, seiner Rilequezal, seinem Abulfaoutis, dem Prometheus, und wie ferner die Maschinerei dieses Werks heißen mag, sagen können, beläuft sich dahin, daß wir ohn-

geachtet der öfteren Versicherungen amüßigt zu werden, uns selten in unsrer Hoffnung betrogen haben, daß man den Meister der Composition, in der Kenntniß seines Auditoriums, den Stil, u. s. w. nirgends verkennt, und daß wir diese Philosophie für Weltleute, und Bonzen aller Gattung, für die sie bestimmt war, in ihrer Art ganz gut halten.“ Dagegen war Merck, wenn die in den Frankfurter gelehrten Anzeigen des J. 1772 über den ersten Theil der Sulzer'schen Theorie von ihm und Göthe gemeinsam herrührt, weit davon entfernt, Wieland's Poesie für unsittlich zu halten. Dort heißt es nämlich: ¹⁾ „Ueber die Moralität seiner Schriften ist der Verfasser des Agathon und der Musarion bei allen guten Köpfen längst gerechtfertigt, und Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziele führt, als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements.“

Im J. 1773 schickte Merck dem Dichter seinen „Brief eines Landjunkers“ zu, der aber erst im Octoberhefte 1778 erschien. ²⁾ In Beantwortung eines Briefes, den Merck unter dem 29. December 1775 an Wieland schrieb, bot ihm dieser für den kritischen Theil seiner Zeitschrift die Dictatur an; besonders freute er sich auf die von Merck in Aussicht gestellten Beiträge aus dem Kunstfache. ³⁾ Die im Januar von diesem übersandten Recensionen fand Wieland recht nach seinem Sinn und Herzen. „Kann Ihnen nicht genug sagen,“ fügte er hinzu, „wie glücklich ich mich fühle, daß ich mich nun so mit völliger Dahingebung an Sie anreife, und wegen eines so wichtigen Theils unsers Journals nun so ruhig schlafen kann, als ein Kind an seiner Mutter Busen.“ ⁴⁾ Er war in der Gemeinschaft des Kritikers höchst glücklich; ⁵⁾ wie er sagte, trug dieser

¹⁾ S. 94. — ²⁾ B. I, 146. D. M. 1778, IV, 47. N. *. —

³⁾ B. I, 81. f. Bgl. I, 101. 237. 274. II, 136. — ⁴⁾ B. I, 86. —

⁵⁾ B. I, 93.

dazu bei, daß der Mercur nun so getrost und hohen Muthes vor die Leute hintreten und einem jeden mit gutem Gewissen in die Augen sehen konnte.¹⁾ Wieland sah in Merck den tüchtigsten Recensenten, den er, nach der vielseitigen Richtung jener Zeit, überhaupt, besonders aber im Gebiete der schönen Literatur und Kunst zu wählen vermochte.²⁾ Der große Haufe der Leser, woran dem Dichter, nach seinem Geständnisse, am meisten gelegen sein mußte, verlangte, neben den Märchen (worin sich Wieland übrigens verrechnete) vor allem Recensionen und Auszüge.³⁾ Deswegen rief Wieland seinem Gehilfen zu: „Ich bitte, was ich bitten kann, erhalten Sie den Mercur bei dem oberstreichsrichterlichen Ansehen, worin er sich zu setzen angefangen hat. Domine, exaudi me!“ (1776.)⁴⁾ „Leben und Tod des Mercur hängt von Euren Recensionen ab.“ (1777.)⁵⁾ Der Dichter fand häufiges Zusammenstimmen ihres beiderseitigen Gefühles und Urtheiles und versicherte den Kritiker, es sei kaum eine Sache in der Welt, worin er dessen Urtheile nicht mehr traue, als dem seinigen.⁶⁾ Als beide Männer im December 1777 und im folgenden Monate zusammentamen, schlossen sie mit einander eine Art von Schutz- und Trugblündniß.⁷⁾ Dem Dichter war der Kritiker alles in allem;⁸⁾ er nannte ihn seinen „fidus Achatus;“⁹⁾ alles, meinte er, sei gut, so lange er ihn habe (1778);¹⁰⁾ wenn er auf dessen Mitwirkung nicht zählen könnte, wäre es für seine Ehre und Ruhe besser, den Mercur, alles Einwendens seines Kammerpräsidenten ungeachtet, mit dem Ende des Jahres gar aufzugeben;¹¹⁾ ohne Merck's Beistand würde er sich gar nicht mehr zu helfen wissen. (1779.)¹²⁾ Wieland hatte Mühe, sein Schifflein über den Wogen zu erhalten,

¹⁾ W. II, 55. — ²⁾ Vgl. W. I, 285. II, 138. 144. — ³⁾ W. I, 124. — ⁴⁾ W. II, 75. — ⁵⁾ W. I, 119. f. — ⁶⁾ W. II, 109. — ⁷⁾ W. I, 128. — ⁸⁾ W. II, 126. — ⁹⁾ W. II, 138. — ¹⁰⁾ W. I, 128. — ¹¹⁾ W. I, 178. f. — ¹²⁾ W. I, 183.

und stützte sich dabei vor allem auf seinen Freund,¹⁾ sah sich aber in den Jahren 1783 bis 85 fast gänzlich von ihm verlassen.²⁾

Wieland's nächste Absicht bei der Herausgabe des Deutschen Mercur war offenbar eine Finanzspeculation; er suchte aber zugleich durch denselben theils im Interesse seiner eigenen literarischen Stellung, theils im allgemeinen Interesse zu wirken. Er suchte hier mit Hilfe seines Freundes in den Moment, in das Räderwerk der Zeit, in die Sitten, den Charakter, den Literaturzustand derselben einzugreifen. (1778. 80.)³⁾

Von Merck erwartete und verlangte er Bedeutendes, ja Ungewöhnliches; was ihm derselbe lieferte, schlug er im Allgemeinen viel zu hoch an. Vor allem bewunderte er an ihm den Witz: „Schreib, I. Br. quidquid in buccam venit, nur schreib und laß Dir keinen guten Gedanken, sonderlich wenn er Sal acre bei sich führt, im Leibe verkaufen. Mineralogie ist schon gut; aber Witz, I. Br., ist für den Mercur noch besser, und da Ihr dessen soviel wegzuworfen habt, so laßt Euch doch das bißchen Müß' nicht verdrießen, dann und wann, wie der alte ehrliche Lucilius, etwas davon auf's Papier zu werfen. Am Stoffe lassen's die Narren, die dieses Erdenrund bewohnen, wahrlich nicht fehlen, aber es gehört etwas Galle dazu, um dem Volk die Ehre anzuthun, und ihnen Esel zu bohren, und daran gebriecht's mir pro tempore ganz und gar.“⁴⁾ Als Merck sich darauf beschränkte, der Zeitschrift Auszüge aus Büchern zu liefern, war der Redacteur natürlich damit nicht zufrieden. „Uns alle verlangt herzlich einmal wieder etwas von der Art von Dir zu lesen, was nur Du schreiben kannst. Die benigna ingeni vena und die Quelle attischen Salzes, womit Euch die Natur vor allen Euern Genossen so reichlich begabt hat, wird doch nicht auf einmal und auf immer aufgetrocknet sein?“⁵⁾ Von

¹⁾ W. I, 237. (vgl. 240.) 249. II, 196. — ²⁾ W. II, 261. —

³⁾ W. I, 146. f. 237. II, 144. — ⁴⁾ W. I, 299. — ⁵⁾ W. I, 418.

dem „Salzgeiste“ seines Freundes wünschte sich der Dichter etwas zur Unterhaltung der Herzogin=Mutter. ¹⁾

Wieland forderte den Kritiker auf, mehr zu schreiben; alles was er noch auf's Papier geworfen habe, sei lauterer Gold, (1776, 78) ²⁾; alles, was von seiner Hand und aus seinem Cerebello komme, habe für Wieland und alle geſchente Leute immer einen ganz vorzüglichen Werth. (1785.) ³⁾ Durch seine unvergleichlichen Idiotismen würden (mit Cicero zu reden) seine naevi selbst in lumina verwandelt. ⁴⁾ Der Dichter wisse freilich wohl, daß Merck das Schreiben und Autorwesen gerade darum, weil er so viel Talent dazu habe, nicht ausstehen könne, und daß er ein bißchen faul sei. ⁵⁾ Wenn er aber bedenke, wie leicht es Jenem werden müſſe, etwas Vortreffliches zu schreiben, so möchte er ſchreien und brüllen, daß der reiche Mann einem armen Lazarus kaum die von seinem Tiſche fallenden Broſamen zukommen laſſe. ⁶⁾ So ganz einzig ſei Merck in ſeiner Art; was er halbſchlafend ſage, ſei ſo viel mehr werth, als alle unſere Doctores illuminatiſſimi ex cathedra von ſich gäben; kurz, es ſei Sünde, wenn Merck irgend einen Gedanken, irgend eine Reflexion bei ſich verſaulen laſſe. ⁷⁾ Ich bejammere, ſchreibt Wieland an Merck (1779), „in der Stille den Wahnsinn des menſchlichen Schickſals, welches macht, daß wir oft gerade zu dem, wozu wir am beſten taugen, am wenigſten Luſt haben, und daß der navita gern arator, der Kaufmann ein Poet und der Mann, der ein nützlicher und ſogar ein brillanter Schriftſteller ſein und die ganze leſende Welt hinter ſich herſchleppen könnte, einen Stel vor der Schriftſtellerei hat und ſein non plus ultra dahin ſetzt,

¹⁾ B. I, 452. — ²⁾ B. I, 96. 128. — ³⁾ B. II, 262. — ⁴⁾ B. II, 218. — ⁵⁾ B. II, 155. f. — Vgl. Wieland an F. S. Jacobi 1777: „Freund Merck, der viel thun könnte, iſt bald zu launiſch, bald zu träg, bald von andern Dingen zu befriedigt, um viel für mich zu ſchreiben.“ (F. S. Jacobi's Ausgew. Briefw. I, 277.) — ⁶⁾ B. I, 120. — ⁷⁾ B. II, 108.

ein Bauer zu werden, welches er doch eben so wenig werden wird, als ich Papst.“¹⁾ Wieland tabelt seines Freundes tollentia, immer gegen seine eigenen Talente und Producte ungerecht zu sein.²⁾ Er ordnet sich ihm sogar gelegentlich als Schriftsteller in starken Ausdrücken unter. Er sagt von dessen Aufsatz über „die sichersten Kennzeichen des graden Menschenverstands“: „Ich Armer in selbst eigner Person habe nie klärer begriffen und betastet, warum ich so wenig auf meine eigene Werklein halte, als seitdem ich diesen kleinen Aufsatz gelesen habe.“³⁾ Sodann: „Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich drum geben wollte, wenn ich im Stande wäre, so ein Ding zu machen, als Ihre Recension von Dalberg's Eroberung des goldnen Blickes ist.“⁴⁾ Ferner von der Geschichte des Herrn Oheims: „Lieber Hr., ich bin eben mit Lesen Ihres sogenannten Roman . . . soweit er reicht, fertig und nun bin ich um zwei herrliche Wünsche ärmer als zuvor — denn leider! wird mir keiner von beiden jemals zu theil werden — der erste: daß ich so ein Mann wäre wie Hr. Oheim, und der andere, weil ich denn doch so ein Mann nicht sein kann, daß ich wenigstens so ein Büchlein von so einem Mann möchte schreiben können, wie das Ihrige ist, und sein wird, wenn Sie's, Gott gebe! vollenden.“⁵⁾

Wieland äußert sich in seinen Briefen an Merck über dessen kritische Vortrefflichkeit mit Enthusiasmus. Er sei unter den Recensenten, was Klopstock unter den Dichtern, Herder unter den Gelehrten, Lavater unter den Christen und Göthe unter allen menschlichen Menschen. Merck wird zeitweise an seiner kritischen Thätigkeit irre: er hält das Recensieren für eine geringe, wenig nützende und unbedeutende Sache; es drängt ihn, statt dessen etwas Eigenes zu gestalten. Wieland erklärt sich zwar ganz anschaulich überzeugt, daß es nur von seinem Freunde

¹⁾ B. I, 165. Bgl. I, 178. — ²⁾ B. II, 129. — ³⁾ B. II, 77. — ⁴⁾ B. II, 96. — ⁵⁾ B. II, 114. f.

abhängen würde, die herrlichsten Compositionen zu machen und über die meisten Schriftsteller der Zeit in Prosa und Versen wie der Sirius über die kleineren Sterne, emporzuglänzen, dankt aber Gott, daß er dem Kritiker „eine so decidierte hobby-hor-ficalische Liebe zum Recensieren gegeben hat“, und sagt: „Am Ende sind Sie doch der einzige im ganzen P. R. Reich, dessen Recensionen ein ehrlicher Kerl mit Freuden liest, und immer, wenn er sich was zu Gute thun will, wieder liest, und bei jedem Wiederlesen mit neuem Vergnügen.“ Er stellt ihm dann die hohe Bedeutung des Recensionsgeschäftes vor.¹⁾ Er schreibt ihm (1782), vor seiner verwünschten Scharfsichtigkeit schütze kein Nebel und könne keine Täuschung bestehen.²⁾ Er findet in den kritischen und reflectierenden Aufsätzen seines Freundes tiefe Wahrheit der Gefühle, Begriffe und Urtheile; er findet hier alles so aus dem Innersten der Natur geschöpft, so lebendig gefühlt, so scharf bemerkt, so hell durchdacht!³⁾ Jedes von Merck's Fragmenten⁴⁾ ist ihm ein reichhaltiges Stück Gold-erz, ohne Form — oder besser (wie alle Begebenheiten und Scenen in der Natur) ohne Anfang und Ende und doch ein Ganzes für sich selbst, voll Wahrheit (die Trübungen durch Laune und Spleen abgerechnet) und lebendiger Kraft.⁵⁾ Ueber die Anzeige von Dalberg's Eroberung des goldenen Bliekes sagt Wieland: „Es ist ein solches Meisterwerk von Feinheit, es herrscht ein so vertracktes Clair-obscur darin, es sagt so viel und doch wieder so wenig, es sieht die Sache so gut-herzig an und doch mit so schalkmäßigen, aber äußerst feinen Seitenblicken! Der Mann muß zufrieden sein, und doch — ist so gut dafür gesorgt, daß er sich nicht überhebe und daß die Sapientes merken, wo der Hase liegt. Kurz, wer sollte denken, daß eine Recension bloß dadurch ein Werk von Genie werden

¹⁾ B. II, 56. f. — ²⁾ B. I, 340. — ³⁾ B. II, 106. — ⁴⁾ Hierzu vgl. B. II, 139. — ⁵⁾ B. II, 108.

könnte, daß sie die Eigenschaften eines Rembrandt'schen Gemäldes hat?"¹⁾ „Die Kunst zu wenden“, schreibt Wieland seinem Freunde, „ist eine von Deinen großen Siebenkünsten.“²⁾ Eine Recension Merck's nennt Wieland so herrlich, als ob sie ihm der Delphische Apollo von Wort zu Wort dictiert hätte.³⁾ Das Gespräch zwischen Autor und Leser findet er (1780) meisterhaft und voll Swiftischen Bittersalzes.⁴⁾ Ueber die von Merck gezogene literarische „Bilanz“ schreibt er (1779): „Ich kann Dir nicht genug ausdrücken, wie ich Dir dafür verbunden bin, wie so ganz und gar, nach Kern und Schaal, Wort und Geist alles darin männlich und Deiner würdig ist, und wie sehr dieser einzige Articul den sinkenden Mercur wieder stützen, das Publicum in Respect setzen und alle rechtschaffenen Leute befriedigen und zu unseren Freunden machen wird. Die Gerechtigkeit, die Du darin so manchem braven, verdienten Manne, in einem Ton, der durch seine bescheidne Simplicität und Zuversicht ohne Präntension nothwendig jedem mehr flattieren muß, als das schwärmendste Eloge, erweistest, gibt Dir nun um so mehr Recht, von dem Fach der poetischen und theatralischen Producte freimüthig zu urtheilen. . . . Du bist der einzige Mann, den ich kenne, der eine solche Musterung so meisterlich und wahr und anständig, ohne dem Ding zu wenig, noch zu viel zu thun, ausführen konnte. . . . Noch einmal, Br., mein ganzes Herz zum Dank für die Bilanz. So was stärkt den Glauben und die Liebe und gibt neuen Muth zum Streit gegen Sünde, Tod und Teufel.“⁵⁾

Daß Merck's Urtheil mitunter durch seine Stimmungen getrübt wurde, ist oben angedeutet. „Wehe dem armen Teufel von Autor, der Ihnen in den Wurf kommt, wenn's nicht gut Wetter bei Ihnen ist!“ schreibt ihm Wieland (1777).⁶⁾ „Kein

¹⁾ B. II, 96. — ²⁾ B. I, 148. — ³⁾ B. II, 59. — ⁴⁾ B. I, 225. — ⁵⁾ B. I, 156. f. Bgl. 158. f. — ⁶⁾ B. II, 93. Bgl. 94.

Mensch in der Welt hat einen schärfern Blick als Du — nur muß sich die böse Laune nicht drein mischen, womit eure Herrlichkeit zuweilen wie König Saul befallen wird.“ (1778.)¹⁾ „Sobald Du von irgend einem Ding ohne Biss und Ekel urtheilest, so wird gewiß kein gesunder Mensch sich einfallen lassen, an ein höher Gericht zu appellieren.“ (1779.)²⁾ Indem Wieland (1780) seine Freude über die anerkennenden Worte äußert, die Merck über den Oberon ausgesprochen hat, und von der Aufrichtigkeit dieses Urtheiles überzeugt ist, freut er sich zwar auch für den Kritiker, daß es demselben gegeben sei, an so etwas Vergnügen zu haben, drückt aber seine Ueberzeugung aus, daß ein Mann von dem Wit and Humour seines Freundes, wenn er eben dieses Werk von einer schiefen, scharfen Ecke ansehen würde, und gerade Lust und Belieben trüge, die Blöße desselben aufzudecken, nicht Stoff und Anlaß genug finden könnte, eben so viel Böses davon zu sagen.³⁾ Von Merck's „kleiner Ejaculation über das halblichte Wesen 2c.“ sagt Wieland (1780), „dergleichen offenbar in übler Laune, wiewohl mit allem möglichen Verstand und Witz hingeworfne oder (sit venia dicto) dem Publico mit einer gar zu merkklichen Verachtung in's Gesicht gespleene Brocken“ wären „in einem Daily Paper, wo man gleich unmittelbar mit etwas Zucker oder Confect hinterdrein die Sache wieder gut machen könne, viel besser angebracht, als im Mercur.“⁴⁾ Anderswo meint er (1779), sein Freund habe „manchmal so kleine cynische Anwendungen“ und „also desto eher Mitleiden mit Andrer Schwachheit in diesem Stücke.“⁵⁾ Auf eine Art von Mephistophelischer Seite der Merck'schen Kritik deutet auch Wieland hin, wenn er an ihn schreibt: „Ich glaube nicht, daß irgend ein Sterblicher Sie mit allen Ihren scharfen Ecken, Stacheln, Hörnern und Klauen mehr

¹⁾ B. II, 140. — ²⁾ B. I, 156. — ³⁾ B. I, 234. f. — ⁴⁾ B. I, 249. f. — ⁵⁾ B. I, 198.

lieben und höher achten kann als Ihr ehrlicher W.“ (1777).¹⁾ „Beobachtet . . . gegen Euren Nächsten, den Herausgeber, was Ihr wolltet, daß er Euch thäte, wenn Ihr der Herausg. wäret, und er so viel Verstand, Wit, Laune, und par dessus le marché so viele große und kleine Teufel im Leib hätte, als sein Fr. Joh. Heinr. Merck.“ (1781.)²⁾ — Selten tritt Wieland den Recensionen seines Freundes entgegen.³⁾

Auch über Merck's Erzählertalent spricht er sich mit überschwänglichem Lobe aus. Er sagt von der Geschichte des Herrn Oheims: „Seit mich Göthe Stilling's Jugend im Manuscript lesen ließ (nun ist's gedruckt), hat mich keines Menschen Werk so durchaus contentiert und gefreut wie dieß. . . . Wollen Sie mir nun noch zumuthen, daß ich Ihnen sagen soll, wie mir Ihr epischer Gang gefällt: — und zwar ohne Heuchelei und Rückhalt? . . . Ich kann Ihnen also von dem besagten epischen Gang nichts anders sagen, als daß mir beim Lesen dieses Stück's ungefähr zu Muth war, als ob ich (die Versification abgerechnet) im Homer läse oder ein Rembrandt'sches Blatt betrachtete. Alles wahr, alles nach wirklichem Leben, kein falscher Zug, kein Krizchen noch Tüpfelchen zu viel, jeder Strich bedeutend, jedes in seiner Eigenheit, und eben drum das Ganze so lebendig und der Stil so stumpf, kräftig, ohne alle Manier, so pur gute Prosa, und doch so darstellend als die beste Poesie. Kurz, wenn ich's Ihnen sagen könnte, wie ich fühle, so möchten Sie wohl sehen, daß mir's Ernst ist, und daß da nichts von Complimenten oder Rückhalt mit unterläuft.“⁴⁾ „Ich ließ mir dieser Tage von meinem ältesten Mädchen die Historie von Tobias vorlesen, und es war mir, ich hätte in meinem Leben nichts so Gutes gelesen noch gehört. Von dieser Art war mein Gefühl beim Lesen Ihres Romans. Aber es

¹⁾ W. II, 106. — ²⁾ W. I, 307. — ³⁾ Vgl. W. I, 198—200. 418—420. — ⁴⁾ W. II, 115. f.

war doch nicht das, sondern just das nämliche Gefühl, das sich für dieß Ding und kein andres schickte.“¹⁾ Ueber die Fortsetzung des Herrn Oheims: „Ich möchte Dich umarmen, küssen und aufessen können für das Vergnügen, das mir des jungen Oheims Erzählung seines Besuchs in der Stadt gemacht hat. Die herrliche Art zu malen! die meisterliche Composition! und doch alles so anscheinend kunst- und absichtslos, als ob's von sich selbst so worden wäre. Was für mich das Beste dran ist, ist das: daß die Laune, die durch die ganze Erzählung spielt, den Gemälden nichts an ihrer Wahrheit nimmt — kein verfälschendes Medium ist; sie ist nur wie die Luft und das Licht in einem schönen Landschaftsgemälde, hält und bindet alles zusammen, aber nimmt keinem Ding seine eigenthümliche Form, Farbe und Bedeutung. Unfre neuesten Modefittin und Präntensionen, Affectationen, beaumondische, belletristische, sentimentalische, physisokratische und molletische Affereien stehen in ihrer ganzen Lächerlichkeit da, aber werden nicht lächerlich gemacht — und doch thut gerade diese Manier sie zu ridiculisieren mehr Effect als das witzelndste Persiflage.“²⁾ „Wollte Gott, Du hättest die innige Freude sehen können, mit der ich dieser Tagen die letzte Fortsetzung Deines Oheims las und wieder las! Ich wiederhol' es — diesen Sokratischen Sinn und Verstand, und diese Xenophons-Prosa, und beides so ganz von Natur ohne Nachahmung, bloß weil gleiche Ursache gleiche Wirkung hervorbringt, hab' ich nirgends sonst noch gefunden. Die Deutschen müßten unter die Topinambos gesunken sein, wenn sie nichts davon fühlten, und nicht merkten, wie viel das werth ist.“³⁾ Die Geschichte des Herrn Oheim des Jüngeren⁴⁾ erklärt Wieland für ein in ihrer Art „herrliches und uniques Product“. „Du bist der einzige,“ sagt er, „der so was schreiben kann,

¹⁾ W. II, 119. — ²⁾ W. II, 129. — ³⁾ W. II, 158. — ⁴⁾ Vgl. W. II, 193.

und wenn Dir Gott die Gnade gibt, das Ding ganz zu machen, so hast Du in wenigen Bogen mehr wahre Philosophie des Lebens producirt und zur Menschenkenntniß und Menschenliebe mehr beigetragen, als alle Philosophen unsres Jahrhunderts. Es ist eine Wahrheit und Weisheit in dem Blick, womit Du der Menschen Thun und Leben um Dich her auffassest, und es ist so gar keine böse Laune, sondern im Gegentheil so viel Gerechtigkeit und Billigkeit und honnêteté darin, und Du gibst einem jeden so ehrlich das Seine, daß“, u. s. w. „Es muß ein ganz herrlicher Fraß für unsre Stubengelehrte sein, denen dieß alles ganz neue Erscheinungen sind, und denen über die wahre Verfassung unsres l. Vaterlandes mehr Licht dadurch aufgeht, als wenn sie alle Jacob Moserische Staatschriften verschluckt hätten.“¹⁾ —

Der Dichter suchte und fand in Merck einen Bundesgenossen und eine Stütze des Selbstvertrauens in einer Zeit, wo er schon um seine Lorbeeren besorgt zu werden, seine schriftstellerische Thätigkeit ihm zu verleiden anfieng, wo er sich durch die jüngere Literatur vielfach abgestoßen, durch die Unselbständigkeit und Launenhaftigkeit des Publicums verletzt und durch seine Weimarer Umgebung gedrückt fühlte. „Allmählich“, schreibt er an Merck (1777), „müssen wir freilich aus der Mode kommen, und der neuen dahersfließenden Generation Platz machen. Ich bin auf alles gefaßt. Wenn ich ein einzelner Mensch wäre, oder nur ein Horazisches Tiburtinum hätte, so hätt' ich schon lange keine Zeile mehr drucken lassen.“ Er hätte nur aus innerem Beruf und Drange fortgeschrieben. Indem er fünf und zwanzig Jahre zurücksieht und die Zeit, wo er zu dichten anfieng, mit der jetzigen vergleicht, indem er bedenkt, mit was für Männern er in seiner Jugend gelebt hat, und dagegen die Helden des Tages betrachtet, indem er sieht, was die wirklich

¹⁾ B. II, 198. f.

großen herrlichen Kerls, die neben und über ihm emporgeschossen sind, wie Cedern Libanon's, was für allerlei Vögelu und Vieh und Käfern und Ungeziefern sie unter dem Schatten ihrer Aeste Schutz und Nahrung geben, und wie die liebe Jugend bei alle dem immer roher, unwissender und stumpfer wird, und das liebe Publikum überhaupt sich an der Nase herumführen läßt und bald bewundert, bald cruci fige schreit, ohne zu wissen, was es thut, u. s. w. u. s. w., so sehnt er sich von Herzen, aus diesem Autorkarren, an dem er nolens volens ziehen muß, ausgespannt zu sein. Aber der Himmel hat nicht gewollt, daß es in diesem Leben ihm so gut werde.¹⁾

Die Zügellosigkeit der Stürmer und Dränger versetzt den Dichter in eine komische Wuth: „Ueber den Belphegor“, schreibt er den 24. Juli 1776, „haben Sie aus meiner Seele geurtheilt. Hätten's ihm gleichwohl noch 10mal ärger machen können, wenn wir ihn, als eine Art von gutem Kerl, nicht (wie billig) schonen wollten. Aber ich hab's ihm geschrieben, er soll nicht noch einmal so kommen, oder er soll mit Draht gepeitscht werden. Die jungen Kerls fangen an nichts mehr auf Kritik zu geben; machen's wie die Appenzeller — der Pfarrer muß schänden und schmälen, das ist sein Amt, sagen sie; niemand nimmt ihm das übel; aber, sagen sie, sündigen, das ist unsre Sache; thut er das Seinige, wir wollen's am Unsrigen nicht fehlen lassen. — Das kann ich aber an jungen Sündern nicht leiden; die sollen sich bessern, oder gehangen werden! Maler Müller oder Müller Maler wird die Zähne gewaltig zusammenbeißen; aber es war hohe Zeit, daß ihm einmal das Geschwür aufgestochen wurde. Ich habe noch eine kleine Nota unter den Text beigefügt, um die Bürschken, die mit Shakespeare's Geist so gemein thun, an ihr Nichts zu erinnern. Ich schaudre von tiefer heiliger Ehrfurcht, wenn ich nur seinen

¹⁾ B. II, 94. f.

Namen nenne, und kniee hin und bete an zur Erde, wenn ich seines Geistes Gegenwart fühle — und solche lausichte Gelschnäbel sollen sich airs geben, als ob sie mit Shakespeare's Geist blinde Kuh zu spielen gewohnt wären! Im nächsten Julius wird ein abermaliges Allwills Papier ihre [Ihre?] Galle gewaltig rege machen. Es sind Robomontaden darin, die wirklich nicht zum Dulden sind. 'S ist mir eingefallen, ob man nicht irgend einen supponierten Leser an Hrn. Eduard Allwill über diesen Brief schreiben, und ihm im Namen der ehrfamen Welt, die nicht die Ehre hat zu seinem auserwählten Club zu gehören, einige demüthige Zweifel über eine und andre von seinen Gasconaden, besonders seinen Ausfall auf die Philosophen vortragen zu lassen. Aber am Ende dürft' ich's, in dem Verhältniß, worin ich mit ihm stehe, doch nicht drucken lassen; und was hälf's also. Ich kann das ewige Verachten andrer und Hader'n mit andern, und Vergleichen zum Vortheil des einen und Nachtheil des andern auch an Ihrem Gözen Herder nicht leiden. . . . Ihre Zufriedenheit über meine Ausfälle im letzten Mercurius macht mir große Freude. Die Betroffenen werden nun freilich sich sehr ungeberdig stellen. Aber das thut nichts. Fiat justitia etc. Es fieng mich an unsres armen Deutschlands zu erbarmen, und ich konnte dem Unfug nicht länger zusehen. Es wäre aber nie so weit gekommen, wenn man ehemals nicht — Ihr wißt schon was ich meine.“¹⁾

Unter Merck's Beurtheilung des Müller'schen Faust setzte Wieland folgende Note: „Shakespeare's Geist! — Unfre jungen Herren geben sich die Miene, als ob sie auf sehr vertrautem Fuße mit diesem Geiste lebten, und ihn citieren könnten so oft es ihnen einfiele. Ich möchte wohl sehen, wie ihnen zu Muthe würde, wenn ihnen Shakespeare's Geist einmal wirklich die Ehre anthäte, und in seiner Helbengröße vor sie hinträte!

¹⁾ B. II, 71—74.

Es möchten wohl wenige von ihnen seine Gegenwart ertragen können!“

Im Märzhefte des Deutschen Mercur 1779¹⁾ sagte Wieland: „Nie ist mehr geschrieben und mehr gelesen worden; aber nie ist überhaupt weniger Geschmack unter uns gewesen, und nie scheinen Autor und Leser weniger gewußt zu haben, was sie wollen. Personen von allen Ständen, Classen, Professionen und Handlungen, geben sich mit der Schöngelsterei ab. . . . Jedermann schreibt Verse oder Prosa, Sinn oder Unsinn, wie und in welcher Form es ihm lüftet; wer nicht graben mag und sich zu betteln schämt, wird ein schöner Geist; und wer sonst zu nichts fähig ist, glaubt wenigstens ein Schauspielchen, es sei à la Shakespeare oder à la Peter Squenz, machen, oder aufwärmen zu können. . . . Seitdem unsere studierende Jugend die bequeme Entdeckung gemacht hat, daß man weder Erziehung, noch Lebensart, noch Gelehrsamkeit, noch Menschenkenntniß, noch Geschmack, noch irgend etwas, als entweder guten Appetit und tüchtige Muskeln, oder viel Hypochondrie und Empfindelheit brauche, um ein Dichter oder sonst ein Original zu sein; kommen täglich neue Arten von Geschöpfen zum Vorschein, die darum nichts desto besser organisiert sind, weil sie gar nichts gleich sehen. Man muß jedoch gestehen, daß die Classe der Nachäffer, wie natürlich, immer die zahlreichste bleibt. . . . Wie viel bei diesem täglich zunehmenden lächerlichen oder kläglichen Verfall der sogenannten schönen Literatur das Publicum überhaupt an Geschmack und selbst an Unterhaltung und Vergnügen gewinne, und ob die unvermerkt epidemisch werdende Sucht, Originalen, die gar nicht nachgeahmt werden wollen noch sollen, nachzuäffen, verbunden mit der offenbarsten Unwissenheit in der Sprache und Gelehrsamkeit der Alten, und mit der zügellosesten Verachtung aller Gesetze, die den besten Schrift-

¹⁾ S. 215—220.

stellern sonst immer heilig waren, aller Regeln der Sprache, der Politur und Urbanität, und des gesunden Denkens und guten Schreibens überhaupt — bei derjenigen Classe von Scribenten, die eben darum, weil sie in dem popularsten Fache der Gelehrsamkeit arbeitet, den meisten momentanen Einfluß auf die Nation hat — ob, sage ich, diese Affectation, Unwissenheit und Ungebundenheit, und überhaupt die ganze Wendung, welche die Schöngesterei seit Kurzem bei uns genommen, als eine so unbedeutende Sache anzusehen sei, daß es nicht vielmehr hohe Zeit wäre, wenn alle wahre Gelehrten und echte Liebhaber der Musenkünste, mit zusammengesetzten Kräften, diesem Unwesen Einhalt zu thun suchten — geben wir allen denen zu bedenken, welche etwas bedenken können. Gewiß ist, daß, wenn's noch eine Weile so fortgeht, unsre Nation dadurch den Ausländern verächtlich werden, und zuletzt der bloße Anblick eines deutschen Gedichts, dem feinem Theil unsers Publicums selbst, Ekel und Bewegung zum Erbrechen geben muß — und dieß gerade zu einer Zeit, wo wir eine Anzahl vortrefflicher Schriftsteller in allen Arten aufzuzeigen haben, welche unter jeder andern Nation als der unsrigen hinlänglich wäre, für Aufklärung, Geschmack, Sitten, und Ruhm der Nation, die glänzendste Revolution zu bewirken.“ — In demselben Monate schrieb Wieland an Merck: er habe „unter der sämmtlichen deutschen Autoren-Schaar, Gott sei Dank, nicht einen einzigen Freund.“ Gefahr für seine Zeitschrift besorgend, klammert er sich an Merck; er hofft und glaubt, dieser werde einmal mit Nachdruck all dem verkehrten, ihn ärgernden Wesen entgegenarbeiten, das freilich nur darum die Oberhand gewinne, weil sie beide nicht kräftig genug austräten. Von der älteren Generation stehe bei Weitem der größere Theil auf ihrer Seite, und auch unter den Jüngeren würden sie Echo's genug finden, wenn man nur einmal ihre Stimme höre. „Nun aber wissen die Leute nicht, was sie von uns denken sollen, da wir alles

gut sein lassen, und uns nicht einmal die unsäglichen Blößen zu Nutzen machen, die uns die dominierende Partei fast täglich gibt. Aber woher kommt das, als daher, weil weder Ich, noch Du Ehrgeiz, Eitelkeit und Geschmeibigkeit genug haben und haben mögen, Chefs de Partie zu sein? Wie manchmal hat es schon bloß von meinem Willen abgehungen, mich an die Spitze einer Partei zu setzen, die mir alle mögliche avances machte, und die ich mit ein bißchen Politik lenken konnte wie die Wasserbäche! Aber mein Herz verschmäht' es, und ich kann weder ungerecht gegen einen guten Kerl sein, quia non mecum sentit, noch parteiisch gegen einen schlechten, weil er zu mir hält, wenigstens kann ich's nicht mit Vorsatz, und das muß doch ein Heerführer können, oder er wird bald Masaniello's Ende nehmen." ¹⁾

Die Gutmüthigkeit verließ allerdings den Redacteur nicht leicht; aber seine Unparteilichkeit überschätzt er. Lesen wir in seinen übrigen Briefen, so finden wir doch, daß er gar manche Klugheitsrückfichten gegen einzelne Schriftsteller, insbesondere gegen seine Mitarbeiter, ferner gegen Buchhändler, Herausgeber, Offiziere, u. s. w., gegen ganze Orte und Länder nimmt, empfiehlt oder duldet. ²⁾ Merck's „löblichem Vorhaben“, sich künftig in ihrem Journale auf's Loben zu legen, d. h. demselben Freunde mit dem ungerechten Mammon zu machen, gibt er „aus 20 physico-politico-ethico-öconomico-Mercurialischen Ursachen und Gründen“ seinen großen Beifall. ³⁾ Er will (1782) dem Freunde die Anpreisung seines Horaz im voraus bestens empfohlen haben und steht in ähnlichen Fällen zum reciproco bereit. ⁴⁾ Auch blickt sein weiches, gutes Herz an mancher Stelle hindurch: er wünscht dem Verfolgten beizustehen, ⁵⁾ sich des

¹⁾ B. I, 160. f. — ²⁾ B. I, 82. 87. (vgl. II, 59.) 92. 104. f. 117. f. 135. 144. f. 148. 196. 198—200. 217. II, 57. 67. 89. f. 92. 96. 139. f. 154. — ³⁾ B. II. 70. — ⁴⁾ B. II, 196. — ⁵⁾ B. I, 86. (Doch vgl. I, 90.)

Bekanntem¹⁾ oder unverdienter Weise Mißhandeltem anzunehmen,²⁾ noch unberühmte Talente aufzumuntern;³⁾ der wohlmeinenden Schwäche will er nicht gespottet haben.⁴⁾ Manchmal rafft er sich, wie wir gesehen haben, zur Strenge auf.⁵⁾ Den Vorfaß, dann und wann die großen und gewichtigen literarischen Sünder beim Ermel zu fassen und die kleinen Schelme laufen zu lassen, schärft er theils aus Billigkeit, theils aus Klugheit ein.⁶⁾ Manchmal eine Execution, namentlich gegen gefährliche Schriftsteller, findet er höchst nöthig, weil das liebe Publicum von Zeit zu Zeit gerne hängen und köpfen sehe, und weil der Mercur sich dadurch im Besitze seiner hohen Gerichtsbarkeit erhalte. Eben darum müßten jedoch, ne in tyrannidem degeneret imperium, solche Executionen selten, aber um so feierlicher und exemplarischer sein.⁷⁾ Aber die Art an die Wurzel zu legen, dazu fand er sich und Merck nicht geschaffen.⁸⁾

„Die Geschichtsklitterung und Aestimation des neuesten schönen Literaturwesens“ übergibt Wieland (1780) dem einzigen von seiner alten Bekanntschaft, „der auf diese Art Manufactur eingerichtet ist.“ Denn Ihn soll Gott bewahren, daß er seine Seele und seine Finger damit besudle.⁹⁾ Er findet (1781), daß sich meistens Buben des deutschen Parnasses bemächtigt haben; er seines Ortes hat sich in das benachbarte Thal Tempe zurückgezogen, wo er ruhig abwartet, wie den Musen, Grazien, Faunen und Nymphen beliebt wird über ihn zu disponieren.¹⁰⁾ Er beschwert sich (1782) über seine Zeit, „wo mit der Poeterei kein Hund mehr aus dem Ofen zu locken ist, wo die Sache, weil sich jedermann damit abgibt, aufgehört hat eine Kunst zu sein, und wo aller Geschmack an dergleichen frivolen Künsten gänzlich aus Germanien verschwunden ist, daß unter hundert

¹⁾ W. I, 96. II, 78. — ²⁾ W. II, 76. — ³⁾ W. II, 75. f. Vgl. II, 80. — ⁴⁾ W. II, 74. — ⁵⁾ Vgl. auch W. I, 198. — ⁶⁾ W. II, 65. — ⁷⁾ W. I, 402. II, 70. Vgl. I, 86. II, 105. f. 118. f. — ⁸⁾ W. I, 163. — ⁹⁾ W. I, 236. — ¹⁰⁾ W. I, 302.

Lesern kaum zehn sind, die das Mindeste davon merken, ob ihr ihnen Verse oder Prosa vorlest, ob eure Verse glatt oder rauh, eure Sprache rein und präcis oder mit Barbarismen angefüllt ist, zc. zc.“¹⁾ Nachdem Merck einen sehr trübsinnigen Brief an ihn geschrieben hat, richtet er (1783) an ihn die Aufforderung: „Mache Dich, sobald Du nur immer kannst, an Deinen Schreibtisch, und laß die Hundekerkel, deren Du am Schluß Deines Briefes gedenkst, und deren Gehirn-Excrementa das deutsche horn dumme Publikum igt so heißhungrig verschluckt, alles entgelten, was Dir die Götter zu Leid gethan haben. . . . Es ist einmal wieder hohe Zeit, daß unserer albernen lesenden Welt der Kopf zurecht gesetzt werde. . . . Igt glaub' ich selbst, daß es Dir leichter um's Herz werden würde, wenn Du so eine Hasenheze vornehmen würdest.“²⁾

Wieland ist über die Gleichgiltigkeit des Publicums gegen seine Schriften gereizt. Er hört, wie er im April 1778 schreibt, außer dem, was Merck ihm beiläufig sagt, gar nichts von der Aufnahme, die seine Märchen gefunden haben. „Z. Ex. die Philosophie endormie, die Euch so wohl behagt, und die Gott weiß! ein Meisterstück von feinem Persiflage ist, hat (unter anderm weil ich mein W. darunter zu setzen vergessen hatte) meines Wissens gar keine Sensation gemacht, sondern ist etwa dem Fritz Jacobi oder sonst einem Anfänger zugeschrieben worden, der meine Manier so ziemlich nachgeahmt, aber doch nicht völlig erreicht hätte. Seht, für solch Hundevoll lassen wir drucken. Möchte noch hingehen, wenn sie nur brav blechten; aber auch da fehlt's immer mehr; denn der Contrafacturen und Pfsuchereien in allen Winkeln Deutschlands ist gar zu viel — die Kerls haben kaum das Salz zu ihrem Brot davon, und im Ganzen thun sie unfrem Fabrikwesen dennoch Schaden.“³⁾ Im

¹⁾ W. II, 213. f. — ²⁾ W. I, 402. Bgl. II, 282. f. — ³⁾ W. II, 180.

Mai schreibt er: „Was Du mir von der Freude der Weiber und braven Weltleute in eurer Gegend an meinen Märchen sagst, wäre mir tröstlich, wenn diese Classe nicht so klein wäre, daß sie vielleicht nicht den zwanzigsten Theil unsrer Leser ausmacht. So aber wie die Sachen stehen, merke ich allmählich, daß alle diese herrlichen Märchen, an denen man nur noch vor 10 Jahren in ganz Deutschland sich nicht satt hätte lesen können, ist auf den größern Haufen theils gar keine, theils eine fatale Sensation machen und in Kurzem den Mercur zu Grunde richten werden. Die Meinung, daß der Mercur immer schlechter werde, nimmt überhand. Mir dünkt's, er sei bisher von Jahr zu Jahr besser worden. Daß der größte Theil des jungen Volks, das über uns abspricht, und dem man nichts recht machen kann, Hundevolk und dumme Jungens sind, weiß ich nur zu wohl: aber dadurch ist uns nicht geholfen: die Frage bleibt immer: wie machen wir's, daß wir den Mercur gegen ferneren Verfall sicher stellen?“¹⁾ Er beklagt sich über den ganz impertinent groben Brief, den Meißner in Dresden an ihn geschrieben hat, wobei er „en passant“ die Bemerkung nicht unterdrücken kann: „Das sind die Folgen von Göthens ehmaligen Pasquillen, und der ganzen albernen Cabale, die damals gegen mich gemacht wurde.“ „Ueberhaupt“, fährt er fort, „haben die jungen Herrn seit 6 Jahren ungefähr in Göttingen gelernt, mir so in diesem Gusto zu begegnen. Doch, das ist nun einmal nicht zu ändern. Aber eben darum muß man diesen Kerls entweder immer aus dem Wege gehen; oder, wenn man sich ja von ihnen in die Fersen stechen lassen will, so muß man ihnen den Kopf zertreten. So wie wir's anfangen, stechen wir sie in die Fersen, und sie geben uns dafür Stiche in's Herz. Die Kerls hängen an einander; jeder hat wieder seine besondere Cabale, und, da man sich mit ihnen nicht

¹⁾ B. II, 134. f.

abgeben kann noch will, so behalten sie immer das letzte Wort, und also beim lieben dummen Publico recht. Solche Dinge sind, glaube ich, als unserm Gewerbe schädlich, zu vermeiden. Entweder müssen wir allen witzelnden und in Genien-Masken einhergehenden Dunsen den Krieg ankündigen, und dann Schlag auf Schlag nicht ablassen, bis keiner mehr übrig ist; der an die Wand pift, oder wir müssen gar keine Notiz von ihnen nehmen. Das Letztere schickt sich freilich für einen deutschen Mercur auch nicht recht.“¹⁾ „Mit Märchen in sensu strictiori“, schreibt Wieland im Juni, „sollen die Herrn Abonnenten und Liebhaber von nun an einige Monate lang verschont bleiben. Beneficium non debet obtrudi.“²⁾ Er entrüstet sich über „1000 kleine Schurkereien“ der lieben Zeitgenossen.³⁾ „Wenn ich ein einzelner Mann wäre“, schreibt er am 1. März 1779, „oder zu meiner großen Familie soviel hätte, daß ich des Mercur's oder eines andern Unternehmens dieser Art, falls jener nicht mehr gehen will, nicht bedürfte, so achtete ich Hochachtung oder Geringschätzung, Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit meiner Zeitgenossen nicht eine taube Nuß; denn ich weiß am besten, was ich bin oder nicht bin. Aber rebus sic stantibus fängt mir das seit so vielen Jahren so allgemein gewordene premat extra limen an fatal zu werden. . . . Warum ist denn in ganz Deutschland keine einzige Seele, die das Maul aufthut und öffentlich sagt, was ich werth bin und warum ich's bin? öffentlich die Iniquität derjenigen züchtigt und überführt, die mich verkleinern, damit sie selbst groß scheinen mögen u. u. Bei solcher Bewandniß hör' ich's also sehr gerne, daß Du, wie Du sagst, neben einem großen Krug Niersteiner alle Deine Pitzen über unsre neuste Literatur in einem Nachtopf sammeln, und das liebe heilige röm. Reich deutscher Nation damit einfalben willst. Der Himmel gebe sein Gedeihen dazu und das

¹⁾ B. II, 186. f. — ²⁾ B. II, 145. — ³⁾ B. I, 128.

balb! Und findest Du da Gelegenheit, auf dem Dache von mir zu predigen, was Du manchmal Deinen wenigen Zuhörern in Eremo predigst, so thu' es. Denn was helfen uns etliche wenige, gute, heilige Frauen, die mir überall nachfolgen, meine Füße salben u. s. w. Ich werde darum nicht weniger von den Pharisäern und dem blinden Judenvolk gekreuzigt werden.“¹⁾

Das Selbstbewußtsein Wieland's richtet sich bei der Gestaltung seines Oberon, dem er einen ganz außerordentlichen Fleiß widmet,²⁾ mächtig auf. Er schreibt den 19. August: „Mein 5. und 6. Gesang dünken mich, entre nous, so gut, so omnibus numeris gut, daß mich's nur ärgert, so ein opus nicht bis nach meinem Tod aufbehalten zu können. Dann, das bin ich gewiß, würde es eine Sensation machen vom Aufgang bis zum Niedergang, und sogar die Nicolai's und Kranzen würden sich auf ihre Brust schlagen, und sich's leid sein lassen, daß sie solche Schurken gegen mich gewesen sind.“³⁾ Die Einnahme für den Oberon berechnet er in einem Briefe vom 20. November auf 50 Louisd'or.⁴⁾ Ueber die in Aussicht stehende Anerkennung der Welt fügt er eine Bemerkung bei, die uns sein Künstlerleben in einem tragischen und feinen Charakter in einem würdigen Lichte zeigt; wir setzen sie deshalb unverkürzt hierher: „Mit der gloriola wird's eben so gehen, wie mit dem utili. Neun Zehntel von Lesern sind gar nicht die Leute, die einen ehrlichen Kerl in dieser Münze bezahlen können; und das eine Zehntel, das vielleicht Geschmack und Kenntniß der Kunst genug hätte, um zu sehen, was das Ding werth ist, ist schon, vielleicht bis auf ein Duzend, zum voraus fest entschlossen, mir's nicht ganz zu lassen, und zu thun, als ob sie, wenn sie wollten, dergleichen Zeug à la douzaine machen könnten. Das Duzend ehrlicher Kerls, das dann noch übrig bleibt, werden

¹⁾ W. I, 161. f. — ²⁾ W. I, 192—194. 240. 444. — ³⁾ W. I 175. — ⁴⁾ W. I, 194.

freilich Freude an dem Ding haben, aber in aller Stille; und wenn gleich Tages darauf 10 Troßhuben sich aufmachen, mich auf offenem Markte mit Dreck zu werfen, so wird keine Seele sein, die es ihnen wehren, geschweige sie dafür abkurbatschen wird. Sinegen wird man mir volle Erlaubniß geben, mich hinzusetzen, und mich, ad nauseam usque, an dem Beifall und Nachruhm zu erlaben, der im 20sten seculo auf mich wartet. Siehe, Bruderherz, das sind also meine Aussichten. Noch einmal, ich klage nicht; denn mein Schicksal ist mein eignes Werk. Hätt' ich nun den hundertsten Theil der Zeit, die ich auf meine Ibris und Oberon's und dergleichen Zeug, wofür ich zum Dank den Teufel auf den Buckel von meiner Nation kriege, auf ein schönes Lobgedicht an Maria Theresia oder Katharina die Große spendiert, so sollt' es wohl anders in meiner Cassé aussehen. Aber den Verstand hab' ich nie gehabt, und werd' ihn nie kriegen. Also bleibt nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben, zu treiben, was man kann, zu leiden, was man muß, und von den Menschen nichts zu erwarten, was man nicht um sie verdient.“¹⁾ „Wie unsre werthen Deutschen“, schreibt er den 16. April 1780, „mir meine Stanzen loben werden, das werdet Ihr in Kurzem sehen. Von guter Aufnahme ist nun die Rede nicht, und wenn ich nicht auf Einen Tag in allen Journalen und Zeitungen überlaut ausgepiffen werde, so werd' ich noch von Glück zu sagen haben. . . . Die Selbstgefälligkeit und Zuversicht, vulgo Eitelkeit genannt, die Du mir aus gutem Herzen wünschst, wäre keine so üble Sache. Man macht gutes Blut dabei; aber bei unser einem verderbt dann doch der Gedanke, daß der elendeste Duns, der dummste Gottsched, eben so gut als Horaz im triumphierenden Bewußtsein seiner selbst ausruft: exegi monumentum aere perennius — der Gedanke, sag' ich, verderbt

¹⁾ B. I, 195.

doch alles wieder. Was soll mir ein Behelf, dessen sich jeder miserable Scribler, und unstreitig in viel reicherm Maß, zu erfreuen hat! Denn unser einer kann nie völlig mit sich selbst zufrieden sein, weil er die Höhe, zu der er emporstrebt, nie erreichen kann. Ich, meines Orts, sehe nur Ein Ding, das mich gegen die Unbilligkeit meiner Zeitgenossen und gegen das Unglück, ein Deutscher geboren zu sein, unempfindlich machen kann, und das ist das dulces ante omnia Musae, die Liebe zu meiner Kunst selbst, und was ich schon vor 12 Jahren in meinem kleinen dummen Viberach im Jbris sagte:

Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört Dir Niemand zu, so singst Du mir allein.

Und dabei wollen wir's gut sein lassen.“ Immer macht es ihm dann auch noch Freude, einige sympathetische Leser zu finden. „Uebrigens, und so übel auch dem Oberon mitgespielt werden mag, wozu, wie ich höre, schon überall gute Anstalten gemacht werden, so verspreche ich Dir und mir selbst mit Mund und Hand, und — „bei dem Namen sei's geschworen, der Geister selbst unnennbar bleiben muß!“ daß ich auf alles dumme, schiefe und platte Zeug, das darüber gesagt werden mag und wird, kein Wort antworten, kein Wort zur Erläuterung, kein Wort zur Vertheidigung des Dings sagen, sondern — mir nichts dir nichts (mit dem classischen B. zu reden) meines Wegs fortgehn, und thun werde, als ob gar kein Oberon in der Welt wäre.“¹⁾ Er schreibt im Mai, Oberon habe dem Mercur wider alles menschliche Vermuthen großen Schaden gethan.²⁾ Den 10. August: „Die abermalige hündische Gleichgiltigkeit, womit Oberon aufgenommen worden, besonders das tiefste Stillschweigen, das alle die ihre Kniee vor dem Baal zu Hamburg beugen, und die nun einmal seit etlichen Jahren den Ton in Deutschland angeben, beobachten — macht mir

¹⁾ B. I, 238. f. — ²⁾ B. I, 246.

von dieser Seite die ganze Nation ekelhaft. Was hilft mir die Gerechtigkeit, die mir in 2 oder 300 Jahren widerfahren wird, da ißt keine Seele ist, die ehrlich genug ist, laut und frei und öffentlich zu sagen, was sie mir unter vier Augen, oder in Briefen sagen, und wofür ich, weil ich das Hallelujah solcher heimlicher Jünger nicht bedarf, nicht ein Haar aus dem Schwanz einer todten Kuh geben möchte.¹⁾ Den 27. October 1783: „Der reisende Deutschfranzos, der mich als einen so armseligen Juden abschildert, der bei allem, was er geschrieben, bloß auf den Beutel der Leser Absicht gehabt hat u. s. w., muß curiose Nachrichten von mir eingezogen haben. Der Kerl gibt sich die Miene, als ob er mich genau kenne, und die Deutschen sind Gesels genug, es ihm zu glauben. Nach meinem Tode wird's endlich herauskommen, was ich war, und mir wird mit vollem, gerütteltem und geschütteltem Maß Gerechtigkeit widerfahren. Aber ich gestehe, daß ich doch auch selbst etwas davon erleben möchte, und daß ich's herzlich satt bin, in der Welt immer für einen Kerl ohne Herz und ohne Ehre ausgetrompetet zu werden.“²⁾ —

Auch in seinen Weimarer Verhältnissen, namentlich in seinen Beziehungen zu Göthe und Herder, fehlte es nicht an Trübungen.

Die erste Bekanntschaft mit Göthe riß ihn zwar zu einer schwärmerischen Begeisterung hin. Er schrieb im J. 1776: „Unser Göthe hat sich der Welt durch seine Stella wieder herrlich geoffenbaret. Wie triumphiert mein Herz über jeden neuen Sieg, der er erhält, jede neue Provinz, die er erobert! Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? Bald merk' ich, daß es auch wohl mit daher kommen mag, weil ich, gegen ihn, am Ende doch nur ein schwacher Erdenkloß bin. Denn sagt nicht Plato, der Ge-

¹⁾ B. II, 179. — ²⁾ B. I, 403.

liebe ist reich, und der Liebende arm? Und hat Plato nicht Recht? Laßt's gut sein! Mein Herz ist nun so, und genug, daß es mich glücklich macht.“¹⁾ Er nennt ihn den „herrlichen Gottes Menschen,²⁾ den ersten unter allen „menschlichen Menschen“.³⁾ „Für mich“, sagt er, „ist kein Leben mehr, ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über'n Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können.“⁴⁾ „Göthe lebt und regiert und wüthet, und gibt Regenwetter und Sonnenschein, tour à tour comme vous savez, und macht uns glücklich, er mache, was er will.“⁵⁾ „Göthe ist lieb und brav und fest und männlich.“⁶⁾ „Göthe ist bald da bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein.“⁷⁾ „Göthe ist immer der nämliche — immer wirksam uns alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten — und selbst nur durch Theilnehmung glücklich — Ein großer, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen.“⁸⁾

Auch an Herder'n hatte Wieland eine Zeit lang seine Freude. Er sah zwar der Ankunft des selbstbewußten, zu scharfer Beurtheilung der Menschen und zum Streite mit ihnen geneigten Mannes nicht ohne Mißtrauen und Beklommenheit entgegen. „Der große Dechant“, schrieb er den 24. Juli 1776 an Merck, „mag sich diese letzte Handvoll Weihrauchs, die ihm Mercurius opfert, behagen lassen; denn von dem Moment an, da er hier einzieht und einer der unsrigen wird, wird ihm nicht mehr geopfert — Denn wir sind seines Geschlechts —

¹⁾ W. II, 55. f. — ²⁾ W. I, 90. — ³⁾ W. II, 56. — ⁴⁾ W. II, 58. f. — ⁵⁾ W. II, 68. — ⁶⁾ W. II, 76. — ⁷⁾ W. II, 77. — ⁸⁾ W. II, 81.

das muß er, wenn er's nicht glauben kann, wenigstens leiden, daß wir's glauben — und damit Punctum.“¹⁾ „Ich kann das ewige Verachten andrer und Habern mit andern, und Vergleichen zum Vortheil des einen und Nachtheil des andern auch an Ihrem Götzten Herder nicht leiden. Freilich ist Herder auch ein Potentat darnach! Aber eben darum soll er gut sein. Ein großer baumstarker Kerl, der noch böse dazu ist, und jedermann neckt, der bei ihm vorbeigeht, ist ein unleidliches Geschöpf. Hoc in parodo!“²⁾ Als aber Herder den 1. October in Weimar anlangte, flog ihm unseres Dichters leicht entzündbares Herz „beim ersten Anblick mächtig entgegen“. „So oft ich ihn ansehe“, schrieb Wieland den 7., „möcht' ich ihn zum Statthalter Christi und Oberhaupt der ganzen Ecclesia Catholica machen können. Weimar ist seiner nicht werth; aber wenn ihm nur leidlich wohl bei uns sein kann, so ist Weimar so gut als ein anderer Ort.“³⁾ Den 17.: „Zwischen Herder'n und mir, seinem Weib und meinem Weib, seinem Bübchen und meinen Mädchen, hat sich allbereits eine gute hausgesponnene Art von Familienfreundschaft erwirkt, die, wie ich hoffe, derb und dauerhaft sein soll. Ich denke, was er Ihnen etwan selbst gelegentlich davon sagen wird, soll mir kein démenti geben. Bis igt bin ich trefflich mit ihm d'accord: und warum nicht immer, da ich immer bereit bin und bleiben werde, ihm den Primat inter pares, so gut als jeder katholische Bischof dem Papst, einzugestehen.“⁴⁾

Aber weder dieses Verhältniß, noch das zu Göthe erhielt sich in solcher Freundlichkeit. Wieland fühlte sich im literarischen Weimar zurückgesetzt, worauf er schon am 27. Mai 1776 hinzudeuten scheint, indem er schreibt: „Ich bin abgelöst, und von mir ist hoffentlich die Rede nicht mehr.“⁵⁾ Indem

¹⁾ B. II, 71. — ²⁾ B. II, 73. — ³⁾ B. II, 77. f. — ⁴⁾ B. II, 81. — ⁵⁾ B. II, 68.

Bölling, 17. Januar 1777, seinen Schmerz darüber ausdrückt, daß es sich in Weimar um den Frieden trübe, sagt er: „Um den rechtschaffenen Wieland kränkt's mich, wenn er mit weniger Respect, als sein lieber guter Charakter verdient, behandelt werden sollte. Er hat aber auf die Zukunft immer weniger Noth, weil erkannte Güte, gewiß Schutz findet, so lange sie auch unter dem Druck seufzen muß.“¹⁾ Wieland selbst schreibt den 13. Juni:²⁾ „Von meinen hiesigen sogenannten oder auch wirklich guten Freunden ist auch nicht ein einziger, der mir nur soviel Licht und Wärme mittheilte, als vonnöthen ist, um ein paar Eier dabei lind zu sieden. Sogar Göthe und Herder sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht da wären. Mit jenem — was für herrliche Stunden, und halbe Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahre! Nun ist's als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausgieng, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit — und es ist nichts mit ihm anzufangen. Auch sehen wir uns nur selten, wiewohl ich fest glaube, daß er nichts wider mich hat, und von mir überzeugt ist, daß ich ihn herzlich liebe. Bei Herder'n ist alles, was Sie mir geprophezeit haben, von Wort zu Wort in Erfüllung gegangen. Besondere Umstände muß ich auf eine Zeit versparen, wo wir uns, so Gott will, sehen werden. Genug, da es nicht anders sein konnte und sollte, so hab ich's endlich satt gekriegt, meine Liebe und Gutherzigkeit, die in den Augen Sr. Eminenz Schwäche ist, ganz ruhig wieder eingepackt, und meine Strahlen eingezogen. Der Mann ist wie eine elektrische Wolke. Von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effect; aber der Hentker habe solch einen Nachbar über seinem Haupte schweben.

¹⁾ B. II, 87. f. — ²⁾ Bgl. B. II, 96. N. *. Riemer II, 39—41.

Niemand ist alle Augenblicke bereiter als ich, das Gute, Vortreffliche, Große, kurz alles was ein Mann sein kann, an Andern zu erkennen, und gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für nichts zu achten. Aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eigenen Werth so stark fühlt; und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude dran hat, andre zu necken und zu gecken, dann mücht' ich gleich ein Dugend Pyrenäen zwischen mir und ihm haben. Alles dieß, m. l. Fr., entre-nous.“¹⁾ Den 30. Juli schreibt er über Göthe in lichter Stimmung: „Göthe und ich sind seit meinem letzteren wieder mehr und näher zusammengedrückt — und ich habe ihn wieder gefunden, wo ich ihn nun bald vor Jahr und Tag gelassen hatte, habe auch mir selbst geschworen, daß mich nimmer und nimmermehr nichts an ihm irre machen, noch von seiner Liebe scheiden soll.“²⁾ Dagegen bittet er am 22. September den Kritiker, Herder'n von seinem Sommermärchen nichts zu sagen. „Mich dünkt bei allem was der wunderbare Mann liest, fällt ihm immer zuerst ein, daß Er's anders und besser gemacht hätte — das denn auch wahr ist — und auch wieder nicht wahr ist, wie man's nimmt.“³⁾ Ueber den Eindruck, den der Kritiker von Wieland's Persönlichkeit empfing, lesen wir eine merkwürdige Briefstelle an Lavater vom 14. Januar 1778, aus der wir erkennen, daß die Stellung, die Wieland zu den anderen Weimarischen Heroen einnahm, tiefere Spuren in seinem Gemüthe zurückließ: „Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Göthe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er ist ein so bonhomischer, guter Junge, daß er mir höchst heilig ist. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Pursche gemacht, und das ist wieder nichts nütze.“⁴⁾ Damit stimmen einigermaßen die Aeuße-

¹⁾ B. I, 102. f. — ²⁾ B. I, 118. — ³⁾ B. II, 102. — ⁴⁾ B. II, 120. Vgl. Niemer II, 47—49.

rungen Wieland's in einem Briefe an Merck vom 27. October 1777: „Mein th. Fr. und Fr., möcht' ich Ihnen zu genießen geben können, wie herzlich wohl mir Ihr letzter Brief vom — ja wenn ein datum da wäre! und alles Gute, was Sie mir darin von unserm Fürsten, und alles Wahre, was Sie mir von unserm Göthe, und alles Herzerquickende, was Sie mir — wiewohl nur in generalibus — das auch genug ist — von seinem guten Willen gegen mich sagen! Wenn's euch Männern, die ich ehre und liebe, wirklich Ernst ist, daß ihr gut von mir denkt, so ist es ein wahres gutes Werk, wenn ihr mir's sagt. Ihr dürft nicht fürchten, daß ich davon aufgeblasen werde. Ich fühle meine mores und mein quantum inane zu sehr! — und wäre wirklich ein armer Teufel, wenn mich unser Herr Gott nicht mit einer so großen Portion Liebe ausgesteuert hätte, die mich mein Lebenlang immer und allezeit aus mir selbst herausgeführt hat.“¹⁾ Die alte Vertraulichkeit zwischen Göthe und Wieland war dahin; von seinem Zusammentreffen mit Jenem nach dessen Rückkehr von einer längeren Reise schreibt Dieser am 3. Juni: „Göthe war zwar simpel und gut, aber äußerst trocken; und verschlossen, wie er's schon lange, sonderlich seit meiner Zurückkunft von der Reise in Eure Gegenden ist. Ich glaube indessen gerne und am liebsten, daß der wahre Grund davon doch bloß in der Entfernung liegt, worin wir durch die Umstände von einander gehalten werden. Vor 2 Jahren lebten wir noch miteinander; dieß ist igt nicht mehr und kann nicht mehr sein, da er Geschäfte, liaisons, Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht theilnehmen lassen kann, und an denen ich meines Orts ex parte auch nicht theilnehmen könnte noch möchte. Zudem werden sie nun auch diesen Sommer und Herbst über selten 8 Tage hintereinander hier sein, und so wird er mir eben

¹⁾ W. II, 107.

immer inaccessibleer und da seine Spirallinie immer weiter und die meine immer enger wird, so ist's natürlich, daß wir immer weiter auseinander kommen. Indessen ist und bleibt er mir einer der herrlichsten und liebsten Menschen auf Gottes Erdboden und damit punctum.“¹⁾ In demselben Briefe versichert Wieland zwar, mit Herder'n auf ganz gutem Fuße zu stehen; man fühlt aber doch aus seinen Bemerkungen heraus, daß zwischen beiden Männern kein vertrauliches und gleichstellendes Verhältniß obwaltet, daß Wieland mit einer Art von Schüchternheit an Herder hinauffieht.²⁾ Noch erwähnen wir, daß Göthe, wie es scheint, auf den Mercur nicht gut zu sprechen ist.³⁾ In den folgenden Briefen äußert sich übrigens Wieland mit Göthe'n höchst zufrieden: „Daß mir und allem, was hier auch nur an einem Faden mit mir zusammenhängt, Göthe in gar mancherlei Stücken die größte Wohlthat geworden, erkenne ich täglich mehr und mehr, und ehre und liebe ihn auch dafür von Grund des Herzens.“ (9./12.)⁴⁾ „Göthe wird Dir wohl machen; er hat wieder was gar Köstliches producirt und ist überhaupt gar lieb und gut seit einiger Zeit.“ (5./5: 1779.)⁵⁾ „Mit Göthe'n hab' ich vergangene Woche einen gar guten Tag gehabt.“ Wieland las ihm den Oberon vor. „Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wüthige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten receptivsten Lanne und so amusable war, wie ein Mädchen von sechszehn. Tag meines Lebens hab' ich niemand über das Werk eines andern so vergnügt gesehen, als er es mit dem Oberon durchaus, sonderlich mit dem 5. Gesang war, worin Hyon sich von dem kaiserlichen Auftrag verbotenus acquittiert. Es war eine wahre jouissance für mich, wie Du leicht denken kannst. Ein paar Tage darauf gestund er selbst, daß er in

1) B. II, 150. f. — 2) B. II, 152. — 3) B. I, 137. — 4) B. I, 152. — 5) B. I, 166.

3 Jahren vielleicht nicht wieder in diesen Grad von Receptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde.“ (1./8.)¹⁾

Im September 1779 wurde zu Ettersburg in einer Farce eine Arie aus Wieland's Alceste parodiert und dem Hohnlachen einer sehr zahlreichen Versammlung preisgegeben.²⁾ „So sind wir nun hier!“ klagt Wieland. „Der unsaubre Geist der Poliffonerie und der Frage, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt noch gerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Schaam. Ich gestehe Dir, Br., daß ich's müde bin, und bald muß ich glauben, die Absicht sei, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, bloß davon zu fliehen.“ (21./9.)³⁾ Er schreibt einige Zeit nachher: „Ueberhaupt steht's bei uns so, daß für unser einen weiter nichts zu thun ist, als sich in seine Tugend einzuhüllen, zu Hause zu bleiben, seine Kinder umzutragen und Stanzen zu machen.“ (3./10.)⁴⁾ Und dann einige Wochen später: „Oberon ist zeit-her meine einzige Ressource gegen eine Menge von désagrémens gewesen, die man mir geradezu gemacht hat, ohne daß ich mir sie zugezogen hätte.“ (20./11.)⁵⁾

Nachdem der Herzog und Göthe von ihrer Schweizerreise zurückgekehrt waren (13. Januar 1780),⁶⁾ fand Wieland das Betragen des Ersteren gegen alle Menschen herzwinnend und den Letzteren wohlthätig verändert.⁷⁾ Durch den Oberon sah er die Actien seines Crediten beim Herzoge, bei Göthe und bei dem Publicum seiner Stadt überhaupt um hundert Procent steigen.⁸⁾ Göthe schickte dem dichterischen Collegen zu dessen großer Freude einen Vorbeerfranz.⁹⁾ Er zeigte sich ihm, wie er an Merck schreibt, von dieser Seite im schönsten Lichte; und

¹⁾ W. I, 169. f. Bgl. Riemer I, 91. f. — ²⁾ Bgl. Riemer S. 97. f. —

³⁾ W. I, 180. — ⁴⁾ W. I, 188. — ⁵⁾ W. I, 192. — ⁶⁾ Viehoff, II, 366. —

⁷⁾ W. I, 208. — ⁸⁾ W. I, 227. — ⁹⁾ W. I, 229.

Wieland vermag seinem Freunde nicht auszudrücken, wie gänzlich er mit allem, was Göthe thut und sagt, und kurz mit dessen ganzer Art zu sein zufrieden ist. Dasselbe gilt auch vom Herzoge. Es bedünkt ihn, daß es im Ganzen merklich besser gehe, als vordem. Er nimmt in Göthe's öffentlichem Benehmen *σωφροσύνη* wahr.¹⁾ Er findet ihn (1781) so sanft und gutmüthig gegen alle Menschen, daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen sei.²⁾ Als Göthe zum Verwalter der Kammerpräsidentenstelle ernannt wird, schreibt Wieland (1782): „Ich, meines Orts, habe den Menschen unter allen Formen und Figuren lieb, und bin überzeugt, daß ich nichts von ihm zu befürchten haben kann.“ An der Zufriedenheit Wieland's mit diesem Ereignisse kommt aber doch nach Ton und Haltung des Briefes einiger Zweifel auf.³⁾ Mit achtungsvoller Anerkennung und zugleich mit schmerzlicher Theilnahme schreibt er (1784) von Göthe's aufopfernder Staatsthätigkeit.⁴⁾ —

Die unabhängige und bescheidene Stellung, die Wieland dem Hofe und Staate gegenüber einnahm, war nach seinem Sinne. „Es ist wahr,“ schreibt er (1777), „ich bedeute hier wenig, und was ich in sensu politico bin, ist noch siebenmal weniger, als ich bedeute. Aber ich will auch nichts sein und bedeuten, und just darin besteht wenigstens $\frac{1}{3}$ meines Wohlseins. Die fürstlichen Personen hier sind vielleicht die besten in der ganzen Welt. Alle sind gut für mich gefinnt. Keines drückt mich; sie fordern so wenig von mir, daß ich mich beinahe schäme, ihr Brot zu essen, und thäten mir gerne alles zu Gefallen“, u. s. w. Er schätzt seine „selige Ungebundenheit“ und „das sacrosanto Far niente, mit dem goldenen Recht, zu allem sagen zu können: Was geht's mich an?“⁵⁾ „Reichere und größere, und breitere und dickere Fürsten als die

¹⁾ B. I, 235. — ²⁾ B. I, 301. — ³⁾ B. I, 335. f. — ⁴⁾ B. II, 230. — ⁵⁾ B. I, 106. f.

unfrigen gibt's wohl manche in der Welt: aber bessere, honettere, und bei denen und von denen man weniger geplagt und geschoren wird, gibt's gewiß nicht." (1780.)¹⁾ Auf Wieland's freundschaftliches Verhältniß zur Herzogin-Mutter Anna Amalia wurde schon früher hingewiesen. Mit warmer Liebe und Verehrung spricht er (1778) von dem Herzoge.²⁾ In späterer Zeit (1785) klagt der Dichter: „Mit welcher Ungebuld wir alle auf die Wiederkunft unseres Herzogs warten, kann sich der Hr. Bruder leicht vorstellen. Ich bin begierig zu sehen, wie ihm diese lange Abwesenheit zugeschlagen hat, und ob das, was er bei diesem Bagieren für seine eigene Person gewonnen hat, wenigstens für etwas an dem Schaden gelten kann, der seinem Lande durch eine so lange Abwesenheit, und durch so viel fortgehendes und nicht wiederkommendes baares Geld zuwächst. Der lange Aufenthalt an gewissen Höfen, und die Schweinsjagden dürften eben nicht von guter Vorbedeutung sein. Wir wollen aber auch über diesen Punkt so lange das Beste hoffen, bis uns der Hals völlig zugeschnürt wird. Bisher ist die Herzogin-Mutter unser einziger Trost gewesen. Ohne sie würde Weimar in weniger Zeit wieder so ein unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest sein, als irgend eins in deutschen und welschen Landen. Und doch ist auch das, was diese in ihrer Art einzige Frau uns geben kann, nur tropfenweise Herzstärkung. Doch wozu alle diese Jeremiaden? Was nun einmal nicht zu ändern ist, muß man ja wohl tragen lernen.“³⁾ Welche Stellung die Männer der Literatur dem Weimarer Publicum gegenüber einnahmen, geht aus folgenden Worten des Dichters hervor: „Im Grunde kannst Du Dir kaum vorstellen, wie verhaßt hier der Name eines schönen Geistes ist und was für ein verdammtes Galimathias von confusen Begriffen die Leute mit diesem Namen verbinden.“⁴⁾ Er

1) W. I, 277. — 2) W. II, 150. — 3) W. I, 435. f. — 4) W. I, 135

schildert Weimar als einen armseligen Ort, worin alles langsam gehe, weil's immer an allem fehle.¹⁾ Die Kleinlichkeit der dortigen Verhältnisse spiegelt sich unter anderem in der Schilderung, die Wieland einem Briefe vom 21. September 1779 einflischt: „Ohne Zweifel hast Du den Herzog und Göthe'n (der ut nosti nun Geheimerath heißt, wie er's denn vorhin schon allezeit war) in dieser Frankfurter Messe gesehen. Das Publicum ist dieser an sich selbst so simpeln und natürlichen Excursion halber unglaublich intriguiert: und das odium Vatinianum fast aller hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan hat, ist, seitdem er Geh. Rath ist, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt. Sed vana sine viribus ira.“²⁾ Den Hof scheint Karl August zu meinen, indem er (1780) die „Honneté seiner Umgebung rühmt.“³⁾ Dagegen äußert Anna Amalia die Besorgniß, durch die Weimarische Atmosphäre könnten die guten Einwirkungen der Schweizerreise auf den Herzog und Göthe wieder verdorben werden. (1780.)⁴⁾ —

Dem Dichter wurde es eben, sobald er den Burgfrieden seines schönen Familienlebens überschritt, nach allen Seiten unheimlich; er fühlte sich bald angefeindet, bald verlassen, und wenn er sich nach einem Freund und Helfer umsah, fand er eigentlich nur an dem Darmstädter Kritiker den Mann, auf den er sich stützen konnte. Er schrieb ihm 1777: „Uebrigens, bester M., kam all das Liebreiche und Herzliche, was mir Ihr letzter Brief sagte, gar zu gelegner Zeit. . . . Segne Sie Gott dafür, daß Sie mich lieb haben, und entschlossen sind, bei mir und mit mir auszuhalten, und daß Sie (wenigstens bei guter Laune) meine Nugas für aliquid halten. . . . Haben Sie ein gerechtes Mitleiden mit mir, und wenn Sie

¹⁾ B. I, 89. — ²⁾ B. I, 179. — ³⁾ B. I, 210. f. — ⁴⁾ B. I, 203. f.

mir wirklich gut sind, so helfen Sie mir ritterlich und wie ein treuer Waffenbruder durch alle Abenteuer die wir noch zu bestehen haben, bis uns endlich erlaubt werden mag, wie die beiden alten Ritter uns in unser Grab zurückzuziehen, und uns der Vergangenheit als eines Traums zu erinnern, der nun vorbei ist, und der Welt als einer Scene von Brettern, wo wir, unter gleichvielwerthem Klatschen und Zischen, bald dieß bald jenes, aber nie uns selbst vorgestellt haben, weil wir selbst, unter der Maske, die wir tragen mußten, ewig verkannt wurden, und von dem wir nur abgetreten sind, um bald dahin zu gehen, und negant redire quemquam, und wo das Tröstlichste was wir davon wissen ist, daß es dort nicht toller zugehen kann als hier.“¹⁾ 1778: „Es ist iht so mit mir, daß wenn ich Dich nicht hätte, nicht an Dir hienge und in dem Glauben, daß Du mich kennst und liebst, Trost und Aufmunterung fände, so würde ich mich in der literarischen Welt wenigstens so allein fühlen, als ob ich mitten in der großen arabischen Sandwüste stünde.“²⁾ In Bezug auf Merck's Urtheil über Wieland's literarische Bedeutung ist eine Stelle in dem Briefe Göthe's an Merck, den Wagner in den November des J. 1778 setzt, nicht ganz klar: „Wieland's Bube hat ihn verdauen machen, daß Du sagst, Shakespeare habe bisher nur Einen Uebersetzer gehabt, und daß Du Wieland den älteren nie Genie genannt hast.“³⁾ Nach der Art, wie Merck sich in einem Briefe an Nicolai vom 3. November 1777 über die Eschenburg'sche Uebersetzung ausgesprochen hatte,⁴⁾ kann er dieser den Vorzug vor der Wieland'schen nicht gegeben haben. —

Neben der literarischen Geschäftsfreundschaft entwickelte sich zwischen Wieland und Merck, obgleich sie nach einer flüchtig angeknüpften Bekanntschaft sich jahrelang gar nicht sahen,

¹⁾ B. II, 94. f. — ²⁾ B. II, 133. — ³⁾ B. II, 164. — ⁴⁾ B. III, 152.

nur auf dem Wege des Briefwechsels eine innige Herzensfreundschaft, die wir freilich nur um so unvollkommener zu beurtheilen vermögen, da die sämtlichen Briefe Merck's an Wieland bis auf einen einzigen verloren gegangen sind. Die größere Zärtlichkeit war jedenfalls — wenigstens vor der Zusammenkunft beider Männer im Spätjahre 1777 — auf Seiten Wieland's, dessen Liebesversicherungen, trotz aller in der Zeitrichtung liegenden Ueberschwänglichkeit, auf uns einen wohlthuenden Eindruck machen, da sich eine große Herzensgüte darin ausdrückt. So schreibt er: „Als ich Ihren letzten Brief gelesen hatte, fuhr ein wonnesames Gefühl von Liebe durch mein ganzes Wesen, und ich rief: Sollt' es jemals mit mir so weit kommen, daß ich nichts mehr lieben könnte, so werd' ich doch Göthe und Merck noch lieben! Und dieß Gefühl blieb den ganzen Tag in meiner Seele. Ich hoffe zu Gott, daß mein Herz nie enger werden wird, als es ist; aber wie ich Euch beide liebe, so lieb kann mir kein anderer mehr werden, dabei bleibt's.“¹⁾ Und Göthe an Merck: „Wieland hat Dich selig lieb, und ist ein ganz unendlich guter Mensch.“²⁾ Es macht Wielanden „allemal eine wonnige Ueberwallung des Herzens“, wenn er Merck's Hand auf einem Briefe oder Päckchen erblickt.³⁾ Der Dichter hat Augenblicke, worin ihm die Zärtlichkeit seines Tones nicht die rechte Sprache zwischen Männern zu sein scheint. In der That stimmt das unbedingte Wohlgefallen, das er Jenem ausdrückt, wenig zu einer männlichen Freundschaft.⁴⁾ Freilich fehlt es unter den Ausdrücken der Zärtlichkeit auch nicht ganz an Hieben.⁵⁾ Merck war jedenfalls in seiner Freundschaft männlicher, also auch kritischer. Er schrieb an Wieland: Freundschaft und Liebe halte er für zu heilig, um viel darüber zu reden; es sei ihm genug, wenn

¹⁾ B. I, 95. — ²⁾ B. I, 98. — ³⁾ B. II, 76. f. — ⁴⁾ B. II, 71. — ⁵⁾ B. II, 105.

man über Gefühl an Natur und Kunst sich öffentlich erklären müsse, seine Begriffe hierüber würden „immer impliciter“. Wieland erwiderte zwar, diese Worte seien wie aus seiner Seele geschrieben, alles dieß sei gerade sein casus auch; er fuhr aber in seinen überschwänglichen Versicherungen fort. Der Kritiker mochte daran zweifeln, daß dergleichen auch die Bewährung durch die That finden würden; denn Wieland schrieb weiter: „Die Zeit wird es lehren, daß mein Herz gegen Sie ist, wie meine Worte.“¹⁾ Wieland zweifelte einigermassen, daß seine Liebe von Merck vollkommen erwidert werde.²⁾ Die Zärtlichkeit des Dichters verband sich übrigens mit einer tiefen Achtung,³⁾ mit einer gewissen geistigen Abhängigkeit und Unterordnung: „Liebster M. — Sie vergessen mich ganz! Wüßten Sie, wie herzlich ich Sie liebe, wie glücklich mich alles macht was Sie schreiben, jedes Fünkchen Ihres Geistes, wie es mich wärmt und belebt, Sie würden gewiß nicht so Schach bahamisch mit mir zu Werke gehen.“⁴⁾

Nach langem Harren erlebte Wieland die Freude, den so innig geliebten Mann auf einige Tage von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Im December 1777 reiste dieser, um der Aufführung der von ihm gedichteten Oper Rosamunde beizuwohnen, nach Mannheim. Er kehrte, in Begleitung des Weimarer Kammermusikus Kranz, mit dem er später zerfiel,⁵⁾ unterwegs bei Göthe's Mutter oder, wie sie im Freundeskreise genannt wurde, Frau Aja ein und traf hier mit dem Kritiker zusammen. Sie verlebten vier herrliche Tage in der „wahren Casa santa“. Durch die von Kranz entworfene Schilderung dieses Conviviums werden wir tief in die Gemüthlichkeit und Zutraulichkeit jener wunderbaren Menschen versezt. Er schreibt einige Wochen nachher an Frau Aja: „Die Tage bei Ihnen

¹⁾ B. I, 101. — ²⁾ B. II, 82. I, 120. — ³⁾ B. II, 59. 83. —

⁴⁾ B. II, 76. — ⁵⁾ B. I, 175.

zugebracht zu haben, nenne ich ohne Anstand die glücklichsten meines ganzen Lebens. Wir mir an Ihrem runden Tische zu Muthe war, kann ich ohnmöglich beschreiben. . . . Nächst den lieben Eltern Göthe's, Wieland und Merck — welche Reinheit der Seelen! O wie lieb ist mir seitdem die Menschheit worden! Noch nie habe ich mich meines Daseins so sehr gefreut. Ich war so selig, daß ich ganz vergaß, wo und was ich war. Sie müssen es auch oft an mir wahrgenommen haben — wie könnte Ihnen so etwas entgangen sein! — ich saß da und lachte oft bis zur Unanständigkeit, so wie mich denn auch hinwiederum viele Gespräche sehr ernsthaft, nachdenkend und beinah zum Weinen gebracht haben. Meine Seele war in einer ganz wunderbaren Verfassung! mir war manchemals, als wenn ich den ganzen Himmel aufgeschlossen und alle seine unendlichen Herrlichkeiten vor mir liegen sähe; ich sahe einen Abstand von Ihnen allesammt gegen die übrigen Menschen. Meine Seele seufzte, nicht nachkommen zu können. Der Hr. Rath war immer stille, doch, wie ich glaube, innerlich vergnügt, nur daß es nicht zum Ausbruche kam, sagte aber doch einigemal: „O, das ist gut! O, das ist gar gut!“ Sie saßen mir gegenüber als die Großmächtigste. So viel Sie auch in dem Gespräch interessiert sein mochten, so entschlüpfte Ihnen doch nichts, was außerdem im Zimmer vorgieng. Unter währenden Reden einen tiefen Blick auf den Hrn. Rath und — immer wieder fortgesprochen. Ihre Servante mochte ein paarmal im Auftragen was vergessen haben. Schnups! — kriegte die einen Hieb und immer wieder fortgesprochen — ich saß dann immer wieder da und sog nur ein. Der Kriegsrath Merck ist doch ein göttlicher Mann! Alles was er sagt, ist so rein wie Gold. . . . Unser Abschied war mir so empfindlich, als merkwürdig. Der Hr. Rath gab uns seinen Segen mit wärmster und wahrer Liebe. An Ihnen bemerkte ich mir ganz etwas Unbekanntes. Sie gaben mir auf eine herzliche Art die Hand und drückten

die meinige freundschaftlich. Ihre natürliche Munter- und Lebhaftigkeit verließ Sie nicht, Sie lächelten und doch rollten Thränen über Ihre Wangen. Von Merck habe ich mich losgewunden, er umfaßte mich, drückte mich an seine Brust und küßte mich herzlich. Dieß fuhr mir durch alle Adern.“¹⁾ Wieland schrieb den 27. December von Mannheim aus an Merck: Nun brauch't's „zwischen uns keiner weiteren Worterklärungen, und wir wissen nun, was wir einander sind. Ade, mein Theurer! Könnten Sie doch wissen, wie glücklich mich's macht, daß mein Glaube an Sie in Schauen verwandelt worden ist.“ Die erste Aufführung der Rosamunde war auf den 11. Januar angelegt. Wahrscheinlich kam der Kritiker nach Mannheim. Auf der Rückreise lehrte Wieland bei Merck ein, dessen kürzlich geborener Sohn sein Pathe war. Er kam auch nochmals mit Frau Aja, sowie mit seinem Herzensfreunde, dem Kornhändler Bölling²⁾ zusammen. Am 24. Abends war er wieder zu Hause. Er schrieb zwei Tage nachher an Merck: „Lieber M., Ihr habt in den Grund meines Wesens geschaut und ich in's Eurige; wir wissen nun, an wen wir glauben und dabei bleibt's so Gott will! ewiglich. . . . Dank, herzlichen Dank, Br., für alle Liebe, die Ihr und Eure wackre liebe Frau mir in Eurem Hause erzeigt habt!!! Alles soll in einem feinen guten Herzen bewahrt bleiben. . . . Ich kann nichts schreiben. Mein Herz ist voll gegen Euch; alles was ich sagen könnte, ist so gar nichts gegen das was ich denke und fühle, und wozu hülfen auch Zeichen, nachdem wir die Sachen selbst haben?“³⁾ Am 15. Februar: Wir haben erkannt, „wie es mit uns ist, und daß wir nichts besseres thun mögen, als den Rest unsres Weges zusammen zu gehen, einander so nah zu bleiben, als wir können, und die uns auf-

¹⁾ W. III, 155--157. — ²⁾ Vgl. W. I, 127. II, 87. f. 154. 159. —

³⁾ W. I, 121. f. II, 107. f. 118. f. 116—118. 120—122. III, 155—157.

stoßenden Abenteuer redlich und ritterlich zusammen zu bestehen. . . . L. M., ich will nun nichts mehr davon sagen, wie ruhig und glücklich und froh mich's macht, daß ich Euch lieb worden bin. Nichts davon, was Ihr mir seid! Es ist alles zwischen uns gesagt! Also, nur gut Wind und Wetter, und mit allen Segeln drauf los!"¹⁾ Am 14. Mai schreibt Wieland seinem Freunde, er sei der einzige Mann in der Welt und werde es hoffentlich bleiben, den er genug ehre und liebe, um sich ihm ganz zu vertrauen und in naturalibus zu zeigen.²⁾ In einem Briefe vom 16. Juni fließt Wieland von Zärtlichkeit über: „Bruderherz, Dein Brief, den ich eben igt erhalte, nein, Du Bester, Du Einziger, edler guter Mann! ich kann's nicht zu Worte bringen, wie heilig er mir ist, wie ich Dich liebe, was für einen süßen Schauer er durch mein ganzes Wesen ausgegossen, was für neues Leben er mir gibt, wie lieb er mir die Menschheit macht, wie ich Dich an mein Herz drücke, mich inniglich freue, daß der Himmel Dich mir zum Gefährten, Waffenbruder und Herzensfreund für die andre bessere Hälfte meines Lebens aufgespart habe! Ich muß einhalten, mein Herz ist zu voll.“ u. s. w. „Alles ist nun, auf Leben und Tod, unter uns gesagt und ausgemacht — aber mehr als jemals sei es ein heiliges Geheimniß zwischen Dir und mir, was wir einander sind. Ich kenne niemand — den Freund Bölling allein ausgenommen — der mir gut genug wäre, daß ich ihm nur einen Blick in dieß Heiligthum erlaube.“³⁾

Den 21. November schrieb Merck aus Frankfurt an Wieland: Ich „habe nun so zwei Tage⁴⁾ in casa santa zugebracht, alles mit Frau Aja recapituliert und, was voriges Jahr in dieser Sube [sic!] uns allen begegnete. Gestern waren wieder alle die Mädchen, die Curetwegen vor'm Jahr so häufig

¹⁾ W. I, 128. — ²⁾ W. II, 188. f. — ³⁾ W. I, 126. f. — ⁴⁾ Sgl. W. II, 168.

sich hier im Hause einfanden, beisammen, und Madme Brentano spielte wieder den Sackel auf dem Clavier. Dabei gedachten wir abends bei dem herrlichen Wein Deiner, stuchten wieder auf Jacobi'n und seines Gleichen und mir flossen die Thränen herab, daß nun so alles das vorgieng, daß nun ein ganzes Jahr sei, daß wir uns nicht gesehen, und daß es uns wieder ein halbes Jahr werden würde, ehe sowas dergleichen geschehen könnte.“¹⁾

Wieland erwiderte am 9. December: „Dein letzter Brief, Herzensbr., mit dem, was Du mir von Deinem Gefühl an der Tafelrunde in Casa santa, und über die Briefe unserer Herzogin Amalia an Frau Aja [davon muß in einem anderen Briefe Merck's gestanden haben] schreibst, hat mein ganzes Herz bewegt. Ich kann Dir aber nichts darüber sagen, als daß mir ist, ich könne in Deine Seele hineinfühlen, und, daß ich die Wundenmale möchte küssen können, die Ursachen sind, daß einem Herzen, wie das Deinige, so wunderbar bei jeder nicht allzugewöhnlichen Aeußerung von Gutherzigkeit zu Muthz wird, ordentlich als ob Du ängstlich fürchtest, es möchte — nur eine Illusion sein! Guter, herrlicher Mensch! was mußt Du gelitten haben, um dahin zu kommen! Mit solcher Empfänglichkeit und Zartsinnigkeit für alles menschlich Gute und Reine, mit solcher natürlicher Geneigtheit, zu lieben und Dich hinzugeben! Ich darf nichts mehr davon sagen. Aber wenn ich Dir untreu werde, so habe ich vorher meine Frau vergiftet und meine sieben Kinder erwürgt. Darauf verlaß Dich!“²⁾

Es ist für die Beurtheilung Merck's eine wichtige Stelle. Auch wenn wir alle Einwirkungen des Mitgeföhles, der Freundschaft und der schwachen Gutmüthigkeit bei Wieland in Abrechnung bringen, wenn wir dem Enthusiasmus jener Zeit mit billigem Zweifel entgentreten, bleibt immer noch ein Kern der Wahrheit zurück, der in uns eine ganz andere Vorstellung von

¹⁾ B. II, 162. — ²⁾ B. I, 151.

Merck's innerstem Wesen erweckt, als wir durch die Aeußerungen Göthe's und Jacobi's in uns aufgenommen haben. Wieland's Urtheil stimmt im allgemeinen mit den Urtheilen der meisten übrigen zusammen, die sich über Merck, freilich fast nur in Briefen an ihn selbst, vernehmen lassen; um so schwieriger ist es, die Auffassungen Göthe's und Wieland's, Wieland's und Jacobi's zu einander in das rechte Verhältniß zu bringen. Wir werden später hierauf zurückkommen. —

Zu der tiefen Herzenspoesie jenes Briefes bildet nun das Verfahren Merck's in dem Streite zwischen Wieland und Nicolai einen starken Gegensatz.

Merck war schon, bevor er den Berliner Kritiker persönlich kennen lernte, dessen warmer Verehrer und schon im J. 1772 Mitarbeiter an dessen Allgemeiner Deutscher Bibliothek. Im folgenden Jahre sahen sich beide Männer in der Ostermesse zu Leipzig. „Die ersten wenigen Stunden, die ich mit Hrn. Merck zugebracht habe,“ schrieb Nicolai an Höpfner, „haben mir eine große Hochachtung gegen ihn eingeflößt. Ich wünschte sehr diesen wackeren Mann näher kennen zu lernen.“¹⁾ Im Sommer besuchte Merck auf seiner Reise nach Rußland Berlin, wo ihm der Aufenthalt durch Nicolai's Vorwort und Veranstaltung nützlich und angenehm gemacht wurde.²⁾ Auf der Rückreise fand er bei Nicolai und dessen Gattin eine freundschaftliche, gastliche Aufnahme.³⁾ Er wandte sich an Nicolai, als er auf eine Anstellung in Preußen ausgieng. (1774.)⁴⁾ Ueber dessen Sebalbus Nothanker sprach sich Merck, zum „empfindlichen Vergnügen“ des Verfassers, sehr beifällig aus. (1775. 76.)⁵⁾ In dem Kampfe um Werther's Leiden behauptete Merck, wie oben erzählt worden ist, zwischen den beiden Hauptgegnern eine un-

¹⁾ W. III, 55—57. 62—64. Vgl. Parthey's Schrift: Die Mitarbeiter an Nicolai's A. D. B. nach ihren Namen und Zeichen. Berlin 1842. — ²⁾ W. III, 64. f. Vgl. I, 52. ff. — ³⁾ W. III, 83. 93—95. 99. Vgl. 163. f. — ⁴⁾ W. III, 100. 102—105. — ⁵⁾ W. I, 73. f. III, 124. 145.

abhängige Stellung. Indem sich Nicolai bei ihm frei über Göthe ausspricht, stellt er dem Kritiker ein ehrenvolles Zeugniß aus: „Wenn Sie, m. bester Freund, nicht der brave, rechtschaffene Mann wären, der Sie sind, so wäre meine Offenherzigkeit unbescheiden. Aber ich rede zu Ihnen, wie ich zu mir selbst rede.“ (1775.)¹⁾ Damit halte man die Worte Merd's an Nicolai zusammen: „Glauben Sie mich unter der wenigen Zahl guter Menschen, die Sie von ganzem Herzen liebt und ehrt.“ (1774.)²⁾ Aus einem Schreiben Sophiens de la Roche ersah Nicolai, daß ihr Merd viel Gutes von ihm gesagt habe. (1775.)³⁾ Daß Nicolai später in seinem Vertrauen auf Merd wankte, beweist dessen Brief vom 3. November 1777, worin er ihm schreibt: „Ihr Brief hat mir Schmerz gemacht, denn er war von einer fremden Hand, und überdies sehr trübsinnig geschrieben, und weil ich einigermaßen dazu Gelegenheit gegeben hatte, thut mir's doppelt leid. Sie wissen doch aber vielleicht aus Erfahrung, wie man ein sehr rechtschaffener Mann sein, und eben seine Sachen nicht in der besten Ordnung halten könnte. Mein Gewissen sagt mir, daß ich noch nie essentiellement gegen Sie gefehlt habe. Alle, mit denen ich von Ihnen noch hin zu reden gekommen, und die sich unter Ihre Freunde rechnen, müssen mir bezeugen, daß ich mit Wärme gesagt habe, wovon mein Herz voll war. Ihre Liebe und Freundschaft, die Sie mir in Ihrem Hause und immer bisher erwiesen, bleibt ewiges Credit in meinem Buche, und Ihr Kopf und Charakter behagt mir im Uebrigen so wohl, — daß ich nicht begreife, wie Sie mich unter diejenigen setzen, die Sie verlassen haben. So sehr ich mit Göthe zusammenhänge, so hab' ich nie mein Urtheil über Sie ein einzig Mal geändert, so wie ich's von Göthe nie gegen Sie ändern werde.“⁴⁾

¹⁾ B. I, 81. — ²⁾ B. III, 108. — ³⁾ B. I, 77. — ⁴⁾ B. III 150. f.

Mercß schrieb (1779), er kenne beinahe keinen ehrlicheren Mann, als Nicolai.¹⁾ Die Freundschaft zwischen beiden scheint keine Störung erfahren zu haben. —

Wieland und Nicolai standen Jahre lang in freundlichen Beziehungen. 1770 schrieb jener an diesen: „Mit der Beurtheilung des Idriß würde ich sehr zufrieden sein, wenn ich gleich weniger gelobt wäre. Sie scheint einen von den Aristarchen zum Urheber zu haben, deren Tadel bessert, und deren Lob Ehre macht.“ (Diese Beurtheilung rührte, wie Nicolai versichert, größtentheils von ihm her.)²⁾ Zwei Monate später: „Die Achtung eines Mannes von Ihren Verdiensten kann mir nichts weniger als gleichgiltig sein, und Verschiedenheit der Meinungen, wird die meinige denen nie entziehen, welche gerechten Anspruch daran haben.“³⁾ 1771: „Ich bin seit geraumer Zeit mit dem Ton, der mich selbst unmittelbar betreffenden Recensionen in der Allg. Bibl. zufrieden genug. Freundlicher, oder wenigstens gefitteter Tadel, ist mir allezeit willkommen, so wie übertriebenes, unbestimmtes und unverständiges Lob allezeit ekelhaft.“⁴⁾ Im Frühlinge 1773 machte Nicolai in Weimar des Dichters Bekanntschaft. Dieser schrieb ihm unter dem 8. Juni: „Erlauben Sie diesen Brief meiner Freundin mit der Versicherung zu begleiten, daß die wenigen Tage, welche Sie ihren Freunden in Weimar, und meiner Aelste geschenkt, eine werthe Erinnerung und ein schmerzliches Bedauern von Ihnen getrennt leben zu müssen, in meinem Gemüthe zurückgelassen haben. Einen Geist, wie den Ihrigen kann man nicht näher kennen lernen, ohne sich seinen Umgang und seine Freundschaft zu wünschen.“⁵⁾ 18. Juni: „Darf ich noch eine Bitte hinzufügen, so ist es, mir den vortrefflichen Mann zu nennen, von welchem die Recension des goldnen Spiegels in Ihrer Bibliothek

¹⁾ B. II, 167. — ²⁾ A. D. B. XXXVII, 307. N. k. — ³⁾ A. D. B. XXXVII, 296. N. c. — ⁴⁾ A. D. B. XXXVII, 307. N. k. — ⁵⁾ A. D. B. XXXVII, 296. N. c.

herrührt. Biewohl ich glaube, daß es mir nicht unmöglich fallen sollte, den ehrlichen Danischmende und den guten Tifan, ja sogar mich selbst hie und da wider ihn zu vertheidigen; so ist mir doch der belehrende Tadel dieses Unbekannten so angenehm, daß ich recht sehnlich zu wissen wünsche, wem ich ihn zu danken habe.“¹⁾ Am 26. Juni schrieb Nicolai an Höpfner: „Fr. Wieland gewinnt sehr, wenn man ihn persönlich kennt.“²⁾

Wieland brach zuerst — ohne deutlich erkennbare Veranlassung — den Frieden mit Nicolai durch einen Ausfall im Märzhefte des Deutschen Mercur von 1775.³⁾ Hier sprach er sich nämlich zwar anerkennend über die Freuden Werther's u. s. w. aus, fügte aber die bitteren Worte hinzu: „Herr N** ist nie mein Freund gewesen; in seiner Bibliothek bin ich fast immer schief angeklagt, oft muthwillig mißhandelt, und nicht ein einzigmal (das ich wüßte) durchaus unparteiisch beurtheilt worden. Ich habe mich nie was darum bekümmert. Wer mich fähig glaubt, ihm oder irgend einem andern Journalisten zu hofieren, und seine Gunst oder Nachsicht zu erschmeicheln, der kennt weder meine Art zu denken, noch den Charakter meines Herzens; wiewohl es meine Schuld nicht ist, wenn man beides nicht kennen will. Aber ich bin der Richtigkeit der Grundsätze, nach welchen ich handle, zu gewiß, um mich jemals durch Privatbeleidigungen des Mannes hindern zu lassen, gegen den Schriftsteller gerecht zu sein; oder anders zu urtheilen, als ich denke, aus Furcht, dieser oder jener möchte mir schlechte Absichten schuld geben. Im übrigen ist es traurig genug, daß ein Autor, welcher andern, ohne Personarücksichten, Gerechtigkeit widerfahren läßt, eine so ungewöhnliche Erscheinung ist, daß Leute, die den Unterschied nicht wissen, sie für unnatürlich halten.“

Nicolai äußerte auch nachdem er diese Stelle gelesen hatte,

¹⁾ A. D. B. XXXVII, 307. N. k. — ²⁾ B. III, 64. — ³⁾ S. 282. ff.

in einem Briefe an Höpfner unter dem 13. April seinen Verdruß über die gegen Wieland gerichteten „impertinenten Stellen“ der Farce „Prometheus“. ¹⁾ Er schrieb dann unter dem 5. Mai an Wieland aus Leipzig: „So sehr angenehm es mir gewesen ist, daß mir Ew. H. im D. Mercur wegen der Freuden Werther's, haben Gerechtigkeit widerfahren lassen, so sehr hat mich die Anklage befremdet, welche Sie wider die Deutsche Bibliothek und mich hinzufügen. . . . Sie kennen den verehrungswürdigen Mann, der in der Deutschen Bibliothek Ihre wichtigsten Werke angezeigt hat, und Sie wissen, wie weit er entfernt ist, jemand hämisch oder muthwillig zu begegnen. Worin Sie Parteilichkeit zu finden vermeinen, weiß ich nicht. Von Ihrem und meinem Freunde * * *, vermuthete ich sie nicht, auch nicht von den andern Recensenten, deren Rechtchaffenheit ich kenne. Was mich selbst anbetrifft, so bin ich mir bewußt, daß ich, wenn ich Bücher anzeige, welches sehr selten geschieht, keine andere Absicht habe, als meine Meinung davon frei heraus zu sagen.“ U. s. w. „Ich halte noch dafür, daß Sie Sich bloß übereilt haben. Finden Sie dieses, wie ich hoffe, bei reiferer Ueberlegung selbst: so habe ich zu Ihrer Gerechtigkeit das Zutrauen, daß Sie im nächsten Stücke des D. M. Ihre Beschuldigungen auf eine Art zurücknehmen werden, die weder Sie, noch die Deutsche Bibliothek, noch mich compromittiret. Erklären Sie Sich aber im nächsten Stücke deshalb nicht, oder nicht genughuend: so bin ich genöthiget, im nächsten Stück der A. D. B. von Ihnen den Beweis Ihrer Beschuldigung zu fordern. Ich weiß, Sie können ihn nicht führen. Was wollten Sie z. B. sagen, wenn ich Ihnen auf die Beschuldigung, daß Sie niemals unparteiisch beurtheilt worden die großen Lobsprüche vorhielte, die Sie selbst, in Briefen an mich, den Verfassern der Recensionen Ihres Idris und goldenen Spiegels

¹⁾ B. III, 116.

ertheilten? Sollten Sie ihn aber führen wollen, diesen Beweis, so werde ich ihn ausführlich und auf's entschlossenste widerlegen." U. s. w. „Es steht nunmehr bei Ihnen, ob Sie diese Sache beilegen, oder vor den Augen des Publicum weiter ausführen wollen. Es geschehe, welches wolle, so wird dadurch in der großen Hochachtung gegen Ihre Talente nichts verändert werden, mit der ich stets verharre zc.“ Nicolai legte den eben erschienenen zweiten Theil des Sebalbus Nothanker bei.¹⁾ Wieland antwortete am 8. Mai: „Ich danke Ew. H. für den zweiten Theil des M. Sebald. Nothanker, und die seit einiger Zeit mir übersandten Stücke der A. D. B. Ich bitte mir deswegen eine kleine Note aus, was ich Ihnen deswegen zu bezahlen habe. Ira furor brevis est. Dieß dient E. H. für eine Apologie des seltsamen Briefes, womit Sie den guten Sebalbus an mich haben abgehen lassen. Mir fällt wenigstens nichts bessers zu Ihrer Entschuldigung ein: denn daß ich bisher zu gut von Ihnen gedacht haben sollte, mag und will ich noch nicht glauben. Ich sehe also alles was Sie mir aus Leipzig den 5. Mai geschrieben haben, an, als ob es in einem vorübergehenden Fieberanstoß geschrieben wäre, und damit mag es für dießmal gut sein. Was ich im Mercur Ihrenthalben und über die Recensenten meiner Schriften in Ihrer Bibl. gesagt habe, habe ich mit gutem Bedacht geschrieben, und werde es also nicht wieder zurücknehmen. Finden Sie nöthig, viel oder wenig darüber in Ihrer Bibliothek zu sagen, so sind Sie Patron. Sie können nicht glauben, wie tröstlich mir's ist, daß Sie den impertinentesten Fehdebrief, der je mit Gänsepulven geschrieben worden ist, mit der Clausula salutari enden, daß Sie dem ungeachtet, ich möchte nun wie ein ehrlicher Kerl zur einmal gesagten Wahrheit stehen, oder wie ein Schurke recantieren, meine Talente hochachten werden. Desto schlimmer für

¹⁾ A. D. B. XXXVII, 306—308.

Sie, mein Herr, wenn Sie nichts an mir hochzuachten finden, als meine Talente! N. S. Sie belieben von Documenten zu sprechen; ich habe auch Documente in Händen, und Documente über welche Sie Sich wundern sollten, wenn ich sie Ihnen jemals gedruckt vorlegen müßte.“¹⁾ Nicolai beantwortete diesen Brief am 16. Mai von Leipzig aus.²⁾ Er schrieb darin unter anderem: „Ich hätte mir zwar nicht vorgestellt, daß Sie das, was Sie über die Deutsche Bibliothek in Ihrem Mercur gesagt haben, mit gutem Bedacht hätten sagen wollen. Da Sie dieß aber selbst versichern: so werden Sie mir auch vermuthlich Dank wissen, wenn ich Sie öffentlich auffordere, Ihre Beschuldigung zu beweisen. . . . Da Sie mir . . . berichten, daß Sie Documente in Händen haben, und „Documente, über die ich mich wundern sollte, wenn Sie sie mir jemals gedruckt vorlegen müßten;“ so fordere ich Sie hiemit auf, so dringend als ich kann, kein einziges dieser Documente ungedruckt zu lassen.“³⁾ Wieland erwiederte diesen Brief nicht.⁴⁾

Nicolai wies den Dichter in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek⁵⁾ zurück. Er bezeichnete hier die von Wieland gegen ihn und seine Zeitschrift erhobene Anklage als ebenso unerwartet, wie ungerecht. „Wenn Hr. Wieland nicht etwan glaubt ihm sei erlaubt, wenn er nicht wohl verdauet oder wenn ihn eine gelehrte Klatscherei aus dem unbekanntem B** in üble Laune versetzt, alles zu sagen, was ihm beliebt, ohne daß er jemand Rechenschaft geben dürfe; wenn ihm, der so oft über erlittenes Unrecht geklagt hat, bewußt ist, wie wehe es thut, Unrecht leiden zu müssen: so rechtfertige er entweder selbst meinen Charakter, oder wenn er im Ernste glaubt, daß ich einer so schändlichen Aufführung gegen ihn schuldig sei, so lege er,

¹⁾ N. D. B. XXXVII, 308. f. — ²⁾ N. D. B. XXXVII, 309—312. — ³⁾ S. 310. f. — ⁴⁾ S. 315. — ⁵⁾ XXV, 628. ff. Vgl. B. III, 128.

ich fordere ihn hiemit auf, die Beweise davon öffentlich der Welt vor.“ „Was die Beurtheilungen seiner Schriften in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek betrifft, so muß er gleichfalls, alle einzelne Stellen, über die er sich beklagt anzeigen, alsdann kann man näher antworten.“ Schließlich beschuldigte Nicolai den Dichter der Parteilichkeit im Urtheile.¹⁾

Wieland erwiederte diese öffentliche Aufforderung mit keiner Silbe.²⁾

Die Allgemeine Deutsche Bibliothek erwähnt nun, trotz dem Kriegszustande, in den nächsten Jahren Wieland's Schriften mit vorwaltender Anerkennung und kaum feindselig. In Bezug auf „Götter Helden und Wieland“ sagt Nicolai 1775: „Die Art, wie Hr. Wieland sich in seinem Mercur, über dieses sehr plumpe Pasquill, (denn keinen andern Namen verdient es) erklärt hat, macht ihm wahre Ehre.“³⁾ Sodann bezeichnet er „Wieland und seine Abonnenten“ als „ein schändliches Pasquill, voll Unvernunft und voll der größten Persönlichkeiten“, und erklärt, „niederträchtige persönliche Beschimpfungen, besonders gegen einen Mann von Hrn. Wieland's unstreitigen Verdiensten“ seien bloßer Verachtung würdig.⁴⁾ Der Dichter bleibt aber in seiner wüthigen Stimmung: er empfiehlt (1776) seinem Freunde Merck die Beurtheilung einer philosophischen Schrift mit den Worten: „Dieß Buch ist unverdienter Weise vom Schurken Nicolai in der D. B. mißhandelt worden. Also fiat justitia!“⁵⁾ 1777 zeigt die Bibliothek Wieland's 1774 erschienenes Gedicht „Der verklagte Amor“ bald anerkennend, bald tadelnd, ohne sichtliche Feindseligkeit an.⁶⁾ Dagegen erschien 1778⁷⁾ eine scharfe, doch nur im Eingange beleidigende Kritik der 1774 veröffentlichten „Alceste“ von Wieland. Der Verfasser war

¹⁾ Vgl. B. I, 76. f. — ²⁾ A. D. B. XXXVII, 815. — ³⁾ A. D. B. XXVI, 206. — ⁴⁾ XXVI, 209. — ⁵⁾ B. II, 76. — ⁶⁾ XXX, 240. f. Eine solche finde ich auch nicht in der Anzeige XXXIII, 181. f. — ⁷⁾ XXXIII, 307.

Reichard; ¹⁾ Wieland scheint aber Nicolai und Franz dafür gehalten zu haben. ²⁾ In demselben Jahre führte Wieland gegen Nicolai einen literarischen Schlag aus, der diesen um so empfindlicher treffen mußte, als der Dichter, obgleich ihm hierbei zunächst persönliche Leidenschaft die Hand geführt zu haben scheint, sachlich im Rechte war. Nicolai beging nämlich durch die Anpreisung und Herausgabe eines leichteren Romanes an der sittlichen und gebildeten Welt ein Unrecht, das nach seinen Angriffen auf Werther's Leiden doppelt in's Gewicht fiel.

Nicolai kündigte als sein Verlagswerk eine Uebersetzung von Johann Bunkel's Leben nebst Kupferstichen von Daniel Chodowiecki mit den Worten an: „Dieses Buch ist ein Roman, wenn man will. Auffallende zuweilen sehr romantische Charaktere, Begebenheiten die im gemeinen Laufe der Welt selten vorkommen, ein durchscheinender Zweck des Ganzen, scheinen dieser Geschichte, unter den Werken der Einbildungskraft einen Platz zu geben. Sinegen hat diese Geschichte gar nicht den Zuschnitt eines förmlichen Romans, der eine einzige Haupthandlung nach einem künstlich ausgedachten Plane durchführen soll. Die Erzählung geht durchaus den ruhigen und natürlichen Gang, einer eignen Lebensbeschreibung, die ein fünfzigjähriger Mann schreibt, indem er auf sein wohlgelebtes Leben, mit gutem Gewissen, und völligem Bewußtsein unbescholten und nützlich gewesen zu sein, zurücksiehet.“ Auch berief sich Nicolai auf das im Monthly Review vom Juli 1766, erschienene Urtheil, worin es von Johann Bunkel unter anderem hieß: „Er ist vollkommen einzig für sich, und in seiner Art so original, als Shakespeare und Samuel Richardson, obgleich mit diesem Unterschiede, daß ihre Vortrefflichkeiten bloß aus angeborenem uncultiviertem Genie herühren, dahingegen Bunkel's erhabene Sonderbarkeit, die Frucht

¹⁾ Vgl. Parthey: Die Mitarbeiter an Fr. Nicolai's Allgemeiner Deutscher Bibliothek. — ²⁾ W. I, 175.

eines Genie's und einer Einbildungskraft zu sein scheint, die durch romantisches Wesen und durch religiösen Eifer, wie in einem Treibhause erhitzt und zum Sprossen getrieben worden. Bei aller seiner Seltsamkeit, zeigt er beständig den Charakter eines ehrlichen Mannes, voll Ernst, das Wohl seiner Nebenmenschen zu befördern, und im höchsten Grade eifern, für das was er für die Sache der Wahrheit hält. — Johann Bunkel ist der sonderbarste, der launigste, der angenehmst-seltsamste Schriftsteller, der je die Feder geführt hat. In seinem Leben ist mehr Verstand, mehr Gelehrsamkeit, auch mehr Unsinn und mehr Unterhaltung, als man je in einem Buche zusammenvereinigt glauben könnte. — Ich lese seine Werke immer mit Vergnügen, da es mir scheint, daß ihre Schönheiten bei weitem ihre Fehler übersteigen.“ U. s. w.¹⁾ Das Buch erschien im J. 1778.

Im Julihefte des Deutschen Mercur²⁾ beginnt Wieland es unbarmherzig zu zergliedern. Er sagt, aus einer „schönen Kette von Landstreicherei, Heirathen, naseweisen Religionsgesprächen, kahlen Predigtfragmenten und Schattengefechten mit dem Gespenste des Athanasius“ sei hier „das schalste, platteste, impertinenteste Buch“ zusammengeflocht, „das je aus dem Gehirn eines non-conformistischen, stoisch-christliche Moral schwagenden und Bacchanalia lebenden, mißgeschaffnen Drittelbing von Deisterey, Pietisterey und Epifurismus hervorgegangen!“ Die Albernheit der Erfindung und die mohammedanische Sinnlichkeit dieses Romanes geht — nach dem von Wieland gegebenen kurzen Auszuge — schon daraus hervor, daß Bunkel innerhalb eines Jahrzehentes achtmal heirathet und achtmal verwittwet. In dem Buche findet Wieland „nicht zwei neue

¹⁾ D. M. 1777, III, 94. ff. 1778, III, 76. Sgl. IV, 249. 1779, I, 158. f. 164. f. Anhang zu dem 25. bis 36. Bde. der A. D. S. 1780, 682—685. — ²⁾ S. 75. ff.

Bemerkungen von einiger Erheblichkeit! nicht einmal die Gabe, den Lieux-Communes, wovon das ganze Buch bis zum Ekel voll ist, nur einen Anstrich von Neuheit zu geben! Zehnmal wird uns das nämliche wässerichte, kühle, sophistische Gewäsch gegen gewisse ihm verhaßte Articul des christlichen Lehrbegriffs, bald in etwas veränderten Worten, bald durch andre Personen, aufgetischt — und so ein erklärter, heftiger, unermüdeter Gegner des Athanasischen Bekenntnisses Hr. Johann Bunkel, und alle die schönen dramatisch-polemischen Damen und Herren, die er auftreten läßt, sind, (denn offenbar ist das ganze Buch bloß darum geschrieben, seiner herzlichen Erbitterung gegen dieses Symbolum und gegen die englische Kirche Luft zu machen) so findet sich doch im ganzen Buche nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodogie, nicht ein einziger Grund für seinen christlichen Deismus, der nicht schon wer weiß wie oft von seines gleichen, und meistens weit besser, vorgebracht worden wäre.“

Im Augusthefte des Deutschen Mercur¹⁾ setzt Wieland die Zergliederung fort, so schwer es ihm ankommt, sich „dem Ekel, den dieses angenehmst-seltfamste aller Bücher aus allen Blättern duftet, noch einmal auszusetzen.“ Man könne, sagt Wieland, „die Johann-Bunkliade, als ein dreileibichtes Ungeheuer, unter dreierlei verschiednen Gestalten betrachten — als Roman; als theologisches Lehrbuch; und als Vorbild und Beispiel sittlicher und christlicher Vollkommenheit.“ Als Roman habe er sie schon beleuchtet. „Was sie von ihrer theologischen, dogmatico-polemischen Seite werth sei, ergibt sich schon aus den häufigen Anmerkungen und Zusätzen des Ungenannten, worin die erbärmlichen Fehlschlüsse, die verworrene Vorstellungsart und Inconsequenz, und die groben Irrthümer dieses langsamen Kopfs, der den Locke dreimal durchstudiert hat, um denken zu lernen, meisterlich, obwohl, wie leicht zu erachten, auch so säuberlich als es

¹⁾ S. 165. ff.

das Interesse des Hrn. Verlegers erforderte, gerüget werden. Diese Manier, ein elendes Buch durch die Anmerkungen und Zusätze paßlich zu machen, ist einer von den schlauesten Kniffen unseres Sofius.“ u. s. w. „Nun wollen wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, dem ehrwürdigen Joh. Bunkel, auch als Beispiel und Vorbild der Lehre die er predigt, etwas näher unter die Augen zu leuchten. Es ist nicht zu leugnen, bei aller seiner Bosheit gegen den Heil. Athanasius und die englische oder vielmehr gegen die allgemeine Kirche, hat der Mensch doch ziemlich reine orthodoxe Begriffe von dem was zum thätigen Christenthum gehört. . . . Johann Bunkel schwagt zwar immer — nicht wie ein Christ — denn die schwagen nicht — sondern als ob er einer wäre: lebt aber immer wie alle Zöllner und Sünder auch leben;“ er „ist, von vorn und hinten befehen, weder mehr noch weniger als ein selbstischer, Gott und der Welt unnützer, anti-trinitarischer Müßiggänger, Wollüstling und Libertiner — und hat die Unverschämtheit sein Leben zu schreiben! Es ist Unsinn, und mehr als Unsinn, es ist Aergerniß und unverschämte Verspottung aller gesunden Grundsätze, einen solchen Menschen zu einem Beispiel eines wohlgeführten Lebens aufzustellen!“

In den drei Heften des letzten Vierteljahres ¹⁾ macht Wieland seine Leser zu Zeugen, wie Johann Bunkel sich mit seinen schönen Mädchen und Weibern in der Selbstverleugnung und Ertödtung übt, die er als „eins der wesentlichsten Geschäfte des wahren Christen“ bezeichnet, und läßt uns dadurch manche Blicke in die Seichtigkeit, ja Kläglichkeit dieses Nachwerkes thun. Mit gerechter Entrüstung gibt er ²⁾ die von Bunkel erzählte Entführungsgeschichte wieder. „Nichts kann erbärmlicher sein als die Trugschlüsse, womit uns der Mensch bereden will, diese nach göttlichen und menschlichen Befehlen höchst unerlaubte und straf-

¹⁾ S. 55. ff. 158. ff. 248. ff. — ²⁾ S. 162. ff.

bare That für eine tugendhafte Handlung anzunehmen. — Wahrlich, es gibt keine Uebelthat, die sich, unter gewissen Umständen, nicht vermittelt der nämlichen Trugschlüsse rechtfertigen ließe. Stehlen, Ehebrechen, falsch Zeugniß geben, Kirchenraub, Giftmischerei, das Aergste, mit Einem Wort, ist, nach Bunkel's Art zu raisonnieren, erlaubt, sobald man sich einbilden kann, daß ein guter Zweck dadurch befördert, oder einem bösen Menschen sein Concept verrückt werden könne. . . . Bunkel — angeblicher Nachfolger Jesu, Apostel und Reformator — entführt (es sei nun aus welchem Beweggrund) zwei junge Mädchen ihrem rechtmäßigen Vormund, und bewerkstelliget eine so gesetzwidrige, schändliche That durch ein noch schändlicheres Mittel, nämlich durch ein ganzes Gewebe vorsätzlichen Betrugs, dessen Detail er uns noch dazu mit der lotterbübischen Freude eines Kerls ohne alles Gefühl und Ehre erzählt, der, mit seiner Schande prahlt, und sich was Großes darauf zu Gute thut, einen nichts Böses von ihm besorgenden alten Mann, durch die niederträchtigste Art von Betrügerei, durch verstellte Hochachtung und Ergebenheit, übertölpelt zu haben.“ Wieland ruft, nachdem er weiterhin eine elende Episode reproducirt hat, aus: ¹⁾ „Eine gar feine Historia — in ein Lesebuch für Handwerksbursche und Waschnymphen! O Bunkel! Bunkel! — Und o! was sollen wir von Dir sagen, preiswürdiger, hochverdienter Herausgeber und Verleger eines so angenehmst-seltzamsten, so erhaben-sonderbaren, so erbaulichst-lehrreichen Original-Werkes? — Und was von dir, treufleißiger Kadetje, der du durch eine so würdige Uebersetzung eines solchen operis der Welt schon in deiner zarten Jugend gezeigt hast, was sie von einem Ganskopf und drei Schreibfingern, wie den deinigen, dereinst noch zu erwarten hat!“ Im Decemberhefte theilt Wieland aus dem Buche eine zweite, niederträchtige Entführungsgeschichte ²⁾ mit.

¹⁾ S. 178. — ²⁾ S. 256. f.

Unter dem Eindrucke derselben beschließt er seine Recension mit den Worten: „Hier, liebe Leser, spüre ich, daß der Eitel, einem so elenden Menschen länger in dem, was er sein Leben und seine Meinungen nennt, zu folgen, unausstehlich zu werden anfängt. Allem Vermuthen nach ist's euch eben so. Im ganzen Ernst, es ist so arg, daß ich, um zu begreifen, wie ein Mensch in diesem Grade verwirrt denken, verkehrt handeln und elend schreiben könne, keinen andern Weg sehe, als vorauszusetzen, daß es in seinem Kopfe nicht richtig gewesen. Wäre seine Narrheit noch von der belustigenden Art, und hätte man uns den Narren für das, was er ist, gegeben — so mücht' es noch hingehen; aber das Buch eines miserablen Menschen, der in einer Art von Verrückung schreibt, und an dem menschlich und christlich gehandelt worden wäre, wenn man ihn in einem Spital versorgt hätte — so ein Buch für die Blüthe und Quintessenz eines Geistes, der mit Shakespeare, Richardson und Sterne in Reih'n geht, auszugeben — in der That, das hieß das berühmte Phlegma der deutschen Nation auf eine Probe setzen, der sogar das lappländische hätte unterliegen müssen.“

Welchen Eindruck machte nun diese Beurtheilung auf Nicolai? Er blieb anscheinend ganz ruhig. „Was Wieland's Angriff betrifft“, schrieb er den 22. December 1778 an Höpfer, „so hat er mich nicht im geringsten gerührt. Seine Parteilichkeit und Unvernunft springen allzu deutlich in die Augen. Indessen fürchte ich mich auch für seine lächerlich trogige Miene gar nicht. Ich habe ein gutes Gewissen und kann ihm dreist in die Augen sehen. Ich habe mit Meister Wieland ein paar Worte gesprochen, auf die er schwerlich ein paar geschonte Worte wird entgegenen können. Sie müssen nun schon abgedruckt sein.“ Nicolai beruft sich, zu unserem Erstaunen, auf die von Herder, Moses Mendelssohn und Lessing über das Buch ausgesprochenen beifälligen Urtheile. „Der Bestere“, sagt er, „wollte ihn vor 6 Jahren, als er ihn durch mich kennen lernte, über-

setzen. . . . Wenn Bunkel nichts taugt, so mag er fallen. Aber weder W. noch sonst jemand soll ungestraft meinen ehrlichen Namen angreifen.“¹⁾

Nicolai ließ in dem Anhang zum 25. bis 36. Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (1780)²⁾ eine von Krant³⁾ verfaßte Recension des Bunkel und einige Seiten hinter ihr, unter dem Titel „Nachricht“ denselben Aufsatz gegen Wieland erscheinen, den er zu Anfange des J. 1779 als besondere Brochüre veröffentlicht hatte.⁴⁾ Die erstgenannte Recension läßt sich auf eine sittliche Beurtheilung des eigentlichen Romanes, der in Bunkel's Leben geschilderten Vorgänge, Handlungen und Charaktere gar nicht ein, sondern beleuchtet nur, und zwar aus einem rechtgläubigeren Standpunkte, als ihn der Herausgeber einnahm, die in dem Buche vertretene theologische Richtung. Es ist auffallend genug, daß der Recensent, allem Anscheine nach ein Mann von feinem religiösen Gefühle, keinen Ausdruck des Widerwillens gegen die sittliche Hohlheit des Romanes fand, ja das Buch gewissermaßen den angehenden Theologen empfehlen konnte. Er sagt: „Für einen Roman ist es zu leer an interessanten Begebenheiten, oft ohne Wahrscheinlichkeit, ohne vielrührende Situationen, ohne viel ausgezeichnete Charaktere, ja auch ohne Mannichfaltigkeit und Abwechslung derselben; noch seltener findet man darin die jedem Charakter eigenthümliche und angemessene Sprache, die so anziehend für das Herz ist, und den Leser so innig vertraut mit den redenden Personen, und so herzlich ihnen zugethan macht. Der Autor spricht selbst durch seine Personen Einen Ton, Eine Sprache, die immer hauptsächlich seinen Charakter ausdrückt, immer nur auf seine Hauptmaterie hinzielt, oder mit ihr beschäftigt ist: worüber er denn auch sehr oft Begebenheit, Situation, und den Charakter

¹⁾ W. III, 161. — ²⁾ S. 678. ff. — ³⁾ Vgl. Parthey a. a. D. —

⁴⁾ Vgl. D. M. 1779, I, 154. f.

der handelnden Personen vergißt, und ganz natürlich, einförmig, und wiederholend wird. . . . Es ist aber auch wohl des Verf. eigentliche Absicht nicht gewesen, der Welt einen Roman zu geben. Vielmehr scheint er von der Fülle seiner Phantasie, und von dem warmen Eifer für das, was ihm die reine Lehre des Christenthums zu sein dünkte, hingerissen, diese Einkleidung gewählt zu haben, um sowohl dem Unglauben, als auch vermeinten Irrlehren der christlichen Kirche, besonders in England, mit desto mehrerem Erfolg entgegen zu gehen, und sein besseres Religionsystem aller Art von Lesern darzustellen und andringlich zu machen. Man findet daher, was man in diesem Buche nicht suchen sollte, manche schöne Betrachtungen und Gebete, manche Gespräche über Gott und seine verehrungswürdige Güte gegen uns; über den großen Werth der Religion; über die rechte Beschaffenheit der thätigen Ausübung derselben, u. s. w. wider alle Erwartung herbeigeführt und eingestreut; die von einem warmen Herzen für Tugend und Religion, von einem gesunden Nachdenken über dieselbe, und von einer eifrig für sie eingenommenen Phantasie zeugen. Zwar muß ich nach meiner Einsicht und Empfindung gestehen, daß es manchem Gedanken an Reife und Bestimmung fehlt, und überhaupt der feurige Geist des Verfassers sie nicht immer so correct und geläutert dargestellt hat, als es eine kalte und gesetzte Vernunft erfordern möchte; indessen werden sie doch von vielen, die ihre Religion lieben, wegen vieler vortrefflichen Gesinnungen, die im ganzen Buche herrschen, nicht ohne Nutzen und Erbauung gelesen werden; wenn man anders in einem vermeinten Roman Erbauung zu suchen geneigt ist. . . . Dergleichen Stellen gibt es viele, die durch richtige Empfindung, wahre christliche Gesinnungen und Beredsamkeit des Herzens empfehlungswerth sind: auch ist im vierten Theil S. 155. folg. eine ziemlich vollständige Vertheidigung des Christenthums enthalten, worin der V. seinen ungläubigen Freund bekehret; welche in vielen Stücken wohl

wertb ist, gelesen und geprüft zu werden. Die herrschende Absicht des V. mit diesem Buche gehet aber wohl dahin, die Vorstellungsart der Unitarier von dem Sohne Gottes zu vertheidigen, aus der Vernunft und Schrift darzuthun und laut zu predigen, und als die einzig wahre und glaubwürdige Lehre des Christenthums, im Gegensatz der trinitarischen Lehrform, vorstellig zu machen. . . . Bunkel argumentiert nun vieles daher; er und seine Frauen, und seine Philosophen und seine Nonnen, und wie sie sonst noch heißen. Gleich den Schriftgelehrten nehmen sie altes und neues aus ihrem Schatz hervor: triftige und untriftige Argumente, bestimmte und unbestimmte Behauptungen, wahre und falsche Auslegungen und Anwendungen der Schrift laufen durch einander, so wie man sie von einem warmen Kopf und einer noch wärmern Phantasie, und von einem Manne erwarten kann, der mit Genie und guten Kenntnissen mancherlei Art ausgerüstet, alles was er hat, aufbietet und in den Streit führt, um den Sieg, wofür sein Eifer brennt, zu erringen. Dieser Eifer treibt ihn, in dem Hause seines Vaters ein Märtyrer seines Glaubens zu werden; und zuweilen blickt er so heiß und glühend durch, daß man nicht mit Unrecht besorgen muß, er werde wieder Märtyrer machen, sobald er den Sieg erfochten haben sollte. Sein deutscher Uebersetzer hat deswegen ein gutes Werk gethan, sich ihm, wo ihn der Eifer zu weit geführt hat, entgegen zu stellen. In dieser Absicht hat er dem Buche beträchtliche Zusätze beigefügt, worin er die von Bunkel abgehandelte Materien auf seine und gewiß viel bessere Art untersucht, und mit philosophischem Geiste, mit kalter und richtige Bestimmung suchender Vernunft, und in einer gefegten und lörrnichten Sprache, mehr wahres und zweckmäßiges darüber sagt, als Bunkel und seine aufgeführte Glaubensgenossen, in weitläufigen Reden und Betrachtungen unter vielen Wiederholungen gesagt haben. Diese Zusätze des Uebersetzers geben dem Werke mehr Werth und Brauchbarkeit, und können besonders

angehende Theologen zum eigenen Nachdenken über theologische Vorstellungsarten, und zu vernünftiger Prüfung und Abwägung verschiedener darüber herrschender Lehrmeinungen veranlassen und anführen: und gewiß würde der kein übler Theologe werden, der in der Schule des Uebersetzers über sein Fach kaltblütig und deutlich zu denken gewöhnt würde. Desto mehr muß man erstaunen, daß irgendwo, diesem Buche verschiedene gottlose, gotteslästerliche, und der christlichen Religion offenbar widerstreitende Sätze angeschuldigt und Bewegungen gemacht worden, daß es im heil. röm. Reich nicht gelesen werden solle. Ich denke, Bunkel ist bei allen seinen abweichenden Meinungen ein guter und ehrlicher Christ.“ —

Die „Nachricht“ des Herausgebers vertheidigt das von Wieland heruntergemachte Buch nur im allgemeinen und ist nicht im Stande, die von jenem gegebene unbarmherzige Zergliederung und unser darauf gegründetes Urtheil zu entkräften. Wieland behält in der Sache Recht, wenn er auch offenbar mit Leidenschaftlichkeit und Gehässigkeit verfährt und den Verleger schwer beleidigt, als Sittenrichter manchmal einen komischen Eindruck macht und wohl auch bei dem Hervorziehen des fremden Splitters den Balken im eigenen Auge übersieht. Es gilt dem Angegriffenen hauptsächlich darum seine Ehre zu vertheidigen, und er thut dieß auf eine kräftige Weise, indem er die Triebfedern zum Auftreten seines Gegners verdächtigt und die Blößen im literarischen Geschäftsleben desselben aufdeckt. Den stärksten Ausfall macht er in folgenden Worten: „Welche Stunde kann einem Manne, der Literatur herzlich liebt, und diejenigen, welche sie befördern, aufrichtig hochschätzen möchte, unangenehmer sein, als die Stunde, in der er sieht, daß ein Gelehrter, mit den seltensten Talenten begabt, die ihm die Zuneigung und die Ehrfurcht seiner Zeitgenossen erwerben könnten, vergift, wer er ist, vergift, was seiner würdig ist, herabstinkt, um stinkender Eitelkeit, um kindischer Rachgier zu frohnen, zu den Künsten

der niedrigsten Scribbler. Mußte ihm die Stunde nicht äußerst unangenehm sein, wenn noch die bittere Unannehmlichkeit hinzukommt, daß er zu seiner eignen Vertheidigung, und um seinen ehrlichen Namen zu retten, sich in die Nothwendigkeit gesetzt sieht, einem der größten Schriftsteller öffentlich zu sagen, welcher ein verächtlicher Mensch er ist, damit das Publicum dessen hämischen und unbewiesenen Beschuldigungen, nicht auf's Wort trauen möge.“¹⁾

In dem „abgenöthigten Nachtrag zur Johann-Bunckliade“, den Wieland in das Februarheft des Deutschen Mercur von 1779²⁾ einrückte, unterfieng er sich, seinem Gegner „schaamlose Frechheit“ vorzuwerfen, „die ihn, gleich dem Zeichen Rain's, auf eine so auffallende Art auszeichne“.³⁾ Die von Nicolai verlangten Nachweisungen über sein angebliches Unrecht gegen Wieland, sowie den angedrohten Abdruck von Documenten, die jenen compromittieren sollten, blieb der Dichter schuldig.

Nicolai antwortete in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek 1779⁴⁾ mit einer „Nachricht“, worin er einen Theil seines mit Wieland geführten Briefwechsels veröffentlichte und dadurch seines Feindes Charakterschwächen bloßstellte. „Herr Wieland“, heißt es gegen Ende dieses Aufsatzes, „hat den Ton selbst angegeben, in dem ich, mit großem Widerwillen, gezwungen bin ihm zu antworten. So wenig der gesetzteste Mann, einem sich vor Zorn nicht kennenden Menschen, der ihn auf öffentlicher Straße mit Scheltworten und mit Thätlichkeiten angreift, bloß mit Entschuldigungen und Vorstellungen begegnen kann, sondern sich, wenn er nicht in den Noth getreten sein will, seiner Haut wehren muß; ebenso wenig war es für mich zu vermeiden, daß ich Hrn. Wieland, der, in diesem Streite, alles aus den Augen setzt, was einem Gelehrten geziemet, in einem Ton habe anreden müssen, der auf den Ton, mit dem er auf

¹⁾ S. 668. — ²⁾ S. 154. ff. — ³⁾ S. 169. — ⁴⁾ XXXVII, 295. ff.

mich zuzufuhr, gehört, aber nicht ihm ähnlich ist. Er hat sich Unwahrheiten, hämische Verunglimpfungen, die ungezogensten Scheltworte, erlaubt. Ich hoffe nichts gesagt zu haben, als was ich nothwendig sagen mußte. Mein härtester Ausdruck wird zugleich eine traurige Wahrheit sein.“

Die Vertheidigung Nicolai's gegen Wieland gefiel Höpfer'n. Göthe nahm in diesem Streite Wieland's Partei.¹⁾

Als Merck im Juni und Juli 1779 bei der Herzogin Amalia in Ettersburg²⁾ zu Besuche war, hieb er, wie er den 1. August an Nicolai berichtete,³⁾ an einer Tafel von zwanzig Personen, worunter sich auch Göthe und der gegen Nicolai eingenommene Herzog befanden, seinen Freund Wieland wegen „unerträglicher Dummheiten“, die er über Nicolai sagte, eine Stunde lang in die Pfanne, so daß ihn jedermann der Grausamkeit beschuldigte. Die Stelle macht einen peinlichen Eindruck, namentlich weil sie an Nicolai selbst geschrieben ist. Merck verletzte hierdurch alles Zartgefühl gegen einen treuen und liebevollen Freund. Sein Benehmen an der herzoglichen Tafel mag auf scharfe Gerechtigkeitsliebe und auf jene Verstandeshärte zurückzuführen sein, die auch aus seinem Verhältnisse zu Herder durchscheint. Möglicherweise war ihm aber auch an Nicolai mehr, als an Wieland gelegen, und es konnten hierbei etwa größere Achtung vor jenem und literarische oder praktische Rücksichten sich durchkreuzen. Einen merkwürdigen Contrast zu den Aeußerungen Merck's bildet ein unter demselben oder dem folgenden⁴⁾ Tage an ihn gerichteter Brief des Dichters, worin es heißt: „L. B.! Hoffentlich haben die guten Dinger im Himmel (mit den Troquoisen zu reden) Dich wieder gesund und wohlbehalten zu Deinen diis Penatibus zurückgebracht. Mir kann hier nichts Deine Abwesenheit ersetzen; indessen tröste ich mich, nach meiner

¹⁾ B. III, 162. — ²⁾ Vgl. B. I, 174. — ³⁾ B. III, 163. —

⁴⁾ B. I, 169.

Art, so gut ich kann, mit den Erinnerungen der besten Stunden, die ich mit Dir zugebracht habe, und mit der inneren Ueberzeugung, daß unsere Seelengemeinschaft und Vereinigung nichts scheiden wird, als der Tod, der ultima linea rerum est.“ Wieland scheint alles vergessen zu haben, was an jener Tafel vorgegangen ist; vielleicht wird aber seine Versöhnlichkeit diesmal durch eine Klugheitsrücksicht unterstützt. Er steckt nämlich in einer Geldklemme und hofft, durch Merck's Vermittlung von der russischen Kaiserin tausend Rubel zu erhalten. Er schließt mit den Worten: „So Gott will, bringt mir die heutige Abendpost ein Brieflein von Dir, wornach mich stark verlangt. Will also ißt abrechen und das Evenement in Geduld abwarten.“¹⁾ Aber noch auffallender ist der Umstand, daß Merck am 29. Juli ein „Brieflein“ an Wieland schrieb, das durchaus freundschaftlicher Art gewesen sein muß. Denn Wieland schließt den Brief, worin er ihm am 19. August den Empfang desselben meldet, mit den herzlichen Worten: „Gedenke meiner im besten, und vergiß nie, daß Du, im engsten Verstand, der einzige Mann auf Gottes Erdboden bist, dem ich das Innerste meines Kopfs, Herzens und ganzen Wesens sehen lassen kann, darf und mag.“ Auch bringt Wieland sein Anliegen wegen der russischen Kaiserin wieder vor.²⁾

In demselben Jahre trat zwischen beiden eine ernstliche Verstimmung ein. Merck schrieb in einem verloren gegangenen Briefe an Wieland: sie schienen beide einander fremd zu werden; er wolle nicht haben, daß es auch mit [von] ihnen beiden heiße, sie hätten einander satt; er hasse dergleichen wie den größten Schandfleck in eines Menschen Charakter. Wieland ist (20. November) wie aus den Wolken gefallen, gegen den Freund sich gar keiner Schuld bewußt; er gibt über die Aeußerungen desselben sein Mißfallen zu erkennen und hält sie „für kein gutes Omen“.

¹⁾ B. I, 168—170. — ²⁾ B. I, 173—175.

Was er schreibt, ist männlich und dabei gutherzig. Merck soll ihm die Hand geben, und es soll unter ihnen bei'm Alten bleiben.¹⁾ Die Kluft zwischen beiden Charakteren war bald wieder ausgefüllt oder verdeckt. Merck schrieb einen großen Brief, den Wieland (6. December) als einen Ausdruck der guten Laune und als sichtbares Zeichen und Symbolum unsichtbarer Liebe sehr willkommen hieß.²⁾ Doch bat Wieland (17. Januar 1780) seinen Freund, ihm bei jeder Gelegenheit, da er doch seine „allzugroße Bonhommie“ einmal kenne, alles zum besten zu deuten, wie Er gewiß auch thue und immer thun werde, so lange es menschenmöglich sei.³⁾ Das frühere Verhältniß ist noch nicht ganz wiederhergestellt; Wieland schreibt den 13. März: „Mich verlangt sehr, auch einmal wieder was Liebs und Guts von Dir zu hören. Ich wollte zu Gott, daß wir wieder in den alten Ton kommen könnten. Unter'm Brustlag fehlt mir's nicht, das weiß der Himmel. — Es war ein hübscher Traum, da wir im December 77 und Jenner 78 beisammen waren! Wenn solche Illusionen dauern könnten, mich dünkt, da ließe sich die Realität mit gewissem Profit darum geben. Ade, l. M.! Bisich guet! wie Lavater sagt. Ich bin Dein alter W.“⁴⁾ Ueber die Anerkennung des Oberon, die Merck in einem Briefe an ihn aussprach, bezeugte Wieland seine lebhafteste Freude.⁵⁾ In einem folgenden Briefe erklärte Merck, daß er an Wieland's Briefen einen Schatz habe. Dieß begreife er nicht, antwortete Wieland; aber daß zuweilen Merck's Briefe, und namentlich sein letzter, köstlicher seien, als Gold und fein Gold, müsse wahr sein.⁶⁾ Zwar hören wir in einem Briefe Wieland's vom 8. Januar 1781 nicht mehr die Sprache der unbedingten, vertrauensvollen Hingebung; vielmehr scheint Merck zu sehr die abstoßenden Seiten seiner Natur gegen den

¹⁾ B. I, 191. f. Bgl. 196. — ²⁾ B. I, 196. — ³⁾ B. I, 210. —

⁴⁾ B. I, 217. f. — ⁵⁾ B. I, 284. f. — ⁶⁾ B. I, 254. f.

Dichter hervorgekehrt und ihn mehr und mehr mit kritischen Augen betrachtet zu haben.¹⁾ Aber Merck's treuherzige honnete Versicherung, im Nothfalle beim Deutschen Mercur auch als bloßer Freiwilliger zu dienen, gereichte seinem Freunde zu großem Troste. (8. Juni.)²⁾ Bald nachher schrieb Merck an Karl August: von Wieland sei ihm jedes Blatt lieb und heilig, und er habe noch alles von ihm beisammen. 106 Briefe Wieland's, die Wagner aus dem Nachlasse des Kritikers veröffentlicht hat, geben davon Zeugniß.³⁾ Wieland's Briefe enthalten fortwährend Ausdrücke zärtlicher Liebe, die wohl durch die Unentbehrlichkeit der Bundesgenossenschaft einigermaßen gesteigert wird.⁴⁾ Dem von Leiden heimgejuchten Freunde schreibt er am 11. Februar 1782 einen herzlich theilnehmenden Brief.⁵⁾ Den 5. August richtet er an ihn ein sehr ehrendes Wort: „L. Br.! Du hältst immer mehr, als Du versprichst, und bist immer besser, als Du scheinen willst, und dieser einzige Zug Deines Charakters würde genug für mich sein, Dich von Grund meiner Seele lieb zu haben, wenn Du auch nicht so viel andres vor dem namenlosen Haufen der Alltagsmenschen voraus hättest.“⁶⁾

Im Spätjahre sah der Dichter wahrscheinlich seinen Freund bei sich.⁷⁾ Das Verhältniß zwischen beiden scheint sich dann wieder einigermaßen getrübt zu haben.⁸⁾ Im September 1783 starb Merck's sechsjähriger Sohn Karl Anton, Wieland's Pathe.⁹⁾ Der Brief, worin der unglückliche Vater seinen Freund hiervon benachrichtigte, hatte einen Ton, der diesem das Herz zusammenschürte. In seiner düsteren Stimmung ließ Merck, durch das lange Stillschweigen Wieland's mißtrauisch gemacht, und im Bewußtsein des eigenen¹⁰⁾ die Worte fallen, daß zwischen ihnen eine Veränderung der Gefinnungen eingetreten sei. Wieland

¹⁾ B. I, 282. — ²⁾ B. I, 291. — ³⁾ B. III, 181. — ⁴⁾ B. I, 302. f. 307. II, 194. 197. — ⁵⁾ B. II, 197. f. — ⁶⁾ B. I, 339. — ⁷⁾ B. II, 260. — ⁸⁾ B. II, 226. — ⁹⁾ B. I, 151. 401. II, 122. — ¹⁰⁾ Bgl. B. I, 408. f.

erklärte, diese Worte hätten für ihn eine ebenso anschauliche Absurdität, wie hölzernes Wasser oder falsche Wahrheit, u. s. w.¹⁾ Wieland's Briefe wurden feltener.²⁾ In einem Briefe vom 17. December 1786, — dem letzten von ihm an Merck geschriebenen, den wir besitzen, findet es der Dichter wieder nothwendig, sein langes Schweigen zu entschuldigen. Der Schluß ist herzlich, aber lange nicht in dem Grade, den wir aus den früheren Briefen gewohnt sind.³⁾ Das Verhältniß hat später offenbar an Wärme und Innigkeit verloren.

Dem Briefe, den Merck in seinem Todesjahre von Paris an seine Gattin schrieb, legte er einen an Wieland bei, um demselben eine Antwort zu entlocken.⁴⁾

VI.

Merk als Kritiker der deutschen Nationalliteratur.

Wenn wir einen Gesamtblick auf Merck's Leben und auf seine reichen Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen werfen und uns der über ihn ausgesprochenen sehr günstigen Urtheile erinnern, können wir an seiner vorzüglichen Begabung und seinem weitreichenden Einflusse in Bezug auf die Kritik national-literarischer Werke nicht zweifeln. Aber diese Kräfte, diese Wirksamkeit äußerte er jedenfalls weit mehr in der persönlichen Unterhaltung und in seinen Briefen, als in eigentlich schriftstellerischen Leistungen, die uns, wie sie vor uns liegen, nur einen Schatten seines Geistes zeigen können, die man wohl

¹⁾ B. I, 400. f. — ²⁾ B. I, 441. II, 231. 260. f. — ³⁾ B. I, 494. — ⁴⁾ B. III, 305.

schon bei ihrem Hervortreten mit seiner Person und mit seinen mündlichen Aussprüchen zusammendenken mußte, um ihren vollen Eindruck zu erfahren, und die in Verbindung mit ihrer Zeit gewiß eine höhere Bedeutung hatten, als wenn sich ein heutiger Leser in sie versenkt. In unserer Literatur nimmt Merck hauptsächlich die Stellung ein: daß er nach so vielen Seiten anregte und angeregt wurde. Wie er im Gebiete der Poesie und Prosa niemals auf ernste und gründliche Leistungen ausgieng, sondern fast nur dilettantisch seine Kraft bald hier, bald dort versuchte, wie er, um die Klärung und Befreiung seines Geistes durch eigentliche Werke unbekümmert, eigentlich nur danach strebte, sich selbst zu bilden und mit allem Wissenswerthen bekannt zu machen, so wirkte er auch nach außen auf eine große Menge von Personen bildend ein und glaubte wohl, hiermit, neben rühmlichen Bestrebungen für das materielle Wohl anderer Menschen und neben der Sorge für seine und der Seinen bürgerliche Existenz, dem Zwecke seines Lebens zu genügen. Er kam aber auf diesem Wege aus der inneren Unruhe um so weniger heraus, als ihm zugleich ein erfreulicher und seines Geistes würdiger Beruf im Staate versagt blieb. Es war eine schwere Schuld, daß er seiner schriftstellerischen Pflichten vergaß, und es ist dafür als Strafe anzusehen, daß er durch seine Schriften in der Nation nicht fortlebt.

Dennoch verlohnt es sich der Mühe, seine in Journalen und Briefen verstreuten Urtheile über das Geistesleben seiner Zeit im allgemeinen und über einzelne Erzeugnisse derselben, über manche Werke der Vorzeit und des Auslandes, seine gelegentlich ausgesprochenen Grundsätze und namentlich auch seine novellistischen Versuche und seine Beiträge zur praktischen Philosophie kennen zu lernen.

Beginnen wir mit seinen Urtheilen über das deutsche Geistesleben seiner Zeit.

Merck's „Zuschrift an den Herausgeber des Deut-

schen Mercurus“ (1779)¹⁾ gibt eine vielseitige, feine Auffassung des damaligen Zeitgeistes und der damaligen deutschen Literaturverhältnisse zu erkennen. Dieser Aufsatz fand in Weimar außerordentlichen Beifall; Wieland bezeichnete ihn als „guldene Aepfel auf einer silbernen Schaal“. „Es scheint sich“, heißt es dort, „ein cynischer Bousens des Ganzen bemächtigt zu haben, der alles Verhältniß von Groß und Klein zerstört, im Empyräo des allein Nützlichen wandelt, über alle Theorien spöttelt, nichts glauben will, was er nicht mit Händen greifen kann, und alles Edle als unnütze angriinst. Der Strom der Wissenschaften scheint nicht mehr in einem sichtbaren, tiefen und sichern Bette fortzufließen — man hat ihn gedämmt, und durch encyclopädische Bemühung in tausend Kanäle und Rinnen abgeleitet, so daß jeder seinen Antheil an der Gemeinheit hat, — allein dafür ist er bis auf den Namen im Sande versiecht, und für's Ganze verloren. Vor ungefähr 50 Jahren spintisierte man über Religion. Die hallische und wittenbergische Schule erregte Aufsehen. Fürsten und Grafen waren aufmerksam auf das, was Spener und Franke decidieren würde. So klein uns dieses vorkommt, so klein ist aber doch nicht der Eifer und das Forschen nach Wahrheit und Gewißheit im Guten, das damals alle Gemüther beschäftigte. Es hatte Einfluß auf Sittenmasse und Gewissen, und so lange Groß und Klein über alle Festucas der Dogmatik spintisierte, glaubte auch Groß und Klein an eine Allgegenwart Gottes. Jetzt haben wir immer die Freiheit, öffentlich nichts zu glauben, als was erwiesen werden kann. Man hat der Religion alles Sinnliche, das ist, das Genießbare genommen. Man hat sie in ihre Bestandtheile zerlegt, Farbe und Licht daran scelectiert, und weil man nun weiß, wie viel acidum und alcali sie enthält, so steht sie oben in einer Büchse und kein Mensch will davon kosten. Zum Glück daß der Theil der Welt, der da-

¹⁾ D. M. 1779, II, 25. ff. Vgl. B. I, 164. f.

durch verschlimmert ist, bei weiten den kleinern ausmacht, nicht in die producierende, sondern in die verzehrende Classe des Herrn Schlettwein gehört, und deswegen weder Pflug noch Rad stille steht. Indessen bei allgemeinen Weltbegebenheiten, bei Umwandlungen ganzer Völker, bei innern neuen Einrichtungen einzelner Staaten bemerkt man deutlich, daß der Geist der Independenz dicitert, und daß man so ziemlich versichert ist: qu'on peut tout oser. Vor Zeiten zog man noch ein lächerliches Ius Gentium et Naturae zu Rathe, und man würde sich vor hundert Jahren erst erkundigt haben, was Pütter dazu sagen würde, ehe man eine offenbare Ungerechtigkeit begiegt. Es mußte allerdings respectiert werden, nicht wie die gelehrte Arbeit eines einzelnen Mannes', sondern wie die laute Stimme der Menge, die durch diese Gründe ihr allgemeines Interesse vorgetragen fand, und Nahrung für ihr Wohl und Weh, für ihre Zu- oder Abneigung saugte. Da es uns aber jezo weder wohl noch wehe ist, niemand weder Thatsachen noch Gründe prüfen kann oder mag, so hilft man sich durch einen Locus communis, und glaubt, es sei zu allen Zeiten nicht viel besser gewesen. Der Geist der Ordnung, der in allen innern Einrichtungen herrscht, hat zwar einen geschwindern Umlauf der Geschäfte hervorgebracht, und das bewirkt, daß jeder es ohngefähr so macht wie der andre, und das ganze Departement, so gut wie das Bataillon, sein Gewehr in Einer Linie, und in Einem Tempo präsentiert. Allein der tabellarische Geist hat hingegen den individuellen verdrängt. Und da es jeder gleich gut machen soll, so macht es nicht leicht einer besser als der andere. Jedes Mannes Gewalt und Redlichkeit ist so enge kontrolliert, und jeder so subaltern von dem andern, daß es kaum der Mühe lohnt, das Zutruen zu verdienen, das man ihm zum voraus versagt hat. Man glaubt auch hier nicht an das Unsichtbare, nicht an alle Hindernisse und Fortgang, den guter und böser Wille bewirken, nicht an das, was weder bestraft noch belohnt

werden kann: allein dafür ist der Erfolg der Einrichtung auch so sicher, wie die Bilanz einer preussischen Populations- oder einer russischen Zolltabelle. Dazu kommt die edle Sparsamkeit des Staats, wo jeder Thaler, der ausgegeben wird, nur mit einem sichtbaren und attestierten Dienste in Ausgabe passieren soll. Auf große Einrichtungen, die erst eine späte Ausbeute geben, wird nicht leicht etwas verwandt, und auf den Fortgang einer Wissenschaft, oder auf das Aufkommen eines einzelnen eminenten Kopfs nicht geachtet. . . . Noch nie hat man sich so sehr über Systeme ereifert, und lustig gemacht, als jezo, — da keine mehr gemacht werden, — so sehr man igt die Toleranz erhebt, da keine mehr nöthig ist. . . . Unsr heutigen Philosophen aller Stände, die so gar nichts nöthig haben — den ganzen Schatz menschlicher Kenntnisse so vieler Jahrhunderte als bekannt oder unnütz bei Seite legen — was werden sie wohl am Ende hervorbringen? Vor Zeiten war Wissenschaft und Kunst das Eigenthum weniger. Man hielt es für eine Art Zauberei, und der Nimbus, der die Gelehrsamkeit umgab, brachte ein stilles Anstaunen hervor, das in eine thätige Bewunderung und wohlthätige Dankbarkeit der Welt übergieng. Jezo aber ist der Tempel ein öffentliches Haus geworden, wo jeder aus- und einkaufen kann, jeder Trepp auf- und abgeht, — aber dafür wenige darin dienen und wohnen. In der frühen Jugend hören Menschen von allen Ständen das Geklimper von Kunstwörtern, ihre Lehrer erklären sie, thun ab und hinzu, zeigen das Mögliche und Wirkliche jeder Kunst, die Entstehung jedes Genius, und die Analyse jeder Schönheit insbesondere. Die Charakteristik wiegt jeden eminenten Menschen bis auf ein Loth ab, zeigt die Revolutionen, die er bewirkt hat, und bewirken hätte können, entdeckt die ewige Kette zwischen Ursach und Wirkung, und richtet in der Literaturgeschichte mit ihrer pragmatischen Behandlung dasselbe Glend an, worunter die politische seufzt. Hierzu ist die Menge der Journale eine ewige Fund-

grube, wo jedes kleine und große Ereigniß, mit der wahren Behendigkeit einer Commère, von Haus zu Haus fortgetragen wird. Keine Nation ist so kritisch wie wir, keiner wird von ihren Vorschreibern die Meinung, die sie haben soll, so vorgekaut, aber auch keine hat so wenig eigne Meinung, wie die unsre. Mit stillem Bedauern bemerkt man oft, wie beinahe alles verkannt wird — das mittelmäßigste Product wird mit eben dem Willkommen empfangen, wie das trefflichste seiner Art, und das Tragen und Triumphieren dauert so lange, bis es irgend einem Schreier gefällt, die Sache zu verbieten. Als denn legt sich der Tumult, und jeder sieht wieder gutmüthig ein, daß er sich geirrt habe. Jede Nation hat in Wissenschaft und Kunst eine Art von Naturqualität, unter der nichts gearbeitet werden darf. So haben in Frankreich und England die Schriften, die zur Lectüre dienen, daher immer eine gewisse Art von Werth. Dieses zeugt von einer Cultur der Nation im Ganzen, und von einer Homogenität der Empfindung. Wir haben aber hierin noch nichts Bestimmtes, und es erscheinen alle Tage Producte, die nirgendwo nur in die Hand genommen würden, als bei uns. Die Drama's und Monodrama's und Romane der Jahre seit Anno 1773 sprechen hierin mit tausendfachen Zungen Beweises genug. Und wie mit weniger Unterscheidung wird hingegen den Edlen begegnet, die dem Gefühl und Geschmack der Nation eine wahre und bessere Richtung gegeben haben! . . . Man prätendiert von uns Sterne's, Richardson's, Fielding's, Shakespeare's, und, Gott weiß, was für Étres mehr — und mancher Mann vom Stande würde erröthen, wenn es auf ihn herauskommen sollte, daß er diesem oder jenem Literator einen Stuhl gesetzt hätte. Und ganz Unrecht haben die Leute vom Stande nicht, denn in der schrecklichen Menge des schreibseligen Volks, was sind da nicht für falsche Prätendenten an Witz, Welterfahrung, Laune u. s. w. die dem Weltmanne darum so viel ekelhafter vorkommen müssen,

weil sein ganzes thätiges Leben ihn hierin zum feinsten und strengsten Richter gelübt hat. Es schreiben daher diejenigen meistens, die keinen Beruf haben. . . . So wie die Dinge bei uns stehen, gibt jeder von seinem bißchen Achtung so wenig her, als er kann; und er fürchtet, so viel von seinem eignen Werthe zu verlieren, als er dem andern an dem seinigen zusetzt. Daher ergreift man auch die erste Gelegenheit, die sich vorfindet, den Vorschuß wieder einzuziehen, sobald sich irgend ein Bube findet, der öffentlich ausruft, es sei im Guten zu viel geschehen. . . . Groß und Klein erkennt bei uns keine andere Virtuosen, als Geiger und Tänzer, denen man ihre große Pensions und ihre Abschweifung von der gemeinen Linie verzeiht. Die Wohlthat einer neuen Vorstellungsart, eines einzigen praktischen Grundsatzes, oder was das Unschätzbarste ist, die gute Laune, die ein Schriftsteller über sein ganzes Zeitalter ausgebreitet hat, wird bei uns nur als Beitrag zur Lectüre geschätzt, und man spricht davon, wie von einer Cadenz — und deswegen erlaubt man sich auch, das Talent von dem Manne zu trennen, und entblödet sich nicht, den Charakter, der doch eigentlich die Quelle von dem allen war, zu hudeeln, oder wenigstens in der Achtung zu vernachlässigen. . . . Bei uns ist die Sinnlichkeit ein Raub, und wir schämen uns ihrer, wenn sie vorüber ist. Ist es also ein Wunder, wenn wir die Existenz eines Menschen, dessen ganzes Leben ein Rundtanz solcher Empfindungen ist, schief beurtheilen? Daß wir das Müßiggang und Zeitverlust nennen, wenn bei ihm das Saamentorn zu künftigen herrlichen Erscheinungen schläft und erstirbt? Er soll sein Tagewerk verrichten, und zeigen, wie er seine Zeit angewendet hat!“

In einem Aufsatze „über den verachteten Zustand der deutschen Wissenschaft“¹⁾ führt unser Kritiker die Mängel

¹⁾ B. III, 247. ff.

der deutschen Bildung folgendermaßen auf die politischen Verhältnisse zurück: „Wir sind alle über gewisse Sätze eins. J. E.: In Deutschland gibt es einzelne große Köpfe, aber im Ganzen ist das Land gegen viele andre zurück in der Aufklärung. Wir haben keine Hauptstadt und daher keine Unterstützung, keinen Brennpunkt der Nacheiferung zu erwarten. Unser politisches Interesse ist getheilt, folglich auch das gelehrte u. Die Wissenschaften werden nur von Leuten getrieben, die nicht Geld und Muße genug dazu haben, nicht von den reichen und vornehmeren Classen der Nation. . . . Die Ausländer werfen uns beständig vor, unsre Fürsten seien arm, weil sie nie Geld zu Ausgaben übrig haben, die der Ausländer bemerken und mit Ehren in sein Tagebuch aufzeichnen könnte. Der große Schaden, der ihren Einkünften an heimlichen Orten, durch Soldaten, Diener aller Art, vielleicht Pferde und Hunde erwächst, wird ihm nicht genug bekannt und er bemerkt nur das Deficit an bleibenden Monumenten der Kunst und Wissenschaft. Es ist wahr, allgemein haben sie die Bedürfnisse des Monarchen und die Erwerbswissenschaft eines savoyischen Landedelmanns. Nirgends sieht man Muth zu großen Unternehmungen, und der Maßstab drückt sich in unsrer Geister Gesicht ab. So viele deren reichen nicht über einige Ellen und werden doch an jedem Ende von fürstlicher Rentkammer so sorgfältig gestempelt, als wenn es Muster zu versenden wären. Der Gelehrte wird überall, wo er sich aufhält, bloß als ein Diener des fürstl. Hauses angesehen. Ich bin gewiß versichert, daß man mit dem erfinderischen Kopfe, großen Erfinder einer Wissenschaft an den meisten Orten nicht wüßte, was man mit ihm machen sollte, wenn man ihn nicht zum Hofrath oder zum Geh. Rath stampeln dürfte. . . . Diese Art, die Menschen zu behandeln, muß sich ändern, wenn man hoffen darf, daß die Fürsten etwas für die Wissenschaft thun werden. Sobald sie selbst nun die ersten Principia von demjenigen sich bekannt machen wollen,

das zu ihrem Amte gehört, so werden sie auch bald einsehen, daß das magere böse Thier, die fürstl. Rentkammer genannt, so gut Nutzen von der Wissenschaft ziehen kann, wie von einem Misthaufen.“ Schärfer sagt Merkel in einem anderen Aufsätze (1780):¹⁾ In Deutschland glaubt man nicht, „daß etwas zur Fruchtbarkeit des Landes beitragen kann, das nicht sogleich in der Gestalt als Mist erscheint. Man glaubt bei uns so wenig an den Einfluß des Intellectuellen, als der Bauer an die Gegenwart der Last denkt, wenn der Wind nicht geht.“

In den „Gedanken über die Irrwege der deutschen Schriftsteller“ (1784)²⁾ wirft Merkel sehr düstere Blicke in unsere Literatur und findet die Gleichgiltigkeit der Ausländer und unserer eigenen Großen gegen sie gerechtfertigt: „Wenn wir einmal die Kinderjahre der Bildung erreicht haben und unser poetischer Genius nach langem Pferdverleihen und Thürhörnchen bei Vorstellung besserer Geistesproducte, so gut wie Shakespeare im 30. Jahre anfangen wird, sich mit Anstand zu zeigen, denn ist es Zeit, daß wir den Ausländer mit zum Anstaunen einladen. Wir beklagen uns, daß unsere Großen keinen Geschmack an den Producten unseres Geistes finden und ihnen alles Ausländische weit vorziehen. Wir erstaunen, daß sie unser Deutsch nicht verstehen, ohne zu bedenken, ob es kann verstanden werden. Man nehme aber andre Personen von eben so aufgeklärtem Verstande, Geschäftsmänner, Gelehrte, die sich bloß mit wissenschaftlichen Gegenständen, mit philosophischen Wahrheiten beschäftigt haben, Frauenzimmer von Talent und Fähigkeit, die aber lange nichts von unsern poetischen Revolutionen wahrgenommen haben, und gebe ihnen eine unsrer neu-modischen Oden, einen Monolog, unsere Kraftdramen, einige Tiraden unsrer gezierten Prosa zu lesen, ob es nicht eben der Fall sein wird, wie bei unsern Großen. Die Ungleichheiten des

¹⁾ D. M. 1780, II, 56. f. — ²⁾ B. III, 242. ff.

Stils, die wunderbaren Anspielungen, das Hohe und Tiefe des Vortrags, das so plötzlich abwechselt, wie Regen und Sonnenschein, oder Hitze und Frost in einem Apriltage, die Coterie-sprache unsrer Empfindungen, das Sprachgeniste aus allen Nationen, die unerlaubte Inversion, die noch unerlaubteren sprachfehler, die veralteten Wörter der vorigen Jahrhunderte, alles dieß zusammengenommen macht einen Trödelshatz aus, in dessen Auskrabung sich nicht jeder sogleich finden kann. . . . Alle Nationen bezeichnen eine gewisse Grenze des Bathos und Phöbus, der sich kein Schriftsteller ungestraft nähern darf. . . . Bei den Franzosen kann man sich darauf verlassen, daß ihre Schriften nicht unter dem eingeführten Titre sind, wie ihr Gold und Silber. Nur wir bedienen uns der deutschen Freiheit, unter allen möglichen Verhältnissen zu münzen. In Frankreich ist es physisch unmöglich, daß ein ganz absurdes Buch zum Vorschein kommt. . . . Ich gestehe aufrichtig, daß mir bei der großen Barbarei unsrer jetzigen Schriftsteller nicht sowohl ihre eigne Ineptie auffällt, als die gutmüthige Einfalt, womit man sie anhört. Wäre die Nation wirklich in ihrem Geschmacke gebildet, so wäre ohnmöglich, daß man nach den Musterstücken eines Klopstock, Göthe u. a. ihre unseligen Nachahmer beinahe mit gleicher Begierde läse, oder daß nach der Prosa eines Lessing oder Moses der Unsinn anderer durch öffentliche Preise gekrönt und die Ziererei unserer jüngsten Schriftsteller, die beinahe nichts als Chrieen von Schulknaben vorstellen, öffentlich als Muster des Geschmacks und Vortrags gepriesen werden.“

Obgleich Merck seinen Volksgenossen den lebendigen Sinn für Poesie und die Achtung ihrer Auserwählten abstreitet, findet er doch ein poetisierendes Schwärmen und Träumen, ein Schwelgen in Empfindungen, wobei man sich der Wirklichkeit des Lebens und seiner Pflichten entfremden und zu praktischen Leistungen unfähig machen mußte. Er sagt in dem „Antwortschreiben auf den Brief des Landedelmanns

aus dem Pay de Vaud“ (1780):¹⁾ „Vor Zeiten hatten unsre Gesichter den mageren hohlen Contour unsrer Compendienphilosophie. Die Nation dachte in Paragraphen, und unser Panier war Metaphysik und Ius Naturae. Auf einmal haben wir uns zum Wohlleben bekannt, und sind alle sammt und sonders Poeten geworden. Wir schwimmen sämmtlich in Gefühl, und sehen auf alle diejenigen herab, die sich mit etwas beschäftigen, das zum Sichtbaren gehört. Jeder führt einen Taschenspiegel von Ideal bei sich, worin er von Zeit zu Zeit seinen Charakter beguckt, und diesem sein Maß von Glückseligkeit zutheilt, wie ihm beliebt. Weil sich jeder zu der Classe der wenigen Edlen rechnet, so wird mit großer Selbstzufriedenheit alles andre zu der Classe des Volks, womit man die Straßen pflastert, gezählt. Stößt nun indessen dem Staat eine Noth zu, wo ein Mann von bestimmtem Talent und Erfahrung für den Riß treten soll: so ist er unter diesen wenigen Edlen ebenso wenig zu finden, als unter Ihren Rousseauischen Philosophen der Secrétaire Baillival. Bei Ihnen gibt es doch eine ansehnliche Menge Menschen, die von eigenem Vorrath von Ideen und Erfahrung eine geraume Zeit hausen können, ohne einer neuen zu früh zu bedürfen: bei uns aber ist die ganze Nation entweder Autor oder Leser. . . . Wir klagen beständig über die Schlechtigkeit der Autoren, und wir sollten vielmehr über die Schlechtigkeit der Leser klagen. Hätten diese einmal ihren Gaumen nicht an diese lose Speise gewöhnt, so würde die Menge der Schreiber von selbst wegfallen. In allen den Verheißungen von Glückseligkeit, die ein ewiges Gefühl, wie sie's nennen, und eine geniale Selbstgenugsamkeit gewähren soll, liegt eine Art von Goldmacherseuche, die die ganze Nation angesteckt hat, und man sieht auf die tägliche Abthnung seiner Pflicht mit Verachtung herab, wodurch doch eigentlich Gold gemacht werden soll und kann.“

¹⁾ D. M. 1780, IV, 22—24.

Die Ausartungen der halb-sentimentalen, halb-kraftgenialen Zeitrichtung, deren Ton mehrfach in Merck's „Akademischem Briefwechsel“ wiederhallt,¹⁾ tadelt unser Kritiker scharf,²⁾ und es fehlt bei ihm nicht an Ausfällen auf die verklumpten Genie's.³⁾

Merck hatte den scharfen und weitreichenden Blick, um die allgemeine Geistesentwicklung des Zeitalters in der Literatur zu verfolgen, und wenn ihm auch der eigentliche Schweregehalt der philosophischen Bildung und der volle Ernst der Gesinnung fehlte, der namentlich seinen Vorgänger Lessing so groß machte, so standen ihm doch Welt- und Menschenkenntniß, politische Einsicht und praktischer Takt neben seinem poetischem Sinn und Urtheil, mannichfaltigen Sprachkenntnissen und vielseitiger Belesenheit zu Gebote (er legte freilich um 1780 seinem Freunde Wieland das Geständniß ab, mit den meisten Erzeugnissen unserer neuesten schönen Literatur nicht sehr bekannt zu sein),⁴⁾ und namentlich sind für seine Auffassung die Urtheile so vieler ausgezeichneten Männer und Frauen, mit denen er im Ideenaustausche lebte, nicht zu unterschätzen. So groß aber auch die Beachtung ist, die jedes Wort in seinen oben mitgetheilten allgemeinen Charakteristiken verdienen möchte, so wenig erscheinen die in's Einzelne gehenden Uebersichten oder „Bilanzen“ der neuer erschienenen Literatur, die er in den Jahrgängen 1779⁵⁾ und 1780⁶⁾ des Deutschen Mercur versuchte, als lebendiger Ausdruck seines Geistes. Vielmehr enthalten sie nur oberflächliche und trockene Musterungen von Büchern aus mannichfaltigen Gebieten, worauf er doch zum Theil nur flüchtigen Fuß fassen konnte; wir empfangen den Eindruck dilettantischer Leserei. Köhren diese Berichte vollständig von Merck her, so hat man

¹⁾ D. M. 1782, II, 101. f. 104. f. 112. f. u. f. w. — ²⁾ A. D. S. XXVI, 105. D. M. 1778, I, 53. — ³⁾ D. M. 1781, II, 142–144. IV, 249. — ⁴⁾ D. M. 1780, II, 257. — ⁵⁾ I, 192. ff. — ⁶⁾ II, 18–51.

die Zerspaltung seiner Kraft und Thätigkeit zu beklagen, freilich auch den Umfang seiner Belesenheit zu bewundern. Nirgends wird hier ein Versuch gemacht, in den Leistungen auf den verschiedenen Wissensgebieten den einheitlichen Faden des Zeit- und Nationalgeistes zu entdecken. Wieland's Lob der Bilanz von 1779 ist unbegreiflich.

Gehen wir auf Merck's Urtheile über die deutschen Dichtungen seiner Zeit über, so stellen wir seinen Aufsatz „über den Mangel des epischen Geistes in unserm lieben Vaterland“¹⁾ billig voran. Dießmal ist Wieland's Lob²⁾ nicht übertrieben. Eine gehaltvolle Arbeit von schöner Klarheit und ebenso gediegener, als eleganter Kürze, fein, lebendig und anschaulich in der Charakteristik, bei der Herrschaft des Verstandes von einer wohlthuenden Wärme durchdrungen. Der Gedankengang und die Sprache haben das Gepräge der Classicität, und die hier vorgetragenen Lehren einen unvergänglichen Werth. Wir lassen einen Auszug daraus folgen: „Es war vor ohngefähr zehen Jahren eine allgemeine kritische Klage, daß wir lieben Deutschen allen andern Völkern des Erdbodens darin nachstünden, daß wir unter unsern Producten der Einbildungskraft so gar nichts hätten, das wir einen guten Romanen nennen könnten. Große und kleine Meister beherzigten diese Beschwerde, und man beschenkte uns bald mit einer ziemlichen Anzahl dergleichen Wesen, die man erfundene Geschichten vulgo Romanen betitelt. Selbst bei den besten ihrer Art, die wir mit Ehre den Ausländern an die Seite setzen können, zeigte sich indessen gar bald, daß der Boden worauf sie gedeihen könnten, entweder ausländische, oder antik, oder utopisch sein mußte. . . . Alle unsre Kritiker . . . rufen zu: deutsch, deutsch, deutsch müssen Eure Producte sein. Aber wie gelang's?“ Die Schriftsteller „hüteten sich Charaktere auszuarbeiten, schufen sich ein

¹⁾ D. M. 1778, I, 48—57. — ²⁾ W. II, 108.

Detail das sie nie gesehen hatten, und setzten sich in eine Stimmung, die weder Krankheit noch Gesundheit, sondern eine gemachte Indisposition war. Daraus entstanden denn alle die neuern episch-dramatischen Werke, wo unter zehen nicht Eins an die Güte der schwedischen Gräfin reicht, die sogar für keine Leser gemacht sind, denen man so deutlich die Kengstlichkeit ihrer Entstehungsart ansieht, daß die asiatische Vanise selbst in einer consistentern Manier gearbeitet ist. . . . Man hat noch nie so viel vorgegeben, daß man die Alten studiere, als jeko, und doch hat ihr Beispiel, die Sobrietät ihrer Empfindungen, die Keuschheit ihres Ausdrucks, die ganze Kunst ihrer Composition so wenig Einfluß auf unsre Schriftsteller. Fühlen diese Herrn wohl in ihrem Vater-Homer den ganzen großen Umfang seines Märchens, die beständige Gegenwart des Subjects, daß alles vor ihren Augen entsteht, und die Handlung mit eben der Langsamkeit und Zeitfolge vorrückt wie in der Natur; nichts vergessen wird, was da sein sollte, nichts da ist, was nicht dahin gehörte, niemand zu viel noch zu wenig sagt, alles vom Anfang bis zu Ende Ganz ist, niemand den Erzähler hört, nichts von seinem eignen Medio zum Vorschein kommt, sondern alles gerade weder größer noch kleiner erscheint, wie es jedermann mit seinen Augen gesehen zu haben glauben würde? Dieser große Charakter des Dichters wo ist der, und wie erwirbt man sich den? Die jungen Herrn wollten wie gewöhnlich nicht anfangen von unten auf zu dienen. Daher gieng's hier, wie in allen Verrichtungen des Lebens: sie waren nicht zu brauchen. . . . Zum epischen Wesen gehören wackre Sinnen. So sehr man jeko von Liebe zur Natur schwagt, so sind doch wenig der Herren Poeten, die so ganz von Natur durch die Gegenwart eines lieben Baums zur Serenade erweckt würden, wie Freund Asmus. Bei den meisten ist's garstige Tradition, und sie lieben die schöne Natur, weil sie ist beschrieben und besungen worden. Außerdem trennt sie die Secte der Empfindsamkeit und

des Geniewesens von allen ihren Brüdern. Was sollen sie an Menschen sehen können, deren ganzes Spiel von Leidenschaften ihnen zu alltäglich, allzu philisterhaft vorkommt, als daß es aufgenommen zu werden verdiente? Jedermann schwärmt von der Gutmüthigkeit Shakespeare's, als dem ersten und wesentlichen Ingrediens seines großen dramatischen Charakters: und vielleicht ist diese Qualität doch nie noch recht erwogen worden, wie sie sein sollte. Gewiß derjenige, der ein Gemälde menschlicher Sitten liefern will, muß eine große Dosis davon haben, wenn er ihnen überall nachschleichen, sie in allen Masken und Verkleidungen doch immer als menschlich und nicht phantastisch aufgreifen will. Er muß den Glauben haben, überall etwas Merkwürdiges aufzufinden, ehe er darnach ausgeht: und so wird ihm bei jedem Schritt etwas aufstoßen, das er, in seiner Manier erzählt, darstellen kann. Ueberall ist Spiel menschlicher Leidenschaften, wie überall Spiel Schattens und Lichts; nur gehört der Hohlspiegel und die Camera obscura dazu, den Unachtsamen zu überführen, daß es wirklich da ist. Aber was sieht die tränkende Intoleranz des gemeincultivierten Kopfs auf seiner Reise durch die Welt? Gerade so wie der Mann von Stande, der sich überall incommodiert fühlt, in seinem bequemen Wagen schläft oder ankommen will, nichts findet wie zu Hause, und deswegen nichts des Anblicks würdigt. Man vergleiche damit die Naivetät des gemeinen Mannes, des wirklich sinnlichen Menschen. Seine Gabe zu sehen macht ihn zum berechtigtesten Erzähler. Seine Einbildungskraft ist roh, durch Vergleichen ungebildet. Das Gegenwärtige ist ihm daher immer groß und anziehend, weil's von allen Seiten Eindruck auf ihn gemacht hat. Man höre ihm nur zu, wenn er die geringste Stadtbegebenheit, einen Todesfall, eine Familiengeschichte erzählt. Er eilt nicht schnell zum Schluß, wie der philosophische Erzähler; er drängt keine Begebenheit, er malt aus. Jeder einzelne Eindruck ist ihm kostbar, er sucht ihn wiederzugeben.

Daher das Umständliche, das den Gelehrten so lästig ist, und das doch eigentlich das Ding zu einer Begebenheit macht. Man höre nur auf die Conversation eines Weibes, eines Jägers, eines Soldaten, und man wird eine Gabe zu erzählen finden, die dem Scribenten nachzuahmen ohnmöglich fallen wird. Die Brocken kleiner Begebenheiten, die, unter den seltsamsten Sprüngen der Laune, Yorik's Werken eingewebt sind, bleiben sie nicht für den Liebhaber, die kostbarsten Reste seiner Erfindungskraft? Was ist an allen diesen Geschichten der Werth, wenn's nicht das Umständliche ist, das alle Geschöpfe seines Hirns beinahe zu lebendigen Personen macht? Wer gibt eine einzige solche Scene, wo sich die Arme und Füße Trim's oder der Madame Wadmann bewegen, gegen eine Schatzkammer der herrlichsten Sentiments?“

Zur literarhistorischen Ergänzung und Erläuterung der hier mitgetheilten Stellen fügen wir Folgendes bei. Der Kritiker fand in Blatwell's Untersuchung über Homer's Leben und Schriften, wovon er die Uebersetzung des Dichters Johann Heinrich Voss anzeigte,¹⁾ die einzelnen Bemerkungen höchst schätzbar, treffend und von einem Manne zeugend, der das Wesentliche der Dichtkunst von der gewöhnlichen Poeterei genau zu unterscheiden wisse. Er hob unter anderem folgende Bemerkungen aus: „Nur Unschuld und Gesundheit der Sitten kann wahre Poesie bilden. . . . Allgemein wahr ist's, daß jede Gattung von Schriften, doch besonders die poetischen, von den Sitten des Zeitalters abhängen, wo sie entstehen. Die besten Dichter copieren die Natur und geben sie uns so, wie sie sie finden. Verlieren sie sie einmal aus dem Gesicht, so schreiben sie falsch, ihre Talente seien so groß sie wollen. . . . Homer sah die griechischen Sitten in dem Alter wo sie am bequemsten für die Dichtkunst waren. Früher geboren hätte er nichts als

¹⁾ D. M. 1777, I, 192. ff.

Nachtheit und Barbarei gesehen; und später wäre er entweder in die Zeiten friedlicher Einrichtungen oder allgemeiner Kriege gefallen, wo die Privatleidenschaft unter Ordnung und Disciplin erliegt.“ Die Nachahmung der Natur wird von Blakwell als erste Regel für den Dichter aufgestellt, zugleich aber in Bezug auf die Schilderung des Menschenlebens anerkannt, daß nicht jeder hier von der Natur gebotene Gegenstand der Poesie einen gleichgünstigen Stoff gewähre, daß nicht jedes Zeitalter zur Nachgestaltung der Wirklichkeit in gleicher Weise geeignet sei, daß die Poesie als ihr eigentlichstes Element unverdorrene, aber gebildete Sitten, ein bewegtes Leben und einfache politische Zustände voraussetze, worin der Individualität ein freier Spielraum zur Entwicklung vergönnt sei. — Bei Merck finden wir Shakespeare's öfter gedacht.¹⁾ Was er über ihn seinem Freunde Herder schrieb, hatte nach dem Urtheile desselben (1771) Geist und Leben.²⁾ — Die oben erwähnte „Asiatische Banise oder blutiges doch muthiges Pegu“ ist ein zuerst 1688 erschienener Roman von Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen. — Ueber Lorenz Sterne äußert sich Merck auch in seiner Recension des im J. 1775 erschienenen ersten Theiles von Blankenburg's „Belträgen zur Geschichte deutschen Reichs und deutscher Sitten“:³⁾ „Alle Kenner der wahren Shandy'schen Schnigarbeit wissen, wie sehr Sterne alle Personen seines Stück's, vom Vater Shandy, und Onkel Toby bis auf dem Korporal Trimm, mit seiner eignen sonderbaren Gefühlart dotiert hat. Das beständige weicherzige Aufzittern bei jedem auch beim entferntesten Leiden der Creatur, bekleidet mit dem Behiculum der eingeschränktesten Laune, die sich in dem kleinsten Spinnkreis selbstgemachter unschuldiger Bedürfnisse und Grillen herumdreht, macht wohl das Element seiner Geschöpfe aus. Seine

¹⁾ B. III, 152. 245. D. M. 1782, II, 228. 1777, II, 261. —

²⁾ B. II, 31. — ³⁾ D. M. 1776, I, 270. ff.

Ideen, die er in eigener Person digressionsweise vorbringt, sind lange nicht so wichtig, als die große Darstellungsgabe, womit er in der geringsten Geberde seiner Personen, ihren Charakter dem Leser auf immer einprägt. Seine Art, gar keine Geschichte zu geben, sie überall abzubrechen, und wieder aufzunehmen was ihm beliebt, ist nichts weniger als nachahmungswürdig; und sie würde äußerst lässig sein, wenn das faunische Uebergehen vom sublimsten tiefsten Gefühl zum leichtfertigsten Gedanken, uns nicht das wunderbare Seelengebäude dieses sonderbaren Mannes offen darlegte. Nur Sterne'n ist es erlaubt, sein Herz mit allen seinen Pöffen und Thorheiten zu zeigen, und mitten im Rausche bleibt er uns ein verehrungswürdiger Mann.“ In der vielleicht von Merck herrührenden Beurtheilung der 1774 erschienenen „Phantasien“¹⁾ heißt es: „Bei den wundersamsten Sprüngen von Yorik's Phantasie sieht man immer noch, wie alle Schwingungen seiner Nerven in ihren feinsten Fäden zusammenhängen. Und eben darin besteht die große Kunst, daß er uns nicht nur seine Empfindung erzählt, sondern die Entstehungsart derselben mit sehen läßt. In den Stellen seines Tristram's, wo es zuweilen scheint, daß alles wie im Trunke geschrieben sei, hat er doch so sehr für die Beschauungsgabe seiner Leser gesorgt, daß sie nach dem Aufwand einer ganz mäßigen Aufmerksamkeit durch das Vergnügen der Entdeckung reichlich belohnt werden. Man sieht immer das seltsame Geschöpf, das sich mit den reizbarsten Empfindungswerkzeugen an alles anhaft, was ihm auf seinem Wege begegnet. Die innige Gesticulation, die alles begleitet, läßt uns immer den ganzen individuellen Menschen sehen, und alles hat Farbe, Leben und Bewegung.“

Da Merck keine Theorie des Romanes aufgestellt hat, können wir seine Grundsätze über diese literarische Stilgattung

¹⁾ A. D. S. XXVI, 474. f.

nur aus den Beurtheilungen erkennen oder errathen, die er von einzelnen ihrer Erscheinungen, namentlich in der deutschen Literatur gegeben hat.

Die ausgezeichnete Recension des Werther, die er in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek des J. 1775 erscheinen ließ, haben wir bereits in einem früheren Capitel vollständig mitgetheilt.

Ueber den ersten Theil von Johann Karl Wezel's „Lebensgeschichte Tobias Knauts, des Weisen, sonst der Stammler genannt“ (1773), hatte Wieland im Deutschen Mercur 1774¹⁾ gesagt: „Wenn alles im buchstäblichen Sinne genommen werden dürfte, was ein Autor in der Vorrede sagt, so wäre die Aehnlichkeit, die dieses sonderbare Buch sogar in einigen besondern Wendungen und Singularitäten mit dem Tristram Shandy hat, eine bloße Wirkung der Aehnlichkeit des Genie's beider Verfasser. Desto besser für uns, wenn es so ist! Gesezt aber auch, Tobias Knaut wäre ungefähr so eine Nachahmung des Tristram's, wie der weibliche Don Quixote, oder wie Don Shlvio Nachahmungen des spanischen Don Quixote sind; könnte der Verfasser nicht mit dem Lobe zufrieden sein, daß sein Buch Genie, Witz und Menschenkenntniß genug zeigt, um einen Mann zu verrathen, der Originale schreiben kann, und nicht vonnöthen hat, Lorenz Sternens Manier zu copieren, um sich ein sonderbares Ansehen zu geben? In der That ist dieß, wenn ich nicht irre, der Fall unsers ungenannten Verfassers. Er scheint, neben den schon benannten Eigenschaften, so viel eigne Laune zu haben, daß sein Werk unmöglich anders als dabei gewinnen könnte, wenn er, so lang er daran arbeitet, alle Tage eine Stunde in Tristram Shandy lesen würde, bloß — um ihm so wenig als möglich in seinen Sonderlichkeiten ähnlich zu sein. Außerdem finde ich — in diesem Anfang eines

¹⁾ I, 344. f.

Wertes, das so viele Theile haben kann als dem V. beliebt, alle wesentlichen Eigenschaften eines gemeinnützigen Buches; viel gesunde Vernunft mit viel Witz; feine Kenntniß des Menschen aus eignen Bemerkungen; nützliche Wahrheiten angenehm, mit Laune und meistens in einem guten Tone gesagt.“ Die Recension des zweiten Theiles in demselben Jahrgange des D. M.¹⁾ ist wohl nicht von Wieland; sie scheint Merck'schen Geist und Stil zu verrathen. In ihr heißt es: „Nicht mehr noch weniger Gutes und Böses, als wir vom ersten Bande dieses Buches gesagt haben, können wir von diesem zweiten sagen. Der Verfasser will nun einmal nachahmen, aber man muß gestehen, daß es ihm meistens so leicht von der Hand geht, daß man ihm gerne zutraut, sein Tobias Knaut würde auch ohne Dasein und Zuthun eines Tristram Shandy und Mantlaquacapatl gerade so ein sonderliches Geschöpfe geworden sein, als er nun ist.“ Den vierten Theil (1775) beurtheilte Merck im Märzhefte des J. 1776²⁾, nachdem Wieland ihm den Verfasser als einen, dem er lehnherrlichen Schutz und Schirm schulde, bezeichnet³⁾ und ihm geschrieben hatte: „Gelegentlich auch etwas: . . . über die beiden letzten Theile von Tobias Knaut, oder aus Gelegenheit derselben ein Blick über das ganze opus, welches nun freilich (wie der V. selbst sieht) kein Ganzes ist. Bitte doch säuberlich mit dem Knaben zu fahren, weil er in den Mercur arbeitet pro hoc anno — ohne darum seiner mehr zu schonen, als ein Vater seines Kindes schon.“⁴⁾ Wieland erklärte die Recension für so herrlich, als ob sie dem Verfasser der delphische Apollo von Wort zu Wort dictiert hätte.⁵⁾ Darin heißt es: „In diesem Bande änderte sich die Manier besonders gegen die zwei erstern Theile merklich. Vorher wurde dem Leser nur wenig Begebenheit mitgetheilt; sie

¹⁾ III, 361. f. — ²⁾ I, 272. f. — ³⁾ B. I, 82. — ⁴⁾ B. I, 87. — ⁵⁾ B. II, 59.

war vielmehr fremder, in möglichster Kürze hingefetzter Text, um darüber Raisonnements anzubringen. Jetzt aber fängt der erzählende Theil an das Uebergewichte zu bekommen, und die Betrachtungen sind untergeordnet, auch sparsamer vertheilt. Ueberhaupt scheint der B. die Unbequemlichkeit gefühlt zu haben, den Leser durch beständiges Raisonnieren gehörig zu unterhalten, der dadurch bloß an das Gesicht des Autors gefesselt wird, und statt dieser Einsamkeit eine Welt Neuer Menschen und Begebenheiten erwartete. Bei unsern jetzigen Romanschreibern ist es nun einmal Gesetz geworden, Meinungen statt Leben zu schreiben, seitdem Sterne den Ton dazu gegeben hat. . . . Eigentlich soll doch der Roman nichts anders sein als Nachbildung des gesellschaftlichen Lebens, und besonders der Sittenmasse der Zeit, worin der B. schreibt.“ Der B. „scheint wie John Bunckle darüber sehr wenig bekümmert, was wir von seiner Erfindungsgabe halten, wenn er uns nur seine Ideen, Grillen u. s. w. mittheilen kann. Es hört sich in der That seinem Rabotage, (im guten Verstande genommen) sehr gut zu. . . . Ueberhaupt erscheint der B. in einem ungleich vortheilhaftern Lichte als sein Buch, und man ist zuweilen sehr unzufrieden mit ihm, daß er von der ihm eignen Kunst zu erzählen, seiner Laune, seiner Speculationsgabe, seiner Welt- und Menschenkenntniß, nicht einen andern Gebrauch gemacht hat. Hätte er seinen Charakteren mehr im Ganzen individuelles, seinen Helden mehr Substanz, und seinen Begebenheiten mehr ineinander greifendes gegeben, so würden wir ihm das Omne tulit punctum mit Vergnügen zurufen“, u. s. w.

Weit strenger urtheilt Merck im Julihefte¹⁾ über den ersten Band von desselben Verfassers „Belphegor, die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne“. Er sagt: „Bellum omnium contra omnes: Dieß ist das Motto dieses Buchs,

¹⁾ S. 79—81.

und der Grundsatz, daß Neid und Vorzugssucht das Schicksal der Menschen entscheide, die Angel worum alles sich dreht.“ „Der Held dieses Buchs“ ist „ein warmer Verehrer der Würde und Tugend des Menschen; ihn eines Bessern zu belehren, werden ihm die schrecklichsten Beispiele menschlicher Grausamkeit vorgeführt, die zum Theil ihn, zum Theil andre betreffen. Auf allen Seiten hängt die Sentenz: Alle Menschen wollen über einander; da nun wenige über die andern sein können, so müssen die meiste unter andern sein; Jeder wünscht sich in die Classe der wenigen; durch welche Mittel er dazu gelangt gilt ihm gleichviel. Der bekannte Grundsatz so vieler Schurken: *il faut être ou duppe ou frippon dans ce monde*, klingt ohngefähr eben so; und da niemand sot oder duppe sein mag, so ist die Wahl geschwind entschieden.“ Nachdem der Kritiker sich gegen die hier niedergelegte Weltanschauung ausgesprochen hat, äußert er sich auch tadelnd über den poetischen Werth und die künstlerische Gestaltung des Buches: „Nirgends sieht man den geringsten ironischen Zug, keine Abänderung im Erzählungston jeder besondern Begebenheit, auch selten wie die Geschichte nothwendige Basis des Raisonnements der unterredenden Personen wird. Diese letztern sind . . . nicht genug nuanciert, kommen nicht oft genug wieder u. s. w. . . . Kurz, ein Chaos der wunderbarsten Begebenheiten, mit wenigem Aufwand von Erfindungsgabe ausgestattet, immer zu Bestätigung Eines Grundsatzes sichtbarlich erfunden, und im einförmigsten Kleide erzählt, kann wohl keine große Unterhaltung gewähren.“ Am Schlusse wird übrigens das Talent des Verfassers anerkannt. Wieland's zornige Aeußerung über diesen Roman ¹⁾ haben wir schon früher vernommen. —

Wieland hat seinen kritischen Gehilfen um eine Beurtheilung der neuen Auflage von Joh. Timotheus Hermes',

¹⁾ B. II, 71. f.

Predigers in Breslau, Romane: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.“ „Hermes“, schrieb er, „verdient doch, daß wir viel Gutes von ihm sagen, nicht wahr? Der arme Mann muß von seinen confratribus erbärmlich leiden. Dächte also es wäre ein gut Werk, wenn Ihr Eure göttliche Regide über ihn walten ließe.“¹⁾ Wieland wurde jedoch sehr bald anderen Sinnes: „Mein Lieber! ich schrieb Ihnen lezthhin von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen — ich habe inzwischen ein zweites Stück davon gelesen, und kann nicht weiter kommen. Das Buch ist lange nicht so gut, als ich mir's vorstellte. Ich überlass' es Ihnen also gänzlich, ohne Zurückhaltung, dessen Werth oder Unwerth nach Ihrem eignen Urtheil zu bestimmen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß Hr. Hermes eine Art von kalten guten Freunden von mir ist, und mir sein opus sehr prächtig gebunden zum Geschenk übersandt hat. Ich kann des Mannes Art zu componieren, sein ewiges Moralisieren und Literarisieren, die ewige Schiefeheit in beiden, womit er selbst geschrieben hat und in der er die Leser fast immer läßt, nicht ausstehen. Indessen hab' ich ihn gleichwohl einmal durch das fatale * im Jenner des Mercurus unter die guten Bücher gesetzt. Thut euer Amt!“²⁾

Merck's Recension erschien im Aprilhefte des Deutschen Mercur:³⁾ „Es ist in der That merkwürdig für unsere Zeit, daß ein Geistlicher von so mannichfaltigen Gaben sich den Kleinern Bedürfnissen der Gesellschaft aufopfert, und die Moral, die sonst die Herren dieses Standes nur en gros umzusetzen gewohnt sind, durch eine so gefällige als gemeinnützige Schrift en détail in aller Hände zu bringen sucht. Diese Absicht, sowie der unterhaltende Stil des Verfassers, die Geschmeidigkeit seines Geistes, Sprache und Bedürfnisse aller der Charaktere anzunehmen, die er aufstellt, — lassen auf seine Kanzelberedsam-

¹⁾ B. I, 86. — ²⁾ B. I, 90. — ³⁾ S. 105. f.

keit, auf die Popularität und Gemeinnützigkeit seines Vortrages, die gegründet vortheilhaftesten Schlüsse machen: sowie die Strenge seiner Grundsätze — die allen Personen seines Romans einen ganz eignen und von den Personen aller übrigen Romanen abgehenden Umriss geben, und daher die Situationen, in die er sie setzt, eher zu wunderbaren und die Neugier aufreizenden Schickungen des Himmels als zu dem Erfolg ihrer eigenen Gesinnungen und Handlungen stempeln — seine Orthodoxie und Gewissenhaftigkeit außer allem Zweifel setzt. Zudem hat er das Laster sowohl zur Warnung des männlichen als des weiblichen Geschlechts in den Personen eines Schulz, einer Kofchgen und anderer so sichtbar zu strafen gewußt, daß in der That ein solcher Roman wegen seinem moralischen Zwecke eine unsern Zeiten sehr angemessene Wohlthat bleibt.“ Wieland sagt in einem Zusätze: Dieser Roman „ist so wenig ein Werk des Dichtergenius, als ein treuer Abriß der Menschheit, wie sie vor den Augen eines unbefangenen Beobachters dasteht, der die Moral im Menschen, und nicht den Menschen in der Moral studiert. Es ist ein Buch, worin ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten, mit dem besten Willen für das Wohl seiner Nebenmenschen, alle seine Welt- und Menschenkenntniß, alles was er in seinem Kopf und Herzen für mittheilenswürdig hielt, und hauptsächlich sein System über Religion und Moral, unter der angenehmen Einkleidung einer Geschichte, in einer steten Abwechslung von Erzählung, Gesprächen und Monologen, vorträgt; weil er nun einmal ein Buch, und ein gemeinnütziges Buch schreiben wollte, und diese Art der Einkleidung für die gefälligste und interessanteste hielt. . . . Könnte nicht ebenso leicht ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als daß das große Gemälde Menschlicher Natur und Wesens, Menschlicher Gefühle, Meinungen, Leidenschaften und Sitten, nach allen ihren unendlich feinen und verwickelten Verhältnissen und Verschiedenheiten mit Wahrheit gezeichnet, zusammengesetzt,

gehalten, beleuchtet und ausgemalt, von einem Manne aufgestellt würde, der keinen freien Zug führen kann, ohne sich den Sophistereien und Mißdeutungen des Vorurtheils, der auflaurenden Mißgunst, und der Dummheit, die in Mantel und Kragen am übelthätigsten ist, auszusetzen?" Mit dieser wohlwollenden Schutzrede contrastieren des Dichters Worte an Merck vom 12. April:¹⁾ „Den Probst zu Breslau haben Sie fast gar zu gut durchschlüpfen lassen. Die sapientes werden aber doch wohl merken, daß wir wenigstens nicht duppen von dem Hrn. Probst sind, der eine so schiefhörnige Seele ist, als ich je eine gekannt habe.“

Im Märzhefte²⁾ beurtheilte Merck³⁾ den ersten Theil von Friedr. v. Blankenburg's: „Beiträgen zur Geschichte deutschen Reichs und deutscher Sitten“, nachdem Wieland⁴⁾ ihm geschrieben hatte: „So frei Ihr wollt, nur nicht gar zu beißend, weil der Verf. ein preussischer Offizier ist, und eine Menge Freunde im blauen Rocke hat, die ich menagieren möchte.“ Merck äußerte über das Buch: „Wir Recensenten sind vielleicht alsdenn am meisten zu bedauern, wenn wir einem Mann, dessen wahre Talente wir von ganzem Herzen schätzen, aus Wahrheitsliebe und Achtung für's Publicum dem wir vorlesen, sagen müssen, daß er bei einem Werk seine Absicht nach unserm Urtheile verfehlt habe. Dieser Fall ist hier. Fr. v. B. ist aus seinem Versuch über den Roman als ein philosophischer Kopf, als ein Mann von Einsicht und Belesenheit bekannt. Hier erscheint er nun nicht bloß als Kenner, sondern als Künstler selbst, und stellt sein Werk zur Beschauung aus. So sehr auch der B. sich dagegen verwahrt, ist doch die Nachahmung Tristram Shandy's zu sichtbar, und jeder Leser wünscht vielleicht mit uns, daß er nicht in Sterne's, sondern in seiner eignen Manier möchte gedichtet haben. . . . Bei

¹⁾ W. II, 68. f. — ²⁾ S. 270. ff. — ³⁾ W. I, 86. — ⁴⁾ W. I, 104. f.

dieser B. Arbeit sind die Ereignisse wie in dem Tr. Sh. alle sehr geringfügig, allein die Personen sind auch überdieß (den Onkel ausgenommen) nicht im geringsten interessant und liebenswürdig. Sie sind vielmehr höchst widrig, und oft, wie der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, abscheulich. . . . So schön und witzig auch zuweilen des B. Abschweifungen sind, so machen sie doch beinahe den Hauptstoff des Gedichts aus. . . . Der B. verräth überall Munterkeit, gute Diction, Witz, nicht gemeine Belesenheit in mancherlei Sprachen; und von allen diesen natürlichen und erworbnen Talenten könnte ein andrer Gebrauch gemacht werden. Die Gabe Fabeln und Träume von nicht geschehenen Begebenheiten zu sehen, ist nicht jedermanns Sache; und wenn man ja nach ihnen lauscht, so sei es durch unser eignes Medium, und nicht eines andern. Wer in Rembrand's Werken nichts als Lehre von Clairobscur, und in seinen Köpfen nur Exempel des Ausdrucks sieht, der kann wohl so etwas in seiner Manier componieren, allein Rembrand's inniges Gefühl, wovon der sogenannte Schatten und Licht, u. s. w. die stumpfe Resultate sind, muß ihn völlig umgeben, und alsdenn wird er ganz was anders als Rembrand, aber in seiner Art etwas ebenso vortreffliches hervorbringen.“

Die wahrscheinlich von Merck verfaßte Recension des Siegwart von Johann Martin Miller im Juniushefte des Deutschen Mercur 1777¹⁾ übergehen wir, da sie unbedeutend ist.

Noch möge hier das Urtheil angeführt werden, das Merck in einem Briefe an Nicolai (1774) über Wilhelm Heinse's „Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse“ aussprach:²⁾ „Die Manier ärgert Wieland und muß ihn ärgern, denn sie ist wärmer als die seinige — obgleich das Buch an und vor sich als Werk betrachtet nichts ist als Uebung der

¹⁾ S. 255. ff. Bgl. B. I, 109. 246. 315. II, 89. f. — ²⁾ B. III, 107. f.

Kräfte. Die Verse aber, die hinten angehängt sind, übertreffen nach meiner Meinung an Politur und Feinheit alles, was ich je von dieser Art gesehen habe.“ —

Auch über dramatische Dichtungen unserer Literatur hören wir Mercet's kritische Stimme. So im Julihefte des Deutschen Mercur von 1776¹⁾ über die „Situation aus Faust's Leben von Maler Müller“: „Herr Maler Müller, in Mannheim, ist dem Publico seit einigen Jahren durch verschiedene Arbeiten als Dichter bekannt geworden. Wenn man das Gelingen mit unter die sicherste Merkmale des Genie's rechnen wollte, so dürfte man ihm aus den meisten Idyllen seinen Beruf als Dichter streitig machen, wenn nicht das Stück in der Schaffsur: der Thron der Liebe, das den kühnsten poetischen Traum darstellt, ihn auf immer als Mann von Genie rechtfertigte. Sind seine Arbeiten nun von so gar ungleichem Werthe, so muß man es dem Feuer der Jugend zuschreiben, wenn er die goldne Schäferstunde, deren es so wenige im menschlichen Leben gibt, nicht abwarten, sondern zuweilen erzwingen will. . . . Aus seiner Genoveva, und aus dieser Situation von Faust's Leben erhellt deutlich, daß der V. seinen Gegenstand nicht lange in seinem Busen nährte: sonst würde aus so reichem Stoffe, wie diese Fabeln sind, eine neue Welt entstehen, deren buntes Gewimmel für jedes Auge so lange in unsichtbarem Chaos lag, bis es sein Zauberstab zum Leben erweckte. Hätte er Faust's Schicksale mit sich herumgetragen, so würde der Mensch eher entstanden sein, als die Situation, worin er gesetzt werden sollte. Shakespeare's Geist, an den das Stück gerichtet ist, hätte ihn erinnern sollen, wie eben Sh. seinen Helden bei jedem Menschen Interesse zu verschaffen weiß; wie sie alle, unter dem tollsten Gewühl von Laster und Schwachheit, entweder einen edlen Hauptzug in ihrem Cha-

¹⁾ S. 81. ff.

rakter, oder doch glückliche Organisation, Anlage, edel und gut zu werden, verrathen. Die Flüche Timon's gegen die Menschen, wer würde sie anhören können, wenn sie nicht die große Seele athmeten! — Aber was ist dieser Faust, wenn ihn der Teufel verläßt? Ein elender Prahler. . . . Kurz an dem Ganzen sind weiter keine Fehler anzumerken, und die Kritik geht deswegen daran verloren, weil es wirklich noch nicht entstanden ist, und vielleicht noch lange Zeit verlangt, ehe die Figuren mit Haut und Haar aus dem Gehirn des V. hervorgehen. Bedächten doch einmal die jungen dramatischen Schriftsteller, daß Drama nichts anders ist, als Fragment menschlicher Geschichte, dem Leser zur Lehre und Warnung dargestellt, aus der Reminiscenz eigener Erfahrung mit Treue und Kunst nachgebildet, — so daß jeder glaubt, es zu sehen, oder gesehen zu haben. Nehmen sie aber ihren Stoff aus dunklen Träumen poetischer Begierde, und nicht aus dem Markt des Lebens auf, wer soll ihre Figuren wieder erkennen, und sagen: das ist Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein!"

Wieland's auf diese Recension bezüglicher Brief an Merck und seine Note unter dem Texte derselben ist oben mitgetheilt worden.

Wieland lenkte aber später in seinem Verhalten gegen den Maler Müller ein. Er sprach sich im Maihefte 1778 des Deutschen Mercur¹⁾ sehr anerkennend über dessen „nicht verificirtes poetisches Stück“ „Creuznach“ aus: „Dieser Aufsatz ist (wie die meisten des V.) zwar mehr Skizze als ausgemaltes Stück; aber vielleicht eben darum, weil es, so glühend wie es aus seiner begeisterten Imagination und aus seinem überwallenden Herzen hervorgeströmt, kunstlos auf's Papier gegossen ist, dem wahren Liebhaber der Natur und Kunst, sowie dem eigent-

¹⁾ S. 169. f.

lichen Kenner, um desto schätzbarer. Eine gewisse Reckheit des Pinsels, und besonders die häufigen vom Sprachgebrauch abweichenden Constructions und Wortstellungen gehören zu seiner eignen Manier, und machen oft wirkliche Schönheit; aber die letztern werden doch, wenn sie zu häufig und auch wo sie keinen guten Effect machen vorkommen, dem Leser auffallend, und verdunkeln manche Schönheit anstatt sie zu erheben — ein Wink, den wir mehr den Nachahmern als dem Verfasser zu geben nicht unterlassen konnten.“ Der Maler Müller wird hier als ein junger Künstler bezeichnet, „den die Natur, bei dem wärmsten und gefühlvollsten Herzen, mit allen Talenten die einen großen Dichter-Maler oder Maler-Dichter machen, auf's freigebigste ausgesteuert hat.“

Um so peinlicher war ein Mißverständniß, das Wieland selbst in vollkommener Arglosigkeit durch das sechszehnte Capitel seiner Abberiten im Julihefte des Deutschen Mercur hervorrief, indem er sich über eine in Abbera entstandene Tragödie Niobe und deren Verfasser Paraspasmus lustig machte.¹⁾ Er hatte dieses Capitel geschrieben und vergessen, als ihm der Maler Müller die baldige Zusendung seiner Niobe anmeldete. Wieland hörte von dem Humor, den seine Schilderung in Mannheim erregt haben sollte, und fand ihn unbegreiflich. Von einem Freunde empfing er, mit bitteren, aber nur allgemein gehaltenen Ausdrücken, ein Exemplar der Müller'schen Dichtung, und sein erster Gedanke war nur: du auch, Brutus? Immer unbegreiflicher wurde es ihm, wie Müller und einige andere seiner Mannheimer Freunde ihm zutrauen konnten, daß er in jener Satire an sie gedacht habe. Er las die neue Tragödie mit Bewunderung und mit ganz reiner Freude, ohne einen Augenblick durch sein schlafendes Gedächtniß gestört zu werden. Erst als er nach langem Hin- und Wiederfinten endlich auf

¹⁾ S. 50. f.

den Gedanken kam, das Juliheft seiner Zeitschrift nachzulesen und genau zu prüfen, ob er denn wirklich zu jener Beschuldigung einigen Anlaß gegeben habe, entwickelte sich ihm das ganze Räthsel. So berichtet er selbst im Septemberhefte an einen Freund in D***: ¹⁾ „Von dem Augenblick an“, sagt er hier, „da ich den Maler Müller kennen lernte, erkannte ich in ihm den herrlichen Geist, das gefühlvolle, warme, edle Herz, und die außerordentlichen Talente, die diesen jungen Mann der Freundschaft der besten Menschen würdig machen; ich gewann ihn lieb wie einen Bruder. . . . Auch dem Publico hab' ich (im Mai des D. M. d. J.) etwas davon gesagt, wiewohl mit wenigem; weil ich, ohne Noth, nicht gerne von denen, die ich liebe, mit der Welt spreche.“ Wieland schickte diese Erklärung nebst einem Briefe vom 16. September ²⁾ an Merck.

Unter den Büchern, die Wieland im August 1776 dem Kritiker mit der Bitte um deren „Recension und Empfehlung, insoweit recht und billig“ sei, übersandte, war auch das Trauerspiel von Reifewitz: „Julius von Tarent“, über das Wieland die Bemerkung hinzufügte: „ein herrliches phaenomen eines jungen Mannes, der noch nichts hat drucken lassen — sonderlich wegen dessen, was der noch werden kann, der schon dieß ist.“ ³⁾ Merck zeigte das Stück im Octoberhefte 1776 ⁴⁾ an: „Diese dramatische Production verräth einen jungen Mann von ungemeinem Genie. Ueberall steht man blendende Diction, bis zur Wärme des innigsten Gefühls aufliegende Einbildungskraft — Einfall mit Einfall hascht sich, — und eine einmal angefangne Allegorie wird durch alle Topiken pro und contra durchgeführt. Bei dem allem fehlts den Charaktern an Selbständigkeit, an Naturwahrheit — denn sie waren nur in dem Gehirn des Verf. entsprungen, wie alle Geschöpfe unsrer jetztschreibenden Dramatiseze. Einheit der Handlung würde man

¹⁾ S. 252. ff. — ²⁾ B. I, 144. ff. — ³⁾ B. II, 75. f. — ⁴⁾ S. 91.

gerne in einem Stücke durchaus durchgeführt vermiffen, und die Kritik kann's wohl erlauben, daß in Einem Schranke mehr denn Ein Schublasten ist. Allein die Fächer woraus das Ganze bestehen soll, müssen auch ganz sein, d. i. von Anfang bis zu Ende in ihrer Entstehungsart sichtbar und nachempfindbar sein. Hierzu wär' es nun sehr gut, daß man menschliche Geschichte, wie sie alle Werteltage bei Uns zu schauen ist, auffaßte, dramatisch darstellte, und überschriebe, wie man wollte. Wäre auch die Inscription zu hoch angegeben, so blieb's doch menschliche Geschichte. Zieht man aber alles aus sich, so wird's Abstractum, Skelet mit reicher Diction bekleidet, und weiter nichts. Die Menschen aber wollen nicht gerade wissen, was unser Vorrath vermag, sondern was in der weiten Welt vorgeht, und das nennt man Drama.“ Wieland war mit diesem Urtheile nicht ganz zufrieden: er schrieb im October an Merck: ¹⁾ „Von Julius von Tarent hätten Sie, dünkt mich (vielleicht irr' ich mich) mehr Gutes sagen können. Wiederholen wir die goldne Regel: daß man die *materiam dramaticam* aus dem gemeinen Leben nehmen müsse, nicht zu oft? Und schränken wir den Genie sowohl als die dramatische Philosophie (wenn ich so sagen kann) zu sehr dadurch ein? Ist es nicht interessant und zu- trüglich, daß uns auch edlere, höhere, kräftigere Menschheit, mit Einem Wort, heroische und idealische Menschheit lebendig dargestellt werde? — Doch dagegen haben Sie wohl nichts — Sie wollen nur, daß in einem Charakter alles sich selbst gleich sei, alles lebe, alles der wirklichen Menschheit analogisch sei? — Wollen Sie mehr, wollen Sie nur Menschen wie wir und unsre lieben Zeitgenossen sind — oder unsre lieben Alvordern waren: wer soll da Dramen machen, seit Göthe ein Minister ist und in der Zwischenzeit, bis er den Stoff, den er sich selbst igt zubereitet, einmal verarbeiten kann? — Zimmer wünschte

¹⁾ B. II, 80.

ich, Sie möchten, wenn Ihnen einmal wieder so etwas wie Julius von Tarent auffällt, mehr in's détail gehen, und dem Verfasser durch hübsche Exempelchen zeigen, wo er die Natur verfehlt hat, oder wo sein Pferd nur ein Esel ist.“

Weißner in Dresden, wahrscheinlich der Verfasser der „Skizzen“, die Albertinen von Grün ein liebes willkommenes Buch waren,¹⁾ theilte im Theaterjournal für Deutschland vom J. 1777 eine Probe von einem Drama Cäsar mit, das er nicht fortsetzen wollte, weil er gehört, daß Göthe auch an einem Cäsar arbeite. Merck sagte im Januarhefte des Deutschen Merkur 1778,²⁾ aus der Probe erhelle, daß der Verfasser eine wahre Selbsterkenntniß besitze. Weißner schrieb deswegen „einen ganz impertinent groben Brief“ an Wieland.³⁾

Noch heben wir aus Merck's kleinem Romane „Geschichte des Herrn Oheims“ eine Stelle aus, die den Theatergeschmack jener Zeit lebendig vergegenwärtigt. Der Sohn des Herrn Oheim erzählt nämlich von einem Besuche, den er in der Stadt gemacht hat:⁴⁾ „Ich gieng sehr ungern zur Komödie: allein es gefiel mir besser als ich vermuthet hatte. Es war eine Art von weinerlicher Komödie mit Gesang. Die große Versammlung Menschen von allen Ständen und Altern beisammen zu sehen, that meinen Augen wohl; und sie schienen mir meist alle recht gutherzige Leute zu sein, wenn ich sah, wie sie auf einen Locus communis lauerten, und das dürftigste Sentiment mit lautem Händeklatschen bewillkommten. Es geht dabei zu wie bei ihren Déjeunés und Collationen — nach dem Hunger zu urtheilen, sollte man denken, sie hätten in 24 Stunden nicht gegessen; und so ist auch kein Volk wie sie, das sich von morgens bis in die Nacht mit Gefühl vollpfropft, und immer doch so leer davon ist daß es zu allen Zeiten darnach schnappt.“ u. s. w. —

¹⁾ B. II, 250. — ²⁾ S. 85. — ³⁾ B. II, 136. — ⁴⁾ D. R. 1778, II, 58. f.

Sehen wir uns nach den lyrischen und epischen Dichtern um, die Merck, außer den bisher genannten, in seinen Kritiken besprach, so tritt uns zuerst der Patriarch Bodmer entgegen. In der wohl von Göthe und Merck gemeinsam herrührenden Beurtheilung der Sulzer'schen allgemeinen Theorie (1772) ¹⁾ wird von der Noachide in einem mißachtenden Tone gesprochen: „Nachdem sich die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmerischen Arche auf dem Gebirge, der Andacht weniger Pilgrime überlassen können.“ Dagegen beurtheilt Merck (1778) die Bodmer'sche Uebersetzung des Homer mit Pietät und freundlicher Anerkennung, und Wieland drückt in einem Zusätze des Herausgebers seine warme Verehrung und Dankbarkeit gegen den „Aelternvater aller Dichter in Europa“ aus. ²⁾ Im folgenden Jahre sagt Merck in seiner „ohngefährnen Bilanz der Literatur des vergangenen Jahrs“: ³⁾ „Auch Vater Bodmer, dieser auf so mancherfaltige Art um Sprache, Kritik, und Geschmac, verdienstvolle Greis, ist von neuem auf dem Plan erschienen, und hat uns die Arbeit vieler Jahre, Homer's Werke, sehr treu, in den wohlklingendsten Hexametern, ohne allen verfälschenden Zusatz der heutigen Cultur und Dichtart, übergeben. Graf Leopold Stolberg, der aus eigener Erfahrung überzeugt ist, was überwundne Schwierigkeiten bedeuten, wird mit Vergnügen in diesem edlen Greis seinen Meister ehren, und dadurch die Stimme des Publicums über den Werth seiner eignen Arbeit rechtfertigen.“ — Merck war mit Bodmer persönlich bekannt. ⁴⁾

Gellert wird in einer Recension der Frankfurter gelehrten Anzeigen (1772), ⁵⁾ die wohl Göthe's und Merck's gemeinsame Arbeit ist, gegen die Verfasser des Briefwechsels „über den

¹⁾ Frankf. gel. Anz. 1772, S. 94. — ²⁾ D. M. 1778, II, 282. ff. Bgl. B. I, 148. II, 142. f. 152—154. — ³⁾ D. M. 1779, I, 218. — ⁴⁾ B. I, 330. — ⁵⁾ S. 117. ff. (Göthe 33, 10. ff.)

Werth einiger deutscher Dichter“, wenn auch lau,¹⁾ in Schutz genommen: „Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten soll, wie es diese Verf. in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen die sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend, und die Religion glauben, ist bei unserm Publico beinahe Eins. Die sogenannten Freigeister in Sachen des Genie's, worunter leider! alle unsre jeztlebende große Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller, nur sie sind so klug, um der lieben Ruhe willen, eine esoterische Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß diese Verf. die Regeln einer Erbauungsschrift verkannt, und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den schlafenden, schlafenden, und blinzelnden Theil des Publikums curieren, und sie fangen dabei an, daß sie ihm seine Puppe nehmen. — — Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen! Gellert ist bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: Das ist zu hart! Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Ossian, Klopstock, Shakspeare und Milton stehen, nach dem Maßstab, womit Warton mißt, und wo selbst Pope zu kurz stiele, wenn er den Brief seiner Heloisa nicht geschrieben hätte; allein hört er deswegen auf ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu sein, einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu haben, und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wust der elendesten Gesänge zu verbannen, und wenigstens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbesserung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel Esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen, und sich wundern, wenn der gemeine Haufen, nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei

¹⁾ Bgl. W. III, 54.

uns, sondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen, immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Recensent [d. h. an dieser Stelle: Göthe] ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Götter, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens die Stärke des Helden vor Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth, nichts von diesen Männern zu sagen. Wir wünschten daß die Ausfälle der Verf. weniger heftig wären.“ U. s. w.

Interessant ist die kurze Schilderung, die Merck in einem Briefe an Nicolai (1775) von Klopstock entwirft: ¹⁾ „Klopstock war vergangenen Herbst bei uns und hat sich in meinem Garten an meinen großen Trauben geweidet. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich ihn nie, nach meiner Vorstellungsart, für einen wahren poetischen Kopf gehalten habe, sowie es viele gibt, die es ungleich mehr sind wie er. Aus seinem Umgang erhellt ein klarer heller Menschenverstand, mit sehr viel Weltkunde und Weltkälte. Noch nie hab' ich einen Menschen so schön deutsch und abgemessen reden hören. Sein Herz scheint ruhig, in sich selbst gelehrt, seines Werths bewußt. Dabei ist er per Intervallen offen und scheint im ganzen Verstande des Worts ein ehrlicher Mann.“ In der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (1774) ²⁾ spricht sich Merck über die metrischen und

¹⁾ B. III, 118. — ²⁾ XXII, 608. ff.

sprachlichen Forschungen Klopstock's mit Anerkennung aus, und in seinen „Gedanken über die Irrwege der deutschen Schriftsteller“ (1784)¹⁾ nennt er Klopstock's und Göthe's Musterstücke neben einander. Daß übrigens die Größe Klopstock's, den Wieland (1776) noch gewissermaßen als unseren ersten Dichter gelten läßt,²⁾ schon in jener Zeit von einsichtsvoller Seite stark in Zweifel gezogen werden konnte, beweist der Brief, den etwa ein Jahr zuvor Heinrich Füßli der Jüngere aus Rom an Lavater schrieb.³⁾ Weniger bekannt als dieser Brief, der bei aller Einseitigkeit und Rectheit doch unsere Beachtung verdient, sind die Worte, die W. L. Medicus um dieselbe Zeit (1776) von Weilburg an Höpfner schrieb, und in denen Bewunderung und Abneigung mit einander streiten:⁴⁾ „Seitdem ich bei Ihnen war, habe ich nicht das Geringste für's Herz gelesen. Ich fieng zwar an in den zwei letzten Theilen der Messiade zu lesen; allein ich konnte nicht über 9—10 S. kommen. Da merkte ich schon, daß ich in seiner Sphäre war, aus der es mir schwer halten würde, mit meiner hiesigen werthen Gesellschaft in Correspondenz zu treten. So warte denn, dachte ich, auf bessere Zeit und Stunde. Ueberhaupt macht mich Klopstock außerordentlich und übermäßig weich. Ich will immer lieber einem Leichenzuge beiwohnen, als einen Gesang in der Messiade lesen. Kl.'s Größe erhebt nicht, sondern schlägt nieder. Da ist lauter Gottes- und Engelsstärke, die der arme Erdenwurm nicht erreichen kann. Was müssen denn erst diejenigen Stellen thun, wo keine große, erhabene, sondern weiche Empfindung herrscht.“

Ueber Klopstock's Persönlichkeit schreibt Petersen, der den Dichter in Karlsruhe eingemaltes besucht und auch bei Hofe gesprochen hat, im J. 1775 an Merck:⁵⁾ „Die Simplicität und Anmuth seines Umgangs haben mich entzückt, sowie die durch-

¹⁾ B. III, 247. — ²⁾ B. II, 56. — ³⁾ B. I, 58. ff. — ⁴⁾ B. III, 144. — ⁵⁾ B. II, 50.

gedachten Kenntnisse und reifen Urtheile desselben. Da er nicht kriecht, sich nicht so tief bückt, nicht jeden Augenblick mit dem Wort Durchlaucht um sich wirft, sondern öfters Sie zu sagen sich untersteht: so wird ihm von dem größten Theil der Hofleute die gute Lebensart abgesprochen.“ Mit Bewunderung und Liebe drückt sich Herder in seinen Briefen an Merck über Klopstock aus: „Pindarischer ist nach Pindar, alle Jahrtausende herunter, nichts als die Ode: An die Freunde; sie ist vielleicht die schönste Dithyrambe, die Einer gemacht und ein Deutscher machen wird.“¹⁾ „Der Hypoch. ist neu und fast zum neuen Buch umgearbeitet. Sie werden ein paar Eisdoden von Klopstock drin antreffen, davon die Eine, die wir nicht haben, weit vortrefflicher und fast nicht zu gleichen ist, mit der, die wir haben, und auch diese habe ich nun erst aus diesem Abdruck verstehen gelernt. Ein Schrittschuhsilbenmaß, und Wintermorgenmusik und eine Braga's Erscheinung ist darin, die kaum ihres Gleichen hat.“²⁾ Doch läßt es Herder auch nicht an Ausstellungen fehlen: „Da Ihr gegenwärtig hoffentlich im Lesen Klopstock's sein werdet, so erinnert Euch meiner bisweilen, als ob ich mit Euch läse. Was Ton anbetrifft, glaube ich, Euch das dritte Buch [der ersten vom Dichter selbst besorgten Odenausgabe 1771] besser vorlesen zu können, als Einer von Euch, und bei dem Buch verliert Ihr wirklich mit dem Ton der Stimme viel, weil es gegen manches andre schadlos hält und auch darauf abgezielt ist. Sonst aber bin ich unter allen seinen drei Gottheiten (Gott, Mädchen und Vaterland) so sehr für das Mittelste (im zweiten Buch!) daß da jeder Ton, Druck, Veränderung ein Ton des Herzens wird — unsäglich! Vaterland, sieht man, ist dem armen Mann nach dem Tod seiner Cibli erst in den Sinn gekommen, und dann endlich der liebe Gott ist ihm ein lieblicher Schauer, Nachschauer der Messiasde und das erste Buch

¹⁾ B. I, 22. — ²⁾ B. II, 35. f.

ist in diesem Betrachte mir das letzte! Ueberall aber freilich eine liebliche Blume, seine Seele, die an jedem Blättchen süß tönt, sie möge die Luft Gottes, oder der Haun der Barden anwehen, oder noch lieblicher, vor und an der Brust des Mädchens blühen.“¹⁾ „Meine Bilderstellung scheint Sie noch immer zu befremden, und ich selbst bin sehr oft nicht damit zufrieden. Was kann ich aber dafür, daß das, was in mir dichtet, eine Mischung von Philosophie und Empfindung ist, die beide am Bild hangen, und die Ode so gern zum Ganzen eines solchen Bildes machen. Sie thun mir viel Ehre an, die Dämmerung mit etwas Klopstock'schem zu vergleichen: an Guß der Empfindung, wenn sie bloß Empfindung ist, ist Klopstock weit über mich, aber von seinen Oden bleibt auch nichts als Dämmerungston dunkler Empfindungen in der Seele! Nachhall der Glocke! Ich glaube, meine läßt hier und da was Klärers, Funke, Sentenz, Bild, Maxime zurück, wie Sie das nennen wollen.“²⁾

Die Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg wurden im December 1779³⁾ des Deutschen Mercur angezeigt. Nach einem sehr ehrenvollen Eingange heißt es weiter: „Die Gedichte des ältern unterscheiden sich als Kinder des sanften Gefühls, von jenen des feurigern Genius, welchem die Stücke höherer Art, die Hymnen und Dithyramben zugehören, wo die Bilder der aufgebrachten Einbildungskraft wie im Titanenkrieg über einander herstürmen. Jene scheinen in glücklicher Stille der Seele, wie freiwillig liebliche Blumen hervorgesprossen, vom Geschmack gepflegt und ausgebildet; diese, oft unfreiwillig, in dem ekstatischen Zustand entstanden, wo die Seele, des Musengottes voll, nicht eigene Gedanken in eigener Sprache, sondern höhere Eingebungen in

¹⁾ B. I, 26. — ²⁾ B. I, 20. Vgl. noch B. II, 13. 36. — ³⁾ S. 251. ff.

der Sprache der Götter, hervorzuströmen scheint. . . . So verschieden indeß der poetische Charakter der beiden Brüder ist, so fühlt man doch in beiden Werken etwas das man Familienähnlichkeit nennen möchte, und das was beiden gemein ist, und beiden alle Herzen gewinnen muß, ist das wärmste Gefühl für Natur, Freundschaft, und alles was je den edlern Menschen lieb und theuer gewesen ist, das aus allen ihren Gedichten athmet. — Die Lieder und Romane oder Balladen, nähern sich oft dem einfachsten, lieblichsten, klarsten Gesange.“ Alle Gedichte, „ohne Ausnahme, zeugen von einer Imagination, die an den reinsten Quellen der Natur und der alten Dichter genährt ist.“ Die Recension ist Merck's und Wieland's gemeinschaftliche Arbeit: der Dichter schrieb an seinen Freund: ¹⁾ Ich hoffe, „Du wirst mir zu gut halten, daß ich Deine Recension der Stolberge, denen Du, meinen Gedanken nach, nicht genug Ehre angethan hast, nach meiner Weise umgeschmolzen habe. Ich habe das Deinige durchaus fast wörtlich beibehalten, aber, nach Nothdurft, noch vieles hinzugethan und eingeschaltet (besonders, weil Du des Unterschieds zwischen den Stücken der beiden Brüder mit keinem Worte gedacht, sondern so gesprochen hast, als ob alles nur von Einem Verfasser herkäme), und, nach meinem besten Vermögen, so gut ich's in der Eile konnte, das Deinige und Meinige so zusammengelöthet, daß unter 100 Lesern nicht 5 merken sollen, daß da was Gelöthetes ist. Die Stolberge verdienen, daß man mit Wärme von ihnen spricht, und überdem weiß ich auch, daß sie mich lieb haben, und mir ein bloß kunstrichterliches, kaltes Lob nicht vergeben haben würden. Auch das, was Du tabelst, hab' ich ein wenig abouciert. . . . Ich weiß, Du vergibst mir diese, mit Deiner Recension genommene, Freiheit.“

Boje'n sandte Merck von ihm selbst und seinen Darm-

¹⁾ W. I, 199. f.

städter Freunden verfaßte Gedichte für den *Musenalmanach*, worüber sich jener in einem sehr freundschaftlichen Briefe vom 26. Januar 1773 sehr beifällig äußerte.¹⁾ Voje lud ihn 1775 zur Mitwirkung an seinem und Dohm's *Deutschem Museum* ein und bat ihn um Forterhaltung seiner Freundschaft.²⁾ Im Herbst 1780 sahen sich beide Männer in Göttingen. Im folgenden April schrieb Voje an Merck:³⁾ „Erhalten Sie mein Andenken, wie ich unter den edeln und aufgeklärten Menschen, mit denen mein gutes Glück mich bekannt gemacht hat, Ihrer immer mit vorzüglicher Theilnahme gedenken werde.“

In der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* des J. 1773⁴⁾ sprach Merck ein ziemlich freundliches Urtheil über Johann Georg Jacobi's Dichtungen aus: „Wer die Compositionen des Herrn J. unparteiisch prüft, der wird finden, daß die meisten und besten derselben immer aus einer wahren ihm eigenen Empfindung flossen. Es ist freilich nur ein Westwind, der das Büchlein der Wiese kräuselt, und der, dessen Ohr zum Rauschen des Stroms, und zum Sturm des Weltmeers gewohnt ist, wird hier vergebens lauschen. Man kann ihm, ohne unbillig zu sein, gewiß die Gabe des Anschauenden nicht versagen. Allein man erwarte aus seiner Seele nur keine Bilder einer gewissen Größe, — sie ziehen indessen klar und deutlich vor unserm Auge vorüber, obgleich Spannen hoch, und in dem Medio der Wasserfarbe empfangen. Wer wird ein so nordischer Barbar sein, daß er die Stirne faltete, wann für den Geschmack und Sinn der Herren und Dames und Abbé's in unsren Zeiten gesorgt wird?“ Dagegen äußert sich Herder 1771 in einem Briefe an Merck über Jacobi scharf und schneidend:⁵⁾ Es ist „Dubenstück dieser Secte,“ daß, „wohin man sich in Deutschland wendet, halberstädtische Liebesbriefchen fliegen, die,

¹⁾ B. I, 44. ff. — ²⁾ B. I, 70. ff. — ³⁾ B. I, 287. — ⁴⁾ XIX, 558. f. — ⁵⁾ B. II, 34. f.

man verkleistret sie, wie man wolle, doch nur immer die Herzen der Weiblein haschen sollen, und für mich keinen Grad minder abscheulich sind, als alle billets de confession unter Herrnhutern und Katholiken. Wer mit diesen Fasern des Herzens und der Freundschaft überall, als mit Flitterbändern zu trödeln vermag, der hat die wahre Gottesfurcht und Treue am Altar der Seele längst verloren — das ist, was ich davon weiß! Gleim ist ohngeachtet aller seiner Schwachheiten, die ganz Deutschland sieht, für mich noch immer Gleim; aber denken Sie an mich, wie ihm alle seine Freunde einmal lohnen werden? Jacobi mit seinen sämtlichen Werken hat schon zu deutlich angefangen, sich aus dem Staube zu ziehen, und fährt tapfer fort. Auch bei der neuen Subscription zc. gefällt mir Miene und Betragen dieses Mannes so wenig: es ist überhaupt in jedem Schritte und Worte desselben immer so viel liebliche Frechheit, eine Winkelsache immer zur Sache des Publicums, und eine Litanei von Empfindungsnamen zur Liturgie der Kirche zu machen; auch hat man das gute Männlein schon längst so ausgehört. — Uebersehen Sie diese zwei Abschnitte, wenn Sie sie nicht wollen gelesen haben.“

August Friedrich Urfinus übersandte dem Kritiker ein Exemplar seiner Schrift „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichter“, mit einem Briefe (1777),¹⁾ worin er die Bemerkung machte: „Zu spät leider errieth ich, daß Sie der Verf. der lieben Ballade im Adress-Comtoirblatte waren, und zu spät schrieb mir Herder, daß Sie noch mehr dergleichen Stücke besäßen, und wohl gütig genug sein würden, mir einige davon mitzutheilen. Vorher konnt' ich das nicht wissen oder vermuthen. Sind doch die meisten unsrer Gelehrten durch ihre Gelehrsamkeit über die andren Menschen erhaben, daß sie die simplen Gesänge der Natur und das Naive und Schöne, was

¹⁾ B. I, 113—115.

der gemeine Mann darin so gerne hört, bloß weil es simple Natur ist, nicht hören und dulden können, und daß sie also im Grunde gemeiner sind, als der gemeine Mann selbst. Ich freue mich nun herzlich, daß Sie nicht Mann guten Kopfs allein, sondern auch Mann reinen Herzens sind, und ich hoffe so, daß Ihnen meine Sammlung nicht mißfallen soll. — — — Ihrem lieben Junker Waters hab' ich keinen Platz mehr geben können, so vortrefflich er ihn auch behauptet haben würde.“ Auch bat Urfinus den Kritiker auf's innigste und angelegentlichste, ihm von seinem Vorrathe für einen zweiten Theil der Sammlung mitzutheilen. Wieland ersuchte seinen Freund um eine günstige Beurtheilung des Urfinus'schen Sammelwertes: „Notandum! daß ich mit Himburg [dem Verleger] in einer Art von nexu stehe, der mir unmöglich gestattet, seine Verlagsbücher zu discreditieren. Also bitte ich säuberlich mit dem Knaben Urfinus zu fahren.“¹⁾ Merck's Anzeige im Juniheste 1777²⁾ ist nicht sehr günstig. Die vorausgehenden mit Eschenburg's Namen unterzeichneten Abhandlungen von der Lieberpoeſie werden scharf getadelt. Eschenburg beklagte sich in einem Schreiben an Wieland, daß ihm in dieser Recension Unrecht geschehen sei, und verlangte Zurücknahme der Uebereilung. Wieland ließ den Brief im Augustheste³⁾ abdrucken. Eschenburg erklärt hier, seinen Namen habe Urfinus mit Unrecht unter die Abhandlung gesetzt; er sei nicht der Verfasser. Er bezeichnet dabei den Recensenten als einen Mann, dessen Urtheil ihm nicht im geringsten gleichgiltig sein dürfe.

¹⁾ W. II, 92. — ²⁾ S. 260—262. — ³⁾ S. 179—181.

VII.

Merk als Novellist.

Merk's Talent für die lyrische Poesie ist nach den uns vorliegenden Proben nicht zu bezweifeln; doch hat ihn die Ausübung desselben nur flüchtig und dilettantisch beschäftigt, und sein unruhiges Leben nach außen, die Vielseitigkeit wissenschaftlicher, künstlerischer und praktischer Anregungen, die er gab und empfing, und der Mangel an Concentration des Gemüthes, an beharrlichem Wohnen und Arbeiten in sich selbst war nicht dazu geeignet, seine Stimmungen zur künstlerischen Gestaltung reifen zu lassen. Seine Fabeln sind nicht von Bedeutung, und von seinen poetischen Episteln, wahrscheinlich meistens Kindern des muthwilligen Augenblickes, besitzen wir zu wenig, um ein Urtheil darüber wagen zu können.¹⁾ Dagegen tritt bei ihm

¹⁾ I. Fabeln: Wagner theilt (I, XL. sqq.) aus den Handschriften eine Auswahl von Merk's Fabeln und Erzählungen (17.) mit, die über das Gewöhnliche nicht hinausgehen — vielleicht Federproben seiner Jugendzeit, was mit einer gewissen Aitflugheit dieser Gedichte sich vereinigen läßt. Sie haben nichts von dem Geiste der Sturm- und Drangperiode; vielmehr sind sie in Gellert's Manier befangen, freilich ohne die Volksthümlichkeit, das zum Herzen Sprechende, das Lehrhaft-Treffende des Vorbildes zu erreichen. Merk bewegt sich hier wie in einer umgetauschten Gestalt. Die Verse, in denen er schreibt, sind gewandt und correct. Er antwortet in einem Briefe des J. 1769 auf die Anfrage Höpfer's, ob dieser seine Fabeln in den Almanach solle drucken lassen, bejahend, indem er jedoch um Verschweigung seines Namens bittet. (W. III, 17.) Von Merk sind nachweislich 5 Fabeln in den Göttinger Musenalmanach für 1770 aufgenommen, darunter 3, die nicht bei Wagner, aber im Weimar'schen Jahrbuche III. (vgl. S. 18. 20. f. 192—195.) wieder abgedruckt sind. Herder vermißt

die novellistische Begabung in den Vordergrund, und was er in diesem Felde geleistet hat, verdient unsere aufmerksame Beachtung.

in einem (1772?) von Straßburg aus geschriebenen Briefe an Merck's Fabeln, wovon ihm der Freund ein paar Proben mitgetheilt hat, Contour und Maß jeder Figur zum Ganzen; er beschuldigt sie, das Unwesentliche zu sehr zu malen und das Wesentliche leiden zu lassen, und fordert den Kritiker auf, doch Eine Fabel einmal ohne Hans la Fontaine mit der trockenen deutschen Strenge des Albrecht Dürer zu machen. (W. II, 21.)

II. Lyrische Gedichte: Von Merck's lyrischen Gedichten (die wohl größtentheils noch ungedruckt sind) urtheilt Wagner (Morgenblatt für gebildete Leser 1843, N. 122): sie athmeten theils tiefe Empfindung der Liebe und des Wohlwollens, theils sprächen sie Schmerz über Verirrungen der menschlichen Seele aus. Merck übersandte Boje'n für den Göttinger Musenalmanach „Gelegenheitsgedichte“, unter anderem drei Gedichte über Sympathie und Freundschaft. Zwei derselben waren von Merck, eines von Herder. Zu den Merck'schen gehört das an Herder gerichtete: „Als mir geboten ward, Freundschaft und Sympathie bei Hofe zu singen“, von Wagner in das J. 1771 gesetzt. Das Gedicht zeugt für Merck's lyrischen Beruf; es ist natürlich und nicht ohne Schwung, im Stile der Gemüthsperiode gehalten, aber doch ohne Aufgespanntheit und Krampfhaftigkeit, bei aller Polemik doch eine milde Stimmung athmend. Schade, daß Wagner einen Theil gestrichen hat. Ob das Gedicht in dem Musenalmanach erschienen sei, ist mir unbekannt. (W. I, 23. 44. 46. f. II, 13—18. 32. 286.) Merck schrieb den 1. November 1771 an Höpfner: „Ueber Ihr Mädchen mit dem lieben Monde freue ich mich von ganzem Herzen. Ich habe auch eins, nur in anderm Verstande wie das Ihrige, das sterblich in den Mond verliebt ist, wie Sie mit mehrerem erschen werden, wenn ich Ihnen meine Gelegenheitsgedichte vom Jahre 1771 überschieden werde, worin sich nicht weniger als 4 Mond-Oden befinden.“ Aus diesem noch vorhandenen Hefte der „Poesien von J. S. M.“ theilte Wagner die oben bezeichnete Ode und drei Gedichte an oder über Lila im Morgenblatte für gebildete Leser 1843, N. 122 und 132 mit. „In ihnen, wie in allen übrigen“, bemerkt Wagner, „spricht sich ein edles Gemüth und sittliche Würde aus.“ (W. III, 27.) Die im Morgenblatte stehende Ode „Beim Wiedererscheinen des Mondes“ athmet reine und zarte Empfindungen, die ein süßloses und verdorbenes Herz nicht vortragen könnte. Die Verse fließen leicht und melodisch, im Einzelnen mit gehobeneren Wellen dahin.

Merk zeigt sich in seinen novellistischen Arbeiten als eine durchaus praktische, von Schwärmerei entfernte Natur. Aber mit dem klaren, feinen Verstande des umsichtigen Weltmannes

Die Gestaltung ist etwas verschwimmend. Sodann folgen im Morgenblatte: „An Lila“, edel empfunden und in gewandter, zarter Sprache ausgedrückt, ohne bedeutend zu sein; — „Lila über ihren Stab“, warmer, zum Herzen sprechender Ausdruck trefflicher Gesinnung, von einem Hauche echter Poesie durchweht, aber nicht zur rechten Klarheit der Anschauung herausstretend; — „Bei den Klagen Lila's über die langsam ankommenden Briefe“, ein ergreifendes Gedicht, aus Einem Guffe; in Worten und Bildern treffend, markig und frischgeschaffen, in einer mit Feuer und Kühnheit voranstrebenden Sprache. Unter den „Gelegenheitsgedichten“, die Merk Boje'n für den Göttinger Musenalmanach sandte; erwähnt dieser in seinem Briefe an jenen vom 26. Januar 1773 (W. I, 47. f.) drei Stücke an den Mond. Unter diesen möchte das zweite: „Beim Wiedererscheinen des Mondes“ gewesen sein. Das dritte wurde im Göttinger Musenalmanach auf 1774 S. 83 mit der Unterschrift K. M. (Kriegsrath Merk?) abgedruckt. „Das Stück über Lila's Stab“, sagt Boje in demselben Briefe, „könnte vortrefflich werden.“ Aus den „Gelegenheitsgedichten“ steht das Gemälde im Göttinger Musenalmanach auf das J. 1774 S. 25 mit der Unterschrift K. M. — In besonderem Drucke erschien 1773 Merk's „Rhapsodie von Joh. Heinr. Keimhart dem Jüngern“, wie er selbst 1772 an Nicolai schreibt, „eine wörtliche Uebersetzung von Swift“. Boje besorgte (1773) Exemplare zum Verkaufe. (W. I, XXXIII. 45. III, 56. Vgl. A. D. B. XXII, 522—524.) Von „Keimhart's zweiter Rhapsodie“ schickte Merk um 1775 einige Verse an Boje. (W. I, 56.) Das Gedicht war gewissermaßen gegen Wieland gerichtet. (Vgl. W. II, 53.) Sollte dieß dieselbe Rhapsodie sein, die Merk um 1776 an die Familie la Roche sandte? (W. I, 90. f.) — Ueber „Pätus und Arria, eine Künstlerromanze, und Lotte bei Werther's Grab, eine Elegie, Leipzig und Wahlheim 1775“ haben wir in einem früheren Zusammenhange gesprochen. — Eines „Gänselebergedichtes“, über das die Herzogin Anna Amalia sehr erfreut gewesen sei, thut Karl August in einem Briefe an Merk 1780 Erwähnung. (W. I, 211.) — Auf ein unbenanntes Gedicht Merk's scheint Herder 1771 hinzuweisen. (W. I, 30.) —

Uebersetzungen: In einem Briefe an Nicolai schreibt Merk 1772: er verdeutschte jetzt beinahe die ganze Sammlung der Reliques of ancient poetry. (W. III, 57.) Im folgenden Jahre schreibt ihm Boje: er sei

verbindet er eine wohlthuende Gemüthswärme, sofern eben nicht ein mephistophelischer Zug einseitig-realistischer Weltbetrachtung, des Unglaubens an den Adel menschlicher Natur und an den Sieg des Guten bei ihm hervortritt und nicht durch den höheren

sehr bei der Herausgabe der englischen songs interessiert; bis Merck sich an die Herausgabe machen könne, wolle er nach Kräften Gutes für ihn aufzufinden suchen, damit eine Sammlung entstehe, die was Neues habe. (W. I, 46.) Boje erbittet sich 1775 von Merck ein paar von dessen Nachbildungen altenglischer Stücke — Amor und Campasse, Gutgud oder so was für Bossens Almanach. (W. I, 68. f. Vgl. I, 57.) Vielleicht befinden sich von Merck eingefandte Beiträge in Herder's Volksliedern. (W. I, 56.) Die Uebersetzung einer Ballade ließ Merck um 1777 im Adreß-Comtoirblatte erscheinen. Er übersetzte außerdem noch mehrere dergleichen Stücke, z. B. den Junker Waters. (W. I, 114.) In die 1777 erschienene Sammlung von Urstinus kam von Merck kein Beitrag. Vielleicht in eine zweite Sammlung desselben Mannes, wenn überhaupt eine solche existirt. (Vgl. W. I, 113—115.) —

III. *Matinées* (vgl. Niemer's Mittheilungen über Göthe II, 22. f.): Wieland schreibt 1776 an Merck: „Ihre *Matinées* des Recensenten haben mich sehr glücklich gemacht, Sie haben eine ganz einzige und eigene Gabe für diese Art von Compositionen. Wenn Ihnen etwa bald wieder etwas in diesem genre eingegeben würde, das einem ehrsamem Publico vorgelegt werden dürfte, so denken Sie ja an den Mercur.“ (W. II, 58.) Wagner theilt II, 59. ff. ein in Hans Sachs-Göthe'schem Stile gehaltenes, frisches, gewandtes und dramatisch-lebendiges Bruchstück einer solchen *Matinée* mit unter der Aufschrift: „Merck an Wieland. *Matinée* eines Recensenten.“ Göthe las im J. 1829 seinem Freunde Eckermann eine poetische Epistel Merck's an Wieland vom J. 1776 vor, „in höchst geistreichen aber etwas derben Knittelversen“, besonders gegen Jacobi gerichtet. (Vgl. Eckermann II, 60. f.) In „Dichtung und Wahrheit“ sagt Göthe (Werke 26, 96. f.): „Ich besitze selbst noch [von Merck] poetische Episteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Swiftischer Galle, die sich durch originale Ansichten der Personen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit so verlegender Kraft geschrieben sind, daß ich sie nicht einmal gegenwärtig publiciren möchte, sondern sie entweder vertilgen, oder als auffallende Documente des geheimen Zwiespalts in unserer Literatur der Nachwelt aufbewahren muß.“

Menschen in ihm und durch den wahrhaften Humor überwunden wird. In seinen besseren Leistungen auf diesem Gebiete predigt er gesunde Lebensweisheit, Selbstbescheidung, feste, beharrliche Wirksamkeit in beschränkten, aber dadurch sichereren Bereichen des menschlichen Daseins. Mit besonderem Glücke bewegt er sich zwischen der Idylle und der politischen Satire. Er hatte das Zeug, ein Dichter des Landlebens zu sein, nach dem er sich oft sehnen, in dessen Bildern er, nicht ohne Wehmuth, augenblickliche Ruhe und Befriedigung finden mochte. Seine politische Satire ist geißelnd und von treffender Ironie. Was ihm besonders zur Ehre gereicht, ist seine herzliche Liebe zu dem sogenannten niederen Volke. Er schildert frisch, kernhaft, warm und anschaulich, ohne jede Ueberladung, aus dem Leben heraus und gibt uns ohne eigentliche Idealisierung doch meistens künstlerisch anziehende und über die gemeine Wirklichkeit erhobene Bilder. Das Talent der Ausführung geht bei ihm weit über das der Erfindung hinaus. Die Meisterschaft des einfachen und doch eleganten Stiles und der echte Ton des Volkschriftstellers (worin er an Möser und Hebel erinnert — schade, daß er nicht seine ganze Kraft auf dieses Feld einschränkte —) steht ihm leicht zu Gebote. Es fehlt ihm nicht an der plastischen Frische und Gedrungenheit der Charakterzeichnung. Er war der Mann, der Ueberschwänglichkeit unserer Literatur einen Damm entgegenzusetzen. —

Die „Geschichte des Herrn Oheims“, die im Jahrgange 1778 des Deutschen Mercurus erschien, ¹⁾ ist in ihrer Art ganz vortrefflich, ein Bild des dauernden, bescheidenen Lebensglückes, das hauptsächlich auf Genügsamkeit, Fleiß und Redlichkeit zu gründen ist. Der Gegensatz zwischen dem friedlichen Landleben, das ohne alle Schwärmerei, aber doch höchst anziehend geschildert wird, und den unruhigen, unsicheren und verdorbenen

¹⁾ I, 80. ff. 151. ff. II, 51. ff. 212. ff. IV, 27. ff. 239. ff.

Zuständen des Hof- und Staatslebens, worin der Verfasser offenbar seine eigenen Anschauungen abspiegelt, gibt der Erzählung einen besonderen Reiz. Die Moral ist gesund und praktisch. Die Einfachheit der Erfindung thut wohl und stimmt zu der hier geschilderten Welt, wie auch zu dem Geiste der kleinen Schrift. — Wieland's und Göthe's beifällige Urtheile haben wir bereits vernommen. Wir lassen die Erzählung im Auszuge folgen.

Der Erzähler, ein Kaufmann Müller besucht den früheren Minister, nunmehrigen Landmann Oheim auf dessen in der Nähe eines Dorfes hinter Ulm gelegnem Gute. Er läßt sich durch den Pfarrer des Ortes, an den er empfohlen ist, bei ihm einführen. Der Gast macht die Bekanntschaft der Hausfrau, ihrer Tochter und ihres kleinen Sohnes in der Küche, wo die Frauen am Feuer sitzen und arbeiten. Oheim führt den Kaufmann auf seine Felder. Hier sagt er zu ihm: „Dieß alles hab' ich mir erworben, und wenn ich auf die Art und Weise zurückdenke, so gereut es mich eben nicht. Vergleichen Sie den Werth dieses Guts mit andern, so sinkt es in die Menge so vieler mittelmäßigen Besizungen zurück, die keines Worts und keiner Zeile Beschreibung bedürfen. Sehen Sie's aber als den Zweck an, auf dessen Erreichung ein ehrlicher Mann seine Zeit und Fleiß verwandt hat, so ist's ein andres Ding. . . . Die Landwirthschaft im Großen, als eine Speculation zu treiben, halte ich, unter uns gesagt, für ein so widriges Project, als wenn einer seine Küche auf's Bücherschreiben fundieren wollte. Allein es ist ohnstreitig, im Kleinen getrieben, die würdigste Beschäftigung eines ehrlichen Mannes, der versuchen will, was eigener Fleiß und Verstand vermag, der seine Existenz der Einförmigkeit entziehen und seine Gesundheit durch freie Luft erhalten will. Ehedem lebte ich, wie sie's nannten, für den Staat, für die Welt, und ich glaube auch gar für die Nachwelt, jezo lebe ich für meine Familie!“ In dem Ameublement seines Schlafzimmers

findet Müller Kostbares und Gemeines unter einander gemischt. „Sehen Sie“, sagt der Hausherr zu ihm, „das alles, groß und klein, ist Hausmacherzeug, und das ist der Grund des schönen Ensemble, das Ihnen als Stadt- und Weltmann so ungern in Kopf will. . . . Hier den Vorhang haben meine Leute gesponnen, und er ist im Hause gewebt. Die Stühle und Sessel haben ich und meine Frau und Tochter gestickt. . . . Die Kamineinfassung ist nichts bessers als der Stein wovon mein ganzes Haus gebaut ist. . . . Das übrige was Sie an den Wänden sehen, sind die Spielwerke meiner Kinder. Und die Wachslichter, die hier brennen, wachsen hinter meinen Scheuern. . . . Ich bin mein Lebenlang durch nichts als goldne Sprüche regiert worden, die mir statt alles Raisonnements dienten, und so ist mir auch der goldne Spruch, der durch mein jetziges Leben zieht, der: Genieße nichts, als was du dir erworben hast. Ich glaube, ich würde von Haus und Hofe laufen, wenn ich's ererbt hätte. Aber so da ich's erworben habe, ist's mir in allen Theilen lieb.“ Nach dem Aufstehen ruft Müller „in einer Art von Entzückung“ aus: „Du Einfalt der Sitten, statt Hinderniß der Cultur des Geistes, bist du vielmehr sein Element, seine eigenste Nahrung! Der Mensch, dessen äußere Organe durch sinnliche Beschäftigung gestärkt, erhalten und erhöht werden, soll da nicht schärfer denken, sich muthiger entschließen, nicht mehr Gegenwart des Geistes und des Augenblicks in seiner Gewalt haben — als derjenige, der mit speculativer Weisheit getröbelt hat?“ Der kleine Oheim ruft ihm zum Frühstücke. „Ich ließ mich von meinem kleinen Führer leiten. Als wir an die Treppe kamen, begegnete mir Mlle. Oheim, die ihren ältern Bruder suchte, und mit wenigen Sprüngen die Treppe heraufgeflogen kam. . . . Ich stand vor ihr, und war wie ein Mensch der nicht in die Sonne sehen mag, und seine Augen niederschlägt. Allein wenn ich sie auch erhob, so ward sie darüber weder bestürzt noch ungehalten.“ (Eine aufkeimende Liebesepiſode, die Merck, un-

künstlerisch genug, fallen läßt.) Die beiden Männer begeben sich später in Oheims Kabinet, wo dieser seine Lebensgeschichte erzählt:

„Mein Vater war Regierungs- und Justizrath in St., einer der brauchbarsten Geschäftsleute seiner Zeit. . . . In unserm ganzen Hause ertönte daher alles von dem Wunsche, daß ich, der einzige Sohn, auch dereinst ein so geschickter und geehrter Mann werden möchte als mein Vater. Sie wissen wie man in den kleinen Residenzen von allen andern Ständen und Verrichtungen urtheilt und denkt, die nicht zum Herrendienst gehören.“ U. s. w. „Ich sah also keinen andern Weg vor mir, wie sie's nennen, mein Glück in der Welt zu machen, als wenn ich in meines Vaters Fußstapfen träte.“ Oheim schildert seine Beamten-Carriere. Er wurde geheimer Referendarius beim Fürsten, gieng mit ihm auf Reisen und wurde ihm nothwendig, ohne sein Liebling zu sein.

Oheim's Erzählung wird unterbrochen. Sein älterer Sohn berichtet in einer langen, launigen, besonders lebendigen, in ihrer Art meisterhaften Episode von einem Besuche, den er bei dem Bruder seiner Mutter, dem geheimen Hofrath in der Stadt S. gemacht hat. „Gestehen Sie nun selber“, ruft der junge Oheim aus, indem er dem Gaste mit Lächeln auf die Schulter klopft, „ob mir das Stadtleben sehr gefährlich werden könne. So wenig, dünkt' ich, wie das Zigeunerleben, zu dem ich vielleicht noch mehr Geschick hatte. Mein Vater fürchtete, die Bücher und anderer Leute Beschreibungen möchten mich einmal zur Unzeit lüstern darnach machen, und so glaubt' er, es könnte von Nutzen sein, wenn ich das Ding mit meiner eignen Nase röche.“

Oheim der Vater setzt später die Erzählung seiner Geschichte fort. Seine Reisen mit dem jungen würdigen Fürsten giengen in die Schweiz. „Ich sah ein Volk, das vom Morgen bis in die Nacht lebte, sich seiner Existenz freute; und nicht, wie bei uns, so viele

Leute, die gähnen, klagen und kriechen. — Dieß gab meinem Geist eine andre Wendung, die aber für meine damalige Umstände nicht die passendste war. Mein Ansehen beim Fürsten ward von Tage zu Tage fester, ohne daß ich's gesucht hätte. Er gewöhnte sich an mich; und das war der ganze Schlüssel zu dem Geheimnisse, das so vielen Leuten die Köpfe verrückte.“ Es fehlte nicht an Widerwärtigkeiten in seiner Stellung. Den Fürsten beurtheilte er nachsichtig: „Ich sah damals ein, wie es möglich ist, daß man die Fürsten des Menschenscheues und der Härte beschuldigen kann; denn die Menschen machen's ihnen darnach. . . . Ich sah meine besten Jahre in undankbarer Arbeit verstreichen. Ich lebte für meinen Herrn, aber nicht für meine Familie. . . . Auch meine häusliche Umstände litten darunter. Meine Einkünfte waren ergibig, allein lange nicht zureichend den meinem Stande gemäßen Aufwand zu bestreiten. Der Fürst glich hierin allen Seinesgleichen, daß er nicht gab, wenn man nicht verlangte; und ich hatte diese leidige Gabe vom Himmel nicht empfangen. Unvorhergesehene Ausgaben, oder Liebhabereien, die einander verdrängten, und womit ich das Leere meines Herzens auszufüllen suchte, zerrütteten mein Hauswesen. Der Einfluß und die Gewalt, womit mich das große Zutrauen des Fürsten bekleidete, ward mir nach und nach zur Last und die Anbetung war mir ekelhaft. Ich merkte auch allmählich, daß es den Leuten, besonders denen die mir nahe standen, zu lange währte, mich in einem Posten zu sehen wornach sie alle trachteten. Man cabalierte, erfand Märchen gegen mich, die mir anfangs unglaublich schienen, die ich mir aber aus dem großen Haß nachher leicht erklären konnte. Endlich brach ich das Eis, und als der Fürst mir seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, daß ich das Interesse der Landstände mit zu großer Hitze gegen ihn vertheidigt hatte, nutzte ich diesen Umstand, und forderte meinen Abschied. Ich erhielt ihn, wie billig, auf der Stelle.“ Die Nachricht, daß er in Ungnade gefallen sei, ver-

breitete sich „mit der größten Freude und Schnelligkeit durch das ganze Land, und jeder glaubte nun, daß die Geschäfte einen neuen und erwünschten Gang nehmen würden. . . . Man floh mein Haus, als wenn's von der Pest angesteckt wäre.“ Oheim schildert die Aufnahme, die er mit der Nachricht von seiner Entlassung bei seiner Gattin fand: „Sie schluchzte vor Freudenthränen, und überhäufte mich mit Liebfosungen, die ich Jahre lang entbehrt hatte. Also hab' ich dich wiedergefunden, war alles was sie vorbringen konnte; aber sie wiederholte es zu tausendmalen. — Sie führte mir meine Kinder zu. — Ihr habt euren Vater wieder, meine Kinder. — Die lieben Geschöpfe fielen mir um den Hals, und wußten nicht wie ihnen geschah. Sogleich ward beschloffen, nicht nach der Stadt zurückzukehren. Dieß war einer der glücklichsten Abende meines Lebens.“ Der Hofmeister und der größte Theil der Bedienten waren nun in ihrem Benehmen umgewandelt. „Die Chefs von den Collegien ließen mich nun *ex speciali commissione* um Herausgabe der Acten durch sehr trockne Rescripte mahnen; und man machte Anstalten, mich über eine jede Resolution, wo der Fürst von dem Antrage seiner Rätthe abgegangen war, in Person zu belangen. Ich bekam Besuche von Hoflakaien, deren Gesuche registriert worden waren, die von Schelmerei und unterschlagenen Memorialien sprachen. . . . Ein Theil meines Vermögens und meiner Frauen Mitgabe war eingebrockt; ich sah mich natürlich von dem Fürsten vergessen, von allen Menschen gehaßt, verbannt; es blieben mir keine Freunde übrig, als die, die meiner bedurften, meine Frau und Kinder.“ Oheim verkaufte nun alles Ueberflüssige. „Aus dem Verkauf dieser Armfeligkeiten entstand der Fonds von meinem jetzigen Gute, und das Vermögen meiner Kinder liegt als ein Heiligthum in der Stadt bei einem meiner Freunde im Handel angewandt, von dem ich bisher keinen Pfennig angerührt habe. Ich komme zuweilen in die Stadt mit ihm abzurechnen, und meine Kinder wissen so wenig davon, als die

Schweizer, was ihre Gebirge für Schätze enthalten können. Diese selige Unwissenheit hält sie in ihrem Berufe fest, und sie begreifen noch zur Stunde nicht, wie man etwas haben darf, das man nicht erworben hat." Der Fürst bezeugte ihm Wohlwollen und Achtung. „Ich hatte . . . nun alle Bande zerrissen, die mich ehemals mit der Societät vereinigt hatten. Ich stand allein da, und es kam nun darauf an, wie ich die Unabhängigkeit, wozu ich mich geworfen hatte, unterhalten sollte. . . . Ich suchte Ruhe, und leichte, von mir selbst abhängende Beschäftigung. . . . Mein Plan war also, wie man sagt, im Kleinen anzufangen, und gerade nicht mehr zu treiben, als wozu mir die Kräfte gewachsen waren. Ich hatte längst ein Auge auf dieß nahegelegene Dorf geworfen; weil es etwas von der Landstraße ablag, und ich hier unbemerkt leben konnte." Er kaufte dort ein Haus mit Gärten und Feldstücken.

Müller fährt fort: „Der Alte verließ mich, als er seine Erzählung geendigt hatte. Ich gieng in meine Stube, warm von den Empfindungen, die er mir mitgetheilt, und voller Ekel über meinen jetzigen Beruf, der auf nichts hinausgieng, als ewig Geld zu machen; und von dem Geldmachen, dachte ich, hat man kaum so viel Zeit übrig, daran zu denken, wie man's nützen will. Ewig verfolgt uns das Gespenst mit seiner Peitsche, daß wir Schurken wären, nicht einmal so und so viel zu besitzen. Und darüber werden so viele von uns Schurken, oder fallen als marode um, ehe die Campagne zu Ende ist. Und dem ehrlichen Bauer, der nichts hat als das bißchen Leben, fällt's niemals ein, daß er ein Herr sein muß; daß es eine Schande ist, nicht mit Kutsch' und Pferden zu fahren.“

In den Auszügen aus den Briefen, die Oheim in den ersten Zeiten seiner Wirthschaft an einen Freund geschrieben hat, heißt es: „Mir ist drum zu thun, ein andres Wesen zu beginnen, meine Knochen zu brauchen, weil mir Gott sie gegeben hat; mir, durch Arbeit, Gesundheit, Muth und Hunger und

Durst zu erwerben, und kurz das Leben nicht zu genießen, sondern zu verdienen. . . . Das meiste, was . . . meine arme Seele zur Ruhe bringt, ist der Taglohn, worin ich arbeite. Gottlob! ich weiß nun daß ich mich zu Tische setzen, und meine Lampe mit gutem Gewissen anstecken darf. Vorher wußt' ich wahrlich oft nicht am Abend, ob die Arbeit, die ich that, das Stümpfchen Wachslight werth war, das dabei herunter träufelte. Aber das ist nicht genug, daß ich unserm Herrn Gott sein Taglohn abverdienne; ich weiß auch daß ich ihm nicht mehr abnehme als ich soll, und daß ich alles übrige in Cassé lasse, was mir nicht zukommt. Deß mögen sich wohl wenige von den Herrn rühmen, die wie man sagt, ihr Glück gemacht haben, und noch vielweniger diejenigen, die es noch machen wollen. . . . Da ich nicht mehr im Empyräo des Intellektuellen wandle; so darf ich nicht mehr, wie ehemals, Monate lang auf einen vernehmlichen Menschenlaut harren; sondern wo Erde ist, sammeln sich die Menschen zu mir, und ich sehe alle Tage mehr, sie sind Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein. Viele sind ebenso gut, wie ich, und gar viele gescheuter. Dieß ist mein Trost, der einem nicht eher zu Theil wird, bis man ihn wenigstens zur Hälfte werth ist. . . . Man muß hübsch zu Fuße mit dem Bündel auf dem Buckel reisen, wenn man auf der Landstraße singen lernen will.“ —

Die Kehrseite zur „Geschichte des Herrn Rheims“ bietet uns „Herr Rhein der Jüngere, eine wahre Geschichte“, die der Deutsche Mercur in den J. 1781 und 82 brachte.¹⁾ Der Eingang hat etwas sehr Trauliches und zeigt einen fortgeschrittenen Novellenstil. Der alte Edelmann ist vortrefflich geschildert. Im Allgemeinen geht diese Erzählung mehr in's Prosaische über, als die frühere, was schon der Grundzug idealer Enttäuschung mit sich bringt. Auch verliert sie sich mitunter

¹⁾ 1781, IV, 144. ff. 193. ff. 1782, I, 123. ff.

zu viel in nationalökonomisches und cameralistisches Detail, um dichterischen Ton und Farbe festzuhalten. Ihre größte Lebenskraft hat sie in der politischen Satire, auf die es hier gründlich abgesehen ist. Die Kleinlichen, verkommenen, tyrannischen Staatszustände werden unbarmherzig und mit großer Malice gegeißelt. Man sieht hier, mit wie lebendigem Interesse Merck sich um die politischen Zustände bekümmerte. — Wieland's beifälliges Urtheil ist oben erwähnt worden. —

„Nicht weit von G. wohnte ein reicher Edelmann, der keine eheliche Kinder hatte, und im ledigen Stande bereits grau geworden war,“ ein Philister und Gutschmecker, dabei gastfreundschäftlich. Sein Secretair Strepchon war „ein sehr gutartiger junger Mensch, der vor ohngefähr sechs Jahren hübsche Studia auf Universitäten gesammelt, aber nur mit dem kleinen Fehler behaftet war, daß er alle neuen deutschen Schriften las. . . . Jede Lectüre war für ihn von der äußersten Wichtigkeit, und sie hatte Einfluß auf seine Art zu denken und zu handeln.“ Er hatte ein bequemes Leben. „Indessen gewöhnte sich sein Herr nach und nach so sehr an ihn, daß er ihn beinahe nicht von seiner Seite lassen wollte. . . . In einem der Momente, wo Strepchon das Elend der Sklaverei in seiner ganzen Stärke fühlte, fiel ihm der Deutsche Mercur in die Hände: und er las die Geschichte des Herrn Oheims. . . . Der Held ward alsbald sein Muster, und er fand, daß weiter nichts dazu gehörte ihm ähnlich zu werden, als seinem Herrn aufzusagen, und von seinen Ersparnissen und dem Restchen seines väterlichen Vermögens sich das nächste beste Bauerglütchen anzuschaffen. . . . Der erste, zu welchem Strepchon seine Zuflucht nahm, um ihm sein Geheimniß zu entdecken, war der Pfarrer des Orts“, ein Tausendkünstler und Projectemacher. „Dieser Mann umarmte unsern Strepchon, sobald er nur von seiner Entschließung hörte, mit der innigsten Wärme und wünschte ihm Glück dazu.“ Auf seinen Rath kaufte Strepchon in der Nachbarschaft ein Hufengut

von 120 Morgen Landes „unter sehr leidlichen Bedingungen“ und nahm bei dem Edelmann seinen Abschied. Als er um die älteste Tochter des Oberförsters anhielt, wurde er von der Mutter abgewiesen. „Die Tochter gieng zur Thüre hinaus, und kam mit verweinten Augen wieder herein. Sie hatte im Herzen Strephon lieb, ohne daß dieser das Geringste davon gemerkt hätte. Sie hätte sich ihm auch schon längst in die Arme geworfen, wenn er ein schönes Aemtlchen in der Stadt gehabt hätte.“

Strephon machte in seinem neuen Berufe schlimme Erfahrungen. Er hatte schwere Steuern zu bezahlen, Frohnden zu leisten u. s. w. Der Druck und Zwang einer despotischen Staatsbevormundung wird vielseitig mit bitterer Ironie geißelt, die Regierung, Verwaltung und Justiz im ungünstigsten Lichte dargestellt. Solche Schilderungen muß man aufmerksam lesen, um kein laudator peracti temporis zu werden. Merck scheint denn doch, zumal als geschneider Cameralbeamter, die Augen überallhin offen gehabt zu haben.

„Strephon hatte den Gedanken noch nicht aufgegeben, sich in dem Hause des Oberförsters eine Frau zu suchen, ob er gleich nur halb gut aufgenommen wurde.“ Er „bekam immer ein rostigeres Ansehen in ihren Augen. . . . In seine ehrliche und redliche Absichten war kein Mißtrauen zu setzen. Allein die Probität eines Individuums ist, wie schon Helvetius sagt, nicht immer das, wornach man fragt. Der Oberförster aber war nicht gleichgiltig dabei, sondern dachte ernstlich darauf, ihm seine Tochter zu geben, vorher aber ihn von dieser seiner neuen Lebensart zu einer andern zu bringen.“ Er verschaffte ihm eine Stelle als Privatcorrespondenzführer bei dem Kammerpräsidenten. „In dem Hause des Oberförsters war nichts als Jubel. Mutter und Tochter fielen Strephon um den Hals, erzählten ihm das Glück, das auf ihn wartete, und baten ihn, um seines und ihrentwillen, dem Plane des Oberförsters zu

folgen.“ Dieser stellte ihn dem Kammerpräsidenten vor. „Es ist eine allgemeine Regel: daß man, um sein Glück zu machen, nicht einfältig genug aussehen könne. Dieß bestätigte sich auch hier. Die viele Demüthigung, die Strephton erlitten hatte, hatte den letzten Zug von Selbstheit in seinem Gesichte verwischt, und er stand da, wie ein wahrer Knecht. Die Großmuth Sr. Excellenz ward roge, und, ohne ihn weiter zu examinieren, befohlen Sie sogleich, daß Er und der Oberförster für heute zum Essen bleiben sollten.“ Es folgen noch weitere politische Willen. Strephton verkaufte sein Gut. Er „ward überall als der Abglanz seines Herrn behandelt.“ Er „schlief, ohngeachtet er manchmal gehudelt wurde, doch ruhiger, als vorher. Alle seine Westen wurden ihm in kurzer Zeit zu enge, und er sah bald ein: daß es ungleich seliger sei zu nehmen, als zu geben.“ —

„Eine Landhochzeit“, die im Jahrgange 1779 des Deutschen Mercur erschien,¹⁾ und über die Karl August an den Verfasser schrieb,²⁾ er habe lange nichts mit der Freude gelesen, ist eine kernhafte, frische, aus dem Leben gegriffene Schilderung, in der auch kein matter und lebloser Zug vorkommt. —

Wieland sagt,³⁾ er sei über Merck's „Lindor, eine bürgerliche deutsche Geschichte“, die der Deutsche Mercur im Jahrgange 1781⁴⁾ veröffentlichte, in ein lautes Hallelujah ausgebrochen, und Wagner nennt sie⁵⁾ ein treffliches Gemälde des geselligen Lebens und eine meisterhafte Schilderung der Unbilben gegen einen selbständigen, talentvollen, jungen Mann. Wir können jedoch nur den feinen psychologischen Verstandesreflexionen und der stilistischen Form, namentlich des Einganges, eigentlichen Werth beilegen. Die scharfsinnige Zergliederung eines halb in der Wirklichkeit beobachteten, halb gedachten Charakters und die klare, dem Leben entsprechende Bezeichnung der

1) IV, 198. ff. — 2) B. I, 216. — 3) B. I, 304. f. — 4) III, 107. ff. — 5) I, XXIV. XXXVI.

ihm entgegentretenden Verhältnisse ist wohl eine Skizze, aber kein Gemälde: zu einem solchen fehlt hier die Wärme und Fülle der Darstellung. Die novellistische Erfindung des Lindor ist dürftig, ohne Reiz und Spannkraft, und es durchweht ihn kein Hauch der Poesie.

Ueber den biographischen Gehalt dieses Aufsatzes haben wir Folgendes zu bemerken.

Die Anfangsworte, die sich über Lindor's Jugendzeit aussprechen, geben allerdings den Umriss eines Charakters, der uns vielfach an den unseres Kritikers erinnert: „Lindor war ein junger Mensch von bürgerlichen Eltern geboren, und zu keinen großen Hoffnungen erzogen. Die Richtung, die man seinem Kopf und Herzen gegeben hatte, war von der ganz gemeinen Art; wenigstens hätte seine Erziehung keine andre als gemeine Wirkungen hervorbringen sollen. Allein in ganz früher Jugend zeigte es sich, daß ihm eine leicht zu bewegende Einbildungskraft und ein großer Hang zur Divinationsgabe einen außerordentlichen Pfad in der Reise des Lebens vorzeichnen würde. Er kombinierte sehr schnell, und die allgemeinen Begriffe und Urtheile sowohl als Empfinden wuchsen zu Tausenden in seiner Seele auf. Der Scharfsinn schmeichelte seiner aufkeimenden Eigenliebe, und so ward nach und nach durch jeden Erfolg, der seiner Vorhersehung entsprach, sein Charakter gebildet. Sein Witz und Humor machten ihn zum angenehmen Gesellschafter, und obgleich sein edles Herz ihm überall Freunde hätte erwerben sollen, so fand er doch wenige. Da er sich durch seine Perspicacität immer zum beständigen Urtheil über Menschen und Dinge hinreißen ließ, so wurden oft seine Entscheidungen hart und scharf; und wenn er einem Thoren, der vor tausend Jahren gelebt hatte, das Facit machte, so war oft der Zuhörer, und wenn es auch tête à tête geschah, un schlüssig, ob es nicht eine Anspielung sei, die Ihm gelte. Die große Ehrlichkeit seines Herzens machte, daß er nicht ein Jota an seinen Entscheidungen

mißberte oder abschneitt, gerade weil er sich keiner bösen Absicht bewußt war, und weil's ihm Gerechtigkeit schien, die er sich selbst als Referent, oder der Natur der Sache oder des Charakters, wovon die Rede war, schuldig zu sein glaubte. Dadurch ward bald seine Reputation eines bedenklichen Menschen festgesetzt. Hierzu kam daß er Talente besaß, die ihm die Natur gegeben, und die er sich durch Kenntnisse erworben hatte, und diese brachten die Wirkung zuwege, daß er in den meisten Gesellschaften die werthen Anwesenden weit hinter sich ließ. Wenn das Publicum in dem Moment von Augenweide an einem außerordentlichen Menschen diese Vorzüge auch hinunterschluckt, ohne sie gerade sogleich arg auszulegen, so bleibt doch ein gewisser Eindruck von dieser Erscheinung zurück, der, wenn er oft wiederholt wird, für denjenigen der daran Schuld ist bei ernsthaften Gelegenheiten künftig unangenehme Folgen haben kann. Ohne daß sich's jeder mit Bewußtsein hinter's Ohr schreibt, daß er dießmal beleidigt war, so stellt er sich doch bei einer Beförderung dieses Menschen nicht ungern stummerweise in den Weg, oder thut doch seinen Mund nicht auf, wenn es Zeit wäre ein Wort für ihn zu reden. Daher ist es sehr zu begreifen, warum diese Leute, die so oft der Abgott der Weiber und der Großen sind, in der Welt nicht leicht ein Glück machen; weil diese beide Arten von Menschen, durch die, wie man sagt, alles gehen soll, entweder die Dinge dieser Welt gehen lassen wie sie kommen, oder das Instrument der Tröpfe oder Schurken werden, die sich's über sie angemacht haben. Noch ist zu bedenken, daß Männer von dem Charakter, wie Eindor hier beschrieben wird, die Großen und die Weiber zu ehrlich behandeln, — von denen man nicht leicht, wie die Fabel sagt, etwas erhalten kann, als worum man sie betrügt.“

Auch die folgenden Bemerkungen über den Universitätsbesuch sind wohl im Allgemeinen auf den Verfasser anwendbar: „Eindor kam nach zurückgelegten akademischen Studien nach Hause.

Er hatte seine Kenntnisse weniger der fleißigen Besuchung der ordentlichen Lehrstunden, als seinem häuslichen Fleiße und dem emsigen Gebrauche der Universitätsbibliothek zu danken. Da sie also nicht aus dem Munde des Professors auf eine leichte Art aufgefangen waren, wie sie jeder auffangen kann, sondern durch Excerpte, Nachforschungen und eigenes Suchen erwachsen waren, so unterschieden sie sich merklich von der gemeinen Tradition die in jedermanns Händen ist. Alles was er wußte, wußte er recht, obgleich vieles war das er gar nicht wußte.“ [Ein Urtheil, das Merck über seine geistige Vielgeschäftigkeit schwerlich zu fällen berechtigt war.] U. s. w.

Das Lob, das schon in der früher ausgezogenen Stelle und im weiteren Verlaufe der Erzählung Lindor'n gespendet wird, läßt schon die Annahme nicht wohl zu, daß Merck sich hier nach der vollkommenen Wirklichkeit seines Lebens und Charakters abgebildet habe. Wieland war jedoch berechtigt, in dem allgemeinen Bilde Lindor's seinen Freund wiederzuerkennen, und Wagner'n können wir beipflichten, wenn er sagt, Merck habe hier „sich selbst zum Stoff psychologischer Mittheilung gewählt.“ Diese Novelle dient, um das Obengesagte ¹⁾ zu wiederholen, dazu, das aus den geschichtlichen Quellen geschöpfte Charakterbild ihres Verfassers zu schattieren; dagegen wäre es Uebereilung, bestimmte Thatsachen herauszuziehen, zumal da ein Theil derselben offenbar mit Merck's Lebensgeschichte nicht zusammenstimmt.

Auf den Wunsch seiner Eltern promoviert Lindor, und zwar über eine berühmte Controverse aus dem deutschen Staatsrechte. Seine Inauguraldissertation widmet er dem Minister, der ihm sogleich, ohne sein Ansuchen, eine eben erledigte Stelle in der Landesregierung überträgt. Natürlich wird der Emporkömmling beneidet. Er „wußte nicht, daß unter den vielen Personen, die

¹⁾ S. 5.

sich auf die Stelle Hoffnung machten, derjenige, der das nächste Recht dazu hatte, dem Minister verhaßt war. Und um diesen zu entfernen, machte man dießmal eine Ausnahme von der Regel, und wählte ihn, von dem man nicht sagen konnte warum es geschah. Wäre der Nächste nach dem verhaßten Subjecte hervorgezogen worden, so war die Absicht sogleich aufgedeckt. Auf diese Art glaubte man sie aber auf viele Jahre verhüllt zu haben. Lindor wollte diesen unangenehmen Argwohn in seinem Herzen nicht wurzeln lassen, als man ihm Nachricht davon gab. Allein ein anderer kleiner Umstand nöthigte ihn dazu.“ U. s. w. —

Lindor vermählte sich. „Die ersten Wochen des Ehestandes giengen vorüber, wie sie vorüberzugehen pflegen, . . . in dem Rausch des Vergnügens. In kurzer Zeit empfanden beide Theile, was sie nicht vorhergesehen hatten, und was sie doch wissen konnten, daß es jedermanns Schicksal ist. Der jungen Frau ward übel, und dem jungen Manne nicht wohl. Sie hatten einander vorher nie in physischer Unbehaglichkeit gesehen, und der üble Humor, der daraus entsteht, überfiel sie wie ein Dieb in der Nacht. Sie konnten nicht begreifen wie es zugiehg, daß man einander herzlich lieb haben, und doch in so kurzer Zeit über gewisse Materien verschiedener Meinung werden könne. . . Die junge Frau suchte etwas, das sie nicht fand. Es war verloren, aber nicht gestohlen. Ihr Geliebter sollte es entwandt, und was das Schrecklichste war, es einer andern gegeben haben. Es war nichts Geringers als — die Sehnsucht nach dem Besitze, das rein weggetrunken war, und dem sie mit Wehmuth auf dem Boden der Flasche nachsah. Der Mann, der wußte, daß er nichts weggethan noch viel weniger verschenkt hatte, ward böse, und schlug am Ende ein Buch nach, das voller Reflexionen war, und wo geschrieben stand: es sei nichts häßlicher als eine eifersüchtige Frau.“

Der Verfasser mag in dieses Bild einzelne Erfahrungen

aus seinem ehelichen Leben hineingetragen haben; wie weit er aber darin gegangen sei, kann wohl niemand entscheiden.

Er fährt dann unmittelbar fort: „Bei dem allen lehrte ihn die Erfahrung, daß jeder kluge Mann sein Glück nur innerhalb seiner vier Mauern suchen müsse, und daß ohne wahres Bedürfniß, und ohne viele Verhältnisse man selten in der Freundschaft nur so viel Consistenz finde, als unter Meßkauleuten, die einander jährlich ihre Waare abnehmen. Sein Haus war angenehm, und doch war es beinahe verlassen. Die meisten Menschen beiderlei Geschlechts hatten an Lindor'n alles Interesse verloren. Es war wie ein Verlust, den er ihnen zugezogen hatte: er konnte nun ihrer aller weder Schwager noch Schwiegersohn werden. Seine Fehler die man ihm in Absicht dieser Hoffnungen bisher nicht angeschrieben hatte, wurden nun zu Buche gebracht.“ U. s. w. „Er hatte auf Seiner Seite übel gerechnet. Sein Plan war dieser: niemanden vorsätzlich zu beleidigen, jeden zu verbinden wo man kann, und dann sich zu zeigen, wie man ist, dieß sei genug, um ruhig in der Welt fortzukommen. So wie diese Moral klingt, so wird sie in der Anwendung manchen Cautelen unterworfen sein. . . . Bei der lebhaften Einbildungskraft, die Lindor besaß, war er oft eines großen Enthusiasmus für Menschen und Dinge fähig, und das Resultat davon war, daß er sich meist betrogen fand. Nicht daß er eigentliche Fehlschlüsse begangen hätte, sondern daß er gutmüthigerweise Voraussetzungen machte, die nicht erfüllt wurden.“ Es „war der ganze Fehler nur dieser: weil er überzeugt war, er würde in diesem Fall so und nicht anders gehandelt haben, so traute er's andern ebenso gut zu. . . . Dann irrte er sich aber am meisten, wenn er von den Handlungen und Entschliefungen der Großen vorher sagte. . . . Es konnte nicht fehlen, daß Lindor seinen Scharfsinn an tausend Objecten übte, und daß er diese Wißbegierde oft durch eine theure Erfahrung bezahlte. Projecte von Unternehmungen, die er oft einzeln, oft

in Gesellschaft anderer auszuführen wagte, und die den Erwartungen schlecht entsprachen. Nur gehörte ein guter Kopf dazu, daß diese Erfahrungen seine Sinne nicht stumpf sondern scharf machten, daß sich freilich der Aneuel allgemeiner Begriffe täglich abwand, aber dafür so viele individuelle. Begriffe entstanden, die seine Schritte sicherer leiteten. Ob er gleich, besonders durch den bösen Willen der Menschen, tausendfachen Schaden gelitten hatte, so wurde er doch alle Tage toleranter gegen sie; und er behauptete immer, das ganze Unheil bestünde nur darin, daß er ihnen das Facit zu spät gemacht hätte. Wenn man von ernsthaften Verbindungen mit den Menschen sprach: so behauptete er kalterweise, es sei damit wie mit dem Pferdehandel; etwas Glück gehöre dazu, aber man müsse doch die Augen dabei aufthun, und wer's nicht verstünde, müßte es lernen. Er ward zu verschiedenen Zeiten Schriftsteller, und füllte wirklich durch seine Bemühungen verschiedne Lücken in seiner Lieblingswissenschaft, dem deutschen Staatsrechte, aus. Dem ohngeachtet aber blieb er ruhig auf seinem Stuhle, und wenn wichtige und einträgliche Commissionen von den Vätern des Staats zu vertheilen waren, so kam allzeit derjenige darzu, von dem man glaubte, daß er die Emolumente davon am nöthigsten brauchte. Und ihm war über diesen Punkt längst der Stab gebrochen. Dafür hatte er aber auch den Vortheil, daß man ihn viele Jahre lang ganz und gar vergaß, müde ward Uebels von ihm zu reden, und am Ende wirklich Gutes sprach, weil doch jeder fühlte, daß er an dem aerario publico am wenigsten mit nagte."

Die hier zuletzt ausgeschriebenen Stellen machen den Eindruck der gegenwärtigsten Individualität und können getrost als eine, wenn auch etwas schmeichelnde Selbstbetrachtung des Novellisten angesehen werden. Merck hat dann seine Sendung nach Cassel vor Augen, indem er Rindor'n eines Staatsgeschäftes gedenken läßt, das ihm übertragen worden, dessen Vollführung aber an der Gemeinheit der Menschen gescheitert sei.

Vindor's Frau starb vor ihm und hinterließ ihm ein einziges Kind.

„Vindor ward alt und lebensfatt; behielt aber bis an sein Ende den Hang über Menschen und Dinge zu raisonnieren und zu weissagen. Nur ward in der spätern Zeit seines Lebens seine Entscheidung milder. Er sagte nicht leicht mehr etwas das auffiel oder merkwürdig schien, sondern seine Sprüche glichen ganz gemeinen Lebensregeln, und alles näherte sich bei ihm dem Röhlerglauben.“ —

Der im Jahrgange 1781 des Deutschen Mercur¹⁾ stehende Aufsatz: „An den Herausgeber des D. Mercur's. W. im Frankenlande“ u. s. w. ist vorzugsweise reflectirend; er trägt praktische Lebensweisheit weltmännisch-fein und umsichtig, gewandt und ansprechend vor. Die darin stehenden Schilderungen und Erzählungen sind gewöhnlich. — Das Lob Wieland's²⁾ ist wieder übertrieben. —

Der dem folgenden Jahrgange³⁾ einverleibte „Akademische Briefwechsel“ ist im Allgemeinen ein schwaches und unerfreuliches Werk. Die Erfindung des Ganzen, das doch auf eine Art von Roman ausgeht, ist sehr kümmerlich, und von einer eigentlichen Idee als zusammenhaltendem Bande der Einzelheiten kann nicht die Rede sein. Die vorherrschende Gemeinheit der Charaktere und der Lebensanschauung ist niederdrückend, weil weder der Ernst der Gesinnung als richtende und zerstörende Macht eingreift, noch die Ironie und Satire, die allerdings im Einzelnen, namentlich gegen das feinstädtische Treiben und das philisterhafte Beamtenthum, treffend geübt wird, sich zur Freiheit des Humors aufzuschwingen vermag. Bei dieser fast gänzlichen Abwesenheit eines idealen, poetischen und sittlichen Farbentones wird auch das unverkennbare Talent zur

¹⁾ IV, 236. ff. — ²⁾ W. II, 195. f. — ³⁾ II, 101. ff. 220. ff. III, 47. ff. 116. ff.

feinen Beobachtung und lebendigen Darstellung in seiner rechten Entfaltung gehindert. Der Realismus bleibt in sich selber haften und ist doch nicht reich und kräftig genug, um als solcher zu imponieren. Mit Befremden lesen wir in einem Briefe Wieland's an Merck die Aeußerung: „Du kannst nicht glauben, was der Herzog, die Herzogin-Mutter, Göthe und was hier sonst zu denen gehört, die eine Nase, oder doch wenigstens einen Gaumen haben, für Freude an dem Briefwechsel haben.“¹⁾

Für die Annahme, daß Merck sich selbst und seine akademischen Jahre in diesen Briefen dargestellt habe, existiert kein Zeugniß. Stahr legt uns²⁾ mit der Bemerkung: er wisse in der That keinen Zug in dem Gemälde des Helden dieser kleinen Novellenstizze anzugeben, der nicht vollkommen auf Merck passe, ein unlösbares Räthsel vor. Daß Merck seinen Helden die Göttinger Hochschule besuchen läßt, ihn zum Dilettanten macht, der sein Berufsstudium vernachlässigt, ihn als fleißigen Zeichner darstellt, u. s. w., können Züge sein, die er unmittelbar aus sich auf Werner übertragen hat. Aber berechtigt uns dieß zu der Annahme, daß Werner auch in seinen übrigen Eigenschaften, daß er in seinen niedrigen Handlungen und Gefinnungen nach dem Bilde Merck's geformt sei? Merck hätte sich der Aufgabe unterzogen, ein von ihm geführtes hohles und liederliches Studentenleben behaglich, ohne einen Anflug von Reue und Widerwillen darzustellen, einer etwa im jugendlichen Leichtsinne begangenen Unredlichkeit im gemeinen Tone des Kneiphumors zu gedenken? Ein Mann, der damals lange über die Studentenjahre hinaus war?

Allerdings bietet uns der Akademische Briefwechsel eine Thatfache von biographischer Wichtigkeit, den Umstand nämlich, daß der Verfasser es über sich gewinnen konnte, ein im ganzen so gemeines Werk hervorzubringen. Die

¹⁾ W. I, 340. Vgl. 339. 345. — ²⁾ S. 4.

Folgerung, die wir hieraus zu ziehen berechtigt sind, ist die, daß ein mephistophelischer Zug einseitig-realistischer Weltbetrachtung, des Unglaubens an den Adel menschlicher Natur und an den Sieg des Guten in ihm war, und daß er denselben nicht immer durch den höheren, idealen Zug seiner Seele und durch den wahrhaften Humor zu überwinden vermochte. — Die Ausbrüche über das Leben in der Residenz können auf Merck's feindselige Stimmung gegen Darmstadt bezogen werden.

Verfolgen wir den „Akademischen Briefwechsel“ in seinen Hauptmomenten.

Ludwig Werner, Studiosus der Rechte in G**, schreibt an seinen Freund Sternberg, der in der Residenz wohnt und auf Anstellung wartet. Werner's erster Brief hat einen (oben von uns mitgetheilten) Anfang, der uns an die Ausbrüche Karl Moor's erinnert.

Werner besucht vor seinem Weggange noch einmal in Gesellschaft eines vorzüglichen Malers den Harz, um in der Betrachtung der Natur zu schwelgen und sie aufzunehmen. Die beiden Wanderer gehen zuerst nach Scharzfeld und bleiben den Abend bei Mondschein an der großen Brücke sitzen. Den folgenden Morgen begeben sie sich frühzeitig in die Scharzfelder Höhle.

Werner schwärmt in Gedanken an das zarte Verhältniß, worin er mit der Gattin seines Hausherrn lebt: „Ich war selig im Genuß des Unendlichen — und wünschte es mit guten Menschen zu theilen. Ich dachte an dich, und an meine Elisa. Das wäre eine Scene zum Malen gewesen, wenn ich dem edlen Mädchen die hohe Stufen in die Höhle herab, wie ein anderer Perseus, die Hand gereicht, und sie mir, zitternd, mit flatterndem Gewand und blasser Wange gefolgt wäre, um sich in meinen Armen gegen das Ungeheuer, das man Le Mari nennt, zu retten. Der Kerl hat freilich nichts Monstroses als

seinen Banst, aber seine Prätensionen dagegen sind desto ungeheurer. Er verlangt, weil sie seine Frau ist, — sie soll nur an ihm und der Erde kleben, — und dabei allem entsagen, was man Gefühl für's Gute und Edle nennt. Ist das nicht eine bittere Wahrheit, daß alles was noch in Welt schmeckt, verbotne Frucht heißt? Indessen der Bursche ungestraft bei Wacker'n sitzt, und sich's bei der theuren Bouteille wohl sein läßt: sitzen wir in der Laube und lesen Werther'n, oder eine Stelle aus Ossian. Wenn sie dann der Schrecken des Herrn bei'm Schlachtgetümmel und bei'm Niedersinken der Selben ergreift, und sie an meinen Busen sinkt, und ich ihre Fingerspitzen mit meinen Lippen berühre, — soll das mein Nachbar tabeln können? Neulich kam ich in ihre Stube! Die Fenster und Vorhänge waren dicht zugemacht. Sie war in Angst, und alle Glieder zitterten ihr. Ich fragte um die Ursache. Sie sagte: die Natur ist so wild! Die vorbeirauschende Wolke, die der Wind so schnell jagt, schüttelt die Zweige der Bäume so stark. Es scheint alles zu zerbrechen. Das hat mein Blut so in Bewegung gesetzt.“

Die warme und einfache Darstellung in diesen Zeilen erinnert so lebhaft an den Werther, daß sie vor der Lectüre desselben gar nicht entstanden sein können. Aber wir haben das Gefühl, daß Merck hier die Wirklichkeit nachmalte und nicht aus allgemeiner Phantasie schuf, und zugleich ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihm eben eine akademische Jugenderinnerung vorschwebte, wobei er eine ältere Aufzeichnung benutzen mochte. Das Gemälde, das er hier entwirft, ist von culturhistorischem Werthe, da es dem Naturevangelium der Sturm- und Drangperiode sehr lebhaft Farben entlehnt, und läßt annehmen, daß Merck (wenigstens in jüngeren Jahren?) den Frauen gegenüber einer zu freien Denkweise gehuldigt habe.

Uebrigens endet mit dieser Stelle die Poesie des Briefwechsels; das Folgende ist Prosa, der es an der Schönheit des

vollsthümlichen Stiles und zum Theil an einem heiteren humoristischen Anfluge nicht fehlt, die aber auch oft genug zur Gemeinheit herabsinkt.

Werner legt Briefe seiner Mutter und seines Oheimes bei, die wohl Merck's späterer, reiferer Lebenszeit gehören, während der Werner'sche Brief deutliche Spuren der eigentlichen Sturm- und Drangperiode an sich trägt. Im Briefe der Mutter heißt es: „Ich hoffe doch nicht, daß Du über dem Malen Dein Hauptstudium hast liegen lassen.“¹⁾ Gibt man diesen Worten eine streng-biographische Beziehung, so wurde Merck, was auch an sich das Wahrscheinlichste ist, nicht allein zu seiner allgemeinen Ausbildung, sondern zur Vorbereitung auf einen Beruf im Staatsdienste, und zwar auf den juristischen,²⁾ nach der Universität geschickt.

Werner läßt uns in seinem zweiten Briefe an Sternberg einen Blick in sein lieberliches Studentenleben thun: „Ich habe mich eine Woche über dem Kadieren eingeschlossen, und meine Leute im Hause haben sagen müssen, ich wäre verreist. Was Dir aber dieß für einen teuflischen Spectacel gegeben hat! Die Philister giengen zum Prorector, und übergaben förmlich einen statum passivum. Mein Vetter, der Professor W**, der sonst zu nichts gut ist, als neue Mären an die Eltern zu schreiben, nahm sich aber dießmal meiner an, und sprach so halb und halb gut für mich, damit sie mir die Thüre nicht erbrachen. Ich hätte den Tropf sehen mögen, wie er für einen ehrlichen Kerl das Wort geredet hat!“ Die weiteren Ausfälle über den Professor haben den vollen Ton des Sturmes und Dranges und mögen also Merck's Jugendzeit angehören. „Ich suche nun nach und nach meine Manichäer zu befriedigen. Es kränkt mich aber doch, wenn man die schönen Füchse so um nichts und wieder nichts aus der Hand lassen muß.“ Diese Stelle mag

¹⁾ II, 106. — ²⁾ II, 110.

novellistische Erfindung sein; was aber Werner gegen das Nachschreiben der akademischen Vorträge sagt, drückt wohl Merck's eigene Ansicht aus und erinnert wieder an die Kraftworte Karl Moor's: „Die Kerls, die die großen Portefeuilien aus einer Stunde in die andre und aus einer StraÙe in die andere tragen, sehen alle aus als wie verwünscht. Sie haben keinen Blutstropfen im Gesicht, und um die Augen haben sie einen Kreis als wenn sie wie Hercules in einer Nacht funfzig Thaten gethan hätten. Dafür will ich lieber in Cassel auf der Redoute veilirt, und an eine hübsche Frau mein Geld verspielt haben.“ Das Folgende erinnert uns an Merck's weltmännischen Anstand: „Ich möchte wissen, wo das herkommen mag? wo ich hinkomme, nennen mich die Leute Baron“, u. s. w. „Es kommt nicht, wie Dein Bruder sagte, von dem Vornehm-Aussehen; sondern wenn man sich honnet aufführt, so begegnen einem die Leute so.“

Sternberg meldet Werner'n seine Ernennung zum Consistorial-Assessor. Er schildert sein verändertes Aeußere, den Eintritt in sein Amt, das gegenseitige Verhalten seiner Collegen sehr anschaulich und lebendig, mit einer treffenden Ironie und mit der Meisterschaft des einfachen Stiles, die unserem Kritiker zu Gebote stand.

Mariane Werner schreibt ihrem Bruder in einem unweiblichen, burschikosen Tone, doch mit Intervallen der Schwärmerei und des Idealismus. Sie schimpft über ihre städtische Umgebung. Durch die Art, wie sie von einem Geldgeschäfte spricht, erregt sie unseren Ekel. Mit Begeisterung spricht sie von Sternberg.

Sternberg's Brief an sie ist von gewöhnlicher Art. Ein Brief an Ludwig Werner von seinem Onkel, dem Legationsrath Meiningen enthält die praktische, gesunde Lebensweisheit, die Merck, wenn auch hier ein leiser Spott um seine Lippen schwebt und sogar stellenweise die Satire hervorblüht, in seinen Aufzeich-

nungen selbst vertrat. Stil und Darstellung haben jene realistische Reise, die nicht auf die Entstehung des Briefes in einem jugendlichen Alter hinweist.

Werner empfängt, wie er an Sternberg schreibt, von dem Professor F. den Antrag, im Hause desselben einige Jahre zu bleiben, hier einen jungen dänischen Grafen von M. zu unterrichten und mit diesem später zu reisen. Merck schreibt hier im Wesentlichen aus dem eigenen Leben. Der Schluß des Briefes gedenkt wieder des oben erwähnten frivolen Liebesverhältnisses: „Ich gieng, wie Du Dir vorstellen kannst, nicht von hier — in die Kirche, oder in die Schenke — sondern zu meiner Elisa! die mich beinahe mit ihren weißen Armen erstickte, als ich ihr verkündigte, daß der Abschied noch weit entfernt wäre.“

Sternberg eröffnet einen Brief an Werner mit Klagen über das Leben in der Residenz und schildert in launigem Tone die Umwandlung, die durch den Beamtenstand mit ihm vorgegangen ist. In gemeiner Weise berührt er das frivole Liebesverhältniß des Freundes und sein eigenes Verhältniß zu Marianen. Wer sollte nicht mit Ekel folgende Zeilen lesen: „Ich bin gewiß versichert, Deine Schwester ist zu ehrlich, als daß sie einem gleich das Heirathen zumuthen sollte; und so lange man noch halbwege etwas mit einem Mädchen anfangen kann, muß man's zu diesen Extremitäten nicht kommen lassen. Ich denke Du wirst mich zu seiner Zeit in diesen Deinen eigenen Principiis mantenerien, und wenn mir ja etwas von Deiner Mutter oder Deinem Onkel Anton sollte zugemuthet werden, gegen Gewalt schützen.“ Es wäre übereilt, in dieser Stelle ohne Weiteres ein Zeugniß für Merck's frühere oder gar für seine spätere Gesinnung zu finden; aber wie kam der reise Mann dazu, diese Gemeinheiten in zwei jungen Seelen zu enthüllen, ohne Vergeltung und Reinigung folgen zu lassen? — Aus dem letzten Absätze des Briefes könnte hervorgehen, daß Merck in seiner Univerfitätszeit

das wissenschaftliche Fachstudium über dem Zeichnen vernachlässigt habe.

Werner schreibt seinem Freunde von einem Anleihen, das er auf betrügerische Weise bei einem Juden gemacht hat, und thut darüber im folgenden Briefe die niederträchtige Aeußerung: „Einen Schelmen zu betrügen ist doch eine süße Empfindung! . . . Ich habe die Louisd'or freilich theuer gekauft, wenn ich sie wieder bezahlen sollte. Allein dafür wird auch Rath werden, Zeit gewonnen alles gewonnen.“

Soll Merck auch diesen Zug dem eigenen Leben entlehnt, soll er es über sich gewonnen haben, eine solche Erzgemeinschaft nach Jahren ohne Reue, ja in frivolem Tone sich durch die Darstellung selbst zu vergegenwärtigen? Denn an ihn kann doch gewiß Werner mehr, als Sternberg erinnern.

Werner legt Briefe bei, die er von seinem Onkel Anton, der Mutter, Marianen und dem Legationsrath empfungen hat.

Anton's Brief ist im echten Stile des Volkschriftstellers gehalten, der unserem Kritiker so leicht zu Gebote stand.

Marianens Brief ergeht sich wieder in derben Ausdrücken über das Leben in ihrer armseligen, gähnenden städtischen Umgebung; sie rüttelt vor Sehnsucht nach freieren, gesünderen und vorurtheilsloseren Verhältnissen an den Kerkerstäben ihres Daseins; aber sie drückt auch mildere Stimmungen aus und versöhnt uns durch Aeußerungen der Hochherzigkeit mit dem unartigen Wesen, das wir bis dahin an ihr kennen gelernt haben. Der Brief enthält das geistige Modell zu einer bedeutsamen Charakterzeichnung, die aber hier bei flüchtigen Andeutungen stehen bleibt.

Mit diesen vier Briefen verläuft übrigens die Erzählung im Sande. —

In der Nachbarschaft dieser poetischen oder wenigstens der Poesie nahe verwandten Aufzeichnungen wollen wir noch des von unserem Kritiker bewährten geschichtlichen Stiles Er-

wählung thun. Solchen finden wir in dem Auszuge aus dem ersten Theile der Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften von Pallas. ¹⁾ Merck stellt hier ohne Phrase, klar, einfach, gewandt und lebendig die Sache selbst dar, und man trifft in diesem Bilde auf keinen bedeutungslosen, uninteressanten Zug. In der Auswahl und Gruppierung der Thatfachen, in dem Farbentone des Ganzen ist etwas Künstlerisches. Den nach französischen Memoiren ²⁾ gearbeiteten Aufsatz: „Einige historische Nachricht von dem Ritterwesen der mittlern Zeiten“, ³⁾ von dessen zweitem Theile die Autorschaft Merck's nicht bezeugt ist, ⁴⁾ finden wir verständig und klar, in einfacher, anziehender Sprache geschrieben. Der Kritiker nennt sich übrigens (1782) ⁵⁾ einen Laien, der nichts von historischen Untersuchungen wisse oder möge. In seinen Auffägen lesen wir vereinzelte geschichtsphilosophische Bemerkungen. ⁶⁾

¹⁾ D. M. 1778, I, 249. ff. — ²⁾ B. I, 101. f. II, 87. 89. Bgl. I, 118. ? 125. ? — ³⁾ D. M. 1777, II, 29. ff. III, 169. ff. — ⁴⁾ Doch vgl. B. II, 96. f. — ⁵⁾ B. III, 189. — ⁶⁾ A. D. S. XIX, 597—599. XXII, 616. f. D. M. 1779, II, 25. f. 1781, III, 111.

VIII.

Philosophie.

Das ungewöhnliche Talent zur praktischen Philosophie oder Philosophie des Lebens, das Merck in seinen novellistischen, wie in seinen reflectirenden Aufsätzen zu erkennen gibt, hob Wieland in einer früher von uns mitgetheilten Stelle¹⁾ mit Begeisterung hervor. Merck war kein geschulter Philosoph; doch brachte er dieser Wissenschaft Fähigkeit und Liebe entgegen und näherte sich durch freischweifende Gedanken nicht selten einer tieferen Auffassung der Dinge. Die Begeisterung, die Weihe und Höhe des Denkers gieng ihm freilich, einzelne Momente ausgenommen, ab, wie er auch die strahlenden Gipfel der Poesie nur selten berührte. Gerne hören wir ihn (1779)²⁾ mit schulbiger Hochachtung von den systematischen Forschern reden: „Noch nie hat man sich so sehr über Systeme ereifert, und lustig gemacht, als jezo, — da keine mehr gemacht werden, — so sehr man izt die Toleranz erhebt, da keine mehr nöthig ist. Wäre es Leibnitz und Newton nicht um Festsetzung einiger Wörter, nicht um neue Bezeichnung einiger Ideen zu thun gewesen, sie würden das nicht geleistet haben, was man an ihnen bewundert. Dank sei es den Systemen und Hypothesen, daß wir so viele nützliche Beobachtungen und Versuche kennen! Und wo ist der große Mann, der je Epoche und Umwandlung bewirkte, dessen ganze Seele nicht an einem ariadnischen Faden irgend einer goldnen Hypothese durch das Labyrinth menschlicher Meinungen sich durcharbeitete?“ Daß Merck

¹⁾ B. II, 194. — ²⁾ D. M. 1779, II, 29.

die praktische Beschäftigung vor der speculativen bevorzugt,¹⁾ steht hiermit nicht im Widerspruche. In dem Gespräche „über die Gemälde-Ausstellung in * * *“ (1781) sagt der Vetter Schlegel:²⁾ „Ich lehze so sehr nach Wahrheit, als der strengste Philosoph. Aber woher wird sie kommen? Aus den Händen ihres großen Urhebers selbst, oder wird sie uns durch Menschen zugebracht? Und so lange dieß ist, wird sie von der Farbe des Mediums annehmen, wodurch sie gegangen ist. Was haben Sie in Ihrer Philosophie selbst mehr als Systeme? Wo haben Sie Eine Wahrheit, die nicht hieße Leibnizens, oder Newton's Wahrheit?“ Auf die spätere Bemerkung des Grafen: „Ich soll alle ihre verschiednen Secten in der Kunst respectieren wie die Secten in der Philosophie“, versetzt Schlegel:³⁾ „Warum sollten Sie das nicht mit gutem Gewissen thun können, insofern jede Secte eine einzelne Spaltung des ganzen Lichtstrahls der Wahrheit faßt? Jede Schule bei uns hat ihren eignen Endzweck, so wie jedes Jahrhundert den seinigen hat, und jeder Meister hat nach seinen Kräften, Fähigkeiten, Organen seinen besondern. Und haben Sie diesen ausfindig gemacht, und beurtheilen ihn darnach, so ist Ihre Kritik gemacht.“ Unklarer faßt Merck in einem andern Aufsatze (1773)⁴⁾ das Verhältniß der einzelnen Denker zur Wahrheit auf, indem er sagt: „Und was ist überhaupt Wahrheit von Menschen vorgetragen, was sind philosophische Systeme als Gemälde, worin man nichts sieht, als das Medium, durch das dieser merkwürdige Mensch die Gegenstände betrachtet?“ Man muß unserem Kritiker doch philosophische Einsicht und Bildung zugetraut haben, da Forster, nachdem er seine Briefe über die Kantische Philosophie an den Deutschen Mercur⁵⁾ eingesandt hatte, an ihn schrieb (1786):⁶⁾ „Sagen

¹⁾ D. M. 1778, I, 160. — ²⁾ D. M. 1781, IV, 262. — ³⁾ D. M. IV, 266. f. — ⁴⁾ A. D. B. XIX, 562. — ⁵⁾ Vgl. D. M. 1786, III, 99. ff. — ⁶⁾ B. II, 268.

Sie doch Sömmering ganz unverhohlen Ihr Urtheil hierüber, welches ich sehr werth achte, und wornach ich gern mich belehren möchte.“ Der Beziehungen zwischen Merck und F. H. Jacobi ist früher gedacht worden. Zu Eberhard stand Merck in einem jahrelangen, wie es scheint, ununterbrochenen freundschaftlichen Verhältnisse.¹⁾ Er lernte die Philosophen Bonstetten²⁾ und Franz Hemsterhuis³⁾ persönlich kennen. Dalberg drückte ihm seine große Hochachtung aus.⁴⁾ Merck zeigte dessen „Betrachtungen über's Universum“ im Jahrgange 1777 des Deutschen Mercur⁵⁾ an. Die Recension ist geistvoll und philosophisch; aber Wieland's Lob ist denn doch gar zu überschwänglich; auch sieht der Dichter hier List und Diplomatie, von der ich nichts finden kann. Merck vergleicht in dieser Recension den Verfasser mit Hemsterhuis. Die warme Anerkennung des letzteren in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (1772)⁶⁾ scheinen Göthe und Merck auszusprechen. Merck erklärte, daß ihn alles interessiere, was von Hamann komme;⁷⁾ dessen Brief über die Ehe und hierophantische Briefe nannte er einen „dunklen Himmel mit tausend herrlichen Sternlein besät.“⁸⁾ Er sagte weiter über ihn: „Wer Wahrheit liebt und verehrt, ist nicht immer der fertigste Scribent, und in dessen Kopfe eine Welt von Ideen sich untereinander wälzt, kann oft kein Muster des Stils, aber wohl ein Mann sein von der Art, wie Freund Hamann.“⁹⁾ „Hat der Scribent seinen Gedanken, und wenn er auch noch so stark voll Nebenideen wäre, in der Stunde des Genie's wirklich empfangen, und ohne Mühe und ohne Bewußtsein der Entstehungsart außer sich sichtbar gemacht, so wird er allezeit diejenigen Köpfe, die mit ihm gleiche Fülle der Zeugungskraft, und

¹⁾ W. I, 503. f. II, 175. III, 64. 83. 95. 101. 104. 153. 163. —

²⁾ W. III, 267. — ³⁾ W. I, 455. Vgl. I, 285. 450. X. D. W. XIX, 558. — ⁴⁾ W. I, 172. — ⁵⁾ II, 257. ff. Vgl. W. II, 93. 96. — ⁶⁾ S. 91. — ⁷⁾ W. III, 56. — ⁸⁾ W. III, 128. — ⁹⁾ D. W. 1777, III, 277. f.

ohngefähr den Umfang der Kenntnisse haben, wie ein Blitzstrahl in ihr Inneres rühren, wenn gleich hundert Dunse über Finsterniß und Nebel klagen. Keine Schreibart ist indessen nachzuahmen, sie gehöre Hamannen oder Hausen zu, und wer seine eigene nicht hat, verdient nicht zu schreiben.“¹⁾ Wahrscheinlich von Merck ist die Anzeige von Meiners' vermischten Schriften im Deutschen Mercur,²⁾ worin es heißt: „Ueberall werden“ unsere Leser „Scharfsinn, ausgesuchte Belesenheit, mit ungemeiner Bescheidenheit verbunden antreffen.“³⁾ In der wahrscheinlich von Göthe und Merck in Gemeinschaft verfaßten Anzeige des ersten Theiles von Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste⁴⁾ heißt es: „Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entsprechen, weil es nach einem der Kräfte des Verfassers, aber nicht der Natur seines Stoffs, angemessenen Plan bearbeitet ist worden; es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein magres Ganze darstellen, und doch von derjenigen Seite, wohin ihn sein vorzügliches Talent zog, ein Monument seines Urhebers bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; seine Schultern waren zu schwach; er sonderte also ab, was sie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und seines eignen Ruhms sorgte. Es enthält dieses Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereist ist; allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen. Nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt. Es ist Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General, Hume, der Scribent, und nicht Burnet, der Staatsmann, der schreibt. Wir wollen ihn selbst hören, was er von

¹⁾ N. D. B. XXII, 610. — ²⁾ 1776, I, 186. ff. 1777, II, 251 ff. Vgl. B. I, 86. 105. II, 67. 92. — ³⁾ 1776, I, 188. — ⁴⁾ Frankf. gel. Anz. 1772, 89. ff. (Göthe's Werke 33, 3. ff.)

seinem Plane sagt: „Ich habe über die schönen Künste als Philosoph, und gar nicht als ein sogenannter Kunstliebhaber geschrieben. Diejenige, die mehr curiöse als nützliche Anmerkungen über Künstler und Kunstfachen hier suchen, werden sich betrogen finden. Auch war es meine Absicht nicht, die mechanischen Regeln der Kunst zu sammeln, und dem Künstler, so zu sagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Zudem bin ich kein Künstler, und weiß wenig von den praktischen Geheimnissen der Kunst. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curiösen Liebhaber, oder den Dilettanten, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den schönen Künsten macht; sondern für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geschmacks haben soll, habe ich dadurch gesorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der schönen Künste benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus demselben ziehen könne; daß ich ihm sein Urtheil und seinen Geschmack über das wahrhaftig Schöne und Große schärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute, und einen Ekel für schlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unsichere Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterscheiden kann.“ „Die wesentlichen Mängel,“ fahren die Recensenten fort, „entspringen wohl aus der ersten und wahrsten Quelle; weil es unmöglich ist, daß ein einziger Mann alle dazu erforderliche Kenntnisse in sich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutschland, das den bildenden Geist Plato's mit der tastenden Erfahrungsphilosophie, und dem mannichfaltigen Reichthume des Kunsttrichterwissens vereinigt; und doch glauben wir, dieser Mann würde die Theorie der Kunst nur in Gesellschaft eines Lessing, Heyne, Ramler, Sulzer angreifen wollen, und die Literatur eines Hagedorn, Füssli und Heinichen zu Rathe ziehen. . . . Die psychologischen Erklärungen abstracter Ideen machen beinahe zwei Drittheile des Werks aus; sie sind meist nach dem einmal festgesetzten Plane gut geschrieben; und sind

Beilagen zu dem Ruhme des Verfassers, als eines unsrer ersten Landwirthe der Philosophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß. . . . Wir wundern uns, daß der Verf. dem Faden nicht gefolgt ist, den Lessing und Herder aufgewunden haben, der die Grenzen jeder einzelnen Kunst und ihre Bedürfnisse bestimmt. Nachdem die Herren Theorienschmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Malerei und Sculptur in Einem Topf gerührt hatten, so wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte, und für jede Kunst sortierte; besonders die der Sculptur und Malerei eigne Grundsätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erfindende Psychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur Ein Bruchstein Erfahrung hinzukommt. . . . Wir würden undankbar sein, wann wir nicht bemerken wollten, welche Articul vorzüglich unsern Beifall gefunden haben. . . . In allen bemerkt man das vorzügliche Talent des Philosophen, die verwickeltesten Ideen der Empfindung auseinander zu setzen, und aus den ersten Kräften der menschlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt sein, auch die Flecken anzuzeigen. . . . Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen sind fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus der Noachide genommen. . . . Wäre Herr S. selbst ein Dilettant, so würde sein Kunstsystem nicht trübsinniger Eifer, sondern heittrer Glaube sein, der nie schmählt.“ U. s. w.

Werfen wir noch einen Blick auf die ausländischen Philosophen, so finden wir unseren Kritiker als Verehrer Spinoza's. Er weist ¹⁾ das Urtheil Hunter's, Spinoza sei unter den Philosophen Bolingbroke's „Lieblingsautor gewesen, und aus diesem habe er gelernt die Sittlichkeit der Handlungen zu empfehlen, um die Religion desto ungeahndeter zu verwunden“, mit den Worten ab: „Kennern der Spinozischen Ideen über-

¹⁾ A. D. S. XXII, 615.

lassen wir zu entscheiden, ob je ein Philosoph seine Speculationen über das göttliche Wesen mit mehrern Respect und Bewahrung gegen falsche Auslegungen vorgetragen habe.“ In derselben Stelle nennt Merd den Bolingbroke ein „wahrhaft großes Genie.“ Er tritt (1773,¹⁾ als Rousseau's Vertheidiger gegen Wieland auf: „Die geheime Geschichte der Rousseau'schen Grillen ist von Hr. W. fürtrefflich entwickelt worden. Nur wünschten wir, daß er uns anschauernd dargethan hätte, wie die so tiefempfindende Seele des guten J. Jacques die einzige Egerie war, die ihm sein System eingab. Wäre sein Herz durch das Elend unsrer heutigen Verfassung nicht so tief verwundet worden, so würde er die Einwohner von Paris (denn diese sind doch die policierte Menschen, von denen er abstrahiert) nicht zum Salat-Essen verdammet haben. Herr W. lacht mit Recht über den gutherzigen Jean Jacques, der das Vermögen und den guten Willen aller Großen nicht zureichend glaubt, die nöthige Versuche über die menschliche Natur anzustellen, die jeder Hausvater gratis in seiner Kinderstube vornehmen kann. Wir sind vollkommen seiner Meinung, wenn er glaubt, die ganze Gattung sowohl als der einzelne Mensch müsse immer fortgehen, und nie in dem angenommenen Zustand des Philosophen Jean Jacques stille stehen. Allein ob dieser Fortgang der Weg zur Vervollkommnung sei, oder ob mit jedem Zweige von gewissen Lastern, der in einem gegebenen Zeitalter abgeschlagen wird, nicht auch einige Knospen von Tugenden mit verloren gehen, und ob nicht ein beständiger Parallelismus zwischen beiden äußersten Enden wahrzunehmen sei, dieß muß wohl an einem andern Ort erwogen werden.“²⁾ In dem „Schreiben eines Landedelmannes aus dem Pays de Vaux“ (1780) findet sich folgende warme Stelle über den wunderlichen Philosophen:³⁾ „Jetzt aber

¹⁾ A. D. B. XIX, 594. ff. — ²⁾ Vgl. noch A. D. B. XIX, 562. — ³⁾ D. M. 1780, III, 180. f.

sind wir alle klüger geworden, und finden, daß die Wissenschaften Land sind, üben uns in einer philosophischen Dumpsheit, der wir den Titel *Esprit d'Indépendance* geben, und glauben, nichts thun sei eigentlich die Bestimmung des Menschen, und zwar kraft der Textesworte des Apostels S. Jean Jacques. Unsrer jungen Leute glauben, seinen Manes hierdurch ein würdiges Todtenopfer zu bringen, und begreifen nicht, wie sehr sie ihn dadurch beunruhigen würden, wenn's möglich wäre. Sie erinnern sich doch noch der glücklichen Stunden, da ich Sie in mein Exilium nach Goumoens beschied, und wo wir ihn auf seiner Rückreise aus Savoyen auffingen? Nie ward ihm sein Herz offener und sein Auge blitzender, als wenn er von Wissenschaften und außerordentlichen Talenten differierte. Für jede bestimmte Kunstfähigkeit hatte er den innigsten Respekt, und nichts entging seiner Aufmerksamkeit, und sollte es auch nur ein guter Steinschneider auf dem Jura gewesen sein. Er, der sich so viele Jahre lang ganz von der intellectuellen Welt ernährte, nichts als Ideen genoß, dem jedes menschliche Wissen willkommen war, dessen Principia er aufspüren konnte, dieser Mann soll nun als der Lehrer des *abrutissement* und der Rückkehr in den Stand der Kindheit angesehen werden. Wenn unsrer jungen Herren erst beweisen können, daß sie den vierten Theil so viel Zeit als Er auf die Wissenschaften gewendet haben, dann wollen wir ihnen erlauben, ihm in seinen Declamationen dagegen zu folgen. Aber einem Bettler ziemt's nicht den Reichthum für eine verächtliche Sache auszusprechen." Es ist nach dieser Stelle nicht unwahrscheinlich, daß Merck den Genfer Philosophen persönlich kennen lernte. Ueber Voltaire äußert sich Merck nicht ohne Liebe: „Voltaire schrieb seinen *Candide* um den Optimismus lächerlich zu machen, und häufte dazu einen Berg menschlicher Greuel und Verwüstung auf. Allein seine jovialische Art zu erzählen, die Mannigfaltigkeit in der Abänderung der Scenen, die treffende Satire auf die Modethorheit und Vorurtheile aller

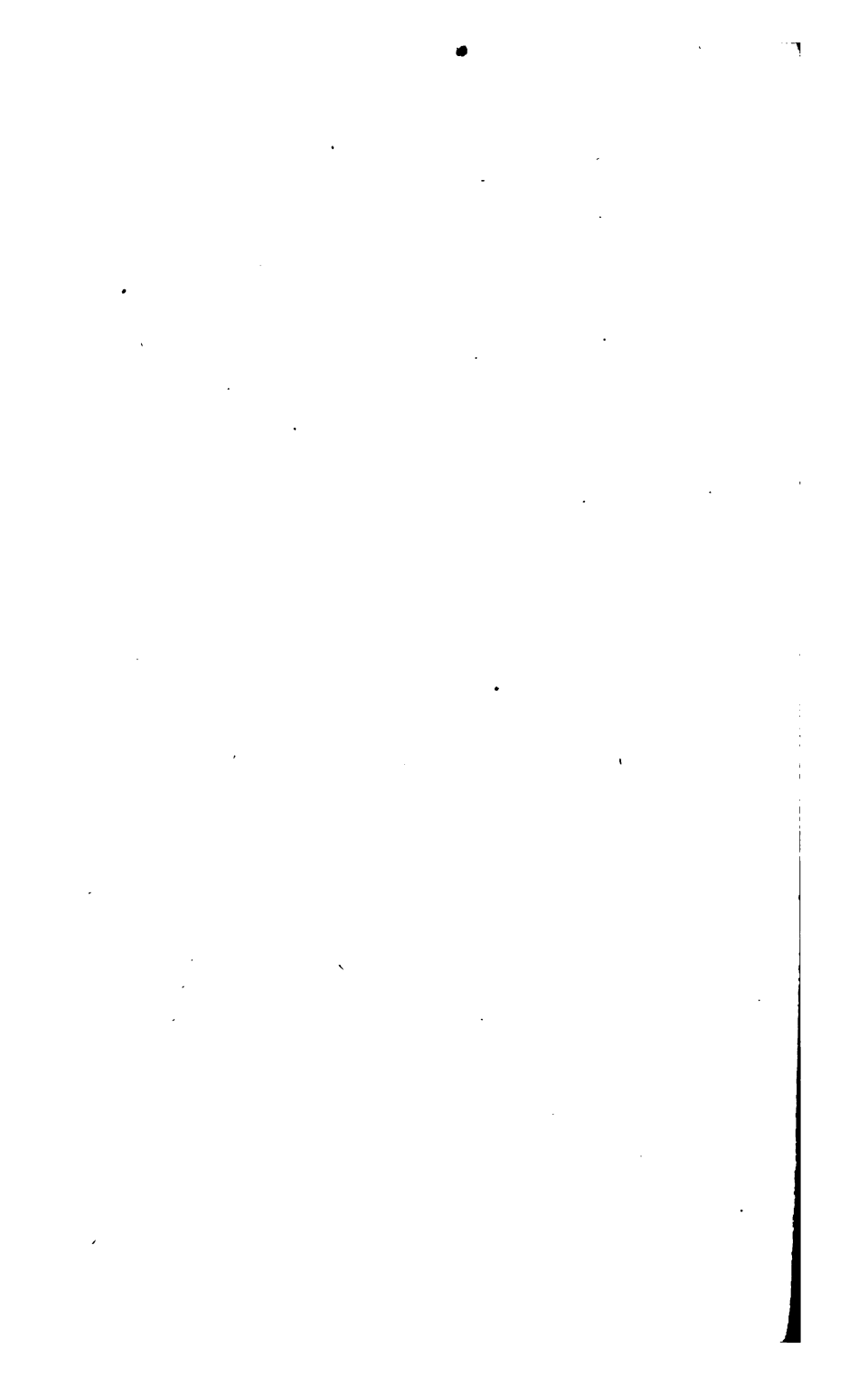
Stände, machen sein Buch zu einer der angenehmsten und hinreißendsten Lectüren. Selbst der grobe Sinn, worin er Leibnizens System erscheinen läßt, erregt deswegen ein behagliches Lachen, weil nichts dabei in's Gedränge kommt, was dem Menschen lieb und ehrwürdig ist, sondern es ist bloß Larve, Carriatur, worüber man lacht.“¹⁾ „Ob Voltaire sich hätte träumen lassen, daß er von einer Rottte unbärtiger Knaben in Deutschland, die sich für Kinder des Propheten ausgeben, Kahlkopf gescholten würde, weiß ich nicht: aber das weiß ich, daß manches fürtreffliche Product seines Kopfes, das noch lange bei der Nachwelt bleiben wird, wenn diese Knaben vergessen sind“, u. s. w.²⁾

In Merck's Aufsatz über die „sichersten Kennzeichen des geraden Menschenverstandes“³⁾ finden wir Klarheit und Tiefe vereinigt; der Stil ist in seiner einfachen Schönheit classisch. Wieland's oben angeführtes Lob⁴⁾ ist begreiflich. Der gerade Menschenverstand oder die Gesundheit der Seele wird hier vorzugsweise in die Concentration der Thätigkeit gesetzt und diese ebenso einseitig und nachdrücklich gepriesen, als Merck in seinem eigenen Leben das Gegentheil darstellt. „Was hat der Künstler, der in der Mechanik erfindet, oder auch nur vorzügliche Arbeit liefert, für Stetigkeit, für Ausdauern, für Geduld! Welche Beschränktheit des Sinnes auf einen und eben denselben Gegenstand! Und welche Kindeseinfalt und Unwissenheit in Dingen, die nicht zu seinem Beruf gehören! Die ersten, welche Künste verlangten, waren gewiß Meister ihrer Kunst, erkannten die Schwierigkeit etwas Vollkommnes zu arbeiten, wußten aus Erfahrung, was die Kräfte des Menschen vermögen, und beschloffen daher einmüthig, daß Ein Mann nur Ein Ding verstehen, aber dasselbe Ding recht verstehen solle. Die gesetz-

¹⁾ D. M. 1776, III, 79. — ²⁾ D. M. 1781, III, 182. — ³⁾ D. M. 1776, IV, 68. ff. — ⁴⁾ W. II, 77. Bgl. 85.

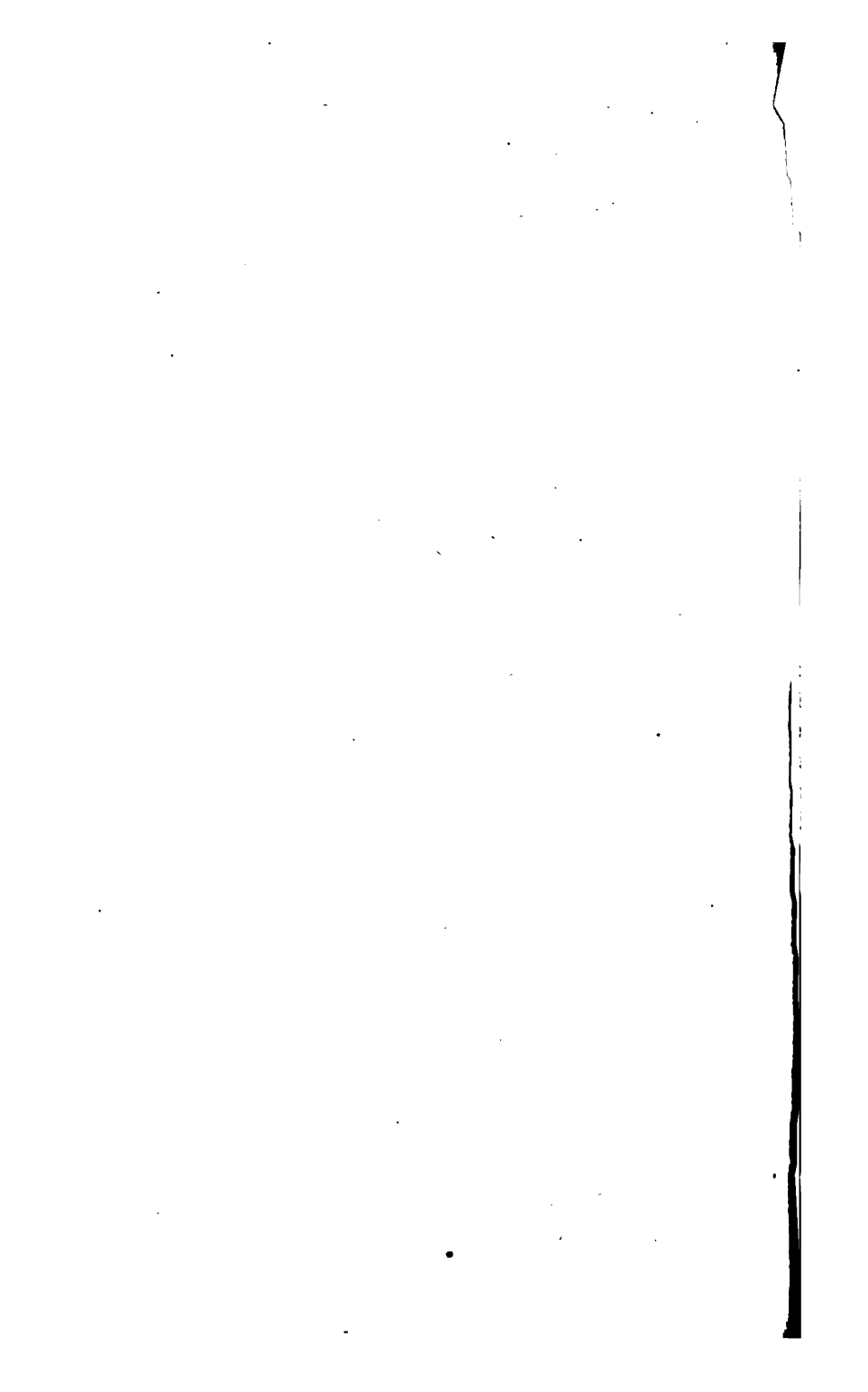
gebende Macht hat daher bei allen Völkern, wo je Künste und Gewerbe geblüht haben, über diese heiligen Schranken gewacht, und nur der schlappe Menschheitvertreter von Ephemeren-
 schreiber sieht diese Weisheit als Tyrannei an. Man werfe ja nicht ein: das Genie lasse sich nicht biegen, es liebe die Freiheit, verändere die Gegenstände u. s. w. — Das Genie arbeitet instinctartig, und liebt vielmehr einen kurzgespannten Gesichtskreis. Daher die allgemeine Klage über den Eigensinn des Genie's. Wie unmöglich fällt es nicht oft einem großen Künstler, in einer andern als der gewohnten Materie, des einmal angenommenen Formats, der bisherigen Manier, zu arbeiten, wenn er fürtrefflich bleiben soll? Eben weil er auf Einem Wege versucht, das zu thun, was andre nicht konnten, und Berge von Schwierigkeiten überstiegen hat, mag er keine andre übersteigen. Der Genuß gibt ihm Behaglichkeit, und er liebt daher seine Kunst, wie sein Weib. Aber die Bagabunden die keine Stätte haben, schweifen umher und begehren alles, sind allgemeine Menschenfreunde, und Bürger keines Staats, wissen alles und nichts, und lehren ebenso. Man darf nur einen Blick in die Welt thun, die der wahre Künstler um sich schafft, um zu begreifen, wie er ewig in dem Meer seiner Träume umherschwimmen, neue Schlösser und Inseln entdecken, und doch nicht von der Stelle kommen mag. Es sei welche Kunst es wolle, so niedrig oder erhaben in ihrer Bestimmung, so ist sie Kunst, wenn sie eines Menschen ganze Seele beschäftigt; und so lange sie dieß thut, wird er statt ihrer keine andere suchen um an ihrem Busen mit Ueberdruß und Langerweile zu kämpfen. Sieht man wohl je, daß ein Scheidekünstler Anspruch auf die Kunst des Mechanicus, oder ein Bildhauer auf die Talente des Violinisten mache? Jeder zufrieden mit seinem erworbenen Reichthum läßt dem andern das Seine, eben weil er von dessen Werth gar keinen Begriff hat. Der Stolz, der die Virtuosität nährt, und von den Beschäftigungen anderer in einem fremden

Kreise geringer denken lehrt, als es sein sollte, wird doch gemeinlich dadurch unschädlich. Diese kindische Unwissenheit in Dingen außer seinem Beruf erhält den Künstler ewig in der engen ihm bestimmten Laufbahn, gibt seinen Kräften Intensität, und bewahrt ihn vor den schädlichen Ausschweifungen und eingebildeten Bedürfnissen, mehr zu wissen und zu leisten, als er soll. Wir rühmen und jauchzen so viel von dem Vorzug der alten Scribenten, vor den neuern, von der Gesundheit ihrer Schreibart, dem großen Menschenverstande, der überall durchzieht. Aber worin lag wohl der Grund dieser Vorzüge anders, als in dieser Beschränktheit des Sinnes, dessen wir Neuere uns schämen?“ Weiterhin spricht sich Merck gegen das ästhetische Theoretisiren aus: „Es bleibt eine ständige Bemerkung in der Geschichte der Kunst: die Ausübung war vor der Theorie, und sobald diese ausgebildet war, erlosch jene. Und warum dieß? Der Künstler suchte, forschte und fand. Von etwas, das nicht war, das noch zu finden war, konnte man nicht reden. Sprach der Künstler von der Geschichte seiner Erfahrungen, so waren's abgerissene, dunkle Laute des Gefühls. Daher auch das bildliche metaphorische der meisten Kunstwörter. Sowie in der Glaubenslehre, ward in der Kunstlehre über diese Ausdrücke der Empfindung eine Dogmatik zusammengesetzt. Leute, die keinen Beruf hatten die Schöne selbst zu suchen, begnügten sich mit dem Gespenste; man sammelte seine Tasche voll Abstracten, stellte und verstellte sie, wie die Kinder, nach seinem Outdünkel; und so entstand Theorie.“ Noch fügen wir die Schlußworte des Aufsatzes bei: „Der höchste Grad des Genie's ist zugleich das erste Merkmal des geraden Menschenverstandes; und der Mangel dieser Beschränktheit des Sinnes das untrügliche Kennzeichen des Nongenie's, und der Ohnmacht, die zeugen will, aber nicht kann.“ —



Drittes Buch.

Die bildende Kunst.



Die bildende Kunst.

Merck hatte, wie ihm (1779) sein Freund Wieland schreibt,¹⁾ mehr Liebhaberei an den bildenden Künsten, als an der Poesie. Er zeichnete fleißig,²⁾ und seine Leistungen in diesem Gebiete ernteten das Lob Göthe's und Forster's.³⁾ Eine neue Art des Zeichnens lehrte ihn Camper.⁴⁾ Diese Uebung schärfte seinen Blick für die Schönheiten der Kunstwerke und für die wissenschaftliche Auffassung der Naturgegenstände: „Man muß es durch Nachzeichnen empfunden haben, wie unnachahmlich die göttliche Schönheit des Bacchus auf den Münzen von Thasus ist, um das Fallen darüber einem trunkenen Verehrer der Alten zu verzeihen.“⁵⁾ Ohne die Principien der Anatomie ist „das Auge nicht gestärkt und aufgeklärt“, bei der Aufnahme thierischer Körper „sicher zu sehen. Der geschickteste Maler hat kein Gefühl für diejenige Genauigkeit, welche der Naturforscher und Zergliederer sich sehr leicht erwirbt, und alle Gelehrten, die Figuren zu ihren Beschreibungen nöthig haben, werden nicht aufhören, über den Stumpfsinn und Starrsinn der Künstler zu klagen. Ich selbst, der ich mich nur mit

¹⁾ B. I, 197. — ²⁾ B. III, 118. 126. — ³⁾ B. I, 54. 366. —

⁴⁾ B. II, 237. — ⁵⁾ Geistliche Beiträge zur Gelehrsamkeit und Kunst I. (1765.) S. 32.

osteologischen Untersuchungen beschäftigt habe, kann mit Rondelet ausrufen: *Deinde cum pictoribus ac sculptoribus intolerando hominum genere mihi rem fuisse, tum multa excusatos ac studia conatusque meos laudatos certo scio.*¹⁾ Seine eifrige Beschäftigung mit dem Radieren möchte folgender Stelle des „*Ademischen Briefwechsels*“²⁾ zu Grunde liegen: „Lieber Sternberg, Du bekommst nächstens ein großes Werk von mir zu sehen. Ich habe Dir die Stolzenburg radiert, und Dir soll's auch zugeeignet werden. Was man nicht lernt mit der Nadel! das kannst Du Dir nicht vorstellen. Da sieht man erst wie sich überall die feinste Reflexe anbringen lassen. Ich gehe nun auf allen Wegen und Stegen mit dem Hohlspiegel spazieren. Was sich da dem Beobachter für eine Welt öffnet! Ich glaube die Niederländer haben alle nicht anders studiert. Ich habe ihn an den grausen Wintertagen und in den ödesten Gegenden probiert, und überall hat Mutter Natur ihr ewiges Gesetz und Haltung ausgeübt. Die ärmste Gegend wird dadurch interessant, und überall ist Gottes Licht: man muß es nur packen können. Sowie die Juden sagen: das Geld ist in der Welt, wer es nur zu halten weiß.“ Doch möchte sich der Kritiker erst seit dem J. 1785 ernstlich mit dem Radieren beschäftigt haben.³⁾

Merck begab sich im Sommer 1774 einigemal nach Mannheim, um die dortigen Antiken und die darauf bezüglichen Sammlungen von Kupfern und Zeichnungen zu betrachten.⁴⁾ Im Herbst 1775 reiste er nach Coblenz und Düsseldorf.⁵⁾ Im Juni 1778 begleitete er die Herzogin Anna Amalia als Cicerone in die Düsseldorfer Gallerie,⁶⁾ und er sendete Wieland „eine malerische Reise nach Cöln, Bernsberg und Düsseldorf“

¹⁾ Hessische Beiträge II. (1787.) S. 77. — ²⁾ D. M. 1782, II, 111. f. — ³⁾ B. I, 475. — ⁴⁾ B. III, 122. — ⁵⁾ B. I, 77. III, 125. f. — ⁶⁾ B. I, 129.

dorf“ zu, die im Deutschen Mercur desselben Jahres ¹⁾ erschien. ²⁾ Mit Begeisterung sprach er im Deutschen Mercur des Jahres 1780 ³⁾ von den Kunstschätzen des ihm wohlbekannten Cassel. Auch beschäftigte er sich, hauptsächlich aus dem ästhetischen Gesichtspunkte, ⁴⁾ mit der Münzkunde und sammelte Medaillen. ⁵⁾ Viel nahm ihn der Einkauf und Austausch von Kunstgegenständen in Anspruch. Indem ihn Höpfner bat, solche für einen Freund auf der Frankfurter Messe einzukaufen, schrieb er: „Nun weiß ich niemand, der das so gut kann, wie Ihr, lieber Merck.“ ⁶⁾ Wir hörten früher, wie hoch Karl August die Geschicklichkeit des Kritikers bei diesem Geschäfte anschlug. Göthe nennt (1780) hierin seinen Freund einen alten Fuchs. ⁷⁾ Was aber der Dichter gegen Eckermann ⁸⁾ äußert, gehört zu den Plaudereien des Alters, die wir ja nicht buchstäblich nehmen wollen: „Er liebte auch die Kunst, und zwar gieng dieses so weit, daß, wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philisters sah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu schätzen wisse, er alles anwendete, um es in seine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte in solchen Dingen gar kein Gewissen, jedes Mittel war ihm recht, und selbst eine Art von grandiosem Betrug wurde nicht verschmäht, wenn es nicht anders gehen wollte.“ Es läßt sich annehmen, daß Merck für sich selbst eine bedeutende Kunstsammlung anlegte. Er besorgte die Erwerbung von Kunstwerken auch für andere, namentlich für Karl August, Anna Amalia und Göthe; aber er that dieß nur aus Gefälligkeit und verwahrte sich dagegen, daß er Kunsthändler sei. Die Bemerkung Wagner's, ⁹⁾ daß der Kritiker einen Kunsthandel bis nach Amsterdam und Neuschatel mit Vortheil getrieben habe, stimmt, wenigstens für die frühere Zeit, nicht zu dessen Briefe von

¹⁾ III, 113—128. — ²⁾ W. I, 131. 134. f. II, 160. — ³⁾ D. M. 1780, IV, 220. ff. Vgl. W. I, 273. f. 276. f. 281. f. — ⁴⁾ Heffische Beiträge I, 35. — ⁵⁾ W. I, 383. f. 388. — ⁶⁾ W. III, 167. — ⁷⁾ W. I, 242. — ⁸⁾ II, 73. — ⁹⁾ I, XXII.

1783 an einen Fürsten (den Herzog Ernst zu Sachsen-Gotha?), der sich eine Partie Handzeichnungen von ihm erbeten hatte: „Nur wünschte ich nicht in dem verhassten Licht eines Brocanteurs zu erscheinen, der die Werke großer Männer als eine feile Waare anbietet und mit dem Verdienste anderer Markt hält. Ich habe nie ein Blatt von meiner Sammlung weder an einen Fürsten noch einen Particulier verhandelt, außer daß ich von einigen Jahren her den Auftrag von dem Herzog von Weimar hatte, ihm jährlich für die mäßige Summe von einigen hundert Thalern an Kunstfachen zu schicken, was ich gut fände. Durch diese Vorkehrung hat der Herzog alles, was er ohngefähr an Kupferstichen und Handzeichnungen besitzt, durch mich erhalten, und ich habe als Hausvater meine Liebhaberei dadurch unschädlicher gemacht, daß er an der Provision, der Fracht und dem droit d'ajudication et de sortie, die man in Frankreich und Holland so theuer bezahlen muß, Antheil genommen hat. Dadurch daß ich gewiß wußte, der Herzog nähme alle Jahre etwas Gewisses ab, bin ich in den Stand gesetzt worden, bei allen Vorfällen, wo etwas wohlfeil angetragen wurde, sogleich zuzuschlagen und ihm dadurch ganz andre Preise zu setzen, als ein Kaufmann, der diese Waare des Luxus, die noch immer schlimmer ist als Bücherniederlage, auf's Ungewisse aufsparen muß. Der Herzog v. W. ist bisher mit mir zufrieden gewesen und es kommt darauf an, ob es Ew. H. D. auch wagen wollen, mir eine ganz geringe Summe jährlich festzusetzen, für die ich ein Fach von Kunstfachen, es seien Kupferstiche, Gemälde, oder Handzeichnungen, besorgen soll.“¹⁾

Ueber Merck's Befähigung als Kenner und Beurtheiler der bildenden Künste hören wir lobende Worte aus dem Munde hervorragender Zeitgenossen. Einsiedel sagt (1778): „Merck ist ein großer Mentor für alle Kunstfachen und sieht für

¹⁾ W. II, 221. f.

tausend Kenner und Künstler gewöhnlichen Schlags.“¹⁾ Göthe bittet ihn (1780) um Anweisung zu einer Kupferstichsammlung.²⁾ Wieland legt auf Merck's kunstwissenschaftliche Beiträge zum Deutschen Mercur großen Werth.³⁾ „Ihr Aufsatz über die Landschaftmalerei“, schreibt er ihm, „ist ein Kleinod, lautes feines Gold in Körnern. Ich lese mich ordentlich glücklich daran; so einen ganz eignen Sinn hat mir die Natur für die tiefe Wahrheit Ihrer Gefühle und Begriffe und Urtheile, und für die Präcision, womit Sie solche von Sich geben, verliehen. Alles so aus dem Innersten der Natur geschöpft! So lebendig gefühlt! So scharf bemerkt! So hell durchgedacht!“⁴⁾ Fräulein von Göchhausen rühmt Merck's „reinlichen Künstler-sinn“.⁵⁾ Was jedoch für seine Tüchtigkeit in diesem Gebiete vor allem in's Gewicht fällt, ist die Verehrung und Liebe vorzüglicher Künstler, zu denen er in persönlicher oder doch brieflicher Beziehung stand. Unter ihnen befindet sich der auch aus Göthe's Lebensgeschichte bekannte Maler Wilhelm Tischbein, dessen Briefe an Merck uns einen reichen und anziehenden Einblick in das von andauernder Begeisterung und beharrlichem Streben nach einem würdigen und edeln Ziele durchdrungene Gemüth eines kunstbegabten Mannes eröffnen.

Heinrich Wilhelm Tischbein aus Hayna, geboren 1751, gehörte zu einer angesehenen Künstlerfamilie. Sein Oheim Johann Heinrich (I.) war Rath und Professor in Cassel, wo er in hoher Achtung stand.⁶⁾ Wilhelm's älterer Bruder Johann Heinrich (II.), geb. 1742, war ebendasselbst Gallerie-Inspector.⁷⁾ Sein jüngerer Bruder Heinrich Jakob, geb. 1760, Schüler des ältesten, ein talentvoller Portrait- und Landschaftsmaler, machte mit Wilhelm Studien in Berlin, wurde 1779 Schüler der Malerakademie in Dresden, lebte seit 1780 in

¹⁾ B. II, VIII. — ²⁾ B. I, 266. f. — ³⁾ B. I, 82. 101. —

⁴⁾ B. II, 106. Bgl. 101. f. — ⁵⁾ B. I, 205. — ⁶⁾ B. I, 442. R. **. — ⁷⁾ B. I, 332. II, 276.

Hamburg und seit 1792 in Frankfurt, wo er 1803 starb. Ein Vetter dieser Brüder, Wilhelm's Mitschüler bei seinem Oheim Johann Heinrich (I.), war Johann Friedrich August Tischbein, geb. 1750 in Maestricht. Er studierte auf Kosten des Fürsten von Waldeck sieben Jahre in Frankreich und Italien, wurde Waldeck'scher Rath und Hofmaler, zuletzt Deser's Nachfolger als Director der Leipziger Kunstschule und starb 1812 in Heidelberg.¹⁾

Wilhelm Tischbein war in Cassel, — einer Stadt, wo der junge Maler nach seinem Urtheile mehr lernen konnte, als an jedem anderen Orte,²⁾ — als Portraitmaler hochgeehrt.³⁾ Im Jahre 1779 reiste er mit einer unzulänglichen Unterstützung des Landgrafen Friederich II. von Hessen-Cassel nach Italien und hielt sich längere Zeit in Rom auf, wo er eifrig, bis zum Nachtheile für seine Gesundheit, studierte und sich übte.⁴⁾ 1781 kehrte er aus Italien zurück und hielt sich mit seinem jüngeren Bruder eine Zeitlang in Zürich auf.⁵⁾ Lavater hatte an ihm große Freude und hoffte in ihm endlich einen Portraitmaler zu finden, wie er ihn schon lange suchte.⁶⁾ Zu Tischbein's Freunden gehörten der Maler Johann Kaspar Füssli der Ältere (geb. 1708) und der literarische Patriarch Bodmer, — zwei Männer, deren Verlust er bald nach einander (1782. 83) beweinte.⁷⁾ In Merck, den er wohl nie persönlich kennen lernte,⁸⁾ verehrte und liebte er einen Helfer und Beschützer und zugleich einen Lehrer und Führer in seiner Kunst. Die Briefe des jungen Malers werfen auf die Fähigkeiten und Kenntnisse des Kritikers in diesem Bereiche ein sehr günstiges Licht. „Da schreibe ich schon wieder von Kunst, und meine Meinung war, Sie doch nur zu fragen, wie ich es anfangen, von diesen Sachen ein wenig zu stu-

¹⁾ B. I, 332. 385. f. 442. f. — ²⁾ D. M. 1781, I, 50. — ³⁾ D. M. 1781, II, 48. f. — ⁴⁾ B. I, 262. f. — ⁵⁾ B. I, 325. 350. — ⁶⁾ B. II, 186. — ⁷⁾ B. I, 381. f. 381. f. — ⁸⁾ Bgl. B. I, 321. 327. 415. 436. 507. II, 208. f.

bieren.“¹⁾ „Sie haben gewiß den rechten Begriff von der Kunst. Das habe ich gemerkt aus verschiedenen Meinungen, die Sie über die Malerei gesagt haben.“²⁾ „Sie sehen, wie wenige Menschen sehen. Was mich die wenigen Worte freuen, die Sie über Rafael sagen, kann ich mich nicht äußern. Ich kenne ganz Ihren Geschmack daraus. . . . Wie ich gesucht habe zu studieren, . . . das versteht niemand, als Sie.“³⁾ Im Deutschen Mercur 1781⁴⁾ theilte der Kritiker Auszüge aus Briefen Tischbein's mit; in der Einleitung und in der Nachschrift sprach er sich über ihren Geist und Gehalt mit warmer Anerkennung aus und bezeichnete seinen Freund als einen jungen Künstler von ausnehmenden Fähigkeiten und Talenten, in welchem sich das Zeitalter einen der ersten, ernsthaftesten und tiefführendsten Erfinder verspreche. Im folgenden Jahre schrieb er über ihn an Nicolai:⁵⁾ „Dieser Mann wird einer unserer größten Künstler.“ Merck suchte mit freundschaftlichem Eifer die äußere Lage seines Schützlinges zu bessern. Er schrieb in dieser Absicht nach Cassel und an Göthe.⁶⁾ In Cassel scheinen die Bewerbungen Merck's gescheitert zu sein; denn Tischbein schrieb ihm (1782): „Sie haben die Güte gehabt, wegen mir nach Cassel zu schreiben. Ich wollte die Antwort vorher gesagt haben, denn so lange mein Onkel lebt, ist da nichts zu machen; denn sie glauben, desgleichen ist und wird nicht wiederkommen.“⁷⁾ Tischbein war damals mit sich selbst und mit seinem Schicksale zerfallen: „Sie wünschen mich kennen zu lernen von Person? Ich weiß nicht, ob Sie Ihre gute Meinung, die Sie von mir haben, behalten werden; ich bin kaum werth, daß man mich liebt; sonst war ich der Liebling von einigen guten Personen, vielleicht, weil ich meine Schwäche suchte zu verbergen. Aber

¹⁾ B. I, 262. f. — ²⁾ B. I, 326. f. — ³⁾ B. I, 333. — ⁴⁾ II, 48. ff. Vgl. B. I, 284. N. *. II, 186. — ⁵⁾ B. III, 192. — ⁶⁾ B. I, 318. 327. — ⁷⁾ B. I, 318.

nun mag ich niemand mehr betrügen, und doch machen die guten Menschen zuweilen, daß ich die Scham, die ich vor mir selber habe, noch stärker fühle. Ein bißchen können Sie mich wohl lieb haben, weil ich niemand was zu Leid thue. Aber der Art Fleisch und Wein ist ja die ganze Welt voll, ich bin verkommen; und das schmerzt mich, so oft ich eine Glocke schlagen höre.“¹⁾ Um so anerkennender war das Urtheil, das Regierungsrath v. Schmerfeld in Cassel um dieselbe Zeit in einem Briefe an Merck über die von Tischbein dort ausgestellten Bilder vernehmen ließ: „Nebst verschiedenen, nicht französischen Geschmack duftenden, aber desto mehr Kraft und Leben athmenden Portraits, hat er ein kleines Stück eingeschickt, worauf sich beide Brüder einander gemalt haben. Zusammensetzung, Zeichnung, Colorit, kurz alles ist vortrefflich daran. . . . Es ist in der That ein herrliches Kabinetstückchen. Jedermann muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.“²⁾ Tischbein beschwerte sich bei Merck über die Art, wie seine Casseler Freunde mit ihm umgingen. Einen Brief, den er an den Landgrafen schrieb, gaben sie nicht ab. „Mit der Zeit, sagt mein Onkel. Das ist zum Sterben, mit der Zeit, als wenn ein Maler Zeit hätte. Gott vergeb's ihm, daß er ein Maler ist, und versteht so wenig, daß die jetzigen Maler nicht wissen, was die Malerei ist! Es gehört so viel zur wahren Malerei, daß ich schon zu alt bin, und wenn ich noch länger warte, so werde ich gar nichts; die Leute haben keinen Begriff von der Kunst. . . . Ich muß fort von hier. Ich werde übel, wenn ich mein hiesiges Geschmier ansehe, und Sie werden auch wehe werden, wenn Sie die Bilder sehen werden, die ich nach Cassel geschickt habe. Aber denken Sie dabei, daß ich sie in Unmuth und kurzer Zeit gemacht habe. Doch sehen Sie vielleicht darin, daß ich was werden könnte, wenn ich Zeit dazu anwenden könnte. . . . Der Begriff, welchen ich von der

¹⁾ B. I, 821. f. — ²⁾ B. I, 325. Bgl. I, 330.

Malerei habe, ist groß, aber nicht unmöglich. Doch schickt es sich schlecht, daß ein Maler davon spricht; denn ein guter Pinselstrich ist besser denn tausend Wörter.“¹⁾ Der lange Winter, der sein Herz mit eiskaltem Froste gegen alle Kunst überzogen hatte, fieng an zu weichen; der innere Frühling kehrte bei ihm wieder ein. Göthe's Brief machte ihm Hoffnung, daß er doch nicht ganz umsonst so viele Kunstfieber ausgehalten habe. Er bat den Dichter, wenn er ihm nach Ansicht seiner Bilder die Fähigkeit, mit der Zeit ein Maler zu werden, zutraue, ihm zur Fortsetzung seiner Studien behilflich zu sein, im entgegengesetzten Falle ihm zu sagen: bleib was du bist. Vor allem bat er ihn auf Merck's Urtheil zu hören. Auch ersuchte er diesen, wenn er in seinen Studien etwas Lobenswerthes gefunden habe, den Dichter davon zu benachrichtigen. „Ich wünschte, Sie wären es überzeugt, daß ich nichts verlange, um besser zu leben, sondern bloß um Bilder zu machen, die über das Schlechte sind. Daß Sie es sind, glaube ich, weil Sie wissen, was die hohe Kunst für Freuden gibt; aber ich wünschte, daß Sie Göthe'n auch davon überzeugten. . . . Wenn ich mich loben höre, oder jemand mich Maler nennt, so gehet mir ein Stich durch das Herz.“ Merck schrieb auch an Lavater, um durch diesen für Tischbein zu wirken.²⁾ Den Bemühungen Merck's, Göthe's und des Herzoges Karl August hatte es der Künstler zu verdanken, daß ihm der Herzog von Gotha zu einem längeren Aufenthalte in Italien jährlich hundert Dukaten verwilligte. Tischbein's Bilder, schreibt Karl August 1782, „sind hier angekommen. Es kann etwas Treffliches aus diesem Menschen werden; er besitzt ein außerordentlich richtiges Auge, und das unermüdete Suchen und Streben und Klimmen muß ihn dem Punkte nahe bringen, den so viele nicht erreicht haben. Mich jammert's daß ich den Menschen aus den Händen

¹⁾ B. I, 326. f. — ²⁾ B. II, 203—206.

lassen mußte.“ Ueber die Zeichnung von Tischbein's Gemälde, das die Zusammenkunft Götzens und Weißlingens darstellte, äußerte sich Karl August: „Was Tischbein's Malerei betrifft, so ist's gewiß, daß aus derselben viel Erfindungsgeist, Kraft in der Ausführung, fühlender Verstand im Ausdrucke und Witz in der Anordnung des Bildes und der Farben hervorleuchtet. Leugnen kann ich aber auch nicht, daß ich Verschiedenes bemerkt habe, über welches Tischbein nachdenken muß, um die Wege zu erforschen, auf welchen er Meister darüber werden könne. . . . Ueberhaupt, glaube ich, thut er besser, er hält sich jetzt noch an einzelne Figuren, sucht diese auszustudieren und auszuputzen, ehe er sich an das Gefahrvolle der Composition wagt.“ Göthe urtheilte günstiger; er schrieb an Merck: „Der Herzog hat Dir über Tischbein's Bild geschrieben, ich weiß zwar nicht was, aber soviel habe ich doch gemerkt, daß er ihm nicht ganz hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. Laß ja den jungen Künstler nichts davon merken, denn so ein guter Mensch wird irre gemacht und weiß gar nicht, woran er ist.“ Tischbein gab in einem Briefe an den Kritiker dem Herzoge zum Theil Recht, vertheidigte aber zugleich sein wohlüberlegtes Kunstwerk. Bei der Gelegenheit sagte er über Karl August: „Ich freue mich über den Herzog, denn ich glaube, daß er ein Kenner ist; so viel was ich von ihm gehört habe, so scheint er, daß er das rechte Gefühl für die Kunst hat.“ Göthe fand in einem an ihn gerichteten Schreiben Tischbein's „eine gar getreue Seele“ ausgedrückt und schrieb ihm einen liebevollen Brief, über den der Empfänger sich äußerte: „Wenn ich mich nicht kannte, so wollte ich stolz darauf sein.“¹⁾ An Merck schrieb Tischbein: „Lassen Sie Ihre Liebe gegen mich wachsen, meine kann nicht größer werden. . . . Daß Sie mir meinen Wunsch in Erfüllung

¹⁾ W. I, 328. 334. 337. 339. 356. II, 206—208. 291. 361—363. 371. 379.

gebracht haben, dafür schäme ich mich zu danken; das ist eben als nach Tische beten: Herr Deine Speisen haben mich erquicket. Das weiß er ja schon von selbst. ¹⁾ Wohl im Spätjahre 1782 reiste Tischbein nach Italien ab. ²⁾ „Tischbein ist in Rom angelangt und ist außer sich vor Freude, er segnet sein Geschick, das ihn halb wider Willen hingeführt hat. Ich denke, es soll ein rechter Künstler aus ihm werden.“ So schrieb Göthe den 17. Februar 1783 an Merck. ³⁾ Von Rom aus nahm der Künstler (1783) Merck's Hilfe für seinen Bruder Jakob in Anspruch: „Ich wünschte, daß er sich nur einige Jahre hier aufhalten könnte, um zeichnen zu lernen. Aber ohne daß er eine Pension von jemand hat, ist es unmöglich. Denn verdienen kann er hier nichts; es sind gar viele Maler hier, und ich kann ihm leider nichts geben, so gerne ich ihn bei mir hätte. Aber vielleicht kennen Sie noch jemand, einen Fürsten oder sonsten einen, der so viel Liebe für die Kunst hat und wendet was an, um aus einem schlechten einen guten Maler zu machen. . . . Doch ich lasse Ihnen dieses alles über, weil ich weiß, wie groß Ihre Liebe für die Kunst ist, und wie gern Sie selbige befördern. Auch weiß ich, daß das ihre Sache ist, aus einem Menschen von den Millionen unbedeutenden, wovon die Welt voll kriecht, aus einem solchen etwas zu machen, daß er edler und nützlicher für andre wird.“ ⁴⁾ Tischbein schickte sein großes Bild von Konradin von Schwaben und Friedrich von Oesterreich, denen beim Schachspiele das Todesurtheil verkündigt wird, ⁵⁾ dem Herzoge von Gotha, der über dasselbe einen sehr schmeichelhaften Brief nach Rom schrieb. ⁶⁾ Tischbein zog durch das Bild die Aufmerksamkeit der ersten Künstler und Kenner Rom's auf sich, und selbst Vattoni, dem seit dem Ableben des gefeierten Mengs der erste

¹⁾ B. I, 358. — ²⁾ B. I, 366. — ³⁾ B. I, 377. — ⁴⁾ B. I, 386. f. — ⁵⁾ B. I, 407—410. — ⁶⁾ B. I, 465.

Rang in der Malerei nicht mehr streitig gemacht wurde, konnte nicht fertig werden, sein Entzücken über ein so vollkommenes Werk eines so jungen Mannes zu äußern. Hackert berichtet über das Bild sehr ehrenvoll im Deutschen Mercur von 1785.¹⁾ Zu diesen Auszeichnungen kam Tischbein's intimer Verkehr mit Göthe. Der Dichter gieng, wie Anna Amalia im Februar 1787 aus Weimar berichtet, in Rom fast mit keinem andern Menschen um.²⁾ „Das Stärkste“, schreibt er im Januar, „was mich in Italien hält, ist Tischbein, ich werde nie und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes.“ Göthe theilte mit ihm Wohnung und Kost. Tischbein verewigte dieses Verhältniß durch das im Besitze Rothschild's befindliche lebensgroße Bild seines Freundes.³⁾ Der Künstler weilte eine Zeit lang im Hause des Chevaliers Hamilton zu Neapel und führte demselben große historische Compositionen nach eigener Erfindung aus. Hamilton's Freundin, ein wunderschönes Mädchen aus England, bot dem Künstler das Modell zu der Hauptfigur seiner Gemälde, so zur Iphigenie in der Erkennungsscene mit Orestes. Die Kaiserin von Rußland bezeugte dem Künstler ihre Freigebigkeit, wogegen er sich nun über die Kargheit des Herzoges von Gotha beschwerte.⁴⁾ Der König von Neapel ernannte ihn 1790 zum Director seiner Malerakademie. 1800 zog Tischbein nach Göttingen, 1815 nach Gütin, wo er 1829 starb.⁵⁾

Auch mit Tischbein's Vetter und Landmanne Ludwig Straß (geb. 1761), dem ausgezeichneten Landschaftsmaler, stand Merck in brieflicher Verbindung.⁶⁾ Für Hirt als Mit-

¹⁾ I, 229. ff. Vgl. B. I, 437. f. 442. — ²⁾ B. I, 499. — ³⁾ B. III, 273—275. Vgl. D. M. 1788, I, 270. f. — ⁴⁾ B. I, 507. f. D. M. 1788, I, 266. f. B. I, 512. — ⁵⁾ B. I, 512. 527. III, Anhang. — ⁶⁾ B. I, XX. 514. III, 271. ff. (Vgl. D. M. 1788, 266. ff.)

arbeiter am Deutschen Mercur verwandten sich Göthe und Merck bei Wieland. Von den Aufsätzen Hirt's, die Merck gegen Ende des J. 1785 zu diesem Zwecke dem Herausgeber übersandte, wurden ¹⁾ die „Briefe aus Rom hauptsächlich neue Werke jetzt daselbst lebender Künstler betr.“ abgedruckt. ²⁾

Die Bekanntschaft des Kupferstechers Karl Heß, eines Darmstädters (geb. 1755), ³⁾ in dem Georg Forster schon 1778 einen überaus geschickten und fertigen Künstler fand, ⁴⁾ machte unser Kritiker in der Düsseldorfer Gallerie. Beide unterhielten sich damals voll Begeisterung über Rembrand. Merck ermunterte den jungen Mann freundlich, die in jener Kunstsammlung hängenden Bilder des Meisters zu stechen. Seine Worte fielen wie Blitze in ein empfängliches Gemüth und weckten die That. Den Proben, die Heß an Merck sandte, fügte er (1781) den Ausdruck hoher Anerkennung und liebevollen Zutrauens bei: „Ich würde sie gewiß keiner andren Seele zeigen, als Ihnen, weil nicht viele wissen, was Grundlegen heißt, und also solche Sachen meistens falsch beurtheilt werden. Aber von Ihnen, bester Mann! verspreche ich mir rein weg Ihr Urtheil. Wie lieb mir die zärtteste Untersuchung, wie theuer mir Ihr freundschaftliches, aufmunterndes Lob sein wird, lassen Sie mich fühlen, nicht schreiben. . . . Ihr Andenken ist so tief in mein Gedächtniß gegraben, daß keine Zeit es je verköschen wird. . . . Ach es sind der schönen Sachen hier noch so viele, und die Lage der Stadt wäre so vortrefflich. Ich möchte mich auf den Schwingen meiner Phantasie zu Ihnen tragen können, um recht vieles darüber zu plaudern. Und überhaupt über Kunst und Kunstfachen: denn ich weiß, daß Ihnen darin unser armes Vaterland am Herzen liegt, und daß Sie

¹⁾ D. M. 1785, IV, 251. ff. 1786, I, 69. ff. 169. ff. — ²⁾ B. II, 261. I, 494. f. — ³⁾ B. I, 525. — ⁴⁾ J. G. Forster's Briefwechsel I, 168. Vgl. 175.

wenig Hilfe haben, es durchzusetzen.“ [Von dem vortrefflichen Maler Zimmer heißt es in Merck's „Akademischem Briefwechsel: 1) „Und dieser Mensch steht in Gefahr — weil's in Deutschland ist — Hungers zu sterben.“] Durch den Brief athmet wie milde Frühlingsluft die zärtliche Freundschaft einer schönen, bescheidenen und dabei in hoher Kunstbegeisterung emporstrebenden Jünglingsseele. Mit inniger Liebe verschmilzt ein fast kindliche Hingebung an den Beschützer. Karl Heß, in ärmlichen Verhältnissen lebend, ruft den Kritiker um Beistand bei dem kaufmännischen Vertriebe seiner Arbeit an. 2) Im folgenden Jahre schreibt er an Merck, dessen Aufsatz „über die letzte Gemälde-Ausstellung in ***“ betreffend: „Ich schwöre Ihnen, mein Theurer, ich habe nie was Wahreres über Kunst und Kunsturtheil gelesen. Wüßte nur der Himmel, daß sich jeder Laie zum Bescheidenheits-Katechismus machte, und ihn nachtrüge. Die meisten aber werden es lesen und nicht verstehen. Leider geht's noch mit unsern Kennern, wie Hamlet von einem ehrlichen Manne sagt, es ist so viel als to be one man picked out of ten thousand. Nur wenige kommen zu dem Grade der Kenntniß, daß sie das fühlen, was Sie über das Eigenthum des Künstler-Ideals sagen, und noch weniger das über den wirklichen Werth jeder Manier.“ 3)

Zu den Schülern Merck's gehörte auch der Kupferstecher Leonhard Zentner aus Darmstadt (geb. 1761). 4) Merck empfahl ihn dem Domherrn Joseph von Beroldingen 5) und sorgte für ihn, als er sich in Paris aufhielt, durch finanzielle Unterstützung, die er ihm zuwandte, und durch Empfehlung an Wille. 6) „Sie machen Sich gewiß,“ schrieb Wille an Merck, „hochedler H., um unsern jungen Menschen sehr verdient und ich bewundere aufrichtig Ihr gütiges Herz! und wo er ein fühlendes

1) D. W. 1782, II, 102. — 2) W. I, 310—314. — 3) W. I, 315. — 4) W. I, 528. — 5) W. I, 166. f. — 6) W. II, 172—174.

Herz hat, so muß er Ihnen ewige Dankbarkeit schuldig werden.“¹⁾ Die Mittel, durch welche Zentner in Paris unterhalten wurde, bestanden hauptsächlich in 12 louis d'or neufs, die Moser (1779) auf Merck's Antrag dem Künstler verwilligte.²⁾ Das Geld reichte aber nicht weit:³⁾ Veroldingen, den Zentner in Paris besuchte, schrieb an Merck: er möge denselben nicht verlassen, der seinen Beistand und sein Vorwort bei dem Kunst-Mäcenaten von Moser verdiene;⁴⁾ und sieben Wochen später aus Bruchsal: „Den jungen Menschen . . . lassen Sie wenigstens nicht lange mehr ohne Geld. . . . Ich habe ihm während meines Aufenthalts ausgeholfen; denn er lag bei meiner Ankunft gar sehr zu Boden, und ich glaube doch nicht, daß er zum Schwärmen und Schwelgen geneigt sei.“⁵⁾ Merck sorgte ohne Zweifel für den Hilfsbedürftigen weiter; denn dieser bezeichnete ihn ein Jahr nachher in einem an ihn gerichteten Briefe als seinen geliebtesten Wohlthäter.⁶⁾ Veroldingen fand in Zentner einen guten jungen Menschen, der ihn vom ersten Augenblicke an interessirte. Nachdem er die neuesten Arbeiten desselben eingesehen — so berichtet der Domherr an Merck — sagte er ihm unverhohlen, daß auf diesem Wege nur ein handwerksmäßiger, kleinlicher Kupferzäuger aus ihm werden könne. Zentner stimmte ihm ohne Widerrede bei und klagte aber die Unfreundlichkeit oder Sorglosigkeit der Pariser Künstler, über die Schwierigkeit, zur Betrachtung guter Kunstwerke zu gelangen, und über die Unmöglichkeit, solche zum Unterrichte nach Hause zu bekommen.⁷⁾ Beide waren darüber einig, daß Zentner in einer Woche durch das Studium und die Nachbildung der Natur mehr lernen könne, als bei allen Weißbroden, Guttenbergen u. s. w., die sich zu sehr an den Zeitgeschmack und an den Geldgott anlehnten, in einem Jahre. Veroldingen meinte, Zentner müsse

¹⁾ B. II, 172. — ²⁾ B. III, 231. — ³⁾ B. I, 221. — ⁴⁾ B. I, 225. — ⁵⁾ B. I, 245. — ⁶⁾ B. I, 288. — ⁷⁾ Doch vgl. B. II, 173.

Gesner's Weg einschlagen und ein halbes Jahr lang kleine Naturgegenstände gründlich studieren, bevor er zusammensetze und Landschaften mache; habe er wirkliches Kunstgenie, so werde er dann schon von selbst Manieren zur wahren Bildung der Natur finden. Wenn er über den jungen Mann zu verfügen hätte, würde er ihn nach Deutschland zurückwandern lassen, wo es schöne Natur genug und weniger Künstler und falsche Liebhaber gebe, die den gesunden Geschmack eines jungen Genie's so sehr verderben könnten, wie fast alle Pariser. Ohne den elendesten, verdorbensten Modeschnitt mache nichts dort sein Glück, es sei denn, daß der Mann la renommée du jour habe; dann werde er aber auch gefallen, wenn er die Figuren auf den Köpfen gehen lasse. Einige Kreidezeichnungen, die Zentner nach der Natur gemacht hatte, überzeugten seinen Gönner, daß der junge Mann, wenn er den Pariser „Schlender“ verlasse und zu der Natur und ihren Schülern in die Lehre gienge, sich zu einem guten Künstler, ja zu einem Originalkünstler bilden würde und müßte. Er meinte, Zentner besitze Einsicht und Geschmack für seine Kunst genug, um sich selbst zu bilden; er würde ihm sehr anrathen, auf keines Lehrers, am allerwenigsten aber auf eines Pariser Lehrers Worte zu schwören.¹⁾ Ueber den verdorbenen Geschmack der Pariser äußerte sich Zentner gegen Merck: „Herr Wille sagte mir selbst, daß jetzt kein Maler, wenn er nicht Hunger ausstehen wolle, sich unterstehen dürfe, ein andres Sujet als ein galantes zu malen. In Ansehung der Landschaft ist's ebenso. Frangonard hat den einmal beliebten Gout. Bunte, rauschende Farben, Rosenstöcke um Eichbäume gewunden, mit sehr lustigen Staffierungen geziert, machen ihn bei allen beliebt, aber wie sehr verlieren seine Gemälde, wenn sie unglücklicher Weise einen Berghem oder Schwanfald zum Nachbar haben!“²⁾ Albertine von Grün sagt, in manchem

¹⁾ B. I, 219. ff. Bgl. 231. — ²⁾ B. I, 288.

feinen französischen Kupferstiche sei die Haupthandlung vernachlässigt, oder so durch Blumen und andre Zierrathe versteckt, daß man ganz davon abgewendet werde.²⁾ Merca spricht von der leeren Steifheit der gewöhnlichen französischen Manufakturmanier, wo man alle Lücken der nüchternen und schüchternen Nadel mit flachen Ueberschraffierungen des Grabstichels zu bedecken suche;³⁾ es sei kein Ort in der Welt wie Paris, wo von einzelnen Reichen und schwer zu befriedigenden Kennern dem Andenken der alten Meister so wahr und aufrichtig gehuldigt, und wo zugleich dieser Geschmack von dem großen Haufen der lebenden Künstler, die jetzt sich an ihrem Zeitalter bereicherten, so lächerlich gemacht und ihm so geradezu entgegengehandelt werde.⁴⁾ Günstiger urtheilt über die damaligen Pariser Kunstzustände Göthe in Dichtung und Wahrheit.⁵⁾ Dagegen hat Wilhelm Tischbein nicht ausschließlich die Franzosen vor Augen, wenn ihm eine vortreffliche Arbeit seines Freundes David die Aeußerung entlockt: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich freuet, daß ein Mensch wieder etwas gemacht hat, das man doch Bild nennen kann. Denn bis jetzt ist die Malerei so auf eine niedrige Art getrieben worden, daß es eine Schande ist. Man hat nichts gesehen, als kleine, angenehme Bildchen, die nur für's Auge gemacht waren und weiter nichts bedeuteten; weder Sinn noch Verstand war darin; oder man hat fast immer Landschaften gemacht, wo auch nichts an ist, als ein Baum, ein blauer Berg und was noch mehr dazu gehört, einen Maler zu zeigen, der weder Wahl noch Verstand hat. Jetzt fangen die Maler und auch die Liebhaber besser an zu denken, und ich hoffe, daß der Ausspruch, was gut oder schlecht ist, dadurch denen Leuten benommen wird, welche bis jetzt die Autorität gehabt haben und dadurch die Kunst so ver-

¹⁾ B. II, 250. — ²⁾ D. M. 1776, III, 248. — ³⁾ D. M. 1780, III, 4. f. — ⁴⁾ Werke 48, 169. f.

giftet, daß sie so lange krank gewesen ist und fast gestorben wäre.“ U. f. w.¹⁾ — Von Bruchsal aus schreibt Veroldingen an Merck weiter: „Der junge Mensch ist der mechanischen, ganz handwerksmäßigen Art, mit der man die Kupferstecher- oder auch die Aekunst in Paris fast durchgängig treibt, noch immer sehr müde, und wünscht in seiner Kunstausübung wenigere Fessel, ohne welche Freiheit er nun einmal schon nie zu einer erträglichen Höhe in der Kunst gelangen zu können sich einbildet. Er dringt daher sehr nach hinlänglicher Muße und Sorgenfreiheit, um wenigstens ein halbes Jahr hindurch bloß mit Crayon oder mit Kohle in der Hand nach der Natur zeichnen zu können. Sein Verlangen scheint mir so durchdacht, so aus dem Drang der Künstlersseele strömend zu sein, daß ich ihm nichts entgegen zu setzen wußte, und ich daher während meines Aufenthalts in Paris selbst eine Hauptursache war, daß er in dieser Zeit die mechanischen Lehrstunden bei Weißbrod versäumte, und der Abzeichnung der aufgrünenden Natur nachlief. . . . Ich glaube, die Natur wird ihn bald auf eine eigene, doch wahre Manier führen, und auch mit dem Pinsel in der Hand würde er, glaube ich, bald Bilder schöpfen, die sich dürften sehen lassen.“²⁾ Wille schien anfangs dem jungen Manne das Kunstgenie abzusprechen;³⁾ auch schrieb er (1779)⁴⁾ in etwas barschem Tone über denselben an den Kritiker; doch so, daß er alles Vertrauen zu seiner Führung und Anleitung erweckt. „Es ist unmöglich“, äußerte er dort unter anderem, „ein Künstler zu werden, wo man sich nicht Tag und Nacht angelegen sein läßt, die sichtbare Natur in ihren Theilen und dann im Ganzen zu bemerken. Unser Geist, unsere ganze Seele müssen ihre Richtung, unabgewandt dahin haben, und wie viele Wissenschaften müssen dabei noch durchlaufen werden, von welchen man, den

¹⁾ B. I, 465. — ²⁾ B. I, 243. f. — ³⁾ B. I, 220. — ⁴⁾ B. II, 172. f.

besten Zweck zu erhalten, Begriffe, zur Anwendung der Kunst, haben muß. Wenige bilden sich dieses ein. Wehe dem, der Müßiggang, Schlaf und Zeitvertreib jenem vorziehet. Es ist nur Eine Zeit zum Säen; eine andere zum Ernten in der Natur.“ Später (1783) gab Wille gegen Merck seine Zufriedenheit mit dem guten, lebhaften, wißbegierigen und eifrigen Jünglinge und dessen Leistungen zu erkennen, über die sich auch Tischbein beifällig aussprach.¹⁾ Wagner berichtet,²⁾ Merck habe auch nach Zentner's Rückkehr aus Paris Jahre lang für dessen leibliche Nahrung und technische Bildung gesorgt. Vermuthlich ist es Zentner, durch den die Herzogin Anna Amalia auf Merck's Empfehlung (1787) sich in Kupfer stechen ließ und den Künstler dafür honorirte.³⁾

Johann Georg Wille aus der Gegend von Gießen (geb. 1717), ein großer Meister in der Kupferstecherkunst, ein Freund Winkelmann's und Tischbein's, versicherte unseren Kritiker wiederholt seiner Achtung und legte auf dessen Urtheil Gewicht. Auch um diesen Künstler machte sich Merck verdient.⁴⁾

Der Domherr zu Speier und Hilbesheim, Joseph von Veroldingen (geb. 1738), ein interessanter Mann von lebhaftem Geiste, bedeutender Weltkenntniß und Bildung, war unserem Kritiker mit herzlichster Freundschaft zugethan und in dem weiten Umfange seiner Thätigkeit, namentlich auf seinen Reisen stets bemüht, Merck's Kunst- und Naturaliensammlung zu bereichern.⁵⁾

Mit zwei französischen Künstlern, Clériffeau (geb. 1721) und Jacques Louis David (geb. 1748) knüpfte Merck während seines Aufenthaltes in Paris kurz vor seinem tragischen Ende ein intimes Freundschaftsverhältniß an. Von

¹⁾ W. II, 224. I, 411. — ²⁾ I, XIX. sq. — ³⁾ W. I, 499. II, 272. — ⁴⁾ W. I, 218. 234. II, 228. f. I, 412. Vgl. D. M. 1777, I, 204. f. III, 184. — ⁵⁾ W. I, 167. 203. 282. 245. 511. N. **. 528. Vgl. I, 230. 280.

Clériffeau, einem Maler und Architekten, dessen ausgezeichneten Geschmack in der Darstellung von Denkmälern der alten Baukunst Winckelmann rühmt, schreibt Merck, er habe an ihm einen Freund wie Camper (dessen wir im folgenden Abschnitte gedenken werden) und gerade auch denselben Charakter gefunden; auch versichert er, es gebe kein edleres und wärmeres Herz, wie David's. Wilhelm Tischbein, der mit dem letzteren ebenfalls befreundet war, rühmte dessen Schwur der drei Horatier, ein Meisterwerk, durch welches ganz Rom zur Begeisterung hingerissen wurde.¹⁾

Ueber Merck's Leistungen als Kunst-Mäcen wollen wir den Herausgeber seines Briefwechsels weiter reden lassen: Für mehrere Jünger der bildenden Kunst, z. B. die Brüder Mikzenius, honorirte Merck die Zeichenlehrer und trug die Kosten ihres Unterhaltes bei fremden Meistern. Den Zeichner und Maler J. F. Gout²⁾ aus Berlin, dem vorzüglich Schweizerlandschaften auf frischem Kalke glückten, beschäftigte er Jahre lang in Darmstadt theils selbst, theils durch Empfehlung an Hof. Gout zeichnete und stach die meisten Tafeln in Merck's Os fossiles und machte sich durch seine auf Merck's Rath unternommenen Zeichnungen der Ruinen um Speier³⁾ rühmlich bekannt.⁴⁾ Dem originellen Zeichner Kamborg in Hannover suchte Merck Anerkennung in Weimar zu verschaffen.⁵⁾ Der polytechnische Prestel in Frankfurt war Jahre lang einzig damit beschäftigt, die von Merck erhaltenen Kupferstiche und Zeichnungen nachzustecken und in Gouache zu malen. Die aus dieser Kunstfabrik hervorgegangenen Arbeiten waren sehr zahlreich und fanden in Deutschland, noch mehr aber in England ihres guten Effects wegen großen Beifall. Die Kupferstecher Göpfert und

¹⁾ B. I, 465. II, 283. 293. Bgl. II, 278. f. — ²⁾ Bgl. B. I, 364. f. 371. — ³⁾ Bgl. B. I, 398. — ⁴⁾ B. I, 360. f. R. *. — ⁵⁾ Bgl. B. I, 349.

Felsing in Darmstadt veranlaßte er nicht nur zu manchem Portrait, sondern nahm ihre ganze Kraft und Kunst lange Zeit zum Stiche der Kupferplatten für Miller's *Illustratio systematis sexualis Linnaei* ¹⁾ in Anspruch. Die beiden tüchtigen Kupferstecher Susemihl zog er im J. 1789 von Cassel, wo ihr Talent nicht entwickelt werden konnte, nach Darmstadt, gab ihnen Wohnung, Gehalt und gute Muster, ließ sie unter seinen Augen arbeiten und brachte ihre Blätter in Umlauf. Der ältere, Konrad, arbeitete 1½ Jahre für ihn, namentlich Tischbein's *Göz* von Verlichingen, von dem der Originalkünstler „dem lieben Merck“ die erste Zeichnung aus Rom geschickt hatte, und wußte noch viele Jahre später Merck's belehrende Unterweisung, Rechtlichkeit und Gemüthlichkeit nicht genug zu rühmen. Der jüngere Susemihl, Johann (später in Paris unter dem Namen Theodor als Maler, Wachsboffierer und Hoftupferstecher sehr gesucht), wurde nebst dem Hofjäger, nachmaligen Forstmeister Heyer und einem verwaisten talentvollen Jünglinge, dem Merck den Vater zu ersetzen suchte, besonders zum Illuminieren des Miller'schen Werkes benützt. Während des Sommers kam dann Merck morgens um 4 Uhr von dem benachbarten Dorfe Arheilgen, wo er sich in dieser Jahreszeit aufzuhalten pflegte, in sein Haus in Darmstadt angefahren, ereiferte sich, wenn die Glieder seiner kleinen Akademie nicht schon die goldenen Morgenstunden für die Kunst benutzten, unterwies, besserte, tadelte und lobte einen jeden nach Verdienst. ²⁾ —

Joseph von Beroldingen wies an demselben Tage, wo er das Empfehlungsschreiben Merck's für Zentner erhielt, dem Kritiker einen jungen Kunst-Eleven zu, der nach Frankfurt gieng und seinen Weg über Darmstadt nehmen wollte, und empfahl ihn seiner Prüfung und Anseitung. ³⁾ Zur Unter-

¹⁾ Bgl. B. I, 496. f. 504. II, 268. — ²⁾ B. I, XX—XXII. — ³⁾ B. I, 166. f.

stiftung eines jungen Malers legte Merck eine Summe vor, die ihm Vertuch, der Schatzmeister des Herzoges Karl August, zurückerstattete.¹⁾ Sophie de la Roche gab dem Hofmaler Langenhöfel in Mannheim, den sie aufmunterte, eine neue Art von Tapetenfabrik anzulegen, einen Empfehlungsbrief an den Kritiker mit, worin sie diesen um Rath für den rechtschaffenen und kenntnißreichen Mann ersuchte.²⁾ —

Der älteste Aufsatz über bildende Kunst, den wir von Merck besitzen, sind wohl einige 1843 in der Darmstädter Zeitschrift „Gutenberg“ (die uns nicht zu Gebote steht) von Wagner veröffentlichte, nach seiner Ansicht das reife Urtheil eines gründlichen Kenners verrathende Vogen über die Geschichte der Malerei bis auf Rubens und van Dyl. Nachher begann Merck eine ausführlichere Schrift über denselben Gegenstand, und er arbeitete davon, wohl bereits vor den siebenziger Jahren, etwa 10 Vogen über die Geschichte der alten Malerei aus.³⁾ In den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772⁴⁾ steht jene, wie es scheint, von Göthe und Merck gemeinsam verfaßte, aber wohl hauptsächlich den Stil des letzteren verrathende Recension der allgemeinen Theorie der schönen Künste von Sulzer, deren wir früher gedacht haben.

„Ueber die Landschaft-Malerei, an den Herausgeber des Deutsch. Mercur.“⁵⁾ ist ein sehr gedankenreicher, mit echtphilosophischem Geiste geschriebener Aufsatz, der nur aus einer reichen Anschauung von Kunstwerken entspringen konnte und sich ganz dazu eignet, unsere Aufmerksamkeit auf sehr wichtige Punkte der Aesthetik zu lenken. Der Stil ist einfach-schön, treffend und geistvoll. Zur Landschaftsmalerei, heißt es hier, gehört für's erste „wohl eigentlich das große poetische Gefühl,“ „alles was

¹⁾ B. I, 432. R. ***. — ²⁾ B. III, 275. f. Vgl. I, 150. D. R. 1778, III, 127. — ³⁾ B. III, 11. f. Vgl. III, 122. Frankf. gel. Anz. 1772, 92. f. — ⁴⁾ S. 89. ff. — ⁵⁾ D. R. 1777, III, 273. ff.

unter der Sonne liegt, merkwürdig zu finden, und das geringste, was uns umgibt, zu einem Epos zu bilden. Dieß hängen am Alltäglichen, am Unbedeutenden, wie's so viele Leute nennen, das Bemerkten, was so viele andere mit Füßen treten, die botanische Jagd, wo so alle nur Gras sehen, und das Auffassen desselben — was den Charakter von Ihres Freundes Göthe's Schriften und Denkart ausmacht — dieß ist wohl die erste und distinctive Grundanlage des Landschafters. . . . Das zweite Merkmal, das den Landschaftler charakterisiert, ist wohl dieses: wenn er sich lange an einem Gegenstand nähren, ihn mit Liebe umfassen, und sich auf viele Monate oder Jahre seine Hütte darunter bauen mag. . . . Auch wär' ihm zu wünschen, daß er oft, satt von der Natur, ganze Zeiten lang ruhen könnte, ohne nachzubilden, daß er wie die Biene sammelt, ohne Honig zu liefern, wann ihm der Crayon zu schwer wird, und ihm zum Arbeiten so zu sagen Hände und Füße gebunden werden. . . . Und dann so dünkt mich dieß eine glückliche Vorbedeutung in seinem Studio zu sein, wenn anfangs seine Thaten dasjenige haben was man unbestimmt nennt. Dieß heilige Gefühl für die sanften Uebergänge der Natur, das ihn überall leitet, da keine Grenzen und Linien zu ziehen, wo die Natur sie nicht abgeschnitten hat, bestärkt ihn immer weiter in dieser Ehrfurcht, hindert ihn aber so bald, besonders dem profanen Auge, etwas Sehenswürdiges zu liefern. Denn die Erhaltung des Moments der Beleuchtung, was die Aussicht oder den Gegenstand zu dem macht, was er ist, ist mehr werth, so implicit sie auch ausfallen mag, als die lügenhafte deutliche Composition. . . . Reichthum von ungeordneten Ideen ist wohl . . . hier, wie überhaupt, ein sicherer Prognostikon des Genie's als Ordnung. Das Bestimmte findet sich gewiß nach und nach, und man muß nicht daran verzweifeln, wenn man nur treu und fleißig gewesen ist. . . . Manier soll und muß werden, aber spät. . . . Wo sie zu früh entsteht, ist's Selbstbetrug, verkleidete Armuth

unter reichem Ameublement, und Fertigkeit ohne Wissenschaft. Wer viel nach dem Blatt und der Leinwand studiert hat, ist wie der, der viele Bücher gelesen hat. Er mag sie dann erst lesen, wenn er selbst was ist, und wenn er auf eignem Wege versucht hat, das zu werden, was jene Meister auf dem Ihrigen geworden sind. Dann weiß er das Wahre der Mittel- und Hintergründe zu betrachten; dann sieht er die Kunst, das Wirkliche zum Dramatischen umzubilden; und hat er erst sein Portefeuille mit ausführlichen Studien des Einzelnen angefüllt, dann beurtheilt er auch, ob die Arbeit der Vordergründe nur angereicherte Composition, oder schöpferische Bildung zum Ganzen ist. Das letzte und sicherste Merkmal ist dieses, wenn der junge Künstler es sich lange sagen läßt, ehe er ein Gemälde seiner Composition ausführt und aufstellt. . . . Wer nur einmal versucht, einen Eichenstamm mit aller seiner individuellen Wahrheit nachzubilden, nur einen einzigen Zug Wolken mit allen ihren Reflexen, ein Felsenstück nach seinen Schichten und Brüchen, einen Baumgipfel nach allen Lichtern und Schatten und Widerschein, die sich durch Aeste und Zweige schleichen, und dadurch Form und Charakter bilden, nur die ewigen Gesetze der Haltung inne wird, die alles bindet, und auf so verschiednen Wegen, nach Tagen und Jahreszeiten: für den wird das Willkürliche nach und nach verschwinden. Er wird zittern, wenn er verkleistern, ausfüllen, verschneiden und anpappen soll, weil er jedes Dings nothwendige Verbindung mit dem andern innigst fühlte. Er wird daher auf nackte Felsen keine Kräuter setzen, die er in fetten feuchten Thälern gezeichnet hatte, keine Sandhügel neben Leimboden, wenn sie auch in der Natur verbunden wären. Jeder Baum in seinen entblößten Wurzeln ist ihm nicht gleichgiltig, sondern schon charakteristisch, jeder Wurf von Aesten individuell: und so wird sein Gemälde voll von dem, was die Kenner schöne Natur nennen. Dieses Finden der schönen Natur entsteht aber nicht dadurch, daß man, ohne zu studieren und sich daran zu üben, schon zum

voraus auswählt was schöne Natur ist, und das andre aus dem Studio wegläßt; sondern der Begriff derselben entspringt eigentlich aus der Kenntniß aller Theile. Denn Charakter oder Wahrheit ist nur ein andres Wort für schöne Natur, und der Ausdruck desselben wird nur durch's Forschen hervorgebracht.“

Merck erkennt es hier als die Aufgabe des Künstlers, Natur, und zwar schöne Natur darzustellen. Der Künstler soll aber nicht nach einer vorgefaßten Ansicht, nach oberflächlicher Beobachtung, abstracten Gedanken oder leitenden Mustern eine Auswahl des ihm schön dünkenden unter den Naturgegenständen treffen. Denn die Natur ist überall schön, und der Künstler hat sich nur in sie zu versenken, um den Stoff zu schönen Gestaltungen zu gewinnen. Er gewinnt ihn eben dadurch, daß er die Gebilde und Verhältnisse der Natur nach ihrem vollen Wesen auffaßt und wiedergibt. Er sieht einen Naturgegenstand schön und stellt ihn schön dar, wenn er sich in den ganzen Umfang und die ganze Tiefe seiner Eigenthümlichkeiten hineinlebt und die einheitliche Seele in allen diesen Zügen ergreift und abspiegelt. Auf diese Weise kommt der Charakter des Gegenstandes zum lebendigen Ausdruck und tritt dessen ganze Wahrheit zu Tage. Die Offenbarung des Wesens der Dinge und ihrer gegenseitigen Verhältnisse in der Erscheinung ist die Schönheit, insbesondere die künstlerische. Hierbei fehlt freilich die Hinweisung auf das Reich der Ideen, das in die Schönheit hineinleuchtet. Daß Merck den Realismus in der bildenden Kunst am meisten betonte, geht aus den Worten eines sogleich zu erwähnenden Aufsatzes ¹⁾ hervor: „Die Mutter Gottes mit dem Kindlein von Carlo Dolce ist mit den Blumen, die es hält, aus Einer Quelle geschöpft: ganz im Geist der Liebe gedacht, und wie auf Einmal gegossen. Es ist die höchste Lieblichkeit der Manier, der schönste Traum

¹⁾ D. M. 1778, III, 128. f.

des Dichters — der uns vergessen macht, daß Wahrheit, Individualität, momentaner Ausdruck, größere Güter sind als Ideal.“ Merck schrieb 1791: „Fr. Kobel in Mannheim hat mir die Ehre angethan und gesagt, daß niemand besser über Landschaftsmalerei geschrieben hätte, wie ich; und von so einem kompetenten Richter würde ich das Compliment herzlich gern annehmen, wenn ich nicht wüßte, daß Fr. Kobel beinahe so galant als ein Statsminister ist.“¹⁾ Der Aufsatz: „Eine malerische Reise nach Eöln, Bensberg und Düsseldorf. (Auszüge aus Briefen an den Herausgeber)“²⁾ ist classisch geschrieben und vereinigt auf kleinem Raume eine reichliche Fülle feiner, treffender Bemerkungen. Anschauung und Urtheil sind von einer tiefen, aber maßvollen Begeisterung eingegeben. Der Charakter des Mannes ragt hier groß empor. Wieland schrieb an ihn: „Dein Aufsatz über die malerische Reise thut mir noch immer so wohl, daß ich Dich noch einmal dafür Herzen und küssen muß. Gäß's doch oft so was von der Art und Kunst in den Mercur!“³⁾ Wir heben eine Stelle der malerischen Reise hervor, worin Merck seine Abneigung gegen Kunstgeschwätz zu erkennen gibt: „Sie haben die Gallerie hier gesehen, und ich kann Ihnen nichts Neues sagen, wenn ich Ihnen nicht sage, was sie insbesondere auf mich für Wirkung gemacht hat, was das Medium war, wodurch ich sahe, und was sie mir für Reminiscenzen hinterlassen hat. Natürlicherweise steht mir, nach zehn Tagen Abwesenheit, nicht alle der Genuß vor, den ich damals von dem mancherlei Schönen hatte, das sich auf allen Seiten vordrängte; allein die wenigen lichten Punkte, die in meiner Imagination noch übrig dastehn, helfen mir zu einer Art von Sprache, die bei so heiligen Dingen, wie Genuß der Liebe und der Kunst, so schwer wird, wenn's einem

¹⁾ B. III, 305. — ²⁾ D. M. 1778, III, 113. ff. — ³⁾ B. II, 157. Vgl. I, 131. f.

dran liegt ehrlich zu sein, und man gescheute Leute vor sich hat, die man weder betrügen darf noch mag. Ich könnte Ihnen zwar, nach unsrer *Quinquennium*s-Manier, ein Feuerwerk von Gefühl und Kunstsprache abbrennen, das lustig genug ablaufen sollte, und wo die Leute mit ihrer gewohnten Achtung für Genie and dessen Prätension die Mäuler aufsperrten würden, — allein es würde sich mit Gestank für uns beide endigen — und dazu sind wir nicht gemacht — weder zu geben, noch zu nehmen.“ ¹⁾ Mit dieser Stelle verwandt ist eine spätere in demselben Aufsatz: „Sie erwarten mich im Saal des Rubens. Wenn ich ein Franzos wäre, so würde ich mich schon längst im Eingang auf ein Knie geworfen, und in einem Strom von Declamation meine Anbetung ausgegossen haben. Allein in Sachen der Kunst, wie in der Religion, sagen Flocceln sehr wenig. Ein beredter Enthusiasmus zeugt immer gegen sich selbst — und auch hier gilt, was Horik sagt: ein schwacher Mann und ein starkes Gewissen. Ueber den poetischen Werth der besten historischen und größten Compositionen dieses Saals hat Hr. Heinse im vorigen Jahr mit solcher Ariostischen Wärme poetisirt — daß ich ihm mit meiner gewöhnlichen Kälte hier sehr ungeschickt nachtreten würde. — Vernehmen Sie also von mir hier nur einige einzelne Laute von dem was als Wahrheit, nach einer gewissen Abwesenheit, von der des ersten Eindrucks übrig geblieben ist.“ ²⁾

Durch Merd's Aufsatz: „Kunstfachen“ (über einige Kupferstiche des Thürpälzischen Hofmalers und Professors an der Akademie in Mannheim, Fratrel) ³⁾ wird man lebhaft an Winkelmann erinnert, mit dessen Fülle und Wärme sich hier Klarheit und Nüchternheit verbindet. Die Begeisterung tritt hier in Form der Maßhaltung und der Verständigkeit auf. Am

¹⁾ S. 120. f. — ²⁾ S. 125. — ³⁾ D. M. 1778, IV, 75—81. Vgl. W. I, 146. 342.

Schlusse des Aufsatzes beschwert sich Merck über sein Zeitalter: „Der Leichtsinn unsers Zeitalters, das nur für Entreprisen Geld und Neigung parat hält, auch nicht Zeit übrig hat sich ernsthaftere Kunstkenntnisse eigen zu machen, wird indessen über die so schwarzen Blätter murren.“

Die „Briefe über Maler und Malerei an eine Dame“¹⁾ zeichnen sich durch Klarheit, Rundung, Fülle und Wärme und durch gehaltvolle, treffende Kürze der Darstellung aus und geben sehr lehrreiche Winke über das Verhältniß der Kenner und Liebhaber zur bildenden Kunst. Sie machen eindringlichst auf die schwierigen Vorstudien aufmerksam, ohne die kein Verständniß der Kunstwerke möglich ist, und streiten eigentlich demjenigen, der nicht selbst ausübender Künstler ist, die Fähigkeit ab, in das Wesen höherer Schöpfungen einzudringen. Es wird auch heutzutage nicht überflüssig sein, die Hauptsätze dieser Strapredigt gegen den absprechenden Dilettantismus in Erinnerung zu bringen: „Die Schöpfung bleibt immer ebendieselbe, es mag dem Betrachter an Licht oder gar an Augen fehlen. Es ist Hieroglyphe, chinesische Sprache, voller Weisheit und Verstand — für den der sie entziffern kann. Die Kunst ist einmal, wie das Werk des Homerus, griechisch geschrieben, und derjenige betrügt sich, der da glaubt sie sei deutsch. Zwei Augen gehören dazu, allein Augen, die Griechisch lesen können. Und das lernt sich nicht so bald; manche lernen's ihr ganzes Leben nicht. Man will es sogar von ganzen Nationen sagen, allein das klingt zu hart. Dieß aber kann man sicher behaupten, daß viele Menschen dazu verdammt sind, nie wahres Gefühl für Kunst zu besitzen; wie so viele nie es für die Natur haben werden. . . . So haben alle große Künstler zu allen Zeiten nur für wenige Menschen gearbeitet, ohne es zu wissen

¹⁾ D. M. 1779, IV, 31—40. 104—112. Vgl. B. I, XVIII. 188. 209. f. 216. 249.

ungeachtet ihr Wert für Kirchen und Paradesäle bestimmt war. . . . In der Kunst ist so viel Conventionelles, das man alles wissen muß, und ohne welches der Meister und der Betrachter ewig auseinander bleiben. Jedes Format hat seine eigne Behandlung, jeder Stoff oder Material, wodurch der Künstler seine Ideen ausdrückt, seine eigne Grenzen, die nicht überschritten werden können. Jedes Ding hat seinen eignen Aspect und seine eigne Beleuchtung, unter der es am vortheilhaftesten erscheint. In diesem conventionellen Zustande sieht der Künstler beständig die ganze Natur an, und trägt's auf seine Tafel über. Dadurch wird das unerheblichste Ding in der Natur zu etwas Merkwürdigem in dem Kunstwerk. Der Laie aber hat die Augen nicht, und es gehen viele Jahre hin, ehe man sie sich erwirbt; und doch ist's nothwendig, ehe man sich an die Betrachtung auch der niedrigsten Art von Malerei wagt. . . . Der Genuß der Kunst ist wie der Genuß des Weins; jeder trinkt, allein nicht jeder kann sagen, was er getrunken hat. Die Laien sollen daher, wie Falconet mit Recht sagt, schweigen und nicht erklären. Aber zu dieser Erklärungssucht führen alle die Theorienschreiber, wie D'Argenville und seines gleichen, die ohne alle Erfahrung den Lehrling zu einem Papageien abrichten. . . . Eine encyclopädische, superficielle Theorie kann am Ende jeder Müßigänger fassen. Allein der Knäuel aller der praktischen Erfahrungen ist so verworren und mannigfaltig, daß es wohl demjenigen, der nicht arbeiten will, bald dafür grauen soll. . . . Sie verzeihen mir, wenn ich noch immer in dem Strafton gegen Theorie und Charakteristik der Kunst fortfahre. Die Bücher dieser Art haben uns das todte Geschwätz erzeugt, das nach dem Andachtsgeschwätz das unerträglichste von allen ist. Ich werde Ihnen zwar immer nur negativ predigen können, und der Unterricht selber, der geradezu lehrt, ist kein Werk, das in einem Briefe vorgetragen wird. Es ist die Frucht von vielen jahrelangen Bemühungen bei dem scharfsinnigsten

Geiste, und bei dem für's Schöne gefühlvollsten Herzen. Und wie schwer wird es uns allen, wenn wir mit Worten deutlich sagen sollen, was jene großen Männer mit dem Pinsel dargestellt haben! Sehen Sie die besten Schriftsteller, selbst Hagedornen, nach, und sein Unterricht wird nie, aus Furcht unbestimmt zu werden, in etwas anderm, als kurzen Winken bestehen. Enthusiasmus zu haben, ist uns allen erlaubt; allein die deutlichen und bestimmten Begriffe, und die daraus entstehende Gabe, sie anderen mitzutheilen, ist eine ganz eigne Sache. . . . Das Gefühl des Schönen, sowie alles Intellektuelle, wird zwar der Anlage nach mit uns geboren, aber es schläft ewig bei dem gemeinen sinnlichen Menschen, bis es nach und nach durch Wissenschaft und Kenntniß geweckt wird. Unserer heutigen Erziehung nach werden wir wenig darauf aufmerksam gemacht. . . . Da.. Rafael's höchstes Verdienst der Ausdruck, die Zeichnung und Zusammenfügung ist, so bleibt sein Charakter auch für dasjenige Auge, das nicht in die tiefsten Geheimnisse der Kunst initiiert ist, immer am sichtbarsten. Aber wie werden wir es anfangen, wenn wir einen Correggio kenntlich machen sollen? . . . Die treffliche Verschmelzung mit dem Grunde, die Rundung der Figuren, die geschickte Verkürzung, alles scheint so leicht und natürlich zu sein, daß es eben deswegen nicht schreit. . . . Es muß einer wirklich sehr viel wissen, wenn man ihn mit Nutzen von einem Gemälde dieses großen Meisters unterhalten will. Aber was soll das Auge dessen, der nie den Pinsel geführt hat, Vortreffliches an den Gemälden Titian's finden? Sehen kann er sie mit leiblichen Augen, und auch sagen, daß sie beinahe ganz Natur sind. Aber wenn er aus der Theorie vom Colorit weiß, daß Van Dyl und Titian die größten Meister in diesem Fache sind, wie muß er erstaunen, wenn er die große Verschiedenheit der Wege betrachtet, die beide eingeschlagen haben, zu ihrem Zweck zu gelangen. Ueber die Anordnung der Localfarben und deren Wirkung läßt sich noch allenfalls etwas

bei Titian's Werken plaudern: aber die große Wirkung des reinen Auftrags, wo die ganzen Farben in seiner Einbildungskraft sogleich zu Tinten wurden, die großen Pinselstriche, womit er uns den unterlegten Fleiß zu verbergen sucht, die anfangs mit so vieler Zuversicht übertrieben angegebenen Lichter, Schatten und Reflexe. — Welches Studium von vielen Jahren setzt dieß selbst bei einem Künstler voraus, und, wie wenige Künstler verstehen die Elemente dieser Sprache? Ich behaupte schlechterdings, daß alles Studium für den bloßen Kenner und Liebhaber nur bei dem Mittelmäßigen stehen bleiben, und nie die Kunst in dem Heiligthum des Sublimen berühren soll. . . . Manieren lassen sich eher kennen, als stille, große und sublimen Schönheiten, — und das Studium eines Kenners und Liebhabers beginne mit solchen Meistern, deren Fähigkeiten seiner eignen Wissenschaft näher entsprechen.“

In dem Aufsatze „Einige Rettungen für das Andenken Albrecht Dürer's gegen die Sage der Kunstliteratur“¹⁾ wendet sich Merck gegen eine beschränkte Beurtheilung der Kunstwerke, die von einseitigen Begriffen ausgeht und sich nicht in das Leben ihres Gegenstandes zu versenken und der Eigenthümlichkeit desselben Rechnung zu tragen weiß, und daher so viele Vorurtheile und so viel Kunstgeschwäg herbeiführt: „In keinem Theile der Wissenschaften ist die sogenannte Kritik oder Charakteristik ein schädlicher Ding als in Werken der Kunst. Sie schneidelt so lang an dem gesunden Wuchse des schönsten Baums, bis sie aus der herrlichen Krone eine Pyramide oder eine Kugel, ein sitzenden Hund, oder einen aufwartenden Affen herausgedrehselt hat; je nachdem das Urbild ihr vorstand, dem nun das Verdienst des Mannes, den sie meistern will, ähnlich sein sollte. Damit ja die Vergleichung rund wird, so wird abgeschnitten, hinzugelogen, verstellt und ver-

¹⁾ D. M. 1780, III, 3—14.

steckt, was man vor gut findet; und so entstehen die Loci Communes, die dem Fortgang des wahren Geschmacks und Gefühls bei dem großen Haufen so viele Hindernisse in den Weg legen.“ Weiter unten heißt es: „Unter allen den großen Männern, die dem Gerücht irgend einer schiefen Kritik, oder der Tradition über ein gewisses Zeitalter untergelegen haben, ist wohl keiner, der sich über diese Ungerechtigkeit mehr zu beklagen hat, als unser Albrecht Dürer. Man gesteht ihm wohl etwas Ausdruck und richtige Zeichnung zu, allein dagegen wirft man ihm eine gothische Manier, häßliche gemeine Natur darzustellen, eine trockene kleinlichte Art zu drappieren, einen Mangel der Haltung, und Gott weiß was für Härte im Ganzen, vor. In allen diesen Urtheilen ist etwas Wahres, das so zu sagen der Keim der Sache bleibt, allein so wie sich die Sage igt in jedermanns Munde findet, ist sie ungereimt, und, näher betrachtet, höchst ungerecht und beleidigend für das Andenken eines so großen Mannes. So viel ist richtig, daß Albr. Dürer dieses Gefühl von Haltung nicht hatte, das sich später in der flamändischen und lombardischen Schule entwickelte. Man wußte dazumal nicht, den Zuschauer durch den ganzen Ton der Tafel selbst von weitem schon zu einem dunkeln Vorgefühl dessen zu bereiten, was er bei näherer Betrachtung als Geschichte darauf ausgeführt finden würde. Allein so war einmal der Stil seines Zeitalters, und auf diese Art wird man auch keinen Totaleindruck von den Werken Rafael's selbst zu rühmen wissen. Es stund so zu sagen kein Medium zwischen dem Object und den Augen des Künstlers; alles ward einzeln mit dem ganzen Reichthum seiner Individualität vorgetragen; und da man von so vielem Studium und so manchen Nachtwachen Rechenenschaft gab, so war man über den Schleier, der dem Ganzen übergeworfen werden sollte, desto unbekümmerter. Heutzutage, da man nicht mehr viel lernen und arbeiten mag, begnügt man sich mit Aufstellung eines Quid pro quo, wo immer das Detail fehlt das man

nicht weiß; und unter dem Mantel des Genie's, und der Anmaßung einer feurigen Einbildungskraft die keinen Aufenthalt auf Reinigkeiten zulasse, liefert man einen Traum statt einer Geschichte, und Gespenster statt Gestalten. Man brandmarkt durch Fleiß und Aengstlichkeit alle Ausführung, ohne die doch nie der Zuschauer die wahre Grenze von dem Talent des Künstlers beurtheilen kann. Man wirft Dürer'n in seiner Zeichnung eine plumpe, gemeine Natur vor. Es ist wahr, ihn inspirierte keine andere menschliche Gestalt, als diejenige die ihn umgab; er zeichnete sie aber nach aller Wahrheit der Temperamente, der Lebensart, des Standes und Alters, mit einer Treue und Bestimmtheit, die seine Figuren noch immer zu schätzbaren Zeugnissen seines großen Studiums macht. Sein Zeitalter und Klima brachte aber nicht die seelenvollen Gesichter, und den Abdruck einer hohen Denkart hervor, die unter einem mildern Himmel Rafael'n in großer Menge begegnen mußten. Bei näherer Betrachtung der Rafael'schen Figuren wird man eben dieselbe Betrachtung zu machen gezwungen sein, daß sie nicht sowohl Abdrücke von den aus dem Anblick der Antike entsprungenen Ideen, als vielmehr Abbildungen der ihn umgebenden Natur waren. . . . Der gemeine Vorwurf, den man Dürer'n im Ganzen macht, ist dieser: daß er die Absezung der Farben, oder die Luftperspectiv nicht verstanden habe; daß seine Zeichnung in den Umrissen zu trocken und hart sei, und sich nicht sanft genug gegen den Grund verschmelze. Die allzugroße Bestimmtheit und sichtbare Angabe auch des kleinsten Details, war der allgemeine Charakter des damaligen Zeitalters. . . . Ob er aber ein richtiges Gefühl von Haltung gehabt habe, dieß bedarf nun einmal weder Frage noch Beantwortung, wenn man nur die reinliche und charakteristische Art betrachtet, womit alles in seinen Werken ausgeführt ist. . . . Ueberhaupt hat kein Meister je so tief empfunden, was man eigentlich in Holz ausdrücken könne, wie Er; und oft ist die feinste Abweichung der Tinten und der

Charaktere der Localfarben mit wundernswürdiger Kunst angegeben.“ — Der Aufsatz macht durchaus den Eindruck der Gediegenheit. Wieland bezeichnete ihn als „ganz treffliche prolegomena zum künftigen Ehrendenkmale Dürer's“; ¹⁾ ein solches gedachte der Kritiker im Mercur aufzustellen. ²⁾ Albrecht Dürer und Rembrand waren, nach einer Aeußerung Wieland's, die Favoriten seines Freundes. ³⁾ Merck (?) nannte Dürer'n den „großen Meister der Perspectiv, der ihren Regeln immer treu geblieben“ sei. ⁴⁾ Wahrscheinlich von unserem Kritiker sind die „Anmerkungen über einige der betrügerlichsten Copien von den Kupferstichen Albrecht Dürers“ im Deutschen Mercur ⁵⁾ Auch Göthe war Verehrer des alten deutschen Meisters; er schrieb (1780) an Merck: „Vor Dürer'n selbst und vor der Sammlung, die der Herzog besitzt, krieg ich alle Tage mehr Respect. Sobald ich einmal einigen Raum finde, will ich über die merkwürdigsten Blätter meine Gedanken aufsetzen, nicht sowohl über Erfindung und Composition, als über die Aussprache und die ganz goldene Ausführung.“ ⁶⁾ Und Carl August schrieb (1783) an Merck: „Der A. Dürer, den ich durch Ihre Güte besitze, ist die Freude meines Lebens.“ ⁷⁾ Wilhelm Tischbein that gegen seinen Bruder den Ausspruch: „Was ich für herrliche Köpfe von Albr. Dürer gesehen habe, das kannst Du Dir nicht vorstellen; die wahre simple Natur, ohne ein schönes Colorit, oder einen besondern Pinselstrich zu zeigen, sondern es waren wie Menschen selbst.“ ⁸⁾

Der Aufsatz: „Ueber die letzte Gemäldeausstellung in ***“ ⁹⁾ hat keine ästhetische Bemerkungen, die jedoch nicht eben in die Tiefe gehen. Den Hauptinhalt bildet ein Gespräch über die Kunst, worin die Rechte des Künstlers gegen den anmaßenden

¹⁾ B. I, 255. — ²⁾ B. I, 249. — ³⁾ B. II, 156. — ⁴⁾ D. M. 1778, II, 270. — ⁵⁾ 1787, II, 158. ff. Vgl. B. I, 495. f. R. **. — ⁶⁾ B. I, 228. — ⁷⁾ B. I, 378. Vgl. 368. — ⁸⁾ D. M. 1781, II, 49. f. — ⁹⁾ D. M. 1781, IV, 167. ff. 261. ff.

Dilettantismus verfochten werden. In anschaulichen, perfisſierenden und caricierenden Schilderungen aus dem Leben zeigt ſich Merz's bedeutendes Talent. Der Lehrſtil dieſes Auffaſſes hat nichts Hervorſpringendes. Wieland verſteht hier wieder im Loben kein Maß zu halten; aber auch Göthe empfindet über den Auffaß unſägliche Freude.“¹⁾ Das enthuſiaſtiſche Urtheil des Kupferſtechers Karl Heß haben wir ſchon oben mitgetheilt. — Wir wollen die Hauptſtellen des Geſprächs zwiſchen dem Maler Schle..I. und dem Grafen von W. abſchreiben: „Sollten wir“, ſagt der Maler Schle..I., „die wir unſer ganzes Leben auf die Erforſchung des Schönen in allen ſeinen Theilen verwendet haben, mit allem unſern guten Willen, bei gleichen Talenten, nicht auch ſchärfere Sinnen erhalten? Man glaubt immer unſer Ideal ſei ein Hirngepenſt, weil wir deſſen Anerkennung andern nicht ſogleich mittheilen können; und es iſt ein Reſultat von ſo vielen jahrelangen Erfahrungen und Beobachtungen — die andre nicht gemacht haben, — die man uns aber nicht ableugnen kann, daß Wir ſie gemacht haben. Die hohe Schöne iſt leider ein Abſtractum, das der Schöpfer nicht über den ganzen Erdboden mit gleich freigebiger Hand ausgeſtreut hat, aber ſie wäre auch das Göttliche nicht, das wir in ihr verehren, wenn ſie, wie Waſſer zu jedem Gebrauch bereit ſtünde, und ſo verſchwendet werden könnte. . . . Der Botaniker paſſiert doch für keinen Inſpirierten, wenn Er Geſlechter und Arten, und Zueignungstheile ſieht, wo andre nur Gras und Unkraut erblicken; und Uns will man nicht erlauben, daß wir durch lebenslanges Studium etwas erworben hätten, was andre nicht beſitzen. . . . Und glauben Sie, . . . daß das Sehen ſo bald gethan iſt? Das Sehen iſt bei uns Künſtlern was die Kunſt zu Leben bei den Menſchen überhaupt iſt. Mancher geht aus der Welt ohne je geſehen zu haben, mancher ſieht halb, mancher wird

¹⁾ W. II, 193. f.

blind, und stirbt darüber. Der Graf: Das will ich Ihnen wohl gerne glauben daß mancher nur halb sieht: denn woher käme sonst die wunderliche, aberteuerliche Art zu colorieren und zu zeichnen aller dieser Schulen? Wenn ich in eine Galerie trete, so ist's mir wie eine Sprachewirrung bei dem Thurnbau. Immer die Abbildung desselben menschlichen Geschöpfes, und das in so viel mancherlei Begriffen von Schönheit, so vielen Manieren, daß man tappt und tappt, um am Ende zu wissen welche die beste ist. Schl.: Bei großen Meistern ist keine die beste, sondern sie sind alle gut. Der Graf: Die Wahrheit ist immer dieselbe, und zu ihr muß nur Ein Weg führen, und das ist der kürzeste. Schl.: Und sobald einer ein großer Meister zu heißen verdient, so hat er diesen kürzesten Weg gefunden, aber zu seiner Zeit, und auf seine eigne Weise. . . . Der Graf: . . . Wie getrauen Sie mir darzuthun — Alle Manieren seien gut? Manier ist keine Natur. Schl.: Ja wohl, so wenig Leinwand und Farbe Fleisch ist, und Züge von Linien Körper sind. Sie ist das Suppositum, sie ist das Phantom der Natur. Und mehr versprach wohl der Künstler nicht zu geben als Phantom. . . . Nun muß man fragen, ob der Künstler den Endzweck erreicht hat, den er sich vorsetzte: und alsdenn ist er, wenn dieser einzige Endzweck der Kunst entspricht, und würdig ist, ein großer Meister. . . . Der Graf: . . . Ich soll alle ihre verschiedenen Sekten in der Kunst respectieren wie die Sekten in der Philosophie. Schl.: Warum sollten Sie das nicht mit gutem Gewissen thun können, insofern jede Secte eine einzelne Spaltung des ganzen Lichtstrahls der Wahrheit faßt? Jede Schule bei uns hat ihren eignen Endzweck, sowie jedes Jahrhundert den Seinigen hat, und jeder Meister hat nach seinen Kräften, Fähigkeiten, Organen seinen besondern. Und haben Sie diesen ausfindig gemacht, und beurtheilen ihn darnach, so ist Ihre Kritik gerecht. . . . Alle Künstler sind tolerant in ihren Urtheilen, gerade, weil Sie wissen

was man leisten kann.“ Weiterhin setzt Schl. aus einander, daß ein treffendens Urtheil ohne praktische Beschäftigung mit der Kunst nicht möglich sei. —

Sömmerring schreibt im J. 1785 an Merck: „Es freut mich, daß Sie Camper's Ideen von der Schönheit, die andere, z. B. die Prinzess Gallizin, wie es schien, nicht fassen konnten, immer richtiger finden.“¹⁾ Wir erfahren das ästhetische System des großen Anatomen Peter Camper aus der von ihm 1782 in der Amsterdamer Zeichenakademie gehaltenen Vorlesung „über die Schönheit der Form.“²⁾ Die reiche Belesenheit, die geistvollen Reflexionen und feinen Beobachtungen derselben werden auch heute noch anregen; und vermiffen wir darin auch feste philosophische Grundgedanken, strenge Ordnung und dialektische Durchbildung, bleibt der Redner auch öfter an der Scholle erfahrungsmäßiger Weltanschauung haften, die zur Lösung solcher Fragen nicht ausreicht: so bietet uns doch der gelehrte und vielseitig gebildete Mann hier „fermenta cognitionis“, Stoffe zu fruchtbaren Untersuchungen dar. Wir theilen in einem gedrängten Auszuge wenigstens die Hauptsätze von Camper's ästhetischem Glaubensbekenntnisse mit, die zugleich dem Leser des Aufsatzes als Leitfaden durch eine etwas verwickelte Gedankenwelt dienen können.³⁾ „Alle Menschen von gesunder Urtheilskraft und Einsicht, alle Liebhaber und Bewunderer der entzückenden Malerkunst, haben immer, in allen Zeiten und Ländern, in der Meinung gestanden, einmüthig geglaubt und mit Nachdruck behauptet: es gebe in der Natur eine ewige, unveränderliche Schönheit der Form, und alle vernünftige Wesen, ohne Unterschied, besäßen eine angeborene Empfänglichkeit für dieselbe. Von ihnen allen aber hat, bis Auf den heutigen Tag,

¹⁾ W. I., 475. — ²⁾ Auf welche Vorlesung Camper's bezieht sich Anna Amalia W. I., 428? — ³⁾ Peter Camper's Vorlesungen, gehalten in der Amsterdamer Zeichenakademie, u. s. w., übersetzt von G. Schaz, 1793.

niemand dieses wesentliche, ewige, unveränderliche Schöne genau bestimmen, noch viel weniger erweisen können. Meines Bedünkens ist es in der Natur auch gar nicht vorhanden, das heißt, in keinem erschaffenen Dinge, oder richtiger: nicht an Menschen, Thieren, noch Pflanzen; denn nie hat bei ihnen irgend ein, auf feste und sichere Regeln gegründetes Verhältniß stattgefunden.“¹⁾ Wollte man aber ein solches Verhältniß auch „einstweilen als richtig gelten lassen, so bliebe doch immer noch die Frage übrig: warum dieses regelmäßige Verhältniß nothwendig, und zwar bei allen Menschen ohne Unterschied, die Wirkung des Beifalls und der Billigung hervorbringen müsse? Ist es nöthig, daß wir ebenso mit einem inneren Gefühl des Bildlichschönen geboren werden, als die Natur, von der Geburt an, ein inneres Gefühl für sittliche Schönheit, für Tugend, Liebe, Tapferkeit, Treue, Freundschaft und dergleichen in uns gelegt hat? Gewiß nicht! Der verschiedene Geschmack in der Bildhauerei und Malerei, der in jedem Zeitalter herrschte, lehrt uns genugsam das Gegentheil.“²⁾ „Die Fähigkeit, das Schöne zu erkennen und zu beurtheilen, Gefühl, Geschmack, auch Tact genannt,“ hängt „allerdings zwar von einer gewissen natürlichen Anlage, die manchen Menschen vor andern eigen ist, größtentheils aber von Cultur, Unterweisung und der täglichen Betrachtung der besten Kunstwerke ab“ und ist „fast eins“ „mit dem Resultat unserer erlangten Kenntnisse und Erziehung.“³⁾ „Wir müssen die Schönheit in der Kunst durch Studium, anhaltende Uebung und mit großer Mühe beurtheilen lernen.“⁴⁾ „Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Sie durch die Vergleichung aller über die ganze Erde verbreiteten Völker von ihren grillenhaften, widersprechenden und ungereimten Vorstellungen von der Schönheit der Formen überzeugen wollte. Daher

¹⁾ Schaz S. 55. — ²⁾ Schaz S. 56. — ³⁾ Schaz S. 57. f. — ⁴⁾ Schaz S. 86.

begnüge ich mich zu bemerken, daß alle an Einer und derselben Form das Kennzeichen des Schönen gefunden und erkannt haben müßten, wenn das Gefühl der Schönheit der Form ebenso angeboren wäre, wie das Gefühl des sittlich Schönen, worüber nie in den Vorstellungen der cultiviertesten, sowie der rohsten Völker ein Zwist entstanden ist.“¹⁾ Die Schönheit der Form besteht nicht „in gewissen gegenseitigen Verhältnissen der constitutiven Theile“,²⁾ „und zwar nicht allein in Menschen und Thieren, sondern selbst in der Baukunst nicht.“³⁾ „Nie, selbst von den cultiviertesten Nationen nicht,“ ist hier „ein wesentliches, beständiges und gegründetes Verhältniß gefunden und beobachtet worden.“⁴⁾ Wenn wir „alles von den Ordnungen der griechischen und römischen Baukunst Angeführte, und von den Aegyptern Bewiesene, zusammenfassen, so ist es unwidersprechlich: 1) daß es in der Natur keine wahren und wesentlichen Verhältnisse gibt, dergleichen die Ordnungen als Gesetze vorschreiben; 2) daß bloße Gewohnheit uns die angenommenen Ordnungen und ihre festgesetzten Verhältnisse schön finden läßt; 3) daß Autoritäten hier einen großen Einfluß haben; 4) endlich, daß die Schönheit in Gebäuden eine conventionelle Schönheit und nichts anders ist, und daß wir folglich wohl thun werden, den eingeübten Regeln der alten Baukünstler nicht ängstlich und sklavisch zu folgen, vielmehr die Verhältnisse schlechterdings nach der Schicklichkeit und dem Erforderniß der Umstände frei und kühn einzurichten.“⁵⁾ „Alles, was die sogenannte Schönheit der Form betrifft, hängt lediglich von Convention, Gewohnheit und Autorität ab.“⁶⁾ „Alles das Schöne, was wir in der Gestalt der Menschen und Thiere zu finden glauben“, hängt „von einer gegenseitigen Uebereinstimmung ab“, „die sich auf die Autorität einiger wenigen gründet.“⁷⁾ „Sowie

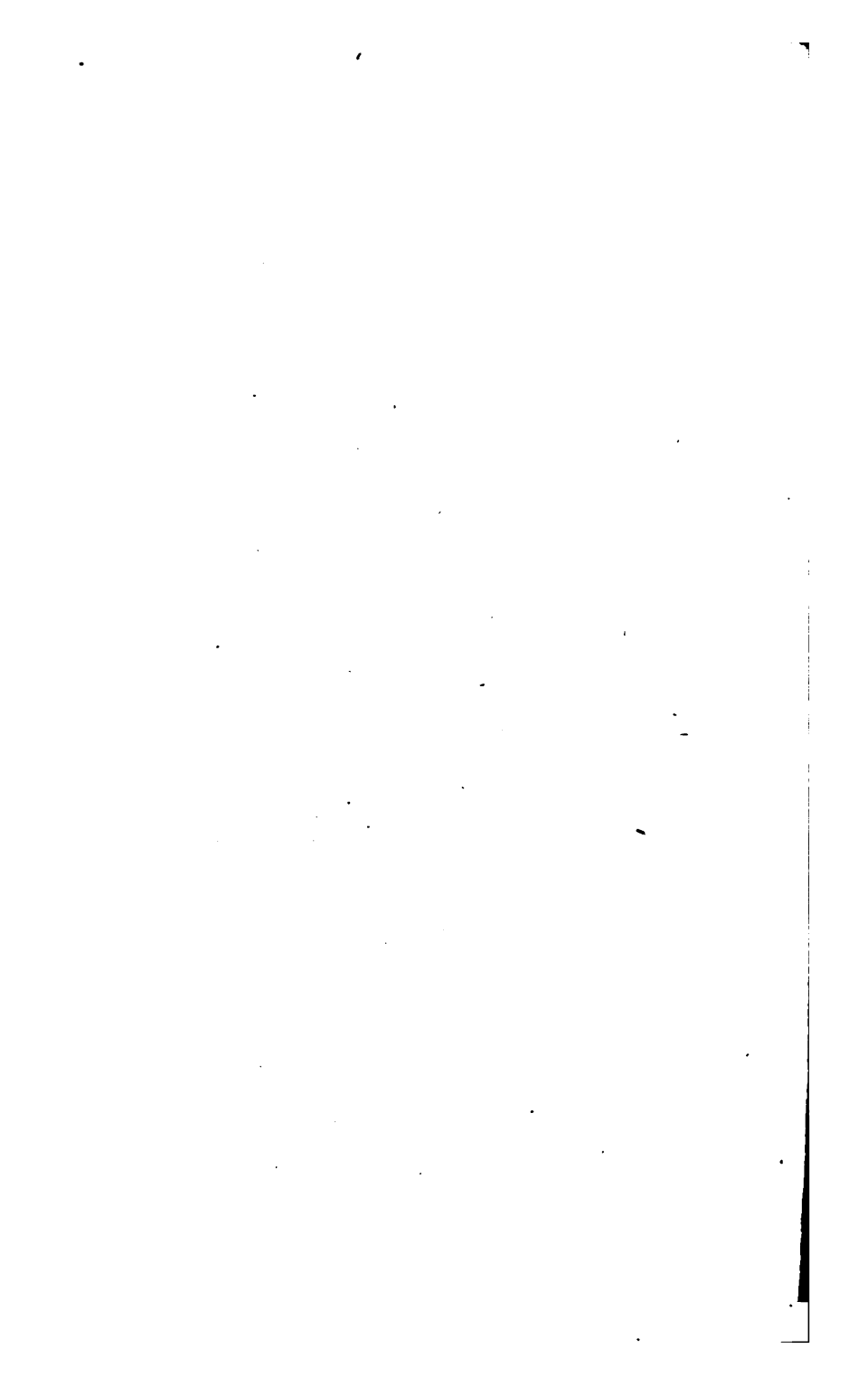
¹⁾ Schaz S. 63. — ²⁾ Schaz S. 63. — ³⁾ Schaz S. 86. — ⁴⁾ Schaz S. 66. — ⁵⁾ Schaz S. 72. f. — ⁶⁾ Schaz S. 86. Vgl. 77. f. — ⁷⁾ Schaz S. 57.

in den Ordnungen der Baukunst die Autorität großer Künstler eigentlich den Ton des Schönen angibt, so auch in der Bildhauerei und Malerkunst.“¹⁾ „Uebereinstimmung in der Kunst“ stützt „sich ganz und gar auf das Ansehen einiger großen Männer.“ „Alle übrigen begnügten sich, dieselben Verhältnisse der Theile und denselben Stil sklavisch nachzuahmen.“²⁾ „Die Schönheit der Formen“ ist „eine bloße Einbildung“, „die lediglich von der Gewohnheit abhängt.“³⁾ Der Schöpfer hat „keine bestimmte Schönheit bei den Gestalten“ der Menschen und Thiere „beabsichtigt,“ „im Gegentheil“, „ohne im mindesten hierauf Rücksicht zu nehmen, bloß auf das, was zu ihrer Bestimmung wesentlich war, Rücksicht genommen, das heißt, ihre Gestalt allein zu ihrem Nutzen gebildet und eingerichtet.“⁴⁾ Ich glaube „dargethan und erwiesen zu haben, daß die wahre, die einzige Schönheit, sowohl in Gebäuden und Statuen, als in Gemälden, die durch die großen Meister in der Kunst eingeführt worden, allein davon abgehangen hat, und noch abhängt, daß sie ihre Werke so einzurichten verstehen, daß sie nach Hinwegräumung der Mängel, welche nothwendige Folgen der Unvollkommenheit unseres Gesichtes und der Art der Strahlenbrechung sind, der wahren Natur so nahe als möglich kommen.“⁵⁾ Die Malerkunst war „im Anfange eine bloße, aber treue Nachahmung von Gegenständen aller Art, sowie sie sich täglich in der Natur zeigten.“ Hernach wurde sie „durch Männer von hervorstechender Einsicht zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit gebracht“, „und zwar auf diese Weise, daß sie frei von allen Unvollkommenheiten, die mit der Art, wie wir die Gegenstände sehen, unzertrennlich verbunden bleibt, jetzt bloß dem Schein nach von den Gegenständen selbst abweicht, und Ideale, als wahre Natur schön darstellt.“ Auf diese Weise

¹⁾ Schaz S. 83. — ²⁾ Schaz S. 84. — ³⁾ Schaz S. 57. —
⁴⁾ Schaz S. 74. Vgl. S. 55. 57. 86. — ⁵⁾ Schaz S. 86. f.

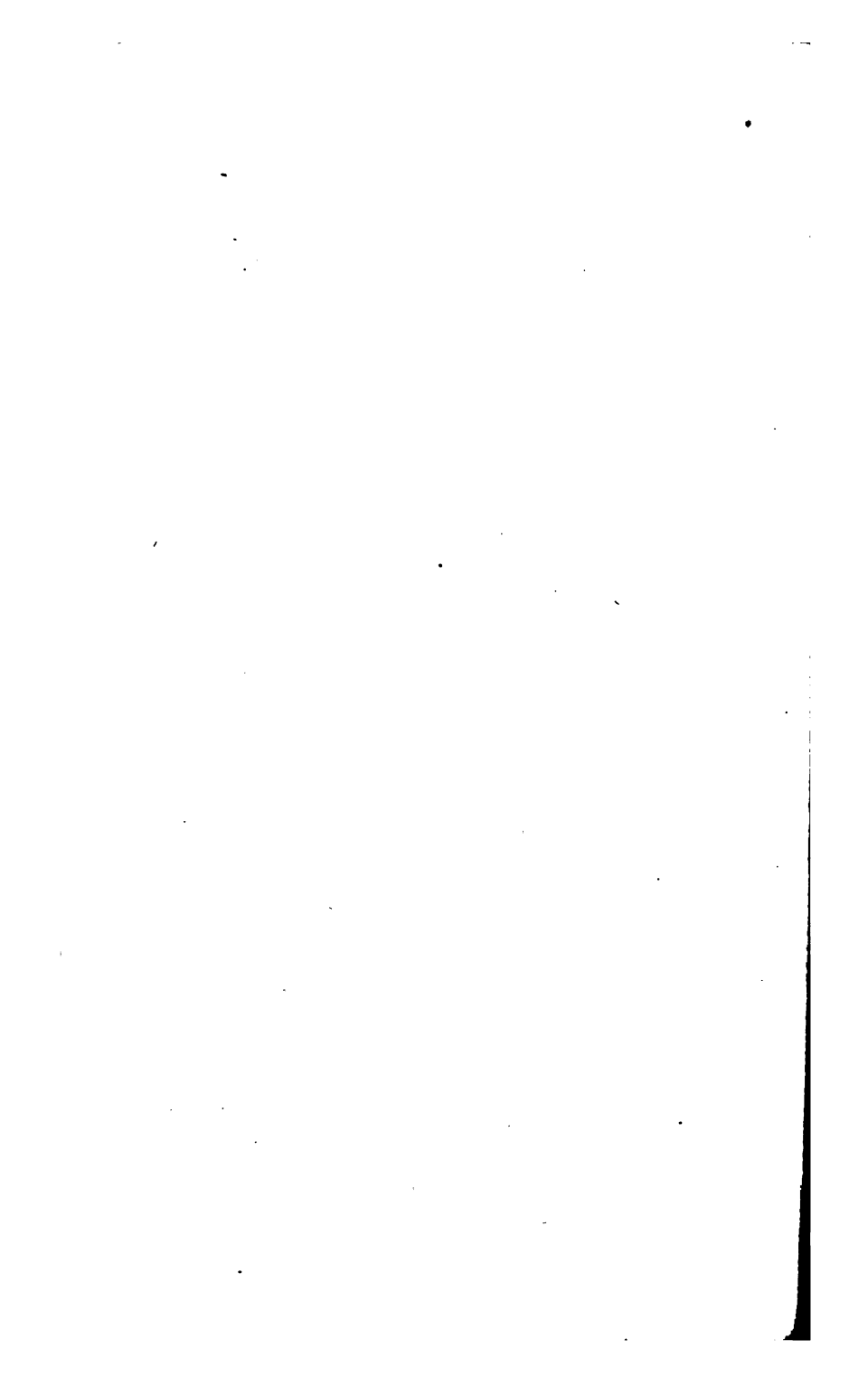
entsteht die Schönheit, die „unsern Beifall vorzüglich oder allein verdient.“¹⁾ Die Hinwegräumung der „Unvollkommenheiten, die aus unserer Art zu sehen nothwendig folgen“, durch die Kunst ist nöthig, „nicht um die Werke der Kunst in der That schöner zu machen, als die Natur sie hervorbringt, sondern um sie in unsern Augen schöner erscheinen zu lassen.“²⁾ „Will also ein Baukünstler, ein Bildhauer, ein Maler, die wesentliche Schönheit der Bildung in seine Werke bringen, so muß er die Natur und Wirkung des Lichtes kennen; er muß sich gründlich unterrichten, auf welche Weise wir die Gegenstände sehen; er muß lernen, was für Veränderungen in dieser Rücksicht entfernte Gegenstände leiden, und wie sie über oder unter unserm Gesichtspunkt ihre wahre Gestalt zu verlieren scheinen. Endlich muß er alle Kunstgriffe kennen, wodurch diese Mängel sich verdecken lassen. Das wahre Schöne der Form treffen, heißt also, von allem diesem einen solchen Gebrauch zu machen verstehen, daß die nachgeahmten Gegenstände in den Augen des Beschauers dieselben Bilder erwecken, als Gegenstände selbst in der Nähe thun. Dieß ist zugleich alles, was man von der Bildhauer-, Bau- und Malerkunst zu fordern berechtigt ist. Spricht man von der Wahl der schönsten Theile, die den Menschen ausmachen, so handelt man von ganz etwas anderem: von etwas Zufälligem in der Natur, von etwas, das“ „einzig von dem phantastischen Geschmacke der Menschen, dem besondern Nationalgeschmacke und der stets wechselnden Mode abhängt.“³⁾

1) Schaz S. 81. — 2) Schaz S. 82. — 3) Schaz S. 83.



Viertes Buch.

Die Naturwissenschaft.



Die Naturwissenschaft.

Die ersten uns bekannten naturwissenschaftlichen Anregungen¹⁾ empfing Merck im J. 1773 während seines Petersburger Aufenthaltes im Hause des Staatsraths von Cruse. „Ich erinnere mich, mein Herr,“ heißt es in dem ersten (französischen) Briefe, den er (1782) öffentlich an diesen Mann schrieb, „so gut vielleicht, wie Sie Sich wenig daran erinnern, daß Ihr Haus für mich eine köstliche Quelle war, wo ich die Annehmlichkeiten der gewähltesten Gesellschaft genoß, indem ich dort die belehrendsten Bekanntschaften machte. Ich hatte damals nur die Neigung und den Wunsch zu lernen; ich war noch ferne davon, nach ihrem vollen Gehalte die Sammlungen Ihres Cabinetes zu würdigen; aber indem ich sie bewunderte, führten sie mich zu ihrem Studium. Wenn dieses heute das Glück meines Lebens macht, so sind Sie es, mein Herr, dem ich dafür verpflichtet bin.“²⁾

Merck scheint seine naturwissenschaftlichen Studien zuerst der Zoologie gewidmet zu haben; dagegen sah es, nach seiner

¹⁾ Insoweit es verstatet wäre, den „Akademischen Briefwechsel“ auf Merck's Studentenzzeit zu beziehen, könnte man dort finden, daß er schon auf der Universität sich mit dem Ausgraben von Fossilien beschäftigt hätte. (D. M. 1782, II, 103.) — ²⁾ B. I, XIII. Bgl. XXV. XXXIV. sq. 421. Lettre à Monsieur de Cruse 1782, p. 3. f.

Versicherung, noch im J. 1775 mit der Mineralogie und Botanik betrübt aus.¹⁾ 1778 finden wir die erste Spur seiner Beschäftigung mit dem Steinreiche.²⁾ Der Baron Schimmelmann schickt ihm um 1779 aus Copenhagen schöne Raven für einen Ungenannten (J. A. Merck?) und macht nach Grönland und Island Bestellungen, daß alle merkwürdigen Erdarten von dort dem Kritiker zugehen sollen.³⁾ Göthe bittet 1780 seinen Freund, Mineralien für ihn einzukaufen,⁴⁾ ihm gelegentlich von den Graniten, die nicht weit von Darmstadt im Gebirge (auf dem Felsberg im Odenwalde, zunächst um die Riesensäule) lägen, ein Stück zu senden und die Steinarten auf dem Gipfel des Felsberges zu erforschen.⁵⁾ Er fährt fort, ihn um mineralogische Beiträge zu ersuchen.⁶⁾ Merck unterhandelt (1781) mit August Ferdinand von Veltheim auf Harbke im Magdeburgischen⁷⁾ über den Ankauf einer von demselben angelegten Naturaliensammlung, in der sich auch Edelsteine und Bergwerksnachrichten befanden, für einen Fürsten oder Staat und beabsichtigt, diesen Herrn mit einem Bergwerksfreunde zu besuchen. (Die Veltheim'schen Sammlungen wanderten nach England.)⁸⁾ Merck setzte seine mineralogischen Studien fort;⁹⁾ sie waren, wie Albertine von Grün an ihn schreibt, sein Steckenpferd.¹⁰⁾ Den Kupferstecher Heß bat er (1782) um Nachricht über die schwarze Kreide in der Gegend von Düsseldorf.¹¹⁾ Er nannte sich übrigens in diesem Jahre noch einen „simple amateur de minéralogie.“¹²⁾ Göthe schickte ihm (1783) eine Reisebeschreibung und forderte ihn auf, sich dadurch in dem Erd- und Bodensstudio neu anzuheizen zu lassen.¹³⁾ Merck berichtete in einem Briefe vom 28. April 1783 an den

¹⁾ B. III, 127. — ²⁾ D. M. 1778, I, 30. — ³⁾ B. II, 167. — ⁴⁾ B. I, 230. — ⁵⁾ B. I, 253. — ⁶⁾ B. I, 267—269. — ⁷⁾ B. I, 528. — ⁸⁾ B. I, 292—294. 346. f. — ⁹⁾ B. I, 299. — ¹⁰⁾ B. III, 188. — ¹¹⁾ B. I, 316. — ¹²⁾ Lettre à Monsieur de Cruse 1782, I, 4. — ¹³⁾ B. I, 388.

berühmten Geologen Faujas de St. Fond¹⁾ in Paris, daß er mit einer Geschichte der Vulcane des hessischen Landes beschäftigt sei. Den Brief erhielt Faujas den 1. Juli 1785 und beantwortete ihn sofort. Er fand ihn, wie er an Merck schrieb, sehr lehrreich und war sehr darüber erfreut. „Sie bewohnen, mein Herr,“ fuhr er fort, „eines der Länder, aus denen die Naturgeschichte am meisten lernen kann, und wo man die Spuren und Merkmale der größten und ältesten Umwälzungen sieht. . . . Ich sehe, mein Herr, daß wir auf eine ausgezeichnete Geschichte der Vulcane des hessischen Landes hoffen können, da Sie Sich damit beschäftigen, und daß Sie alle erforderlichen Kenntnisse besitzen, um ein Werk zu vollbringen, dessen erster Bewunderer ich sein werde; ich nehme mir daher die Freiheit, Sie zu ermahnen, Sich nicht durch die Hindernisse und Schwierigkeiten zurückschrecken zu lassen, die ein Werk von ziemlich langem Athem darbietet.“²⁾ Der Baron von Sternthal sammelte für Merck (1785) Steine vom Vesuv und Wilhelm Tischbein vulcanische Reste in Tusculum.³⁾ —

Gelegentlich findet sich wohl eine Spur von Merck's botanischer Beschäftigung.⁴⁾ —

In den achtziger Jahren wurde die Osteologie vorweltlicher Thiere Merck's Lieblingsbeschäftigung.⁵⁾ Er sammelte fossile Knochen und Reste der größeren Landthiere, die ehemals in Deutschland gelebt hatten, und wurde bei diesen Untersuchungen von anderen Naturforschern, darunter von Gelehrten ersten Ranges, und von einigen Großen Deutschlands unterstützt.⁶⁾ Indem wir die angrenzenden, namentlich anatomischen Studien Merck's darlegen, halten wir uns möglichst an die Zeitfolge.

¹⁾ 1760—1819. *W.* I, 524. — ²⁾ *W.* I, 452. ff. — ³⁾ *W.* I, 464. —

⁴⁾ *D. M.* 1781, IV, 238. — ⁵⁾ *W.* I, XXV. II, 222. *Hessische Beiträge* I, 35. f. II, 77. — ⁶⁾ *D. M.* 1784, I, 52.

Schon im Anfange der achtziger Jahre, vielleicht schon früher correspondierte er mit dem großen Anatomen Peter Camper, und schon damals mögen diese Briefe vertraulicher Art gewesen sein.¹⁾

1780.

Um 1780 war Merck bei dem Professor Sömmerring²⁾ am Carolinum in Cassel; er berichtete über ihn und sein anatomisches Theater im Deutschen Mercur:³⁾ „Die zweite von den neuesten rühmlichen Anstalten ist die jetzige Einrichtung des Theatri Anatomici, das große Summen erfordert hat. Ganz nach den Angaben des Professor Somring, der, um mit Nutzen zu arbeiten, die holländische Reinlichkeit und den damit verknüpften Aufwand verlangte, hat der Landgraf auf die wohlthätigste Art die nöthigen Fonds dazu angewiesen; und thut noch immer hinzu, wo es nöthig ist. Es ist vielleicht die einzige auf diesen Fuß eingerichtete Anatomie in ganz Deutschland. Die Leichen sind in zinnernen Särgen aufbewahrt, zu deren Ausfüllung beständig einige Orhöft Brandwein bereit liegen. Um frisches Wasser zu haben, ist eine eigne Wasserleitung angelegt worden. Hr. Sömmring hat überdieß einen eignen Fonds zu kleinen Ausgaben vorrätzig, die er nachher berechnet; und dieser ist so ansehnlich, daß auch hier der Landgraf mehr für Messer- und Instrumentenschleifen auszugeben erlaubt, als an manchen Orten der Aufwand für das ganze Studium kaum wegnimmt. Nicht leicht wird aber auch die Vorsorge eines Fürsten für die Wissenschaften aufrichtiger erkannt, und mit mehrerm Fleiße belohnt werden, als man hier von Hrn. Sömmring rühmen kann. Dieser junge Mann arbeitet als ein dank-

¹⁾ W. II, 210. I, 364. 367. Vgl. Seconde lettre à Monsieur de Cruse p. 4. — ²⁾ Samuel Thomas Sömmerring (Somring), geb. 1765 in Thorn, † 1830. W. I, 527. — ³⁾ 1780, IV, 217—220.

barer Schüler und Nachsehrer seines großen Lehrers Camper mit einer Anstrengung, die nur wahre Liebe zum Studio selbst, und Hunger und Durst nach eigener Aufklärung, einflößen kann. Auch Kenner werden sich über dasjenige wundern müssen, was er in Einem Winter geleistet hat. Seine Präparate betreffen nichts Triviales, sondern dienen zur Widerlegung alter Irrthümer, Beweisen von neuen Wahrheiten, und Beantwortung einiger Zweifel. . . . Prof. S. hat seine Wohnung in dem Hause selbst, und genießt nebst einem hinlänglichen Gehalt, die für seine Studien so nöthige Muße. Ueberhaupt werden die meisten Lehrer am Carolino ansehnlich belohnt.“ Der Aufsatz, der diese Worte enthält, ist mit zu viel Verbindlichkeit gegen den Landgrafen Friederich II. geschrieben, um nicht kritische Vorsicht anzurathen. Zwar erscheint das Lob, das hier dem Professor Sömmerring gespendet wird, nicht übertrieben, wenn wir die höchst ehrenden Worte vergleichen, die Peter Camper (1786) über diesen an Merck schrieb: „Ich bin erfreut, daß er mit mir zufrieden ist, ich schätze ihn unendlich“, ¹⁾ und wenn wir mit Georg Forster's Briefwechsel vertraut sind. Aber auf die Verhältnisse des Carolinums fällt durch die Briefe Sömmerring's an Merck ein anderes Licht. So schreibt er (1782): „Hätte ich einige Monate eher gewußt, daß Ihnen mit einem Skelet gedient wäre, so hätte ich Ihnen eins besorgt. Es fehlt mir zwar noch immer an Körpern, denn auch hierin muß ich mit eiserner Stirne mich immer langsam vorwärts arbeiten, und nur zufrieden sein, wenn ich in den mir zugekommenen Rechten nicht rückwärts komme. Um mit der Zeit recht nach Gefallen hierin zu wirthschaften, muß ich die Vorurtheile in sich selbst zusammenstürzen lassen, bis die Hrn. Pastores u. dergl. es überdrüssig geworden sind, mir entgegen zu arbeiten. . . . Bis jetzt habe ich in drei Jahren nur einen einzelnen männlichen Körper, und das bloß

¹⁾ B. I, 491.

durch einen Zufall, daß ihn der Vater durchaus seciert haben wollte, weil er glaubte, sein Sohn sei beherzt, erhalten.“¹⁾ Als Georg Forster (1784) einem Kufe nach Wilna folgte, schrieb Sömmerring an Merck: „Mein Forster hat dermalen nicht anders handeln können, die Conditionen sind sehr vortheilhaft, und bei uns? — wird nach dem Ersparungssystem gehandelt, welches bis zur Wunderlichkeit weit gehet.“²⁾ Sömmerring fühlte sich zu Cassel in einer wissenschaftlichen Einöde: „Was kann, m. Vester, bei dem traurigen Zustande, in dem sich, was Sie mehr als zu gut wissen, das, was Gelehrsamkeit sein sollte, hier befindet, mir unterhaltender sein, als just über diese Sachen mit Ihnen sprechen zu können, dessen gleichen ich an Eifer in hiesigen Gegenden nicht kenne?“³⁾

1782.

Der Hauptinhalt des 1782 geschriebenen Briefes, worin diese Aeußerung vorkommt, dreht sich um osteologische Schriften, die Merck studieren soll. Wir sehen also, wie lebhaft sich der Kritiker bereits mit diesem Fache beschäftigte; und welche Begabung ihm Sömmerring dafür zutraute, geht aus den Worten hervor, die er auf die Empfehlung von Walter's Beschreibung der trockenen Knochen folgen ließ: „Ein Gerippe und sein Buch, so sind Sie ein vollkommener Osteologe. NB. ich sage Sie, kein anderer; denn ich bin sicher, daß es gehen muß.“⁴⁾ In demselben Jahre hatte Merck ein neuentdecktes Elephantengerippe zur Untersuchung vor sich.⁵⁾ Der Regierungsrath von Schmerfeld in Cassel meinte, wirklich recht sehr interessant müsse Merck's osteologische Antiquitätenammlung sein.⁶⁾ Merck's Nachrichten von fossilen Knochen theilte die

¹⁾ B. I, 352. f. — ²⁾ B. I, 425. — ³⁾ B. I, 352. — ⁴⁾ B. I, 354. — ⁵⁾ B. II, 202. I, 386. — ⁶⁾ B. I, 345.

Herzogin Anna Amalia Kennern mit, die ihn um diese köstlichen Besitztümmer sehr beneideten.¹⁾ Georg Forster ermutigte ihn zu seinen Studien mit körnigen Worten: „Sie haben recht! Lernen ist alles! Wahrheit, das ewig bleibende, das ist Nahrung des Geistes. Caetera mortis erunt. — Die Schwierigkeit beim Anatomieren kann ich mir lebhaft denken. Trösten Sie Sich, daß der große Galenus dem Vorurtheile seiner Zeitgenossen auch soviel nachgeben mußte, daß er in seinem Leben keinen einzigen menschlichen Cadaver seciert hat.“²⁾

1782 erschien Merck's erste „Lettre à Mr. de Cruse etc. sur les os fossiles d'éléphants et de rhinocéros, qui se trouvent dans le pays de Hesse-Darmstadt.“ Die Grafschaft Ragenellenbogen war, nach Merck's Versicherung, damals voll von Elephanten- und Rhinocerosgebeinen. Die ihm in diesem Briefe zur Beschreibung vorliegenden Reste waren meistens in einer Sandbank am Rheine bei Erfelden, ungefähr dem höchsten Orte des sogenannten Ried's oder des Amtes Dornberg in der oberen Grafschaft Ragenellenbogen, ein Stück im Odenwalde bei Niederbeerbach, eines bei Hochstädten neben Auerbach gefunden worden und gehörten fast alle der Sammlung Merck's an. Es waren Knochen wahrscheinlich von einem Elephanten, ein Auerochsens Schädel mit den beiden Hörnern und ein noch ziemlich wohlerhaltener Rhinoceroskopf. Merck behauptet, dieser Kopf sei bisher, wenn man von einem kleinen in Quedlinburg entdeckten Bruchstücke absehe, noch das einzige Fossil seiner Art, das man in Deutschland gefunden habe. Er sah jedoch nicht lange nachdem er den ersten Brief an Cruse herausgegeben hatte, einen zweiten bei Lampertheim im Kreise Worms gefischten fossilen Rhinoceros Schädel, der jenem ganz ähnlich, aber kleiner, in dem unteren Theile viel

¹⁾ B. I, 352. — ²⁾ B. I, 367.

besser erhalten war, in dem churfürstlichen Cabinete zu Mannheim. ¹⁾

Merck sandte jene Lettre dem Bruder des Humoristen Lichtenberg, Ludwig Christian Lichtenberg ²⁾ in Gotha und knüpfte dadurch die Bekanntschaft mit ihm an. Lichtenberg schrieb ihm: Ich „wünsche recht aufrichtig meinem lieben Vaterlande Glück, daß es in E. W. endlich einmal den Mann gefunden hat, dem es weder an gründlichen Kenntnissen noch an Muth fehlt, ihm in einem Fache vorzuarbeiten, worin leider noch so wenig oder vielleicht gar noch nichts geschehen ist. Der Erfolg eines mit so gutem Glück unternommenen Geschäftes kann nicht anders als erwünscht sein. . . . Mit dem größten Verlangen sehe ich mit jedem Freunde der Natur der Beschreibung der übrigen Seltenheiten entgegen. Die von E. W. gemachte Entdeckung ist allerdings ein wichtiger Beitrag zur physischen Geschichte der Erde.“ ³⁾

1783.

Im J. 1783 berichtete Merck, er habe seit kurzer Zeit zwei Rhinocerosköpfe und eine ungeheure Menge Elefantknochen in seiner Gegend entdeckt. Er stellte einen zweiten Besuch, den er den Vulcanen des Rheines machen werde, in Aussicht. Durch die Verbindung dieser mit jenen Untersuchungen hoffte er einige nicht unwichtige Beiträge zur physischen Geschichte der Erde zu liefern. ⁴⁾ Er hatte die Absicht, eine Reise nach England zu machen, ⁵⁾ woraus aber nie etwas wurde. ⁶⁾ Für 20 Louisd'or kaufte er den petrificierten Kopf eines Alligators. ⁷⁾ Sömmerring wünschte ihm zu Elefantknochen, die

¹⁾ D. M. 1782, IV, 49. f. Seconde lettre à monsieur de Cruse etc.: p. 1. f. — ²⁾ Wie sein Bruder, aus Oberamstadt bei Darmstadt, 1786—1812. B. I, 359. N. **. 526. — ³⁾ B. I, 358—360. — ⁴⁾ B. II, 222. f. — ⁵⁾ B. I, 391. — ⁶⁾ B. I, XXV. — ⁷⁾ B. I, 388. f.

er empfangen hatte, von Herzen Glück, bat ihn um einen Rhinocerosbackenzahn, wenn er einen solchen übrig habe, drückte sein großes Verlangen nach der von Merck ihm versprochenen Zeichnung des petrificierten Alligatorkopfes aus und versprach ihm die Zeichnung eines Skeletes. Er werde sich, nolens volens, aufmachen müssen, Merck's köstliche Sammlung zu sehen.¹⁾ Göthe schrieb dem alten Freunde: „Für Deinen letzten Knochenbrief danke ich. Du spielst den neuen Hefekiel und die alten Todten werden bei Deinem Spaziergang lebendig und kommen zu Ehren.“²⁾ Aus Heilbronn erkaufte Merck zwei einzelne Backenzähne und zwei in der Nähe von Worms gefundene Unterkinnladen von Elephanten. Der Freiherr Wilibald von Hohenheim, dem er die Nachweisung der letzteren verdankte, schrieb ihm den 30. August aus Speier: er habe unzähligen Landpfarrern und allen ihm bekannten Maurermeistern, die sich mit Fundamentgraben befaßten, seine Wünsche für Merck bekannt gemacht, aber noch nichts erhalten. „Es ist ein Elend,“ fügte er hinzu, „daß unsere christkatholischen Geistlichen auf dem Lande so ignorant sind! Was ließ sich nicht ansonst Förderliches zur Naturgeschichte durch sie erwarten.“ Dem Freiherrn schien Merck schon einen prodigiosen Reichthum, und in so kurzer Zeit, beisammen zu haben.³⁾ Georg Forster schrieb dem Kritiker: „Ihr Fleiß, bester Mann, in Auffuchung der merkwürdigsten Zoolithen unsers Vaterlands, ist mehr als lobens-, er ist beneidenswerth.“⁴⁾

1784.

Am 2. Januar drückte Johann Friederich Blumenbach in Göttingen,⁵⁾ schon seit 1782 mit dem Kritiker persönlich oder brieflich bekannt, demselben sein lebhaftes Bedauern

¹⁾ B. I, 398. f. — ²⁾ B. II, 226. — ³⁾ B. I, 397—399. — ⁴⁾ B. I, 405. — ⁵⁾ Geb. 1752.

aus, ihn und das Wichtigste von seinen osteologischen Schätzen auf der Durchreise durch seinen Wohnort verfehlt zu haben, und fügte die anerkennenden Worte bei: „Der Eifer, womit Sie an allen Orten diese merkwürdigen Denkmäler einer ehemaligen andren Verfassung unsrer Erde nachspüren, verdient allgemeine dankbare Hochachtung, die ich Ihnen meinerseits von ganzem Herzen wenigstens dadurch werththätig zu bezeugen wünsche, daß ich Ihnen die etwaigen zu verlangenden Excerpte aus unsrer Bibliothek mit größtem Vergnügen besorge.“ Blumenbach schrieb ihm einen Aufsatz von Hunter vollständig ab. Merck war auch ihm in mancher Weise gefällig.¹⁾

Am 15. Januar sprach Merck in einem Briefe an Wieland das tiefmelancholische Wort aus: seine Elephantenknochen und sein Hund sollten sein einziger Trost im Leben und Sterben sein.²⁾

Merck hatte im J. 1784, obgleich er sich erst seit einigen Jahren mit dem Studium der Fossilien beschäftigt, nach seiner öffentlichen Versicherung, bereits mehr Beweise und Beispiele in Händen, als die Anzahl derjenigen ausmachte, die man vorher in Deutschland aus Büchern gekannt hatte. Er weigerte sich bis dahin, irgend eine Hypothese zur Erklärung dieser Denkmäler zu versuchen, und bemühte sich nur um ihre möglichste Vervollständigung. So oft er sie vorzeigte, begehrte man zwar von ihm eine Erklärung über ihr Vorhandensein auf deutschem Boden. Er sah aber voraus, daß ihm, zu welchem naturwissenschaftlichen Systeme er sich auch halten möchte, schon das Endurtheil gesprochen sein würde. Denn es stand bei den Philologen fest, daß die Thiere, deren versteinerte Knochen man in Deutschland aufgefunden hatte, nur durch die Römer heringebracht worden seien, und man wehrte sich gegen die Annahme großer Erdrevolutionen, weil man darin Gefahr für das Dogma

¹⁾ W. I, 364. 413. f. 446. 496—498. 523. — ²⁾ W. II, 231. f.

erblickte. Merck wurde durch einen an ihn gerichteten „Beitrag zur Elephantenphilosophie“ von seinem Freunde Wend¹⁾ (1783) veranlaßt, sich hierüber im Januarhefte des Deutschen Mercur von 1784 auszusprechen. ²⁾ Wend hatte in seiner Zuschrift gesagt: „Ich habe Dir schon ehemals die Meinung geäußert, daß mir die vielen versteinerten Knochen auswärtiger Thiere keineswegs so tiefe Speculationen über ihre Verpflanzung nach Europa zu erfordern schienen, als Buffon aushectt, indem alle diese Thiere zu allen Zeiten in unserer europäischen Welt bei weitem bekannter und gangbarer waren, als jezo. Man bedenke nur den Umfang des römischen Reichs. . . . Auch diejenigen Völker, die ihnen nicht unmittelbar unterworfen waren, stunden doch alle, durch den Schrecken ihres Namens, zu ihrem Befehle. Da war es leicht, die entferntesten Thiere aus allen Welttheilen zusammen zu bringen. . . . Ich sage gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß allein nach Italien weit über etliche tausend Elephanten nach und nach gekommen; nach Spanien brachten sie die Carthaginenser ebenso häufig durch ihre Kriege; durch Gallien führte der Hannibal viele über nach Italien, . . . in Constantinopel waren sie sehr gemein, . . . vermuthlich brauchte man sie auch zum Transport im Krieg, da dann in den unzähligen Kriegen der griechischen Kaiser mit den deutschen Nationen eine große Anzahl derselben durch Gefangenschaft auch unter die letzteren gekommen sein kann und muß. Ob sie sich lange in diesem Klima erhalten können, daran liegt nichts; genug ihre Knochen blieben übrig. Wenn man einmal überhaupt weiß, daß von allen solchen Thieren schon in der alten Welt eine so ungeheure Anzahl nach Europa gekommen, wer wird sich dann wundern, wenn er jezo hier und da noch Knochen findet, wo man sie nicht vermuthen sollte? Wer kann die Wege alle be-

¹⁾ B. III, 234. ff. Bgl. B. I, 522. ad 346. II, 227. — ²⁾ I, 50. ff.

berechnen, wodurch der gleichen Thiere aus den römischen Provinzen auch zu den benachbarten Barbaren gekommen? Oder wer wird glauben, daß es nicht (wie man ohnehin aus Zeugnissen der Alten und den Angaben des Plinius sicher weiß) auch in der alten Welt und sogar auch in dem mittleren Zeitalter eine Menge Liebhaber gegeben, die Naturalien gesammelt, die sich nachher bei den ewigen Kriegen, oft wunderbar zerstreut haben mögen? . . . In Ansehung der Elephanten insbesondere macht schon die einzige Erfahrung, daß sich die meisten Gerippe in den Gegenden des Rheins und Mains finden, mehr als wahrscheinlich, daß sie durch die Römer dahin gekommen; und das nicht allein in ihren Kriegen, sondern weil überhaupt der größte Theil des heutigen Frankenlandes, ganz Schwaben, die Pfalz und alle Lande bis an den Main hin, von den Zeiten Trajan's an, zu einer ordentlichen römischen Provinz geworden waren (Decumates agri), und eben dieses gilt von der Wetterau und den Ländern bis an die Rahn. Ueber dem Rhein und der Donau war ohnehin alles den Römern unterthan. Konnten da dergleichen fremde, den Römern so gemeine Thiere nicht genug herunkommen? . . . Nach dem allen kann man sich wohl gewiß nicht wundern, wie von dergleichen Thieren, die zu Hunderten durch die römischen Provinzen getrieben worden, etwa ein paar Rhinoceros, oder ein paar Duzend Elephanten nach dem freien Deutschland gekommen, denn von dem römischen Deutschland, welches der größte Theil des heutigen Deutschlands war, und von den übrigen römischen Provinzen in Europa kann ohnehin keine Frage sein; sie waren mit solchen Thieren so bekannt, wie wir mit den Murrelthieren, und es ist Wunder, daß ihrer nicht bereits viel mehr in Gerippen gefunden worden. . . . Nachdem endlich Italien selbst, von den Karolingern und Sachsen an, unter die Oberherrschaft der deutschen Kaiser gekommen, so fiel völlig alle Schwierigkeit weg, dergleichen Knochenreliquien auch noch weiter nach Deutschland zu verpflanzen. . . . Wenn

dem allen ein Buffon und andere entgegensetzen wollen, daß zu solchen Versteinerungen gerade durchaus mehrere Jahrtausende erforderlich seien, so ist dieses gewiß eine bloße Grille, die kein Mensch jemals wird beweisen können. . . . Wenigstens können bei solchen Umständen, so viel ich einsehe, die Buffonischen Erklärungen nie mehr als sehr unwahrscheinliche Hypothesen bleiben. Was man sehr leicht aus der Geschichte erklären kann, dazu braucht's keine weithergeholte physische Deduction, und der Unbefangene wird immer lieber dem Geschichtschreiber glauben, als dem bloßen Theoristen. An der Geschichte fehlt's aber insgemein den Herrn Physikern."

„Wie vieles“, erwiederte Merck, „ließe sich gegen dieses System einwenden! Indessen will ich mich nur mit einer einzigen Bemerkung begnügen, die schon vor mir der berühmte Hans Sloane, und auch vor ihm andere Gelehrte gemacht haben. Rührten diese fossilen Elefanten von der Zeit der Römer her, so würden diese, die den Werth des Elfenbeins so gut kannten, ihre Stoßzähne gewiß nicht mit begraben haben. . . . Und dann, wie verträgt sich diese Verscharrung von Menschenhänden mit den ungeheuern Tiefen von 20, 40, bis 70 und 80 Ellen, und den so mancherlei auf einander abgesetzten Erdschichten, worunter diese Reste gar oft gefunden worden? Daß sie meistens in den Gegenden der Flüsse entdeckt werden, ist eine Erfahrung, welche Deutschland mit Sibirien gemein hat: aber dieß zeigt nicht an, daß die Flüsse sie hergeschwemmt, sondern daß die Flüsse, diese großen Minierer, das nahe gelegne Land in einer beträchtlichen Tiefe durchwühlt haben. Und dann, wo kamen die in der Scharzfelsler Höhle zugleich mit Elefanten begrabenen 5 Rhinoceros her? Woher die Elefanten der Baumannshöhle, in den Marmor-Sintern, die in der Potsdamer Gegend, bei Danzig, in Polen u. s. w.? Dieses waren doch keine von den Römern bezwungenen Provinzen. Es ließen sich mit

leichter Mühe noch ein paar Duzend Argumente gegen obgedachte Meinung anführen: allein, man erlaube mir nur noch diese einzige Beobachtung, die vielleicht im Stande wäre, allen andern das Gewicht zu halten, die aber nicht jeder zu machen Beruf, Muße und Gelegenheit hat. Die ungemein große Menge dieser Knochen, die oft in einem kleinen District beisammen angetroffen werden, beweist wohl am meisten, daß diese Thiere sich nicht einzeln als Seltenheiten in einem solchen Lande verloren haben, oder von Menschen dahin gebracht, oder auch durch Flut als einzelne Stücke sein angeschwemmt worden.“

Ironisch beleuchtet den von Merck angegriffenen Standpunkt v. Schmerfeld (1782): „Konnte der berühmte Alterthumsforscher Voltaire die Geschichte der versteinerten Conchylien durch eine von Pilgrimen geschene Verzettelung so schön erklären, so sollen Sie mich als einen akademischen Antiquarium im Stand finden, zu zeigen, daß Ihre Elephantengerippe weiter nichts als Reliquien römischer Armeen sind, welche vielleicht unsre Voreltern mit solchen ungewohnten Erscheinungen à la Pyrrhus in das Bockshorn haben jagen wollen. Ganz funkel-nagelneu würde diese saubere Hypothese wenigstens nicht sein, indem vor einigen Jahren die in Rußland und Sibirien vorgefundenen vielen Knochen dieser Art einem im 11. oder 12. Jahrhundert vorgefallenen Treffen zugeschrieben wurden, worin nicht mehr als 1800 Elephanten das Ausreißen genommen und nicht mehr zum Vorschein gekommen sein sollen.“

Der Kupferstecher Wille sprach sich über die Sache wie ein Naturforscher aus; er schrieb (1783) an Merck: „Die Nachricht von den Entdeckungen so vieler Monumente der dunkeln und unbestimmten Zeiten, (die uns das Weltgebäu älter machen sollen als vorgeben ist) ist wirklich merkwürdig. Es können dadurch Meinungen gestärket werden, die man schwach oder gewaget hieß; andere, die fest und unbeweglich sein sollten,

umgestoßen oder wankend gemacht werden. Wer that so viele Elephanten in unsere Gegend und so tief unter die Erde? Was auf dem Felde stirbt, wird von andern Thieren verzehret oder verweset — und der versteinerte Krokodilskopf? Wie lange Jahrhunderte müssen weg sein, als der Teig oder Leth, der Marmor werden konnte, diesen Kopf, sowie die Muscheln empfing, und sich, in der Masse vereinbart, verhärtete! Es wäre sich eher auf gewisse Weise aus der Dunkelheit zu retten, wo man dergleichen nur auf flachem Felde, oder in Gründen und Thälern entdeckte, aber auf den Bergen und oft auf den höchsten! Die Höhle im Bayreuthischen machet wieder Gedanken die Menge. In dieser liegen also viele tausend reißende Thiere begraben? Welche Gefahr hat sie dahin getrieben und so lange bewahrt, bis sie starben? das Wasser, dieses Element kann es nicht bewirkt haben. Denn hätten sie für einer Fluth geflüchtet, so ist zu vermuthen, daß sie eher, und mehr und mehr die Gipfel der Berge gesucht hätten, als eine Höhle, die unter ihnen vom Wasser bald erreicht wird.“¹⁾

Sichtenberg in Gotha äußerte sich (1782) über den Ursprung der vorweltlichen Thiere rathlos: „Wann wird doch einmal die Frage, wie kommen diese Thiere nach Sibirien, wie kommen sie an den Rhein? beantwortet werden? Buffon's successive Erkaltung der Erde²⁾ ist und bleibt eine Träumerei. Aus übergroßen Revolutionen möchte sich eben nicht mehr erklären lassen, denn die ordentliche Lage z. E. der versteinerten Muscheln, wo die Geschlechter immer beisammen liegen, ist ein zu deutlicher Beweis des Gegentheils.“³⁾

Im J. 1784 erschien auch Merd's „Seconde lettre à monsieur de Cruse etc.: sur les ossees fossiles d'éléphants et de rhinocéros qui se trouvent en Allemagne et particulièrement dans le pays de

¹⁾ B. II, 224. f. — ²⁾ Bgl. D. M. 1784, I, 55. — ³⁾ B. I, 360.

Hesse-Darmstadt.“ Merck erfuhr, daß der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, den er als einen Mann von festener Liebenswürdigkeit und dem erleuchtetsten Geschmacke für die Wissenschaft bezeichnet, Rhinocerosfossilien in seinem Lande entdeckt habe, und säumte nicht, ihn desfalls um Nachricht zu bitten. Der Fürst sandte ihm alle diese werthvollen Schätze mit einem ebenso gnädigen wie belehrenden Briefe zu.¹⁾ Dann sah Merck im Naturaliencabinete des Hoforganisten Becker in Mainz Rhinocerosfossilien, die im benachbarten Weissenau, einer Fundgrube von Elephantenknochen, entdeckt waren, und erhielt sie zum Geschenke.²⁾ Auch theilte ihm der Professor Hermann in Straßburg, nach seinem Ausspruche einer der gelehrtesten Naturforscher Deutschlands (un des naturalistes les plus savants de l'Allemagne) ein solches kostbares Denkmal mit.³⁾ Merck rechnet in allem 12 versteinerte Rhinocerosse, die man bis jetzt in Deutschland entdeckt habe.⁴⁾ „Ich könnte einen Band füllen“, sagt er, „wenn ich in das Detail eingienge, das zu den Beschreibungen der von mir seit meinen ersten Briefen theils im Lande Hessen-Darmstadt, theils in benachbarten Staaten gefundenen Elephantenknochen erforderlich wäre. . . . In einem Briefe, der im Januarhefte des Deutschen Mercur enthalten ist, beweise ich, daß meine Sammlung allein die Ueberreste von 5 Elephanten sehr verschiedenartiger Größe zeigt, die Stücke ungezählt, deren zu sehr beschädigte Theile eine genaue Berechnung nicht zulassen. Seit diesen drei Monaten ist mein Cabinet so gewachsen, daß ich diese Zahl mit aller Sicherheit durch ebenso schöne und einzige, wie in ihrer Art sehr verschiedene Exemplare bis auf 8 vermehren kann. Die Zahl der durch ähnliche Entdeckungen bekannten Orte belief sich bisher in Deutschland auf nicht mehr wie 30, wenn man auch alle die verschiedenen in Flugblättern zerstreuten und fast unbekanntem

¹⁾ p. 2. — ²⁾ p. 5. — ³⁾ p. 6. — ⁴⁾ p. 7.

Thatsachen sammelte. Aber mein Eifer, ihren Gesamtkörper zu vervollständigen, wurde so glücklich durch meine Freunde, unter deren Zahl ich einige Gelehrte ersten Ranges habe, unterstützt, daß ich jezo gegen 50 neue Orte und mehr als 100 unbekannte Exemplare constatieren kann. In diese Zahl rechne ich die in den Cabineten zu Wien, Dresden, Erlangen, Stuttgart, Karlsruhe u. a. enthaltenen kostbaren Reste nicht ein, die mir unbekannt sind, und von denen man nie die geringste Beschreibung gehabt hat. Fügen Sie noch die Menge der in der Fremde entdeckten, noch bei Privaten verborgenen oder durch den Aberglauben der Bauern zerstörten Denkmäler hinzu, so werden Sie, mein Herr, auf dem Boden Deutschlands eine Fruchtbarkeit dieser Art finden, die der von Sibirien nahe kommt.“¹⁾

Merkel sagt von zwei in seinen Besitz gekommenen Elephantenunterkiefern aus der Nähe von Worms: „Ich verdanke die Entdeckung dieses letzteren unicum einem Herrn, den ich als einen der ersten Philosophen des Jahrhunderts hochschätze, und der sich für meine Untersuchungen in diesem Zweige der Naturwissenschaft freundlich interessieren will. Nachdem er die Regierung eines achtungswürdigen Staates geleitet hatte, legte er freiwillig sein öffentliches Amt nieder, um die Wissenschaften im Schooße des Friedens und der Freundschaft pflegen zu können.“²⁾ (Merkel hat in den letzteren Worten den Freiherrn Wilibald von Hohenfeld vor Augen. Um 1784 erhielt auch Merkel von La Roche einen Rhinoceroszahn.³⁾ —

Der Glanzpunkt dieses Jahres war für Merkel der erste Besuch, den er im Frühlinge dem großen Camper machte.

Peter Camper, 1722 in Leiden geboren, war zuerst öffentlicher Lehrer der Philosophie, Medicin und Chirurgie an der Universität Francker, dann seit dem J. 1755 öffentlicher Lehrer der Chirurgie und Anatomie, später auch der Medicin

¹⁾ p. 7. f. — ²⁾ p. 9. f. — ³⁾ Merkel's III. lettre à Forster p. 16.

am Athenäum in Amsterdam. 1761 zog er sich auf ein Landgut in der Nähe von Franeker zurück, wo er sich beinahe ausschließlich den Wissenschaften hingab. 1762 erschien er als Deputierter auf dem Friesischen Landtage. Dem Rufe als Professor der Medicin, Chirurgie, Anatomie und Botanik auf der Akademie zu Gröningen Folge zu leisten, bewogen ihn die geringe Entfernung dieser Stadt von seinem Landgute, seine Thätigkeit und sein Ehrgeiz, und er trat im J. 1764 diese Stelle an. Auch wurde er zum Stadtphysicus von Gröningen ernannt. Von dem Wunsche, die Erziehung seiner Söhne selbst zu übernehmen, und noch anderen Gründen bestimmt, kehrte er in den Privatstand zurück und siedelte nach Franeker über. Das Jahr 1766 führte ihn wieder auf den Landtag. In demselben Jahre verlor er seine Gattin, mit welcher ihn, nach der Versicherung seines Sohnes, fast zwanzig Jahre lang die glücklichste Ehe verbunden hatte. 1783 wurde er auf Empfehlung des Erbstatthalters in den Magistrat von Workum und in dieser Eigenschaft auch in das Admiraltätscollegium der Provinz Friesland aufgenommen. 1785 fiel auf ihn die Wahl zum wirklichen Mitgliede der Pariser Akademie der Wissenschaften. 1787 saß er im Staatenrath. Er starb 1789 im Haag.

Peter Camper war groß und sehr schön gewachsen, fast immer gesund, von riesenhafter Stärke und natürlichem Anstande, seine Stimme wohl lautend, sein Auge voll Ausdruck. Er war ein vielgereister Mann, sprach sehr fertig Latein, Französisch, Englisch und Deutsch; auch Italienisch verstand er, und das Griechische war ihm gekläufig; er war ein trefflicher Redner, ein Meister im Zeichnen (der sich auch in der Bildnerei versuchte) und vor allem ein Anatom ersten Ranges. In der Wissenschaft erwarb er (obgleich seine ästhetischen Vorlesungen philosophische Gabe und Bildung verrathen) nach dem Urtheile Georg Forster's seinen Ruhm bei denen, welche die Erfahrung, die Thatsache, die Wahrheit, nicht die Speculation in Betracht zogen. Er be-

ruhigte sich nie bei fremden Autoritäten und Entscheidungen, sondern prüfte, untersuchte alles selbst und benutzte jeden Anlaß, auch anderen, zumal jüngeren, die sich den Künsten und Wissenschaften hingaben, diesen Geist vernünftiger Skepsis mitzutheilen und sie zum Selbstforschen aufzumuntern. Für seine Denkart ist es bezeichnend, daß er dem Philosophen Hemsterhuis ein großes Vertrauen schenkte, daß er viel Gutes und Erhabenes in Herder fand und ihn wegen seiner Ideen über die Unsterblichkeit der Seele lobte. Genügsamkeit und Mäßigkeit waren, nach dem Ausspruche seines Sohnes Adrien, bei ihm natürliche Eigenschaften. „Er war ein Bewunderer der Sittenlehre der Alten und fand die reinsten Freuden für seine gefühlvolle Seele in der Ausübung häuslicher Tugenden, und der Erziehung seiner Kinder.“ G. Schaz, der einige seiner Vorlesungen in's Deutsche übertrug, erhält sich wohl von rhetorischer Verklärung seines Gegenstandes nicht frei, indem er ausruft: „Wie klein ist die Zahl derer, die, gleich ihm, bei einem Vermögen, das nicht nur über alle Bedürfnisse erhebt, sondern selbst die anziehendsten Bequemlichkeiten und Vergnügungen des gesellschaftlichen Umgangs in reicher Fülle darbietet, ihr ganzes Leben der Wissenschaft und Tugend opfern, und keinen süßeren Genuß, kein wünschenswertheres Glück kennen, als das Bewußtsein, die Pflichten des Menschen und Bürgers auf das gewissenhafteste erfüllt, durch die Cultur der Wissenschaften und Künste und stetes Forschen nach Licht und Wahrheit, sich selbst vervollkommt, und auf die edelste und uneigennützigste Art die Fortschritte der Menschheit gegen ihr höchstes Ziel beschleunigt zu haben!“ Aber auch Merck, der sich in seinen Urtheilen doch nicht leicht dem Enthusiasmus hingab, nannte Camper'n den besten und achtbarsten aller Menschen. Um so befremdender wäre (nach Wagner) sein Mangel an Freigebigkeit, zumal da er das aus der Armut entspringende Elend wohl kannte und die Pflichten der

Reichen gegen die Darbenden einschränkte.¹⁾ Bei der Stiftung und Beförderung gemeinnütziger Anstalten war, nach der Versicherung Adrien's, das allgemeine Beste der einzige Zweck, und die Erreichung desselben die einzige und größte Belohnung, die Peter Camper vor Augen hatte. Der Ruf des unerträglichen Hochmuthes und der Empfänglichkeit für die größten Schmeicheleien, worin er stand, ist auf ein beschränktes Maß der Wahrheit zurückzuführen. Er hörte sich gerne loben; auch scheint er mit Eifersucht darüber gewacht zu haben, daß man seine Entdeckungen nicht benutzte, ohne seinen Namen zu erwähnen; aber Schmeichler durchschaute er bald und haßte sie. Möchte er vor der Welt auch öfter mit Stolz auftreten und dadurch verlegen, so sprechen doch für die Selbstkenntniß und Bescheidenheit des Gelehrten, für den rastlos voranschreitenden, sich selber nie genügenden Geist jene erhabenen Worte, die er (1785) an Merck schrieb: „Ich werde mich eilen, vier und sechszig Jahre! Es gibt noch eine entsetzliche Leere in meinem Gehirne, die ich mit Hausgeräthe versehen muß, ehe ich die große Reise unternehme.“ Es mag sein, daß er als ein Sechsziger mit einer Art von Eigensinn gegen die Wissenschaft des jüngeren Geschlechtes, die ihm als „Modegelehrsamkeit“ erschien, sich abschloß und mit zu großer Selbstständigkeit seinen eigenen Gang fortsetzte. Auch stieß er, vielleicht in schneidender Weise, von sich ab, in wem er keine Gebiegenheit fand. Dagegen bezeugt die Liebe, mit der ihm Sömmering und Merck zugethan waren, wie herzlich und väterlich er den jüngeren Männern, denen er etwas vertraute, entgegenkommen mochte. Er verlangte, vielleicht mit einigem durch trübe Erfahrungen geweckten Mißtrauen, Billigkeit gegen ihn, und gewährte man ihm diese, so fand man bei ihm die Menschenfreundlichkeit selbst. Man konnte ihm, wenn es nur auf die rechte Art geschah, schnurstracks widersprechen.

¹⁾ D. M. 1785, I, 195—197.

Unangenehm wurde er freilich gegen solche, die alles besser wissen und nichts lernen wollten. Er sagte es ohne Umstände und Umschweife heraus, wenn ihm etwas von denen mißfiel, die ihm näher kamen, vermied aber auch aus Freundschaft, was ihnen etwa nicht gefallen mochte. Er hatte den Ton der großen Welt, sprach, wenn er in guter Stimmung war, höchst angenehm und bezeugte dann Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten ohne Ende.

Mit ihm correspondierte Merck, wie oben erwähnt ist, schon zu Anfang des Jahrzehents. Camper belehrte ihn zu seiner Zeichenmethode und übersandte ihm (1783) vortreffliche Zeichnungen des Gangetischen Profodiles und eines Löwenkinnbackens, mit anerkennenden Worten, mit dem Ersuchen um hessen-darmstädtische Fossilien und mit der Bitte, ihn wie einen Mitbruder zu lieben. Am Ende des Mai 1784 kam Merck zu Camper und wohnte mit ihm zu Ferney und Klein-Lankum, in der Nähe von Harlingen und Franeker eine Woche lang zusammen. Sie brachten diese Zeit, zur großen Freude des alten Herrn, fast ohne Unterbrechung in dessen Cabinete zu (nach dem Urtheile Merck's das erste Europa's für den Zweck der Belehrung, wenn es auch von dem Cabinete J. Hunter's durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände übertroffen werde) und arbeiteten hier mit jugendlicher Lebhaftigkeit. Sie machten an Rhinoceros- und Elephantenzähnen neue Entdeckungen, und Camper setzte die Unterweisung im Zeichnen fort. Er behandelte den Gast wie einen Sohn. „Ich würde noch bis an's Ende der Welt gehen,“ sagt Merck, „um eine solche Bekanntschaft zu machen.“ Als Camper sich zum Landtage begab, ließ er den Freund im Hause als Herrn seines ganzen Cabinetes, aller seiner Handschriften und Zeichnungen. Er empfahl ihn dem Fürsten Gallizin und dem Dr. Bitter, Secretair der physikalisch-experimentalen Gesellschaft in Rotterdam, dem letzteren als einen höchst liebenswürdigen, gewandten und scharfsinnigen Mann, als einen hochberühmten

Pfleger der Literatur und der Naturwissenschaften, insbesondere der physikalischen Erdgeschichte. Auch nach anderen Seiten äußerte Camper seine Liebe und Hochachtung für den Kritiker. In einem Briefe, den er unter dem 1. Juni 1785 an ihn schrieb, stellte er ihm ein glänzendes Zeugniß aus: „Ich habe so viele schöne Sachen erworben, und Sie würden mehr Nutzen aus ihnen ziehen können, und Sie sind auch mehr unterrichtet, Sie machen Riesenschritte in der Osteologie und in der Physiologie; wir hatten nicht die Zeit, darüber zu sprechen.“ In demselben Sommer wiederholte Merck seinen Besuch. Eine Spannung, die bald nachher zwischen beiden Männern eintrat, war vorübergehend. — Merck spricht (1787) von verschiedenen wissenschaftlichen Reisen nach Holland, auf denen er die Skelette von allen Arten der Cetaceen des Linnäischen Systemes gesehen, manipuliert und mit Sorgfalt gezeichnet habe, und fügt hinzu, er besitze selbst einige Originale, und überdieß eine Art, die Linné nicht gekannt habe, in seiner Sammlung. Diese Zeichnungen habe er zum Theil unter Camper's Aufsicht fertiggestellt, zum Theil dessen Prüfung vorgelegt. — Merck bewahrte auch dem verklärten Freunde ein treues Andenken, wie aus der früher mitgetheilten Vergleichung mit dem Pariser Maler Crèvecoeur hervorgeht.¹⁾

Fand Merck in dem großen Camper einen väterlichen Freund, so wurde er von Adrien Gilles Camper, den er für den würdigen Sohn eines so berühmten Vaters erklärte, angebetet. Adrien war der hervorragendsten lebenden Sprachen mächtig, ein vorzüglicher Maler und Zeichner, ein guter Mine-

¹⁾ Peter Camper's Vorlesungen, gehalten in der Amsterdamer Zeichen-Akademie, u. s. w., überf. v. G. Schaz, 1793, S. VIII—XX. B. I, XXV—XXVII. 356. 364. 367. f. 394. f. 421—430. 448—450. 456. 471. 473. 477. f. 492. 524. II, 235—238. 248. 262. 283. D. M. 1780, IV, 218. 1785, I, 24. ff. 194. ff. Hessische Beiträge zur Gelehrsamkeit und Kunst II, 80. f. 83. 85. 298. 302. 306. Seconde lettre à monsieur de Cruse S. 4. Troisième lettre à monsieur Forster p. 1. 11. sqq. 16.

raloge und Anatom. Er verweilte einige Zeit in Düsseldorf, um sich mit der Malerei zu beschäftigen. In der dortigen Galerie, wo ihn Wilhelm Tischbein fand, wagte er sich mit Glück an die berühmtesten Gemälde von Rubens und Wandl. Als Merck im Juli 1784 auf den Rath des Dr. Brinkmann in Düsseldorf eine Fossilienreise nach Duisburg machte, war Adrien sein Begleiter. Sie fanden bei dem Professor Leidenfrost eine sehr gute Aufnahme und Ueberreste von Rhinocerossen und Elephanten, die im J. 1750 im sandigen Uferbette der Lippe nahe bei Schörnbeck im Herzogthum Cleve gefunden worden waren. Einen Monat später besuchte Adrien mit Herbell, dem Uebersetzer von Peter Camper's kleinen Schriften, die Vulcane des Rheines in den Umgebungen von Bonn und Andernach. „Er gab mir bald“, schreibt Merck, „eine sehr ausführliche Beschreibung seiner Untersuchungen, die ihm sehr zur Ehre gereichen; aber was ich darunter am interessantesten fand, war zu sehen, daß er die Entdeckung eines fossilen Rhinoceros sogar mitten unter diesen alten Vulcanen gemacht hatte.“ In Paris lebte Adrien (1785) mit den berühmtesten Männern in Freundschaft, war Buffon's Hausgenosse und widmete sich mit dem größten Erfolge der höheren Mathematik, der Chemie und Physik. Eine schreckliche Krankheit nöthigte ihn, die Stadt zu verlassen, und er begab sich nach Italien. Fontana empfing ihn auf's beste, und Hamilton bereitete ihm eine Aufnahme, wie Buffon. Den Maler Wilhelm Tischbein, mit dem er in Rom wieder zusammentraf, machte er mit dem Antiquar Hirt bekannt. Adrien Camper war Drost der Freiherrschaft von Gauendort und Lyndhoven in Holländisch Brabant.¹⁾ —

Joseph Banks in London²⁾ nahm die von Merck ihm

¹⁾ W. I, 417. 457. 471. f. 491. II, 240. D. M. 1788, I, 271. f. III. Lettre à Forster p. 11—14. — ²⁾ 1748—1820. W. I, 523.

übersandte Abhandlung über die hessischen Fossilien sehr freundlich auf; er versicherte ihn, sowohl Vergnügen, als Belehrung aus ihr geschöpft zu haben, indem er zugleich die zuversichtliche Hoffnung aussprach, daß der Kritiker sie zur Förderung der Wissenschaft fortsetzen werde. Im folgenden Jahre schrieb er ihm: „Ihr Bericht über die verschiedenen Erwerbungen, welche Sie in fossilen Knochen gemacht, welche Sie bereits mit so viel Ehre für Sich selbst verfolgt haben, bereitet mir großes Vergnügen. Ich werde mich glücklich fühlen, aus Ihren künftigen Arbeiten Nutzen zu ziehen, mit denen Sie uns, wie ich hoffe, bald zu erfreuen beabsichtigen.“¹⁾

1785.

In der Zeit nach der Erscheinung seines zweiten Briefes an Cruse entdeckte Merck in der Umgegend von Darmstadt Elephantenüberreste.²⁾

1784 oder 85 theilte Andread in Hannover, den Merck als einen in der Förderung seiner Freunde und der Wissenschaft sehr eifrigen Mann bezeichnet, dem Kritiker einen in der Baumannshöhle gefundenen Elephantenzahn mit.³⁾

Im Januar 1785⁴⁾ schrieb Sömmering an Merck aus Mainz, wohin er als Universitätsprofessor versetzt war. Dort war Merck unzähligemal sein erwünschter Gast.⁵⁾ Von Sömmering's Abhandlung über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer in der 1785 erschienenen zweiten Auflage veranstaltete oder revidierte Merck eine französische Uebersetzung, die in Paris erscheinen sollte, aber wahrscheinlich wegen der dortigen politischen Unruhen nicht gedruckt wurde.⁶⁾

Im Frühlinge 1785 schenkte Herr von Schmidt von Rossan, Unterbevollmächtigter des Landgrafen von Hessen-

¹⁾ B. I, 428. f. 446. f. — ²⁾ III. lettre p. 22. — ³⁾ III. lettre p. 18. sq. — ⁴⁾ B. I, 488. — ⁵⁾ B. I, XXV. — ⁶⁾ B. I, 474.

Cassel beim Oberrheinkreise, dem Kritiker einen in der Umgebung Frankfurts gefundenen Rhinoceroszahn.¹⁾

Der Pfarrer Scriba in Umstadt bewahrte drei Zähne eines Rhinoceros, die man in demselben Frühlinge bei der Grundlegung einer Mühle in dem schon durch Entdeckung von Elefantenüberresten bekannten Dorfe Niederbeerbach gefunden hatte, für Merck sorgfältig auf und machte sie demselben zum Geschenke.²⁾

In dem schon erwähnten Briefe des Geologen Faujas de St. Fond an Merck vom 1. Juli 1785 heißt es: „Was Sie mir über die Knochen des Rhinoceros, des Elefanten und anderer Thiere mittheilen, interessiert mich unendlich, und ich fordere Sie dringendst auf, etwas über diesen Gegenstand zu veröffentlichen, indem Sie die osteologischen Beobachtungen des Herrn Camper hinzufügen.“³⁾

Im Winter 1785/86 übersandte Schmiedel, der erste Arzt des Markgrafen von Baireuth und Anspach,⁴⁾ nach Merck's Versicherung ein Mann von gegründetem Rufe in der Botanik, Anatomie und Naturgeschichte, der den Kritiker mit der größten Gefälligkeit und Artigkeit bei seinen wissenschaftlichen Forschungen unterstützte, diesem eine vollständige Liste des in der Sammlung der Akademie zu Erlangen enthaltenen reichen Fossilien-schazes, worin sich drei Rhinoceroszähne befanden.⁵⁾

(In einer von Merck nicht angegebenen Zeit machte ihm der Ritter de Born, den er als einen berühmten Gelehrten bezeichnet, 18 sehr genaue Tafeln, auf welchen die sämtlichen Fossilien der kaiserlichen Sammlung dargestellt waren, zum Geschenke.)⁶⁾

¹⁾ III. lettre p. 19. sq. — ²⁾ III. lettre p. 20. sq. — ³⁾ B. I, 454. —

⁴⁾ Bgl. B. I, XXV. sq. — ⁵⁾ III. lettre p. 18. Bgl. p. 29. R. *. —

⁶⁾ III. lettre p. 21. sq.

1786.

In diesem Jahre erschien Mercd's „Troisième lettre sur les os fossiles d'éléphants et de rhinocéros qui se trouvent en Allemagne et particulièrement dans le pays de Hesse-Darmstadt,“ Georg Forster'n zugeeignet. Hier versichert Mercd, seit der Erscheinung des zweiten Briefes eine große Menge fossiler Knochen gefunden, viele Untersuchungen angestellt und zahlreiche interessante Berichte über alte und neue Entdeckungen aus anderen Ländern empfangen zu haben (die Zahl der bis jetzt in Deutschland gefundenen versteinerten Rhinocerosse gibt er nunmehr auf 22 an);¹⁾ aus der Gefälligkeit, mit der man ihn durch Mittheilung der wichtigsten dahin einschlagenden Gegenstände unterstützt habe, gehe hervor, daß sein Eifer in der Fortsetzung dieser Aufsuchungen nicht schlecht aufgenommen worden sei. Doch wurde er nicht überall gefördert; er begegnete auch dem Mißwillen und einer abspredhenden, unwissenschaftlichen Richtung, die es ihm erschwerte, mit seinen ernstern, gebiegenen Forschungen durchzubringen. „Es gibt nur Eine Classe von Schriftstellern“, fährt unser Kritiker fort, „die schwer bereit sind, ihrem Nächsten zu helfen, nämlich die der Zusammenstoppler, die immer auf das eiferfüchtig sind, was man zu unternehmen wagt, ohne sie vorher um ihren Rath gefragt zu haben. Aber gäbe es keine Arbeiter, welche die Erde durchwühlen, wie bestünde der Schwarm der Wucherer und der Hausierer, welche die Früchte davon verkaufen? Es gibt noch eine andere Classe von Gelehrten, die, anstatt die Fortschritte dieses naturwissenschaftlichen Zweiges zu unterstützen, nur daran arbeitet, ihn zurückzuhalten. Dieß ist eine Gattung von jungen Leuten, die mit einer ehernen Stirne versehen, kühn über alles zu entscheiden wagen, was sich Neues dieser Art zeigt. Ohne

¹⁾ p. 11. Vgl. p. 21.

Beweise durch genaue Abbildungen, ohne eingehende Beschreibungen, ohne Angabe des Ortes und des Bodens, wo man jedes einzelne Denkmal gefunden hat, stellen sie Systeme auf, erdichten die Thatsachen, die ihnen fehlen, verstümmeln die, welche sie halb kennen, und überschwemmen das Publicum mit Berichten voll von Wundern, so daß der denkende Mann, der nach ihnen kommt, Mühe hat, sich Gehör zu verschaffen, indem er die Beweisstücke vorlegt, die er zu lesen und in geziemender Weise zu entziffern versteht.¹⁾ Auch bemerkt der Kritiker, daß dem Gelehrten der Zutritt zu manchen naturwissenschaftlichen, besonders fürstlichen Cabineten nicht gestattet sei.²⁾ —

In demselben Jahre machte er die Bekanntschaft des Genfer Gelehrten Horace Benedicte de Saussure,³⁾ über den er bereits im J. 1780 den Ausspruch gethan hatte, er trachte die feinsten und unbekanntesten Geseze der Natur aufzuspüren. Als Merck sich im Juli 1786 zu Cheserex aufhielt, sandte er jenem Schriften, wahrscheinlich von seinen eigenen, zu und drückte ihm den Wunsch einer Zusammenkunft aus. Saussure antwortete durch einen Expressen sehr schmeichelhaft mit der Einladung zum Mittagessen in seinem Hause zu Genf (dem schönsten der Stadt) und zur Einsicht in die letzten Theile seines Werkes. „Wir würden“, schrieb er, „vielen interessanten Fragen bis auf den Grund gehen.“ Merck fand in seinem Wirth ein steinreichen Mann von ausgezeichneten Talenten und sehr schätzenswerthem Charakter. „Du hast keine Idee“, schrieb er an seine Gattin, „von der Aufnahme, die mir Herr de Saussure angedeihen ließ. . . . Wir verstanden uns immer auf halbem Wege. Indem wir immer unsere Ideen austauschten, verschwanden die Stunden, ich weiß nicht wie. Diese einzige Verbindung, die sich so angenehm für mich geknüpft hat, ist meine ganze Reise in die Schweiz werth. Ich war mit meinem Tage so

1) p. 22—24. — 2) p. 28. sq. — 3) 1740—1799. B. II, 295.

zufrieden, daß ich keinen anderen Menschen sehen wollte.“ — Göthe schrieb im Jahre 1780 an Merck: „Hast Du des de Saussure Voyage dans les Alpes gesehen? Das kleine Viertel, das ich davon noch habe lesen können, macht mir sehr viel Liebe und Zutrauen zu diesem Manne.“ Dagegen bezeichnet 1786 Jakob Samuel Wytttenbach in Bern,¹⁾ der nach den Aeußerungen J. A. Merck's und Göthe's schon als Autorität gelten kann, aber zu schneidenden Urtheilen hingeneigt zu haben scheint, den de Saussure zwar als einen vortrefflichen Interpreten zwischen Deutschen und Franzosen, fand aber als Uebersetzer dessen Stil so trocken wie kaltbrüchiges Eisen, das sich weder biegen, noch lenken läßt, und stellte ihn auch als Forscher nicht hoch.²⁾

J. Andreas de Luc,³⁾ ein geborener Genfer, der sich in Windsor aufhielt, bereiste Deutschland in geologischen Untersuchungen mehrmals. Er kam auch im J. 1786 nach Darmstadt und besuchte hier vermuthlich unseren Kritiker. Dann bat er ihn brieflich um die Mittheilung seiner osteologischen Beobachtungen und um die Erlaubniß, dieselben zu veröffentlichen. De Luc war nach dem Urtheile des Humoristen Lichtenberg ein braver Mann. Wytttenbach schrieb über ihn (1786) an Merck: „Ich kenne de Luc persönlich, denn wir haben uns ehemals in Lausanne oft und viel gesehen. Ich liebe den Mann außerordentlich; ich lese seine modifications de l'atmosphère mit stets neuer Lust und seine Briefe sur l'histoire de l'homme et de la terre, — ? die sind länger als die taenia und so unendlich wortreich, daß ich sie unmöglich ganz habe lesen können. In zwei Bände zusammengezogen, wäre es ein liber classicus. Daß der liebe Mann ein wenig Visionair in mi-

¹⁾ Geb. 1748. W. I, 184. 505. 528. II, 268. f. 273. f. D. M. 1779, III, 116. f. (Bgl. W. I, 324. N.) — ²⁾ W. I, 268. 484. f. II, 265. f. 268. f. III, 267. f. D. M. 1780, III, 181. — ³⁾ 1727—1817.

neralogicis sei, dieß will ich Ihnen gern zugeben — und wenn er's nicht auch in politicis gewesen wäre, so hätten die bedauerungswürdigen Repräsentanten keinen so warmen Vertheidiger an ihm gehabt.“ Merck hatte zwar (1779) ein anerkennendes Wort über de Luc's Barometer öffentlich ausgesprochen, aber dann (1783) sich über dessen wissenschaftliche Leistungen tadelnd geäußert, in dem schon erwähnten Briefe an Faujas de St. Fond, wie aus dessen Antwort (1785) hervorgeht: „Ueber den Herrn de Luc denke ich durchaus wie Sie; er hat viel zu viele nur im Fluge von ihm gesehene Dinge besprochen und hat sich viel zu sehr beeilt, ein System aufzustellen, er hatte nicht Thatfachen genug im Kopfe, die Chemie ist ihm fremd, und er hat nicht als Philosoph geschrieben; sein Buch enthält dennoch sehr gute Sachen; aber ich werde es nie als Führer in der Naturgeschichte der Vulcane gebrauchen; er ist weder tief genug, noch reicht er als Techniker über die Materien aus; die von ihm vernachlässigten Einzelheiten sind von der höchsten Wichtigkeit: denn in der Reihenfolge der vulcanischen Producte enthält jede Erscheinung, so zu sagen, die Geschichte eines Vorganges; ich weiß es, die Einzelheiten sind sehr langweilig, sie sind dem Anscheine nach unfruchtbar, sie verlangen Erklärungen, Augen, die an Beobachtungen gewöhnt sind, und eine außerordentliche Pünktlichkeit in der Kunst, Uebergänge und selbst Schattierungen aufzufassen. Das ist der undankbare und algebraische Theil der Wissenschaft, ich gebe es zu; aber es ist unmöglich, ohne ihn sich einen zuverlässigen Weg zu bahnen, der zum wahren Ziele führt.“ ¹⁾ —

In den letzten Wochen des J. 1786 schrieb Wieland an Merck: „Mich freut herzlich, daß Du, lieber Hr. und Bruder, in dem Forschen nach den geheimen magnalibus naturae

¹⁾ W. I, 452. f. 486. ff. 526. II, 268. III, 269. f. D. W. 1779, I, 210.

Ruhe für Deine Seele findest. Trahit sua quemque voluptas.“¹⁾

1787.

Die Hessischen Beiträge zur Gelehrsamkeit und Kunst²⁾ für dieses Jahr brachten Merck's Aufsätze „von dem Krokodil mit dem langen Schnabel“, (Merck besaß den beinahe vollständigen Schädel eines solchen Thieres.³⁾ und „von den Cetaceen.“⁴⁾

Dem Philologen und Naturforscher Johann Gottlob Schneider⁵⁾ in Frankfurt a. D. gewährten diese beiden Abhandlungen für seine Uebersetzung von Alex. Monro's „Vergleichung des Baues und der Physiologie der Fische mit dem Bau des Menschen“ so reichliche Belehrungen, daß er sich gedrungen fühlte, das mit Anmerkungen seines Freundes Camper begleitete Buch neben diesem, Blumenbach und Sömmering auch unserem Kritiker (der ihm in der Abhandlung von den Cetaceen⁶⁾ Lob gesendet hatte) öffentlich zuzueignen.⁷⁾ — Sömmering fand die Abhandlung von den Cetaceen trefflich.⁸⁾

Der Arzt Christian Gottlieb Selle⁹⁾ in Berlin, den Merck schon in den siebenziger Jahren kennen lernte, richtete an ihn ein sehr achtungsvolles Schreiben: „Mein hochgeschätzter Freund! Sie mit ihrem Kennerauge, das ebenso gut Entelechien als Apophyses messen und beurtheilen kann, wissen recht gut, wie vielen Werth ich immer auf Sie gelegt habe. . . . Ich gratuliere der Naturgeschichte zu der Acquisition, die sie an Ihnen gemacht hat. Rämen über diese, über Chemie, Physik und Medicin mehr solche Köpfe, so könnte man der aristotelischen Schlange bald den Kopf zertreten.“¹⁰⁾

¹⁾ B. I, 496. — ²⁾ S. 73. ff. — ³⁾ III. lettre p. 26. sq. — ⁴⁾ S. 297. ff. — ⁵⁾ 1752—1822. — ⁶⁾ S. 300. — ⁷⁾ B. I, 501—503. (Bgl. 450.) 527. — ⁸⁾ B. I, 482. — ⁹⁾ 1748—1800. — ¹⁰⁾ B. II, 167. 270. f. 296. III, 164.

1789.

Da Miller's *Illustratio systematis sexualis Linnaei* zu einem gründlichen Studium der Botanik damals unentbehrlich, aber sowohl in der Folioausgabe von 1777, als in der Octavausgabe von 1779 kaum zu kaufen war, veranlaßte Merck den Arzt Fr. G. Weiß, eine Ausgabe des kleinen Miller'schen Werkes zu veranstalten. Weiß berichtigte und ergänzte den lateinischen Text; Merck übernahm die Oberleitung des Ganzen und die Oberaufsicht beim Stich und Colorieren. Diese Ausgabe erschien im J. 1789 zu dem Preise von 22 fl. Außerdem bereitete Merck im Vereine mit Borchhausen (in Arheilgen) ein Prachtwerk vor, welches dieser im J. 1792 unter dem Titel: „Miller's erklärende Darstellung des Linnäus'schen Sexualsystemes; deutsch und lateinisch“ in Königsfolio mit 108 von Felsing gestochenen und ganz ausgemalten Tafeln auf Kosten der Wittve Merck zu dem Preise von 13 Karolin erscheinen ließ. ¹⁾ —

Das von Merck angefertigte Verzeichniß seiner Fossilienknochen führt 96 größere oder kleinere Stücke auf und schließt mit den Worten: „Ich setze noch immer meine Nachforschungen von Elephanten, Rhinoceros u. s. w. fort und bin weit über 300 Elephanten und einigen 30 Rhinoceros fortgerückt, die ich alle fossil in Deutschland gefunden habe, das Incognitum am Ohio, den *Crocodylus longirostris*, der nur am Ganges zu Hause ist, und große Asow'sche Flebermäuse (?) ohngerechnet: nun gehe ich zu der Flora antediluviana fort, die noch merkwürdiger ist.“ ²⁾

¹⁾ B. I, XXI. sq. 496. f. 504. f. — ²⁾ B. I, XXVIII.

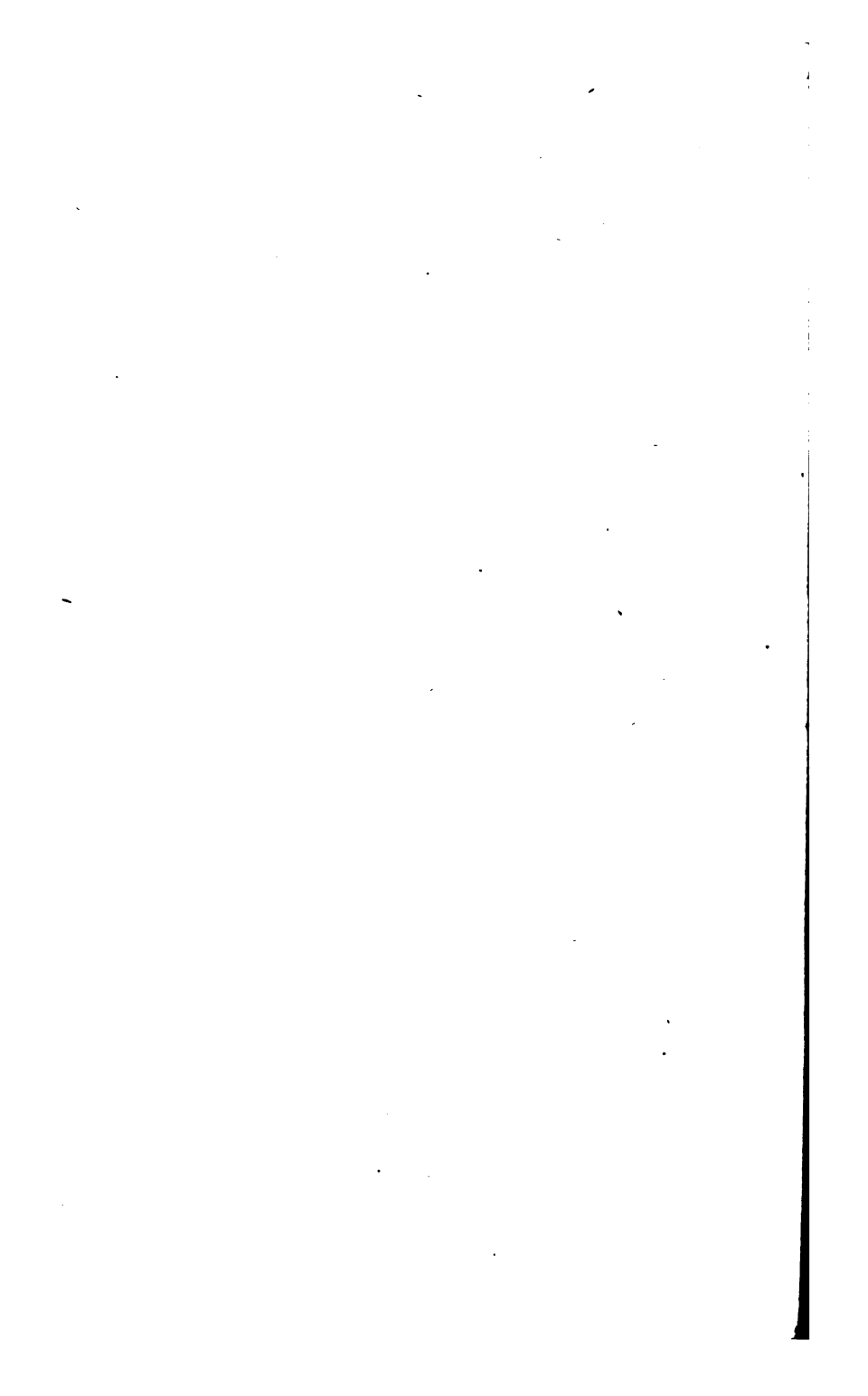
Mercd's osteologisches Cabinet wurde nach seinem Tode auf Schleiermacher's Vermittelung von dem Landgrafen Ludwig X., dem nachherigen ersten Großherzoge von Hessen und bei Rhein, angelauft und bildete den Grund des Darmstädter Fossiliencabinetes. ¹⁾ —

Die Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher gab 1834 in Breslau ihrem neuernannten Mitgliede, dem noch in Darmstadt wohnenden hochverdienten Professor J. J. Raup den Beinamen Mercd. ²⁾

¹⁾ B. I, XXVII. — ²⁾ B. I, XXIX. sq.

Fünftes Buch.

Ausgang und Charakter.



I.

Seelenleiden. Krankheiten. Speculationen. Tod.

Die Naturwissenschaft war es hauptsächlich, die unserem Kritiker manche düstere Stunde seiner späteren Jahre aufhellte, ihn mitten unter den Leiden der Krankheit, unter den schwersten Sorgen um seine Vermögensverhältnisse, unter schwarzen Bildern hypochondrischer Stimmungen, ja im tiefsten inneren und äußeren Elende mit der geistigen Freude an der wachsenden Einsicht in die verborgenen Gesetze der Welt durchdrang; und vielleicht wies ihn sein eigenster Genius auf diesen Bereich der Thätigkeit hin. Dringt unser Blick durch die glänzende Hülle seines Geistes, seiner vielseitigen Wirksamkeit, seiner zahlreichen, zum Theil so hervorragenden Bekanntschaften und Freundschaften, durch die Huldigungen bedeutender, ja berühmter und vorzüglicher Männer und Frauen hindurch, so fühlen wir uns mehr niedergeschlagen, als erhoben, und wir ziehen in unserer Auffassung, unserem Urtheile endlich kaum eine andere Summe, als daß wir ein großes, aber mehrfach verfehltes Leben, daß wir zwar einen reichbegabten, bei allen Mängeln, Schwächen und Fehlern, ja bei einem wahrscheinlichen tiefen Widerspruche seines Inneren, in mancher Beziehung unserer Hochachtung, unserer Liebe würdigen, aber einen tief unglücklichen Menschen vor uns haben, der wohl schon frühzeitig an den verborgensten, feinsten Wurzeln

seines Gemüthes krankte, der schon lange von innen heraus gestorben war, bevor er die verzweiflungsvolle, verwegene Hand an sich selber legte.

Wir hielten unser Auge bis dahin, um den gelassenen Muth zur Forschung nicht zu verlieren, von jenem so finsternen Schlusse eines bedeutenden Menschenlebens abgewendet; nun aber führt uns, nachdem wir, so zu sagen, den letzten Umweg zurückgelegt haben, die Hauptstraße, die wir zu Ende gehen müssen, mit geraden und raschen Schritten der so unheimlichen Stelle zu.

Suchen wir nun, um ein möglichst gerechtes und billiges Urtheil zu gewinnen, um auch hier der Wahrheit in der Liebe nachzustreben, mit Aufmerksamkeit, so weit es die Quellen uns ermöglichen, und in Erinnerung an so manchen Zug unserer vorausgegangenen Darstellung, die Keime der inneren und äußeren Zerstörung in diesem Unglücklichen auf, um sie theils in der Vorgeschichte seines Todes, theils in der Untersuchung seines Charakters wohl zu erwägen.

Vergessen wir dabei nicht, in welcher gährenden, verworrenen Zeit er aufwuchs.

Merck's Gattin war und blieb, wie uns schon bekannt ist, der Darmstädter Umgebung und der deutschen Nationalität fremd; sie fühlte sich bei seinem Wanderleben um so einsamer, um so verlassener; in dem ehelichen Verhältnisse zu ihm scheint von Anfang an keine Verbürgung des Glückes gelegen zu haben. Schon im J. 1770 wurde sie durch Familienleiden die „kleine Märtrerin des Ehestandes.“ Bald schon fand sich bei dem Gatten Kränkeln und Verstimmung ein,¹⁾ und es scheint, er fühlte sich von den Menschen verkannt und zurückgestoßen.²⁾ Aber nach seiner Rückkehr aus Petersburg traf ihn ein Schlag, von dem er sich nie mehr erholte; seine Natur wurde dadurch aus den

¹⁾ B. I, 4. 83. 86. — ²⁾ B. I, 30.

Angeln herausgehoben; sein Glück war 'dahin, wie Göthe's „Dichtung und Wahrheit“ räthselhaft, finster zu erkennen gibt. „Merck war seit kurzem“, heißt es dort, „von Petersburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beschäftigt war, nur wenig gesprochen, und ihm von diesem Werther, der mir am Herzen lag, nur das Allgemeinste eröffnen können. Einst besuchte er mich, und als er nicht sehr gesprächig schien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er setzte sich auf's Canapee, und ich begann, Brief vor Brief, das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile so fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch pathetischer an, und wie ward mir zu Muth, als er mich, da ich eine Pause machte, mit einem: Nun ja! es ist ganz hübsch, auf das schrecklichste niederschlug, und sich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte. Ich war ganz außer mir! denn wie ich wohl Freude an meinen Sachen, aber in der ersten Zeit kein Urtheil über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich hätte mich im Sujet, im Ton, im Stil, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen, und etwas ganz Unzulässiges verfertigt. Wäre ein Kaminsfeuer zur Hand gewesen, ich hätte das Werk sogleich hineingeworfen: aber ich ermannte mich wieder und verbrachte schmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment sich in der schrecklichsten Lage befunden, in die ein Mensch gerathen kann. Er habe deswegen nichts geseh'n noch gehört, und wisse gar nicht, wovon in meinem Manuscripte die Rede sei. Die Sache hatte sich indessen, insofern sie sich herstellen ließ, wieder hergestellt, und Merck war in den Zeiten seiner Energie der Mann, sich in's Ungeheure zu schicken; sein Humor fand sich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher.“¹⁾ Ist vielleicht der schneidende Wehelauf des Herzens, den wir im fol-

¹⁾ Göthe 26, 228. f.

genden Jahre aus des Kritikers Munde vernehmen, eine Fortsetzung des dumpfen tragischen Tones, der die Göthe'schen Erzählung durchhallt und sich so tief, so mitleidweckend in die Seele des Lesers eingräbt? Merck schreibt an Höpfner: „Kürzlich hab' ich meinen zweiten Jungen verloren, und dabei glücklich empfunden, was das heißt, durch härtere Zufälle gestählt sein. Das gibt Muth, Herre, wenn man seine Stärke fühlt.“¹⁾ Ueber denselben Verlust schreibt er an Nicolai: „Ich habe . . . noch vorigen Sommer meinen geschiedsten Jungen verloren, ein wahrer Engel, der vor mir hingegangen ist, wo wir alle sein werden. Der erste Sturm war gewaltsam. Ich bezahlte der Natur ihren Zoll, aber nun kann ich's nicht begreifen, wie man so heftig über etwas klagen kann, was uns ebenso genommen ward, als es gegeben war. Ich mache überhaupt keine Pläne, und so lange ich nicht prä-tendiere und calculiere, kann ich so greulich nicht betrogen werden.“²⁾ Der Schmerz hat sich hier anscheinend in eine stoische Ruhe umgewandelt; ist es nicht, als wenn ein Mensch, der so schreibt, aller Hoffnung auf Lebensglück entsagt hätte, als wenn er sich fallen ließe? Wie furchtbar müssen aber die „Zufälle“ gewesen sein, die ihn härter als der Tod eines so geliebten Kindes treffen konnten! Zu diesen sein Innerstes durchwühlenden Seelenleiden kam das Zerwürfniß mit dem Darmstädter Aufenthalte, wie es in einem 1775 an Höpfner geschriebenen finsternen Briefe³⁾ sich abspiegelt, aus dem wir früher die Worte angeführt haben: „Nichts als die Situation meiner armen Frau kann mich zur Aenderung des Orts bewegen, aber ein Mensch, wie ich, wird doch kein Narre sein und nach Glück auf Erden zum Thor hinausstreiten und fragen, wo die Straße dahin führt.“ Im October 1776 verlor Merck ein Töchterchen. In diesem und den nächst folgenden Jahren litt er an Unterleibsbeschwerden und an

¹⁾ B. III, 123. — ²⁾ B. III, 134. f. — ³⁾ B. III, 129. ff.

übler Laune.¹⁾ Im August 1778 schrieb ihm Anna Amalia die inhaltsschweren Worte: „Gewiß werd' ich nie vergessen, . . . wie gut es das Schicksal mit mir meinte, mich einen Freund finden zu lassen, wie Sie sind, der bei so wunderbaren, gewiß oft zu Boden drückenden Vorfällenheiten des Lebens, seinem Herzen und dem Glauben an Wahrheit und Güte so treu bleibt, dieß alles in's Innerste seines Herzens schließt und mit Muth und Leichtigkeit trägt, was des Herren Wille ist.“²⁾ Dieses für Merck und zugleich für seine fürstliche Gönnerin höchst ehrenvolle Urtheil (das man vorläufig mit der von Göthe entworfenen Schilderung seines Jugendfreundes vergleichen wolle,) eröffnet uns wieder einen Blick in Merck's tiefe Seelenleiden und rühmt zugleich die Männlichkeit, womit er sie damals noch erduldet, und seinen damals noch unerschütterten Glauben an die Menschheit. Die Herzogin sieht hier freilich den Gegenstand ihrer Darstellung mit den verklärenden Blicken der Freundschaft an, aber doch gewiß mit scharfen Blicken, die sich nicht so leicht vollkommen täuschen, und sie hörte, so viel uns bekannt, nie auf, Merck's Freundin zu sein. Im December schrieb Wieland an Merck jene tiefgefühlten Worte: Ich „möchte die Wundenmale küssen können, die Ursachen sind, daß einem Herzen, wie das Deinige, so wunderbar bei jeder nicht allzugewöhnlichen Aeußerung von Gutherzigkeit zu Muth wird, ordentlich als ob Du ängstlich fürchtest, es möchte — nur eine Illusion sein! Guter, herrlicher Mensch! Was mußt Du gelitten haben, um dahin zu kommen!“³⁾ In den folgenden Jahren scheint sich die Stimmung des Kritikers mehr aufgeheitert zu haben,⁴⁾ bis im December 1780 der Tod wieder eines von seinen Kindern entführte. Im Winter 1781/82 war

¹⁾ B. III, 148. f. I, 84. f. II, 100. 116. 129. 140. 167. —

²⁾ B. I, 140. — ³⁾ B. I, 151. Bgl. II, 162. — ⁴⁾ Bgl. B. I, 167. f. 196. 249. f. 254.

Mercd sehr krank und wurde wohl auch von anderen Leiden heim-
 gesucht. Er brach damals in lästerliche Reden aus.¹⁾ Im J.
 1782 litt er an Chiragra.²⁾ Im September des folgenden
 Jahres verlor er wieder einen Sohn und schrieb darüber in
 einem Tone, der seinem Freunde Wieland das Herz zusammen-
 schnürte:³⁾ „Laß uns . . . , l. Br.“, antwortete ihm dieser,
 „bald wieder etwas Tröstlicheres von Dir sehen und hören, und
 erhalte Dich im Glauben an Dich selbst und Deine Freunde,
 und, wo möglich, auch an die guten Dinge im Himmel
 (wie's die Huronen nennen) so lange Dich der Athem nicht
 verläßt, welches so spät als möglich Dir und mir begegnen
 möge!“⁴⁾ Aber am 15. Januar 1784 schrieb Mercd an Wie-
 land jenes trostlose Wort: seine Elephantenknochen und
 sein Hund sollten ihm der einzige Trost im Leben und
 Sterben sein.⁵⁾ Er war von Hypochondrie gequält.⁶⁾ Seine
 Reise zu Peter Camper, der seine Gesundheit schon wenig stark
 fand,⁷⁾ mußte er mit einem hitzigen Fieber bezahlen.⁸⁾ Auch
 scheint das Augenlicht bei ihm abgenommen zu haben.⁹⁾ Wir
 sehen ihn wieder krank.¹⁰⁾ In der Naturforschung fand er
 Ruhe für seine Seele,¹¹⁾ bis er schrecklich aufgerüttelt wurde.
 Neben tödtlich verwundenden Lebenserfahrungen, körperlichen
 Leiden und Hypochondrie waren es hauptsächlich Finanzver-
 wirrungen, die allem Anscheine nach sein gewaltfames Ende
 herbeiführten.

Die vorhandenen Quellen gewähren über seine Vermögens-
 verhältnisse folgende Aufklärungen.

Er besaß in den Jahren 1774 und 75 ein Capital von
 10,000 Reichsthalern oder verfügte doch über die Zinsen desselben;
 was er um das J. 1786 von seinem Schwiegervater erbt, war

¹⁾ B. II, 197. f. — ²⁾ B. III, 198. — ³⁾ B. I, 401. — ⁴⁾ B.
 I, 404. — ⁵⁾ B. II, 281. f. — ⁶⁾ B. I, 433. II, 252. — ⁷⁾ B.
 I, 481. — ⁸⁾ B. I, 482. Bgl. II, 238. 240. 241. — ⁹⁾ B. I, 451. —
¹⁰⁾ B. I, 480. f. — ¹¹⁾ B. I, 496.

nicht bedeutend. Nachdem er, wie es scheint, einige Jahre lang sein Amt umsonst verwaltet hatte,¹⁾ bezog er einen zur Befreiung seiner Bedürfnisse nicht entfernt hinreichenden Gehalt.²⁾ Die Einnahmen für seine schriftstellerischen Arbeiten sind — nach Verhältniß damaligen Geldwerthes — nicht gering anzuschlagen. Was er bei der Allgemeinen Deutschen Bibliothek verdient habe, erfahren wir nicht; er wird aber gewiß dort nicht leer ausgegangen sein. Als Mitarbeiter am Deutschen Mercur wurde er ohne Zweifel nach Kräften anständig honorirt.³⁾ 1776 bezahlte ihm Wieland für Recensionen per Bogen etwa 22 fl.; andere Aufsätze versprach er ihm nach Möglichkeit, mehr nach ihrem inneren als nach ihrem äußeren Umfange zu vergüten.⁴⁾ Er bot ihm dann in demselben Jahre für ungefähr 12 bis 14 Bogen, die er ihm jährlich liefern würde, 250 fl., also etwa 19 fl. für den Bogen.⁵⁾ 250 fl. mögen das Höchste sein, was Merck jährlich an der Zeitschrift verdiente. Das Honorar, das ihm Wieland im J. 1781 übersandte, scheint sich per Bogen auf 24 fl. belaufen zu haben.⁶⁾ Im J. 1785 schrieb ihm Wieland, er könne einen ihm zugesandten Aufsatz von Hirt nur mit zwei Ducaten, also mit 10 fl. per Bogen bezahlen. „Denn mit dem guten Mercur“, fügte er hinzu, „heißt es freilich: non sum qualis eram.“⁷⁾ Wieland bezahlte aber doch (1786), wahrscheinlich auf Göthe's Empfehlung, dem Künstler per Bogen 15 fl., und ähnlich berechnete er einige kleine Beiträge Merck's.⁸⁾ Ueber die finanziellen Vortheile, die dem Kritiker seine übrigen Schriften gewährten, fehlen die Nachrichten. Wieland hielt seinen Freund (1781) für einen reichen Mann;⁹⁾ Merck's Schwager Arpeau glaubte ihn (1788) in

¹⁾ 1771 wurde ihm sogar (auf wie lange?) die Kriegszahlmeisterstelle gänzlich entzogen. (Weimarisches Jahrbuch III, 55.) — ²⁾ B. III, 100. 102. 122. 180. 279. 284. I, 481. — ³⁾ Bgl. B. I, 82. f. 400. f. (?). — ⁴⁾ B. I, 87. f. — ⁵⁾ B. II, 84. f. — ⁶⁾ B. I, 304—307. — ⁷⁾ B. II, 261. — ⁸⁾ B. I, 495. — ⁹⁾ B. I, 307.

den blühendsten Umständen; ¹⁾ Wagner spricht ²⁾ von Merck's fast glänzenden Verhältnissen. Wir können jedoch den Kritiker nach den eben aufgestellten Thatfachen, obgleich wir den größeren Geldwerth jenes Zeitalters in Erwägung ziehen, für nicht mehr als wohlhabend erklären; denn was er vielleicht durch Kunstwerke und Naturalien erwarb, das überwogen doch wahrscheinlich die Ankäufe für seine eigenen Sammlungen und überhaupt die Kosten für seine wissenschaftlichen Forschungen. Er mochte sich zeitweise durch Speculationen bereichern; aber solche Fluthen wichen dann zuletzt einer traurigen, ja entsetzlichen Ebbe.

Er legte Geld in Häusern, Gärten und Landwirthschaft an. Im Winter 1773/74 kaufte er ein Haus zunächst der „Traube“ in der Louisenstraße für 3250 fl. 1776 besaß er einen Garten, 1778, 79 einen Acker und zwei Joch Ochsen und trieb Oekonomie; 1780 kaufte er einen anderen Garten. Seinem Freunde Höpfner, der im J. 1781 nach Darmstadt übersiedelte, verkaufte er (wie es scheint, mit Vortheil) sein Haus, kaufte dann selbst ein größeres in der Nähe des Ballonplatzes (sein Sterbehause) und reparierte es. In demselben Jahre kaufte er ein Joch Ochsen und wollte 10 oder 12 Stück jungen Wein kaufen. ³⁾

Bedeutende Summen wandte er auf Bücher ⁴⁾ und auf seine osteologischen Forschungen. ⁵⁾ Rechnet man hierzu seine Kunstliebhaberei, die Unterstützung manches Künstlers und Gelehrten, die Nachtheile, die ihm aus der fahrlässigen Verwaltung der Kriegscasse erwuchsen, und namentlich seine Reisen, die ihm nicht alle von seinen hohen Gönnern vergütet werden konnten, so darf man billig an dem richtigen Verhältnisse zwischen Einnahmen und Ausgaben bei ihm zweifeln, wenn er auch selbst

¹⁾ B. III, 277. — ²⁾ I, XXIII. — ³⁾ B. I, 84. 165. 252. f. 257. 306. f. II, 147. 155. f. 192. III, 95. 177. 180. — ⁴⁾ B. I, 221. — ⁵⁾ B. I, XXVI. sq. 388. R. *

(1789) an seine Tochter Adelaide schrieb: „Mein System in meiner Wirthschaft ist, nicht mehr auszugeben, als ich einzunehmen habe, sondern wo möglich etwas zurückzulegen.“¹⁾

Sein allseitig reger und geschäftiger Geist leitete ihn, zu seinem Verderben, auf das Feld der Industrie.

Als einen sehr gewandten praktischen Kopf, der über mannigfache nationalökonomische Fragen Auskunft und Rath zu geben wußte, haben wir ihn namentlich aus seinem Briefwechsel mit dem Herzoge Karl August kennen gelernt. Wieland schrieb seinem Freunde (1776): „Wenn ich mit jemanden in der Welt mich in Projecte einlassen möchte, so ist's mit Ihnen; denn ich habe eine große Meinung von Ihrem savoir faire. Daß wir ehrliche Deutsche sind, versteht sich ohnehin.“²⁾ Merck besorgte den Selbstverlag, in welchem Göthe seinen Güz von Verlichingen erscheinen ließ,³⁾ und er war Jahre lang des Dichters finanzieller Beistand. Bei dem Legationsrath Bertuch in Weimar erkundigte er sich nach der in Dessau entstandenen Buchhandlung der Gelehrten und Künstler. Bertuch gab ihm (1781) hierüber, sowie über die dortige Verlagscaffé für Gelehrte und Künstler Auskunft und forderte ihn zur Mitwirkung an der letzteren auf. Merck scheint sich auch in irgend einer Weise daran betheiliget zu haben.⁴⁾ Der Vorschlag zur Errichtung einer großen poetischen Caffé, den er (1780) dem Herzoge Karl August übersandte, wurde von Göthe vortrefflich gefunden, gedruckt, dem Kaiser und dem Reichstage vorgelegt, vom Kaiser zum Berichte verschrieben,⁵⁾ blieb aber unausgeführt. In Merck's letzte Lebensjahre fällt seine Mitwirkung an zwei Ausgaben der Miller'schen *Illustratio systematis sexualis Linnaei*.⁶⁾

„Von Jugend an“, sagt Wagner,⁷⁾ „Freund der Industrie und überall nach Kräften sie fördernd, wollte er auch

¹⁾ W. III, 284. — ²⁾ W. I, 88. — ³⁾ Göthe 26, 203. f. — ⁴⁾ W. I, 295. f. 323. Bgl. Göthe 26, 116. — ⁵⁾ W. I, 231. 240. f. — ⁶⁾ W. I, 497. R. *. — ⁷⁾ I, XXX. sq.

für sich und sein Vaterland die Vortheile gewinnen, die er an andern Orten aus gewissen industriellen Unternehmungen hervorspringen sah. Vieles von dem, was jetzt unsere Gewerbsvereine zu realisieren rühmlich bemüht sind, unternahm er schon damals allein. Theoretische Kenntnisse in's Leben einzuführen, die Anwendbarkeit neuer Erfindungen zu versuchen, was sich in der Fremde bewährt, in der Heimath nachzubilden, kurz industrielles Leben zu wecken, die Ideen und Kräfte der Menschen in wohlthätigen Umlauf und Austausch zu setzen, das war das schöne Ziel, nach dem er mit vieler Selbstaufopferung rang. In solcher Absicht errichtete er z. B., außer einer Buchdruckerei in Arheilgen,¹⁾ eine Rattendruckerei, eine große Bleichanstalt und eine Baumwollspinnerei in Darmstadt, letztere hauptsächlich zu verdienstlicher Beschäftigung der hiesigen Soldatenkinder. Zur Anlage und zum ersten Betrieb hatte er Arbeiter und Geräthe aus Zürich kommen lassen. Aber alle diese Experimente, die ihm pecuniär und andern durch Erwerb und Beispiel nützen sollten, schlugen früher oder später fehl, theils weil ihm niemand unter die Arme griff und sein Vermögen nicht zureichte, allen Bedürfnissen überall abzuhelpfen, theils um derselben Unruhe und Unbeständigkeit in dem Temperamente des Unternehmers willen, die wir schon bei seinem raschen Uebergang von einer Wissenschaft zur andern wahrgenommen haben.“

Er übernahm — in welchem Jahre, wird uns nicht mitgetheilt — ohne die hierzu erforderliche Sachkenntniß eine große Rattunfabrik. Die rohen und verarbeiteten Waaren, mit denen er sich überlub, fielen im Preise; er konnte nicht bezahlen, und die Auspändung stand vor seiner Thüre. Er rief am 3. August 1788 nach seinem Jugendfreunde in Weimar, den er nun mit „Sie“ anredete, und durch ihn nach seinen dortigen

¹⁾ Vgl. B. III, 305. R. *

fürstlichen Gönnern um baldigste Hilfe. Er that es im niederdrückenden Gefühle seiner Schuld (in die er übrigens später den Wortbruch eines Fürsten hineinzog).¹⁾ „Kein Unglück ist in der Welt ohne eigne Schuld und hier liegt viele verborgen. Ich kann nichts für mich anführen, als die dringendste Noth meiner armen Familie und daß ich als ein Mensch menschliches Mitleiden verdiene.“ Eine schauerliche Vorahnung seines tragischen Endes überkommt uns bei den folgenden Zeilen: „Ich bin so muthlos geworden, daß ich diesen Schritt der Bitte und zwar der ungestümsten nicht würde gewagt haben, wenn ich nicht dem Flehen meiner Frau nachgegeben hätte. Diese Unschuldige mit ihren armen Kindern verdient Rücksicht jetzt und in der Folge, von Ihrer Hilfe, wenn nicht mehr von mir die Rede sein wird.“ Die Schlußworte sind tieferschütternd: „Es ist schmerzlich, daß meine Bewillkommung nach der Wiederkehr aus dem glücklichen Lande an einen glücklichen und so verdient glücklichen Mann von einem höchst verdient unglücklichen Menschen geschehen muß, begleitet mit einer Bitte um Geld oder vielmehr Almosen. Leben Sie bis in das späteste Alter umgeben mit allem dem Segen des Himmels, der in so reichem Maße auf Ihnen ruht. Für mich bleibt nichts übrig, als ein Abgrund von Elend, der nur mit meinem Leben für mich sich endigen kann und für die Meinigen noch auf lange lange Jahre fortbauert.“²⁾ Beinahe noch erschütternder, als der Eindruck dieses Briefes, ist der eines späteren, den Merck am 18. October seinem Freunde schrieb: „Meine Situation übertrifft an Elend alle Beschreibung. Ohne Schlaf und ohne Muth, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, jedem zur Last — und fürchte für meinen Verstand. . . . Ach, meine arme Frau und meine blühenden Kinder, die ich in dem Pisanischen Thurme wie zum Hunger-

1) W. III, 281. — 2) W. III, 276—278.

sterben eingesperrt sehe! Für mich ist keine Freude mehr auf dieser Welt und Jammers ohne Ende auszutrinken ein vollgerüttelt Maß. . . . Alles reut mich, alles ängstigt mich — aber am meisten das Wohlthun und die Güte meiner Freunde und das Lächeln meiner unschuldigen Kinder. . . . Wenn ich nur nicht ganz kindisch und muthlos wäre, und die Schmach der Armuth in der Nähe und Ferne vertragen könnte, so wäre vielleicht Hoffnung zu meiner Genesung und Aufrechterhaltung. . . . Es geht mir mit dem Herzog, wie mit Gott; ich kann nicht mit ihm reden, so gern ich wollte, mich ihm zu nähern. Es fehlt mir an Köhlerglauben, und was gäbe ich jezo drum, wenn ich beten könnte. Gott erhalte Sie, theuerster Mann, in dem höchsten Gipfel des Glücks, getragen in der Anbetung Ihrer Freunde dem Ruf der Nachwelt entgegen. Und mit mir und über mich richte sein heiliger Wille, wie er es zu meinem Besten, zu meiner Besserung und Bestrafung, zur Erleichterung des Elends meiner Kinder und deren redlichem Fortkommen durch diese böse Welt für wohlgethan achten wird. Ich finde mich in etwas erleichtert, nachdem ich diesen langen Brief geschrieben habe. Wenn ich weinen könnte, wäre mir noch besser.“¹⁾ Schon dieser Brief zeigt mitten in der schrecklichen Finsterniß milde, freundliche Lichtstrahlen der Hoffnung und Erhebung. „Meine Frau“, schreibt Merck, „verträgt mich und das Elend, das ich über sie und ihre Kinder gebracht habe, mit einer Geduld und Standhaftigkeit, das ich knieend nicht genug verehren kann.“²⁾ Er war auch sonst nicht verlassen: liebevolle Freunde bemühten sich, ihn aufrecht zu erhalten, und leisteten ihm thätige Hilfe; der Erbprinz Ludewig, Schleiermacher und noch einige edle Menschen benahmen sich wie Engel gegen ihn.³⁾ Götthe bewährte sich durch die That,⁴⁾ obgleich er dem hartgeprüften

¹⁾ B. III, 278—281. — ²⁾ B. III, 280. — ³⁾ B. III, 279. — ⁴⁾ B. III, 278.

Freunde am 10. November kalt und flüchtig antwortete: „Dein Brief, I. Fr., wenn er mich gleich seinem Inhalte nach betrübt, hat mir doch Freude gemacht, daß Du ihn nur hast schreiben mögen. Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man es nur sagen kann und mag, wie weh einem ist. Schreibe mir manchmal, vertraue mir Deine Zustände und glaube, daß Du mir auch mit Klagen nicht lästig bist. Nimm Dich was Du kannst zusammen, separiere durch den Verstand die physischen, moralischen, ökonomischen Uebel, so gut es gehen will, und suche Heilung, Mittel und Hilfe in Dir selbst und Deinen Freunden. Ich hoffe, es steht Dir Schleiermacher im Ordnen des Ganzen bei, wenn Du gleich im Einzelnen selbst wirst arbeiten müssen. Lebe wohl, ich bin zufrieden und vergnügt.“¹⁾ Karl August verbürgte sich für den Kritiker wegen einer Schuld von viertausend Thalern. „Ihnen und dem Erbprinzen“, schrieb Merck an ihn, „haben meine armen Kinder die Erhaltung ihres Vaters zu danken.“ Merck's Freunde halfen ihm; aber Berge konnten oder wollten sie nicht versehen; seine Ehre war gerettet, sein Vermögen dahin.

Er war nun ein armer Mann; doch fehlte es seinem Leben nicht an Sonnenblicken: „Sie können nicht glauben“, schrieb er den 28. März 1789 an Karl August, „was ich vor ohngefähr acht Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in dem Cirkel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Göthe's Mutter, der la Roche, ihren Kindern, und Göthe's Freunden vereinigt wieder sah. Dieß alles hab' ich nächst Gott Ihnen zu danken. Ich weinte vor Freuden, als ich den schönen Kopf von Göthe von Neker geschnitten, in den Händen seiner Mutter sah. Sie erlaubte mir einige schöne Abdrücke davon zu machen. Ich wandte sie sogleich an, durch Hilfe des Bethmannischen Comtoir's sie an Wedgewood zur Verfertigung einer

¹⁾ B. II, 274. f.

Paste abzuschicken. Und so siegeln wir alle, wenn Gott will, in wenigen Monaten mit diesem schönen Kopfe.“ „Mit Ehren“, schrieb ihm der Herzog am 9. April, „kann man Göthe's Bild als Siegel führen. Wer dieses Pestschaft mit demjenigen Respect braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken.“¹⁾ Merck's Gesundheit kehrte wieder, und gegen die Hypochondrie schützte er sich durch Bewegung in der frischen Luft. Am 21. November 1789 sah er in Darmstadt seine alte Freundin Sophie de la Roche. „Sie können nicht glauben“, schrieb er an Fräulein Werner, „wie ich durch diese angenehme Erscheinung auf lange Zeit glücklich geworden bin. Es liegt doch eine wunderbare Magie darin, sich in dem Anblick eines klugen Menschen zu weiden und sich mit seinen Lieblingsideen in einem Dritten wiedergeboren zu finden. Diese Frau hat das besondere Glück, sich so leicht an alles Verdienst anzuhängen, das sie auf ihrem Wege trifft, und durch die große Empfänglichkeit anderer Werth anzuerkennen, beinahe den andern zu nöthigen, sich ganz zu zeigen, wie und was er ist. Daher entdeckt sie so viele eminente Menschen, wo andere nichts finden konnten. Sie ist und bleibt für mich das erste Ideal, was ich mir in einer ausgebildeten Weiberseele denken kann, und ich glaube, wenn ich schon halb jenseits der elbischen Felder angelangt wäre, sie würde mich mit einem Wink zurückzaubern können.“ Mit seiner städtischen Umgebung äußert sich Merck in demselben Briefe unzufrieden: „Uebrigens geht es hier noch immer im Alten, d. h. man freut sich wenig und läßt andere nicht gern sich freuen.“²⁾ —

Im J. 1790 sandte Merck (worüber wir uns spätere Erläuterungen vorbehalten), unter dem Vorgeben gebesserter Finanzverhältnisse, den Cautionschein an Karl August zurück und ließ das Geld, womit er speculirte, von einem anderen.³⁾ —

¹⁾ B. II, 275—277. III, 279. 281. f. Edermann II, 332. f. —
²⁾ B. III, 285. f. — ³⁾ B. II, 277. f. Edermann II, 332. f.

Dem öfter von uns genannten Erbprinzen, nunmehrigen Landgrafen Ludwig X. (dem späteren ersten Großherzoge) von Hessen-Darmstadt und dessen Freund und Cabinetssecretair Schleiermacher verdankte Merck die Anschauung eines großen weltgeschichtlichen Drama's, wodurch er auf einige Wochen der Verdüsterung seines Gemüthes entrückt werden sollte, um dann freilich um so tiefer in den Abgrund des Elendes, der Verzweiflung zurückzufallen.

Da nämlich der Landgraf einen mit der französischen Sprache und den französischen Verhältnissen vertrauten, gewandten, wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Mann suchte, den er mit verschiedenen Aufträgen nach Paris schicken wollte, brachte Schleiermacher den Kritiker als den hierzu geeignetsten, zugleich in der Hoffnung, sein unglücklicher Freund werde auf diesem neuen Felde seiner Thätigkeit Selbstvertrauen und Lebensmuth wieder gewinnen, in Vorschlag.

Merck schrieb an seine Gattin und an Schleiermacher im Januar und Februar 1791 über die neuen französischen Zustände mit Begeisterung, ja mit Schwärmerei.

Er fand, als Straßburg hinter ihm lag, überall, daß die Revolution gesiegt hatte, und daß die Unzufriedenen sich verbargen. Mit Vergnügen sah er den Bauer längs des Weges mit der Ausdehnung seiner Felder oder mit der Urbarmachung ganzer Haiden beschäftigt. „Unmöglich“, schreibt er, „kann man sich einen Begriff davon machen, bis zu welchem Grade dieses gute Volk von den Grundbesitzern und von Leuten, welche die Aemter gekauft hatten, niedergedrückt wurde.“ Im Elsaß gefiel es ihm, anscheinend weniger in Lothringen; dagegen fand er es mit dem Eintritte in die Champagne zusehends besser. Mit der Annäherung der Hauptstadt erschien ihm alles schlackenreiner. Paris übertraf alle seine Erwartung an Ganzheit der Gesinnung, an Größe der Bilder, an Festigkeit des Ausdrucks, an Durst nach Wahrheit, Tugend, Menschengefühl. Sein Brief

an den Cabinetsecretair fängt mit den Worten an: „Was soll ich Ihnen von allem dem, was mich jetzt umgibt, sagen? Alles was wir von Anfang der Dinge wünschten, ist wahr — und das andere alles erlogen und mit den Farben gemalt, die man bestellt hat. Wie oft habe ich Sie zu mir gewünscht, um Ihnen mit einem nassen Blick und einem Händedruck zu sagen, was ich Ihnen an Genuß schuldig bin.“ „Man betrachtet hier“, schreibt Merck an seine Gattin, „die Revolution als ganz vollendet, und die Gerüchte einer Gegenrevolution finden sich nur auf dem Papier. Dieß ist sogar eine List der herrschenden Partei, das Volk immer in Athem zu erhalten und ihm den Glauben beizubringen, daß sie sehr beschäftigt sei, über seine Sicherheit zu wachen.“ Von der assemblée générale oder nationale, die er wiederholt besuchte, wurde er sehr höflich aufgenommen, und er wußte sich, wie er schreibt, bei einigen ihrer besten Köpfe einzuschleichen. „Der Club des Jacobins“, berichtet er, „enthält alle Leute von Genie und warmem Herzen. Hier ist der Ort, wo der Grundstein zum Wohl der Nation und vielleicht des Universum bereitet wird.“ Durch den Maler David ließ er sich zur Aufnahme in diesen Club vorschlagen. Er ließ selten einen Abend vorübergehen, ohne das Theater zu besuchen, namentlich das französische, wo er die Schauspieler bewunderungswürdig fand. Er wohnte der „Einnahme der Bastille“, nach seinem Dafürhalten einem völlig Shakespeare'schen Drama, das Göthe nicht besser hätte calculieren können, zweimal bei und wurde mächtig ergriffen: „Es ist ein sehr rührendes Schauspiel, die allgemeinen Beifallsbezeugungen dieses Volkes zu allen Gefühlen der Freiheit und des Hasses gegen die Unterdrücker, welche dieses Stück athmet, wahrzunehmen.“ „Ich bin in Thränen geschwommen, nicht sowohl wegen der Vorstellung der Dinge, sondern wegen der Theilnahme des Publicums. Nichts Erhebliches war, das nicht 2—3mal mußte gesagt werden. Mir war es, als wenn ich bei dem Mahl wäre, wo der Vater des ver-

lornen Sohns alles hergab, was er im Hause hatte. Ich war in dieser großen, großen Familie mit bei Tische. Es konnte kein Apfel zur Erde, die Acteurs übertrafen sich selbst; sie spielten nicht mehr, sie handelten.“ Er wurde in mehrere Häuser zum Mittagessen eingeladen; die Gesellschaft fand er überall reizend, besonders die Frauen so anmuthig und so bescheiden, wie man sie in seinem Vaterlande nicht kenne, und die Männer von einem gewissen Alter sehr liebenswürdig. Die jungen Leute selbst beeiferten sich, rechte Philosophen zu sein, und schienen sich nur mit der Begründung der Menschenrechte zu beschäftigen. Die Männer zeigten eine sonderbare Einfachheit in ihren Anzügen; es fiel dem Kritiker auf, daß man viel und sogar in Stiefeln gieng. Die meisten Mitglieder der Nationalversammlung erschienen auf diese Weise in Ueberröcken, oft ohne auch nur gekämmt zu sein.

Mercé hat den Cabinetssecretair, seiner Gattin mitzutheilen, daß er sich vollkommen wohl befinde, schrieb aber an sie selbst, wenn auch heiter und vergnügt, doch nicht ohne Besorgniß für seine Gesundheit. Er schrieb zugleich voll Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Seinigen.“ ¹⁾

Wagner berichtet: „Mit der Freude über glückliche Erledigung seiner Geschäfte, lebhaft erregt von dem was er erfahren, kehrte Mercé frisch und heiter zurück. Aber bald lagerten sich wieder die Boten von Gram und düsterem Sinnen auf seiner Stirne.“ ²⁾

Mercé fieng wieder eine Fabrik an; Albertine von Grün hat (21. Februar) ihren Freund Höpfner, ihn desfalls zu warnen.“ ³⁾

Am 10. März besuchte er Sophien de la Roche, die ihm hierauf am folgenden Tage das herzliche Wort schrieb: „Hier, mein gütiger geistvoller Fr.! nochmals tausend Dank für Ihre liebe Erscheinung von gestern.“ ⁴⁾

¹⁾ B. II, 278—285. III, 301—305. — ²⁾ B. II, 279. 9f. *. — ³⁾ B. III, 311. — ⁴⁾ B. III, 312.

Es war — so weit unsere Kunde reicht — der letzte Lichtblick eines mehr und mehr sich verfinsternden Lebens.

Mit der wohl nicht ganz begründeten Furcht vor einem abermaligen finanziellen Zusammensturze, mit der Verbitterung seines Gemüthes durch harte Erfahrungen, mit der alten Plage seiner Hypochondrie und mit den Nachwirkungen früherer körperlicher Leiden vereinte sich — wenn es uns überhaupt möglich ist und zusteht, über die Ursachen und Beweggründe des Entsetzlichen zu urtheilen oder vielmehr nur Vermuthungen auszusprechen — eine höchst schmerzhafteste Leberkrankheit, um eine für das Leben so empfängliche Natur mit völligem Lebensüberdruß zu durchbringen. In seinem Hause zu Darmstadt, das in der Nähe des Ballonplatzes stand, entleibte sich Merck am 27. Juni 1791 durch eine Kugel.¹⁾

II.

C h a r a k t e r.

Wird auch Merck's Name vielleicht nur durch einen kleinen Theil seiner schriftstellerischen Leistungen fortleben, so bleibt doch seiner glänzenden Persönlichkeit, dem Reichthume seiner Geseltsgaben, der Vielseitigkeit seines Strebens und Wirkens ein ehrenvolles Andenken der Nation gesichert. Dagegen leidet die herrschende Ansicht von seinem Charakter unter der Schilderung, die Göthe von ihm entworfen hat, und es ist erklärlich, daß der Beiname Mephistopheles, der dem scharfen Beurtheiler frühzeitig wie sein Schatten folgte, eine Verbindung, Verwechslung und Verschmelzung seines Bildes mit jener großen Charaktererschöpfung des

¹⁾ Vgl. W. I, XXXI. sq. Edermann II, 383.

ursprünglichsten und gewaltigsten unserer Dichtwerke herbeiführte. Dazu kommt ein jüngst erschienener fulminanter Brief des Philosophen Jacobi, der den alten Staub wieder mächtig aufzuwirbeln droht. Da hier Merck, nicht eben mit platonischer Grazie, als ein „Kerl von Leder“ bezeichnet wird, und da Merck selber schreibt: er habe niemals bei einem wahren Kopfe an dem Herzen zweifeln dürfen,¹⁾ so bleibe uns, diese Ansicht als eine allgemeine Wahrheit und Jacobi's Auslassung als Orakel vorausgesetzt, nichts übrig, als dem Kritiker jene Geistesfähigkeiten abzusprechen, die ihm selbst Göthe zuerkennt. Uebrigens ist der Mann, aus dem Jacobi einen verächtlichen Teufel machte, kein anderer, als derselbe, von welchem Einsiedel im vorausgegangenen Jahre an Knebel schrieb: ohne alle poetische Zuthat sei dieß einer der vorzüglichsten Menschen, die er je gesehen habe.²⁾

Merck's Gutmüthigkeit wird von Männern und Frauen gerühmt, deren Urtheil und Zeugniß keiner Anfechtung unterliegt. Herder war eine Zeit lang Merck's zärtlicher Freund, verehrte dessen ganze Denkart und fand in ihm einen guten Charakter, auf den er sich stützen wollte. Mit Innigkeit erkannte er die Liebe, Geduld und Güte an, die Merck der Verlobten seines Freundes zeigte, die Feinheit und Wärme, womit er in andere sich hineinfühlte; von einem „weichen Feuer“ schien ihm Merck's ganze Natur zusammengewebt zu sein.³⁾ Beide entfernten sich von einander ohne sichtbare Abneigung oder Gegerenschaft, und über den Todten sprach sich Herder zwar nicht mit Wärme, aber mit Achtung aus. Georg Forster, dem unter Jacobi's Einflusse Merck als Teufel erschien, fand in ihm später einen guten, gefühlvollen Menschen.⁴⁾ Karl August schrieb an Merck, wegen seiner bekannten Gutmüthigkeit wolle ihm jedermann wohl.⁵⁾ Bölling nannte ihn, freilich in's Gesicht, (wie

¹⁾ B. III, 133. — ²⁾ B. II, VIII. — ³⁾ B. I, 6. 24—26. 41. II, 4—6. — ⁴⁾ B. I, 406. — ⁵⁾ B. II, 289.

denn die meisten der hier angeführten Urtheile über Merck in Briefen an ihn selber ausgesprochen werden) einen lieben, guten, gefühlvollen, und was sich sehr gut damit vertrage, einen verständigen Mann.¹⁾ Wieland, der von Liebe zu ihm überfloß, huldigte in Begeisterung und in Wehmuth der Herzengüte, der Ehrlichkeit, dem inneren Adel seines Freundes und pries an ihm die Empfänglichkeit und Zartfönnigkeit für alles menschlich Gute und Keine, die natürliche Geneigtheit zu lieben und sich hinzugeben.²⁾ Seine Auffassung Merck's prägt sich auch in seinem liebevoll anerkennenden Urtheile über die Geschichte des Herrn Oheim des Jüngeren aus: „Du bist der einzige, der so was schreiben kann, und wenn Dir Gott die Gnade gibt, das Ding ganz zu machen, so hast Du in wenigen Bogen mehr wahre Philosophie des Lebens producirt und zur Menschenkenntniß und Menschenliebe mehr beigetragen, als alle Philosophen unsres Jahrhunderts. Es ist eine Wahrheit und Weisheit in dem Blick, womit Du der Menschen Thun und Leben um Dich her umfassest, und es ist so gar keine böse Laune, sondern im Gegentheil so viel Gerechtigkeit und Billigkeit und honnêteté darin, und Du gibst einem jeden so ehrlich das Seine, daß“ u. s. w.³⁾

Es ist allerdings gerathen, von der unter den Dichtern und Schöngeistern jener Literaturperiode gewissermaßen zum guten Tone gewordenen Sprache der Bewunderung und des Enthusiasmus (wie auch wohl des Gegentheiles) kritische Abzüge zu machen; wer möchte aber behaupten, daß die genannten Männer über den inneren Werth ihres Freundes ganz und gar im Irrthume gewesen seien oder ihn mit verächtlicher Frechheit in's Antlitz belogen hätten? Vergewenwärtigen wir uns (auch hier die Uebertreibung damaliger Geföhl- und Ausdrucksweise zugegeben) die ausdauernde Freundschaft, das Vertrauen, die Verehrung und Liebe einer Albertine von Grün, einer Sophie de la Roche,

¹⁾ B. II, 88. — ²⁾ B. I, 151. II, 126. 156. — ³⁾ B. II, 194.

einer Herzogin Anna Amalia, so dürfen wir doch fragen, ob so geistreiche und vortreffliche Frauen im Stande gewesen wären, einem herzlosen und unedeln Manne solche Gesinnungen zu widmen. Der einzige Schmerz Albertinens um seinen Tod spricht für den Werth seines Inneren.

Mercß war so wenig ein bloßer Verstandesmensch, daß er zu augenblicklicher, tiefer Rührung gestimmt, ja zum Taumel der Begeisterung fortgerissen werden konnte. Man denke an die Umarmung des Hofmusicus Franz beim Abschiede von der Casa santa,¹⁾ an Mercß's Freundenthränen, als er Göthe's schönen von Neker geschnittenen Kopf in den Händen der Frau Aja erblickte,²⁾ an den Aufruhr des Enthusiasmus, in den er durch die republicanischen Zustände in Paris versetzt wurde.³⁾ Wie ihn Herder im Verhältnisse zu Karoline Flachsland beschreibt, war Mercß von der Empfindsamkeit der siebenziger Jahre ganz ergriffen.⁴⁾ Dagegen scheint ihm Albertine das Feuer der Leidenschaft abzustreiten.⁵⁾

Die von Wieland an seinem Freunde gerühmte zarte Empfänglichkeit für alles menschlich Gute und Reine und natürliche Geneigtheit zu lieben und sich hinzugeben spiegelt sich in seinen an Nicolai gerichteten Worten: „Wenn das, was Sie gethan haben und noch thun wollen, mich auch nicht selbst angiebt, so ist es doch eine wahre Wollust, wenn man sich so innig berechtigt fühlt, ein Scherflein Ergebenheit und Achtung mehr für seine Freunde anzulegen,“⁶⁾ und in Sophiens Worten an ihn: „Kommen Sie einmal zu uns, sehen Sie Hohenfeld, den großen feltnen Freund, was der that und noch thut, es muß für Sie ein Festtag sein, so eine Erscheinung in der wirklichen Menschenwelt zu sehen.“⁷⁾ Konnte ihm die Freundin so schreiben, wenn sie ihm keine Begeisterung für menschliche Seelengröße zutraute?

¹⁾ B. III, 157. — ²⁾ B. III, 282. — ³⁾ B. II, 279—281. — ⁴⁾ B. II, 6. — ⁵⁾ B. III, 198. — ⁶⁾ B. III, 102. — ⁷⁾ B. III, 280.

In seinem Elende war ihm der Glaube an die Menschen Bedürfniß; die mindeste sogar nur höfliche Behandlung war ihm ein Sonnenstrahl, der seine Nerven erquickte; wie viel mehr eine edle Behandlung, die ihm Riesenstärke gab.¹⁾ Die Gegenwart Sophien's (1789), die ihm das erste Ideal einer ausgebildeten Frauenseele ist und bleibt, macht ihn auf lange Zeit glücklich. Er würde von ihrer Geneigtheit, anderer Menschen Verdienst anzuerkennen, von der hierin liegenden erweckenden und ermutigenden Kraft, von ihrem liebevollen, begeisterten Auge, das so viele außerordentliche Menschen zu finden glaubt, nicht bezaubert sein, wenn nicht ein ähnlicher Zug der bejahenden, aufmunternden, ja verklärenden Liebe seinem eigenen Gemüthe innewohnte. Er drückt in den gehobenen Zeilen, worin er dieser Unterredung gedenkt, seine Empfänglichkeit für hohe Seelenfreundschaft und zugleich für edle Frauen aus: „Es liegt doch eine wunderbare Magie darin, sich in dem Anblick eines klugen Menschen zu weiden und sich mit seinen Lieblingsideen in einem Dritten wiedergeboren zu finden.“²⁾ Bei den zahlreichen, zum Theil intimen Bekanntschaften, die er unterhielt, leiteten ihn wohl vielfach der unruhige Thätigkeitsdrang, das Streben, auf andere zu wirken und auf sich wirken zu lassen, die Weltklugheit, das wissenschaftliche und künstlerische Interesse, das Wohlgefallen an vornehmen und angesehenen Verbindungen, aber ohne allen Zweifel auch das wahre Bedürfniß der Freundschaft. Er gab dieser Empfindung freilich einen weit selteneren, ruhigeren und gehalteneren Ausdruck, als nach der Richtung des Zeitalters gewöhnlich und beinah üblich war. Freundschaft und Liebe, schreibt er an Wieland, halte er für zu heilig, um viel darüber zu reden; es sei ihm genug, wenn man über Gefühl an Natur und Kunst sich öffentlich erklären müsse; seine Begriffe darüber würden immer impliciter.³⁾ Dabei waren die meisten seiner Freundschafts-

¹⁾ W. III, 282. — ²⁾ W. III, 285. f. — ³⁾ W. I, 101.

verhältnisse dauernd. Herder traute ihm hierin männliches Festhalten zu.¹⁾ Merck vertheidigte seinen Freund Nicolai bis zur Härte gegen Wieland, und diesem schrieb er nicht lange darauf, er wolle nicht haben, daß es auch von ihnen beiden heiße, sie hätten einander satt; er hasse dergleichen wie den größten Schandfleck in eines Menschen Charakter.²⁾ Fragen wir nach der ersten Grundlage aller Freundschaft, nach der Aufrichtigkeit, so nennt Wieland seinen Freund einen ehrlichen, gutherzigen Kerl,³⁾ der immer besser sei, als er scheinen wolle.⁴⁾ Nicolai traut ihm Wahrheitsliebe zu.⁵⁾ Herder findet ihn zu wahr und gut, als daß er ihm seine erste Freimüthigkeit verübeln sollte.⁶⁾ Merck selbst nennt sich einen echten graden Kerl, der es auch gut meine, wenn er das Maul halte.⁷⁾ Er gibt Höpfner'n einen „derben freundschaftlichen Faustschlag in die Lenden“. ⁸⁾ Daß er die Kriecherei verachtete, erkennen wir aus den folgenden Worten: „Herr Schmidt hat mir unter dem Titel des B. des Musenalmanachs einen kriechenden Brief geschrieben, der der Menschenwürde so viel Schande macht, daß ich ihn statt der Antwort fast Lust hätte, dahin zurückgehen zu lassen, woher er gekommen ist.“ ⁹⁾ Auf seine Freisinnigkeit den Höfen gegenüber rechnete Boje,¹⁰⁾ und auf eine ähnliche Denkungsart könnte Wieland durch die Vergleichung seines Freundes mit Ulrich von Hutten,¹¹⁾ sowie durch die Erwähnung der Reserve, die Merck gegen das „Fürstenvolk“ beobachtet habe,¹²⁾ hinweisen. Auch scheint das Verhältniß, worin er zu den Weimarer Fürsten stand, von höflichem Beigeschmacke ziemlich frei geblieben zu sein. Doch wollen wir sein Verhalten gegen Moser und seine Complimente gegen den Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel¹³⁾

¹⁾ B. I, 34. f. — ²⁾ B. I, 191. — ³⁾ B. II, 156. — ⁴⁾ B. I, 339. — ⁵⁾ B. III, 120. — ⁶⁾ B. I, 40. — ⁷⁾ B. III, 149. — ⁸⁾ B. III, 121. — ⁹⁾ B. III, 54. f. — ¹⁰⁾ B. I, 173. — ¹¹⁾ B. I, 83. — ¹²⁾ B. I, 96. II, 288. — ¹³⁾ Bgl. B. I, 274. 276. f. 281. f. D. R. 1780, IV, 216—229.

nicht übersehen. Zur literarischen Parteiführerschaft sprach ihm Wieland die Geschmeidigkeit ab.¹⁾ Daß Merck aus diplomatischen Rücksichten für den Deutschen Mercur nicht abgeneigt war, demselben manchmal durch lobende Beurtheilungen „Freunde mit dem ungerechten Mammon zu machen“, blickt aus Andeutungen Wieland's hervor.²⁾ Von Unredlichkeiten spricht in dieser Beziehung nur der gegen Merck im höchsten Grade aufgebrachte Jacobi.³⁾ Daß Merck sich in dem Strudel von literarischen Parteiungen, in den er durch jene Zeitschrift hineingezogen wurde, nicht überall rein erhielt, wollen wir zugeben.

Nach seiner eigenen Versicherung pflegte er gerne Wort zu halten,⁴⁾ und Wieland schrieb ihm, er halte immer mehr, als er verspreche.⁵⁾ Daß er jedoch hierin als Mitarbeiter am Deutschen Mercur nicht immer pünktlich,⁶⁾ daß er wohl in kleinen Dingen unzuverlässig war,⁷⁾ soll nicht in Abrede gestellt werden. Auch gehörte Verschwiegenheit nicht eben zu seinen Tugenden.⁸⁾

Sein durchdringender Scharfblick in der Menschenbeurtheilung ließ ihn die Fehler und Schwächen nicht leicht übersehen und führte ihn unausbleiblich zu scharfen Verneinungen. Auch gab er im Streben, das Innerste der Menschen zu erfassen, schon frühzeitig mißtrauischen Vermuthungen und Schlüssen Raum. Daneben war er jedoch im Stande, die Naturen der Menschen mit Zutrauen, mit Glauben aufzufassen. „Gebt Euch ja nicht“, rief ihm Herder zu, „mit dem Weissagen ab und mit dem Sehen in andrer Menschen Herz. Es ist eine brotlose Kunst, und Ihr habt eine bessere Nerve in Euch, zu glauben, die ich nicht wollte, daß sie umläme.“⁹⁾ Wenn ihn auch schwere, zum Theil selbstverschuldete Erfahrungen, die er besonders in

¹⁾ W. I, 160. f. — ²⁾ W. I, 196. II, 70. 154. 196. 217. —

³⁾ Zöpflig I, 22. f. — ⁴⁾ W. III, 56. — ⁵⁾ W. I, 339. — ⁶⁾ W. II, 155. — ⁷⁾ W. II, 179. f. — ⁸⁾ W. I, 187. 231. 344. 347. 508. III, 195. f. — ⁹⁾ W. I, 44.

Darmstadt machte, häufig verbitterten, ihm schneidende und bissige Worte entlockten, ihn wohl gar zur Menschenverachtung und zum Menschenhass stimmten, so wurde es ihm doch wieder Bedürfniß, an Menschengüte und Menschenadel zu glauben, sich verwandten Seelen anzuschließen und für das Wohl seiner Brüder thätig zu sein. Er hatte Duldsamkeit gegen fremde Eigenart und fremde Schwäche. Da er das Leben weniger mit den Augen eines Idealisten, als mit denen eines Weltweisen anschaute, fiel ihm nichts Menschliches, mochte es noch so „dumm“ oder „inconsequenz“ sein, befremdlich. ¹⁾ Er schrieb seiner Tochter Adelaide: „In Ertragung der Schwachheiten andrer müssen wir eben das thun, was wir wünschen, daß es uns gethan würde,“ ²⁾ und früher an Nicolai: „Es muß es einer arg machen, bis er ganz Unrecht bei mir hat.“ ³⁾ Er fühlte sich nicht selten verkannt, rechnete dieß aber, wie er an Nicolai schrieb, zu den unvermeidlichen Irrungen, denen wir hier in dieser sublunarischn Welt ausgesetzt seien, und meinte, es werde meist alles aufgeklärt, wenn einer den anderen sehe. ⁴⁾

Nach Wieland's humoristischen Andeutungen hätte in Merck's Grundsätzen, aber nicht in seiner Gesinnung und in seinen Handlungen ein gewisser behaglicher Egoismus gelegen. ⁵⁾ Merck sprach sich aber gegen den poetischen Egoismus, der sich vor sich selber zum Götzen aufstellt und von der Welt nichts wissen mag, mit scharfen Worten aus: „Der Teufel hole die ganze Poesie, die die Menschen von andern abzieht und sie inwendig mit der Betteltapezerei ihrer eignen Würde und Hoheit ausmeubliert. Wir sind doch nur insofern etwas, als wir was für andere sind.“ ⁶⁾

Der außerordentlichen Verdienste, die er sich um bildende Künstler durch Unterstützung, Empfehlung, Belehrung und Auf-

¹⁾ B. II, 192. — ²⁾ B. III, 269. — ³⁾ B. III, 164. — ⁴⁾ B. III, 146. — ⁵⁾ B. II, 156. — ⁶⁾ B. II, 49.

munterung erwarb, ist oben gedacht worden. „Lassen Sie Ihre Liebe gegen mich wachsen, meine kann nicht größer werden,“ ¹⁾ schrieb ihm Tischbein. Es ist Ihre Sache, „aus einem Menschen von den Millionen unbedeutenden, wovon die Welt voll kriecht, aus einem solchen etwas zu machen, daß er edler und nützlicher für andre wird.“ ²⁾ Heß: Ihr Andenken ist so tief in mein Gedächtniß gegraben, daß keine Zeit es je verlöschen wird.“ ³⁾ Wille in Bezug auf Zentner: „Sie machen Sich gewiß, Hochedler H., um unsern jungen Menschen sehr verdient und ich bewundere aufrichtig Ihr gütiges Herz! und wo er ein fühlendes Herz hat, so muß er Ihnen ewige Dankbarkeit schuldig werden.“ ⁴⁾

Auch Schriftsteller hatten auf seinen praktischen Beistand zu rechnen. Es bedurfte, wie Boje an ihn schrieb, nur eines Wortes, um ihn zur Unterstützung eines Talentes mit Rath und That zu bewegen. ⁵⁾ Dem Dichter Claudius war er gefällig. ⁶⁾ Er versprach die Zeichnungen des älteren Forster, die er bei dem jüngeren sah, der Markgräfin von Baden zum Verkaufe anzubieten. ⁷⁾ Strieder bat ihn um Unterstützung eines gelehrten Unternehmens, ⁸⁾ Knigge um Verbreitung einer Pränumerationsliste, ⁹⁾ Georg Forster um Verschaffung von Subscribenten für das Werk eines Gelehrten. ¹⁰⁾

Daß ihn auch die Gemeinnützigkeit, nicht allein die Speculation bei seinen industriellen Bestrebungen leitete, haben wir, namentlich aus dem Berichte Wagner's, oben erfahren.

Seine Gefälligkeit in Besorgungen wurde von allen Seiten in Anspruch genommen. So von Karl August, Anna Amalia, u. s. w. in Bezug auf Kunstgegenstände. Karl August bewegte sich mit den Fragen und Aufträgen, womit er sich an ihn

¹⁾ B. I, 358. — ²⁾ B. I, 387. — ³⁾ B. I, 310. — ⁴⁾ B. II, 172. — ⁵⁾ B. I, 57. — ⁶⁾ B. II, 91. — ⁷⁾ B. II, 169. f. — ⁸⁾ B. II, 70. — ⁹⁾ B. I, 385. — ¹⁰⁾ B. I, 406. f.

wandte, auf allen mögliche Gebieten, und der Kritiker machte es ihm sehr zu Danke. „Nun bin ich mit meinem Haufen von Beschwerden fertig“, schreibt ihm der Herzog. „Ihr gütiges Uebernehmen aller Kleinigkeiten verwöhnt aber so die Leute, daß sie hernach keine Grenzen zu finden wissen.“¹⁾ „Verzeihen Sie die Menge dieser Fragen und Aufträge. Die vortreffliche Art, alles zu beantworten und zu machen, die Ihnen eigen ist, verdirbt die Fordernden und Fragenden.“²⁾ Noch manche andere Beweise von Merck's Gefälligkeit sind uns im Laufe unserer Erzählung begegnet.

Zu dieser Gefälligkeit stimmte seine persönliche Liebenswürdigeit und Gewandtheit,³⁾ sein weltmännisches Auftreten,⁴⁾ das er dem Verkehre mit sehr gebildeten Kreisen⁵⁾ verdankte; der Geist, der Zauber seiner Unterhaltung. „Der Kriegsrath Merck“, ruft Franz begeistert aus, „ist doch ein göttlicher Mann! Alles was er sagt, ist so rein wie Gold.“⁶⁾ „Hier, mein gütiger geistvoller Fr.“ schreibt ihm Sophie de-la Roche, „nochmals tausend Dank für ihre liebe Erscheinung von gestern.“⁷⁾

Durch allseitige gesellige Talente,⁸⁾ aber auch durch den Reichthum seines Geistes, wie durch Güte und Schönheit seines Herzens fesselte er edle Frauen. Albertine⁹⁾ und Sophie¹⁰⁾ fürchteten zwar seine Kritik; aber sie liebten ihn. Wie Albertine an ihn schreibt, erklärte sie ihn für einen edeln Mann, dessen Freundschaft sie sehr glücklich mache, gehörte er zu ihren „Götzen.“¹¹⁾ Ihr Schmerz um seinen Tod ist eine Blume der schönsten Anerkennung auf sein düsteres Grab.¹²⁾ „Trösten werde ich mich auch um ihn, aber vergessen werde ich ihn nie. Trösten werde ich mich auch um ihn, weil ich weiß, daß es Winter werden

¹⁾ B. I, 214. — ²⁾ B. I, 874. — ³⁾ B. I, 428. — ⁴⁾ B. I, 340. —
⁵⁾ Göthe 26, 171. — ⁶⁾ B. III, 156. — ⁷⁾ B. III, 312. — ⁸⁾ B. II, VIII.
 Bgl. Göthe 26, 95. — ⁹⁾ B. III, 192. 262. — ¹⁰⁾ B. I, 176. f. —
¹¹⁾ B. III, 195. 198. — ¹²⁾ Bgl. B. III, 313—315. 317.

muß, ehe es Frühling werden kann. . . . Möchte Gott Ihnen doch die Jahre zusetzen, die ich in meinem lieben Merd zu frühe verloren habe!" So schreibt sie an Höpfner und dessen Gattin; und wir fragen, ob ein Mädchen von diesem reichbegabten, feingebildeten Geiste, von dieser Tiefe und Reinheit des Gemüthes über einen Mann, den sie nicht flüchtig, sondern von Jahren her und näher kannte, in einem solchen Tone reden konnte, wenn er ein Mensch ohne Herz war? Auch Anna Amalia blieb dem Kritiker in treuer Freundschaft zugethan. „Du kannst stark darauf rechnen“, schrieb ihm Wieland, „daß Du es gröblich auf Deiner Seite fehlen lassen müßtest (welches ich für keinen casum dabilem halte), wenn etwas anderes als der bittere Tod der Freundschaft, die sie für Dich hat, ein Ende machen könnte.“¹⁾ Sophie de la Roche drückt ihm fortwährend Hochachtung, Verehrung und Freundschaft aus; sie nennt ihn einen edeldenkenden, rechtschaffenen Mann; seine Gesellschaft bleibt ihr unschätzbar. Sie versichert ihn, daß er vor ihren anderen Freunden bei Hohenfeld und La Roche den Vorzug habe, daß er gewiß von keinem Menschen mehr geschätzt werden könne, als von diesen zwei Viedermännern. Hohenfeld bezeugt ihm seine „ausnehmende Verehrung“, alle La Roche's ihre Achtung. La Roche äußert in einem an ihn gerichteten Briefe, die Gelegenheit, ihm etwas Angenehmes, Freundschaftliches zu erweisen, sei Freude und Wonne für ihn.²⁾

Mit einer warmen, innigen, fast leidenschaftlichen Liebe war ihm Herder — eine Zeit lang — zugethan und erklärte ihn für einen echten Freund.³⁾ In Merd's freundschaftlichen Beziehungen zu Schrautenbach, Höpfner, Wend nehmen wir keine Störung wahr. J. G. Schloffer blieb ihm, trotz der Verschie-

¹⁾ B. I, 300. Bgl. B. I, 308. f. 281. 278. — ²⁾ B. I, 80—83. 85. 91. f. 187. 360. f. 365. 399. II, 270. 276. III, 276. 312. — ³⁾ B. I, 6. 34. f. 48.

denheit ihres Wesens, freundschaftlich zugethan. ¹⁾ Zwischen drei Feuern stehend, bewahrte er sich Göthe's, Wieland's und Nicolai's Achtung neben einander. Nicolai schrieb an Höpfnern, die ersten wenigen mit dem Kritiker zugebrachten Stunden hätten ihm eine große Hochachtung gegen ihn eingeflößt, er wüßte sehr, diesen wackeren Mann näher kennen zu lernen. Er sprach zu Merck, weil er einen braven, rechtschaffenen Mann in ihm fand, so offenerherzig, als wenn er zu sich selber spräche. Er wollte eine Reise in Merck's Gegend machen, und fand es selbstverständlich, daß ihn hierzu das Verlangen, ihn und noch ein paar Menschen zu sehen, hauptsächlich anspornte. ²⁾ Eberhard freute sich, daß Merck ihrer alten Freundschaft noch gedente, und nannte sich noch immer ganz den Seinigen. ³⁾ Lavater, über den Merck aus warmem Herzen urtheilte, war ihm gut; ⁴⁾ dagegen schrieb ihm der Humorist Vichtenberg in Göttingen, der eine Zeit lang sein genauer Freund gewesen war, späterhin kälter. ⁵⁾ Vichtenberg in Gotha freute sich, die so sehnlich gewünschte Bekanntschaft des Kritikers zu machen. ⁶⁾ Boje ersuchte diesen um seine Freundschaft; er versicherte ihn seiner Liebe und rechnete fest auf ihn; er bat ihn, sein Andenken zu erhalten, wie er unter den edeln und aufgeklärten Menschen, mit denen sein gutes Glück ihn bekannt gemacht habe, seiner immer mit vorzüglicher Theilnahme gedenken werde. ⁷⁾ Mit Freundschaft und Hochachtung schrieb ihm der ältere Stolberg. ⁸⁾ Georg Forster versicherte ihn, nachdem er sein Urtheil über ihn völlig verändert hatte, seiner herzlichsten Liebe und Hochachtung und nannte ihn den „guten Merck“. ⁹⁾ Sömmering war und blieb sein Freund. ¹⁰⁾ Auf die Freundschaft des großen Camper

¹⁾ W. I, 431. f. — ²⁾ W. I, 81. II, 175. f. III, 64. — ³⁾ W. I, 508. f. — ⁴⁾ W. I, 322. — ⁵⁾ W. III, 269. f. — ⁶⁾ W. I, 358. — ⁷⁾ W. I, 48. 173. 287. — ⁸⁾ W. I, 483. — ⁹⁾ W. I, 308. 400. 404. 407. 522. II, 266—268. — ¹⁰⁾ W. I, 308. 474—476. 492. f. II, 238. f.

(dessen Sohn den Kritiker anbetete) darf er stolz vor der Nachwelt sein. Blumenbach versicherte ihn der aufrichtigsten Verehrung.¹⁾ Sella²⁾ und Cruse³⁾ schätzten ihn hoch. Ebenso Wille⁴⁾ und die anderen bildenden Künstler, die wir vorhin genannt haben. Desgleichen Veroldingen,⁵⁾ Dohm,⁶⁾ Knigge.⁷⁾ Belthelm rühmte seine „vortreffliche Denkart“. ⁸⁾ Vertuch schrieb ihm freundschaftlich.⁹⁾ Seines näheren Verhältnisses zu Karl August wurde ausführlich gedacht. Der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen erklärte sich für seinen wahren Freund.¹⁰⁾ Mit dem Herzoge Ernst von Sachsen-Gotha stand er freundlich.¹¹⁾ Der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt begegnete ihm mit Achtung.¹²⁾ Selbst Moser, zu dem er doch in einem so bedenklichen Verhältnisse stand, verweigerte ihm den Ausdruck derselben nicht.¹³⁾ Seine Freundin Thusnelde gab ihm die Versicherung, daß er bei der Gräfin Bernstorff in hohen Ehren stehe.¹⁴⁾ Vermuthlich war er ein genauer Bekannter der Gräfin Solms-Laubach.¹⁵⁾

Sollten denn alle diese für Merck's Gemüth und Gesinnung sprechenden Zeugnisse auf einer gänzlichen Verblendung oder (da sie größtentheils an ihn selbst gerichtet wurden) auf der frechesten, lügenhaftesten Schmeichelei beruhen? Man hüte sich doch vor übereilten Urtheilen über den Mann, der uns zwar kaum eine Spur von Ehrgeiz und Eitelkeit zeigt,¹⁶⁾ aber auf seine Ehre hält, der an seine Tochter die rührenden Worte schreibt: „Das bischen guter Name ist das Einzige, was uns in der Welt bleibt. Und wenn ich das nicht hätte, so wär' es mir unmöglich gewesen, allen den greulichen Unfällen Trost zu bieten, denen mich das Schicksal so sehr ausgefetzt hat.“¹⁷⁾

1) W. I, 414. 498. — 2) W. II, 270. — 3) W. I, 361. — 4) W. I, 412. II, 225. — 5) W. I, 167. — 6) W. II, 170. — 7) W. I, 385. — 8) W. I, 293. f. — 9) W. I, 308. — 10) W. II, 256. — 11) W. II, 262—265. — 12) II lettre p. 2. — 13) W. II, 177. — 14) W. I, 186. — 15) W. I, 385. — 16) Vgl. W. I, 160. f. — 17) W. III, 269.

So manchem über ihn gefällten harten Urtheile gegenüber bringen wir Sophien's Worte in Erinnerung: „Wie gut, wie sehr gut sind Sie, mein werther M., daß Sie einen Brief von mir mit so vieler Bewegung aufnehmen. Sind Sie denn nicht gewohnt, die beste Achtung und die beste Freundschaft zu genießen, daß Sie bei dem kleinen Abtrag, den ich Ihnen hie und da von diesen Gefinnungen entrichte, so empfindlich sind?“ ¹⁾

Wie ehrenvoll schreibt ihm Anna Amalia: „Gewiß werd' ich nie vergessen, . . . wie gut es das Schicksal mit mir meinte, mich einen Freund finden zu lassen, wie Sie sind, der bei so wunderbaren, gewiß oft zu Boden drückenden Vorfällen des Lebens, seinem Herzen und dem Glauben an Wahrheit und Güte so treu bleibt, dieß alles in's Innerste seines Herzens schließt und mit Muth und Leichtigkeit trägt, was des Herren Wille ist.“ ²⁾ In diesen aus dem Herzen verklärender Freundschaft, aber aus wahren Herzen quellenden Worten spiegelt sich das Bild eines tief und edel fühlenden und dabei festen, in sich selber stehenden Mannes ab (Herder betonte in unserem Kritiker den Mann), ³⁾ der sich im Glauben an die Menschheit durch die bittersten Erfahrungen nicht erschüttern läßt und mit erhabener Ruhe das Schwerste duldet. Dieß ist freilich der Mann von 1778, nicht der unglückliche, in sich gebrochene der späteren Jahre. Männlich ist der Ton, in dem wir ihn von dem Verluste seiner geliebten Kinder reden hören; sehr natürlich, wenn ihn hierbei der Schmerz auch einmal überwältigte. Männlich ist sein Wort: „Das Andenken an das, was man Gutes genossen hat, soll uns dankbar und nicht mißmuthig machen. Die garstige Präension an Glückseligkeit, und zwar an das Maß, wie wir's uns träumen, verdirbt alles auf dieser Welt. Wer sich davon losmachen kann, und nichts be-

¹⁾ B. I, 80. — ²⁾ B. I, 140. — ³⁾ B. I, 84. f.

geht, als was er vor sich hat, kann sich durchschlagen.“¹⁾ Es kamen freilich Zeiten, wo er sich fallen ließ.²⁾

Unmännlich nennen wir die Regellosigkeit, die Launenhaftigkeit, den Mangel an einem festen Ziel und Mittelpunkt im Gebrauche seiner Zeit und Kraft. Aber hiervon trug sein Zeitalter einen großen Theil der Mitschuld. Er wuchs in den Jahren des Sturmes und Dranges auf, theilte die unter den Dichtern, Kritikern und Schönggeistern derselben herrschende Zerfahrenheit und Vielgeschäftigkeit und kam nicht zur inneren Klärung, wenn auch, durch naturwissenschaftliche Studien, allmählich zu einiger Sammlung. Göthe nennt ihn ungeduldig,³⁾ kalt und unruhig zugleich.⁴⁾ Auch Herder gedenkt seiner Unruhe, meint aber doch wieder, er habe als Keim von Sauertheig über alles und fast allein Trägheit und Versunkenheit zu fürchten,⁵⁾ und ermahnt ihn zum Fleiße.⁶⁾ Wieland nennt ihn „ein bißchen faul“⁷⁾ und stimmt humoristisch von ganzer Seele in alles ein, was Merck zu Lob und Ehren der heiligen Indolenz in einem Briefe gesungen hat.⁸⁾ Er läßt die Besorgniß durchblicken, daß Merck sogar eine Erzählung von kleinem Umfange werde liegen lassen,⁹⁾ und in der That war die Verzettelung seines schriftstellerischen Talentes unverzeihlich. Jene Aeußerungen über Merck's Trägheit können jedoch beim Hinblick auf seinen Lebensgang nur dann einen Sinn haben, wenn man die Art, nicht den Umfang seiner Thätigkeit erwägt, wenn man eine feste Richtung, Beharrlichkeit und Ausdauer in seinem Arbeiten vermißt, wenn man sieht, daß er in seinem Schaffen vorwaltend von Liebhaberei und Eingebung des Geistes und Herzens, selten von dem Gebote der Pflicht geleitet wird, ja dieses in seinem Amte und in der Pflege seines schrift-

¹⁾ W. II, 100. — ²⁾ W. II, 197. f. III, 279. — ³⁾ Werke 26, 111. — ⁴⁾ Werke 26, 186. — ⁵⁾ W. I, 36. — ⁶⁾ W. I, 44. — ⁷⁾ W. II, 156. — ⁸⁾ W. I, 255. — ⁹⁾ W. II, 194.

stellerischen Talentes und Berufes geradezu verwahrloßt. „Viel- leicht fügt es die Vorsehung“, ruft er (1789) aus, „daß mein bisher träges und planloses Leben in ein besseres übergeht, wenigstens bin ich genug dazu aufgefordert!“¹⁾ Früher gestand er selber, daß er sich vor aufgeschwollenen Arbeiten wie vor dem Teufel fürchte, und nicht anders als in der größten Noth daran gehe.²⁾ Daß er Briefe unbeantwortet liegen ließ,³⁾ mag, wie sonstiger Mangel an Ordnung und Pünktlichkeit,⁴⁾ zu seinen verzeihlichen Fehlern gerechnet werden. Göthe sagt: „Er war ein Mann von unermüdeter geistiger Thätigkeit, die sich nur deswegen nicht durch bedeutende Wirkungen auszeichnete, weil er, als talentvoller Dilettant, nach allen Seiten hingezogen und getrieben wurde.“⁵⁾

Planlosigkeit, Mangel an Zusammenfassung seiner Kraft und an Selbstbeherrschung, Schwäche des Willens war also ein Grundfehler seines Charakters. Wieland nennt ihn, gutmüthig scherzend, einen Wildfang, einen Libertiner⁶⁾ und hält ihm damit einen gewissen Leichtsin, wohl auch die Neigung zu Unregelmäßigkeiten in der Liebe vor. Dagegen haben wir die von Göthe im höchsten Alter, aus weiter Zeitferne vorgetragenen plauderhaften Erzählungen, wodurch er die von ehrenhaften Männern und Frauen anerkannte Redlichkeit seines Freundes verdächtigte, mit zurückhaltender Vorsicht aufzunehmen. Merck war klug, in einzelnen Fällen wohl schlau, namentlich, wie Göthe in früher Zeit von ihm sagte, ein Fuchs im Kunsthandel.⁷⁾ Nun aber soll er, nach Göthe's späterer Erzählung, — zwar nicht aus gemeinem Eigennutze, aber doch aus Liebe zur Kunst, bei Erwerbung von Kunstgegenständen den Weg der Ehrlichkeit verlassen haben: „Er liebte auch die Kunst, und

¹⁾ W. III, 282. — ²⁾ W. III, 152. — ³⁾ W. II, 256. I, 377. —

⁴⁾ W. I, 439—441. — ⁵⁾ Göthe 50, 225. f. — ⁶⁾ W. I, 375. II, 177. Vgl. II, 198. ? — ⁷⁾ W. I, 242. 367. III, 177.

zwar gieng dieses so weit, daß, wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philisters sah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu schätzen wisse, er alles anwendete, um es in seine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte in solchen Dingen gar kein Gewissen, jedes Mittel war ihm recht, und selbst eine Art von grandiosen Betrug wurde nicht verschmäht, wenn es nicht anders gehen wollte.“ „Göthe erzählte dieser Art einige sehr interessante Beispiele“, fügt Eckermann hinzu.¹⁾ Der Dichter streitet seinem Freunde nicht im Allgemeinen, sondern eben nur in der erwähnten Beziehung die Gewissenhaftigkeit ab und deutet, wie schon gesagt, hierbei auf keine Triebfeder unwürdiger Selbstsucht hin. Der Bericht enthält sicherlich einen Kern der Wahrheit; aber an der mythischen Umhüllung ist bei dem Alter des Erzählers und bei der ganzen Art, wie er sich des Jugendfreundes erinnerte, nicht zu zweifeln. So wenig der Kern mit Sicherheit herauszuschälen ist, bleibt doch der Eindruck eines bedauernswerthen Widerspruches, in den sich Merck zu den rühmlichen Eigenschaften seines Charakters gesetzt haben mag. Uebrigens könnten die von Göthe erwähnten Handlungen in die wildeste Sturm- und Drangzeit gefallen sein, wo „des Teufels Zeug“ getrieben und im verwegenen Humor nur zu leicht manche Einrede des kategorischen Imperativs überhört wurde, wo eben der allgemeine Geist der genialen Brauseköpfe gewissermaßen die Schuld an Merck's Verirrungen mitzutragen hatte. Außerdem erzählt Göthe eine trübe Geschichte aus den letzten so unglücklichen Lebensjahren seines Jugendfreundes: „Der verstorbene Großherzog . . . war Mercken sehr günstig, so daß er sich einst für eine Schuld von viertausend Thalern für ihn verbürgte. Nun dauerte es nicht lange, so schickte Merck zu unserer Verwunderung die Bürgschaft zurück. Seine Umstände hatten sich nicht verbessert, und es

¹⁾ Eckermann II, 73.

war räthselhaft, welche Art von Negotiation er mochte gemacht haben. Als ich ihn wieder sah, löste er mir das Räthsel in folgenden Worten. Der Herzog, sagte er, ist ein freigebiger, trefflicher Herr, der Zutrauen hat und den Menschen hilft, wo er kann. Nun dachte ich mir: betrügst du diesen Herrn um das Geld, so wirket das nachtheilig für tausend andere; denn er wird sein köstliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menschen werden darunter leiden, daß Einer ein schlechter Kerl war. — Was habe ich nun gethan? — ich habe speculiert und das Geld von einem Schurken geliehen; denn wenn ich diesen darum betrüge, so thut's nichts, hätte ich aber den guten Herrn darum betrogen, so wäre es Schade gewesen.“

„Wir lachten“, fügt Eckermann hinzu, „über die wunderliche Großheit dieses Mannes.“¹⁾ Aus dieser Erzählung und aus den betreffenden Stellen in dem Merck'schen Briefwechsel möchte sich folgender Sachverhalt ergeben. Merck befriedigte in dem von uns geschilderten Sturme, der über seine Vermögensverhältnisse hereinbrach, seine Gläubiger hauptsächlich durch eine Summe von 4000 Thalern, die er unter der Bürgschaft des Herzoges Karl August lieh. Er versprach diesem die Rückerstattung nach der völligen Ordnung seiner Verhältnisse, wobei er deutlich zu erkennen gab, daß hierzu sein Vermögen ausreichen, aber dann ihm auch nichts davon übrig bleiben werde. Er bat den Herzog, die Rückerstattung nicht auf einmal, sondern in Raten leisten zu dürfen.²⁾ Karl August schrieb ihm: „Was unser pecuniarisches Verhältniß anbetrifft, so haben Sie die Güte, Ihre Maßregeln deswegen mit Göthe'n durch Schleiermacher und durch jeden andern Weg, der Ihnen beliebig sein kann, zu nehmen. Es wird sich sehr leicht ein Ausweg treffen lassen, welcher beiden Theilen annehmlich sein wird. Ich werde gewiß nicht unterlassen, so viel ich kann, Ihnen thätig meine

¹⁾ Eckermann II, 382. f. Bgl. B. II, 277. f. — ²⁾ Bgl. B. III, 276—282.

Freundschaft zu bezeigen.“ ¹⁾ Merck zweifelte, wofern er dem Herzoge bei der eben erwähnten Zusage und Versicherung ganz die Wahrheit gesagt hatte, bei genauerer Erwägung seiner Verhältnisse an der Möglichkeit, seine Verpflichtungen gegen den Herzog zu erfüllen. Die Täuschung und Benachtheiligung desselben wollte er sich aber nicht zu Schulden kommen lassen. Er warf sich also wieder in Speculationen (mit denen wohl die von Albertine v. Grün ²⁾ erwähnte Fabrik zusammenhieng), ließ auf Grund derselben 4000 Thaler, — wie er sagt, von einem „Schurken“, bezahlte davon die unter der Bürgschaft des Herzoges geliehene Summe und schickte diesem den Cautionschein mit der Versicherung zurück, daß seine Umstände sich gebessert hätten. ³⁾ Ob er den neuen Gläubiger werde befriedigen können, war ihm zweifelhaft; daraus machte er sich aber weniger ein Gewissen, als wenn er dem Herzoge die Summe schuldig geblieben wäre, und vermuthlich wiegte er sich durch den Gedanken ein, sich durch seine Speculationen helfen zu können. Aus einem Briefe Göthe's an Schleiermacher ⁴⁾ möchte übrigens hervorgehen, daß der Dichter bereits von diesem Manne briefliche Mittheilungen über das neue von dem Kritiker gemachte Anlehen erhalten hatte, und daß ihm wenigstens ein Theil des Räthfels nicht erst von Merck persönlich gelöst wurde. Welches der von dem Dichter in jenem Briefe erwähnte „den Umständen völlig angemessene Vorschlag“ des Cabinetssecretairs gewesen sei, läßt sich nicht errathen. Ueberhaupt ist diese Geschichte nicht völlig aufzuhellen. Die Erzählung des greisen Dichters wird auch diesmal nicht in allen Theilen buchstäblich zu nehmen sein. Dem Gefühl und Urtheil des Lesers wollen wir an dieser schwierigen und düsteren Stelle von Merck's Lebensgeschichte nicht vorgreifen.

¹⁾ W. II, 275. f. — ²⁾ Vgl. W. III, 811. — ³⁾ Vgl. W. II, 277. f. — ⁴⁾ W. II, 277.

Göthe hat den Freund und zeitweisen Führer seiner Jugend als Mephistopheles auf eine unfreundliche Weise in das Buch der deutschen Literaturgeschichte eingetragen. „Merck und ich,“ sagt er zu Eckermann,¹⁾ „waren immer mit einander wie Faust und Mephistopheles.“ Wir pflegten Merck Mephistopheles zu nennen, schreibt F. H. Jacobi 1779 an G. Forster, „weil Göthe, obgleich sein Freund, ihn unter diesem Namen im Faust geschildert hat.“²⁾ Merck's Freunde treiben denn auch in ihren Briefen an ihn ihr humoristisch-romantisches Spiel mit diesem Beinamen. So schreibt Karl August 1780: „Gestern kam ein Brief von meiner Mutter von Frankfurt, welcher meldete, daß der R. R. Merck offensive verschwunden seien, und nur Gott und der Teufel wüßte, wo er hin wäre. Sogar glaubte man, daß letzterem mehr davon bekannt sei, wie ersterem.“³⁾ Wieland 1781: Merck habe viele große und kleine Teufel im Leibe.⁴⁾ Anna Amalia bittet den Kritiker um „etwas Mephistophelisches“ für das Tiefurter Journal.⁵⁾ Albertine von Grün wünscht, er möge zu ihr „mit der ersten Frühlingssonne im rothen Mantel geritten kommen.“⁶⁾ Wieland 1784: „Ihr kennt aber ja das arme Gemächte, menschlich Natur und Wesen, so gut als ob Ihr selbst ein Menschenkind wäret, (waran freilich böse Leute manchmal zweifeln wollen).“⁷⁾ An diese dämonische Region streift Wieland liebevoll-humoristisch, indem er (1781) seinem Freunde zuruft: „Du bist ein kleines Stück von Kaliban (möge es Dir nicht mißfallen.) Aber Du bist in allem ein gutes Ungeheuer, wie Trinculo im Shakespeare sagt.“⁸⁾ Merck schwebt ihm als ein solches „gutes Ungeheuer“ vor, wenn er ihm (1777) schreibt: „Ich glaube nicht, daß irgend ein Sterblicher Sie mit allen Ihren scharfen Ecken, Stacheln, Hörnern

¹⁾ II, 328. — ²⁾ Jacobi's auserf. Briefw. I, 290. ff. — ³⁾ W. I, 272. — ⁴⁾ W. I, 307. — ⁵⁾ W. I, 309. — ⁶⁾ W. III, 188. — ⁷⁾ W. II, 231. — ⁸⁾ W. I, 291.

und Klauen mehr lieben und höher achten kann als Ihr ehrlicher W.“¹⁾

Die bekannte Hauptstelle, worin Göthe seinen Jugendfreund als Mephistopheles schildert, lesen wir im dritten Theile von „Dichtung und Wahrheit“:

„In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt verbittert, und ließ diesen grillenranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu thun, was einen andern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung mit ihm zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er sich nun, durch diesen sittlich unruhigen Geist, durch dieses Bedürfniß, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, von einer Seite das gesellige Leben verdarb, so widersprach eine andere Unruhe, die er auch recht sorgfältig in sich nährte, seinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen gewissen dilettantischen Productionstrieb, dem er um so mehr nachhieng, als er sich in Prosa und Versen leicht und glücklich ausdrückte, und unter den schönen Geistern jener Zeit eine Rolle zu spielen gar wohl wagen durfte. Ich besitze selbst noch poetische Episteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Swiftischer Galle, die sich durch originelle Ansichten der Personen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit so

¹⁾ W. II, 105.

verlegender Kraft geschrieben sind, daß ich sie nicht einmal gegenwärtig publicieren möchte, sondern sie entweder vertilgen, oder als auffallende Documente des geheimen Zwiespalt's in unserer Literatur der Nachwelt aufbewahren muß. Daß er jedoch bei allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke gieng, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus, er beneide mich um meine unschuldige Darstellungslust, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringe.“¹⁾

Nach dieser Schilderung war also Merck von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann. Er war derselbe, von dem Göthe in der Erinnerung an die Rheinfahrt des J. 1772 sagt: „Unser Verhältniß verinnigte sich durch dieses längere Zusammensein, durch die vertrauliche Mittheilung über so mancherlei Dinge, bergestalt, daß Merck einen großen Einfluß über mich gewann, und ich ihm als ein guter Gesell zu einem behaglichen Dasein unentbehrlich ward.“²⁾ Es war derselbe, von dem Göthe (1773) an Restner schrieb: „Ich kann euch die Freude nicht beschreiben die ich hatte Mercken wieder zu sehn, er kam acht Tage eh ich's vermuthete, und saß bei meinem Vater. in der Stube, ich kam nach Hause, ohne was zu wissen, tret ich hinein und höre seine Stimme eher als ich ihn sehe. Du kennst mich Gotte.“³⁾ Es war derselbe, der (1777) seinem Freunde Nicolai erzählte: „Ich hab“ Göthe'n „neuerlich auf Wartburg besucht, und wir haben zehen Tage zusammen wie die Kinder gelebt.“⁴⁾ Bestärken uns die hier ausgehobenen Stellen in der Annahme, daß Göthe in Merck eine „gute“ Natur gefunden habe, so wollte er doch das „Edele“ in demselben nicht recht gelten lassen. Als er seinem Freunde Eckermann eine Handschrift mit den Worten zeigte: „Ist das nicht ein Mensch, dem es groß und frei zu Sinne

¹⁾ Göthe 26, 95—97. — ²⁾ Göthe 26, 189. — ³⁾ Göthe und Werther S. 192. — ⁴⁾ W. III, 151.

war, als er die Adresse schrieb? — Wem möchten Sie die Hand zutrauen?“ und als Eckermann, dem die Züge der Handschrift sehr frei und grandios erschienen, behauptete, so könnte Merck geschrieben haben, gab der Dichter zur Antwort: „Nein, der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter!“¹⁾ Das gerade Widerspiel dieses „Positiven“ tritt nun in der obigen Charakterzeichnung so stark und so schneidend hervor, daß Göthe nicht umhin kann, zwischen den positiven Prädicaten, die er seinem Freunde beigelegt hat, und der verneinenden und zerstörenden Richtung, die er in demselben erblickt, ein „wunderbares Mißverhältniß“ anzunehmen. Das Mißverhältniß wird sehr wunderbar, wenn man sich aller der oben von uns angeführten Zeugnisse für Merck's Herzengüte und für die in seinem Geiste und Gemüthe gelegenen positiven Richtungen erinnert. Daß tiefe Widersprüche in einer Menschenseele wohnen, gehört nicht zu den Seltenheiten; aber die Behauptung solcher Widersprüche darf, um glaublich zu sein, doch eine gewisse Grenze nicht überschreiten. Daß Göthe, von allen Beurtheilern Merck's der begabteste, uns in jener so auffallenden und befremdenden Charakteristik nicht einen Kern der Wahrheit bieten sollte, wird kein Mensch voraussetzen. Aber wir sind doch befugt, eine Umhüllung dieses Kernes durch die Zeitferne, durch eine spätere Entfremdung, wo nicht Abneigung des Dichters gegen seinen Jugendfreund und selbst durch die Einwirkung der künstlerischen Phantasie anzunehmen. Als Göthe sein Leben schrieb, hatte er längst mit der Zeit des Sturmes und Dranges gebrochen, und er vermochte nicht mehr überall mit eingehendem Verständnisse und mit Billigkeit über sie zu urtheilen. Auch wandte er, gewohnt, erschütternden Eindrücken aus dem Wege zu gehen, sein Auge nur mit Widerstreben dem blutgetränkten Grabe seines Freundes zu. Merck war durch und durch krank geworden, er hatte sich inner-

¹⁾ Eckermann II, 94.

lich aufgelöst, er hatte in der Verzweiflung sich selber den Tod gegeben; Göthe dagegen war durch und durch gesund und wollte durch alles, was er in sich aufnahm, gesund bleiben. Das Ende des Unglücklichen mußte sich ihm, der nun griechisches Maß vor allem anstrebte, als die letzte Scene eines maßlosen Lebens und Charakters höchst abschreckend darstellen, und eine solche Anschauung, ein solches Gefühl erlaubte ihm nicht, in der Erinnerung an seinen Freund bei dessen Lichtseiten gemüthlich und freudig zu verweilen. Auch mochte die dramatische Gestalt seines Mephistopheles, die er so lange im Geiste herumtrug, mit der Gestalt des Freundes, der ihr ursprünglich den einen oder den anderen Zug geliehen hatte, einigermassen zusammenfallen und so die Wirklichkeit mit der Dichtung verschmelzen.

Sehen wir die Schilderung Göthe's näher an, so fallen uns die Worte: bei allen seinen Arbeiten sei der Kritiker verneinend und zerstörend zu Werke gegangen, als übereilt, als unwahr in die Augen. Wir sind in Merck's schriftstellerischen Leistungen oft genug einer positiv-bauenden Richtung begegnet; wir haben eine solche namentlich in seinen Novellen und lyrischen Gedichten, sowie in seinen Urtheilen über Werke der bildenden Kunst vorwaltend gefunden und haben auch in den wenigsten seiner Urtheile über Schriften der schönen Literatur den „Geist, der stets verneint“, entdeckt. Neben Göthe's Worte halten wir, was der — freilich nach der entgegengesetzten Seite übertreibende — Wieland an Merck über dessen „Bilanz“ schreibt: „Ich kann Dir nicht genug ausdrücken, . . . wie so ganz und gar, nach Kern und Schaale, Wort und Geist alles darin männlich und Deiner würdig ist, und wie sehr dieser einzige Artikel . . . alle rechtschaffenen Leute befriedigen und zu unseren Freunden machen wird. Die Gerechtigkeit, die Du darin so manchem braven, verdienten Manne . . . erweist“, u. s. w. „Noch einmal, Br., mein ganzes Leben zum Dant für die Bilanz. So was stärkt den Glauben und die Liebe

und gibt neuen Muth zum Streit gegen Sünde, Tod und Teufel.“¹⁾

Eine so nachlässig hingeworfene Bemerkung, wie die oben aus der Göthe'schen Episode hervorgehobene, ist nicht dazu geeignet, zu den übrigen Aeußerungen unseres Dichters über seinen Jugendfreund Vertrauen einzulösen. Mag in den von Göthe gelesenen, ungedruckten Episteln Merck's auch alles Teufelszeug gespukt haben, so lag hierin keine Berechtigung, das Gleiche von der gesammten schriftstellerischen Thätigkeit dieses Mannes zu behaupten. Dazu kommt nun Wieland's Versicherung, daß Merck's „Methode im Recensieren“ Göthe's ganzen Beifall habe (1776),²⁾ und daß Merck durch eine kritische „Hasenheze“ Göthe'n „ein wahres gaudium“ machen würde. (1783.)³⁾ Auch weisen wir darauf hin, daß der Freiherr Karl von Dalberg in einem Briefe an Merck diesen den einzigen ihm bekannten „festen, gründlichen und doch gefühlvollen Kunsttrichter“ nennt.⁴⁾ Die „unsägliche Freude“, die Göthe, nach Wieland's Mittheilung (1781), über „die Better Schleglischen Dialoge“ hatte,⁵⁾ konnte doch auch nicht durch das Werk eines zerstörenden Geistes hervorgerufen sein.

Aus der Verbitterung gegen die Welt, aus einer daraus entsprungenern Hypochondrie leitet Göthe bei Merck eine „unüberwindliche Neigung“ ab, „vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein.“ Eine unüberwindliche Neigung, etwas vorsätzlich zu thun, ist nicht ganz undenkbar, aber schwer zu denken. Eine unüberwindliche Neigung, die auf keinen Genuß, auf keine Befriedigung einer Leidenschaft, eines dem Menschen angeborenen oder in ihm entstandenen Bedürfnisses, sondern nur auf die Benachtheiligung anderer gerichtet ist, streift an den Wahnsinn, ist schlimmer, wie unbezwingliches Diebsgелüste. Um mit einem

¹⁾ B. I, 155—157. — ²⁾ B. I, 87. Bgl. II, 69. — ³⁾ B. I, 402. — ⁴⁾ B. I, 172. — ⁵⁾ B. II, 194.

solchen beginnenden Wahnsinne das Vorsätzliche der Handlung zusammenzureimen, bedarf man schon des psychologischen Mikroskopes. Merck wäre also, wenn Mephistopheles in ihm erwachte, dem Wahnsinne nahe gekommen, hätte aber doch noch so viel Geistesfreiheit behalten, um seine Tücken mit Vorsatz auszuüben. In dieser wahnsinnigen Vorsätzlichkeit soll nun Merck dann und wann ein „Schalk“, ja ein „Schelm“ gewesen sein. Schelm als Steigerung von Schalk hat denn doch nach unserem Gefühle eine schlimme Bedeutung, die mit den angeführten Zeugnissen für Merck's Redlichkeit und Güte und mit dem Anfange der Göthe'schen Charakteristik selbst in grellem Widerspruche steht. Daß Merck ein mephistophelisches Element in sich trug, das in einer sehr schneidenden Ironie hervortreten konnte, mag als Kern der Göthe'schen Darstellung festgehalten werden.

Durch diesen sittlich unruhigen Geist, sagt unser Dichter, durch dieses Bedürfniß, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, habe sich Merck das gesellige Leben verdorben. „Sittlich unruhig“ ist eine sehr unklare Nebeneinanderstellung. Von jener hämischen und tückischen Behandlung der Menschen lesen wir nur bei Göthe und, in anderer Form, bei Jacobi; alle anderen Zeugnisse stehen hiermit im Contraste. Wenn es aber nun gar heißt, eine solche Behandlung der Menschen sei dem Kritiker „Bedürfniß“ gewesen, so steht ein leibhaftiger Teufel vor uns. Glücklicherweise fordert uns aber die schwankende und nebelhafte Stilistik der ganzen Schilderung auf, es mit den Ausdrücken derselben nicht genau zu nehmen. — Wilder sagt Göthe zu Eckermann: Da Merck „nicht productiv war, sondern im Gegentheil eine entschieden negative Richtung hatte, so war er immer weniger zum Lobe bereit als zum Tadel, und er suchte unwillkürlich alles hervor, um solchem Ritzel zu genügen.“¹⁾ Der Ausdruck „productiv“ ist hier wohl von der Thätigkeit,

¹⁾ Eckermann II, 329.

nicht von dem Talente zu verstehen: Göthe stritt seinem Freunde gewiß nicht die schriftstellerischen Gaben, sondern nur die fleißige Anwendung derselben ab und hatte darin vollkommen Recht. Der „Rizel“, dem der Kritiker durch seinen Tadel genügt haben soll, deutet fast auf Neid hin; auch scheint hier Göthe'n wieder sein dramatischer Mephistopheles vorzuschweben. In jener so unfreundlichen Episode von „Dichtung und Wahrheit“ erscheint Merck, einigermaßen an den Mephistopheles des Volksdrama's erinnernd, auch als der mit sich selbst zerfallene, unglückliche Geist der Verneinung: „Daß er jedoch bei allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke gieng, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus, er beneide mich um meine unschuldige Darstellungslust, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringe.“ Daß Merck zeitweise des Recensierens überdrüssig war und mit Sehnsucht auf die productive Schriftstellerthätigkeit hinblickte, gibt Wieland in einem Briefe an ihn zu erkennen.¹⁾

So vereinzelt wie Göthe ist in seinem Urtheile über Merck auch der Philosoph Jacobi. Wenn aber Göthe den Kritiker im Allgemeinen immer noch als eine vornehme Gestalt des verneinenden Geistes, in einer Art von tragischem Glanze auftreten läßt, erscheint er bei Jacobi als elender Tropf, als armer Teufel. Aus den Worten Göthe's spricht immer noch etwas von Liebe, aus denen Jacobi's nur der Haß. Der Philosoph erblickt als Hauptzüge in Merck's Charakter „Geiz, Neid und Bosheit“. Von dem Fehler des Geizes haben wir in allen anderen Quellen auch nicht die leiseste Spur, wohl aber nicht selten das Gegentheil gefunden. Auch daß Merck neidisch gewesen sei, behauptet außer Jacobi niemand; nur Göthe streift wohl an diesen Vorwurf an. Das dritte Prädicat, der „Bosheit“, weist uns auf die Göthe'sche Darstellung zurück. Fast noch stärker sind Jacobi's

¹⁾ W. II, 56.^a f. Vgl. II, 112.

folgende Worte: „Kurz es ist ein Mensch ohne Treu und Glauben, der keinen Fegen Herz im Leibe hat; ein Kerl von Leder, wie Göthe deswegen von ihm zu sagen pflegte.“ So äußerte sich Jacobi am 1. November 1779. Dagegen halte man, was Göthe im Juli nach Merck's Abreise von Ettersburg in sein Tagebuch schrieb, und namentlich Wieland's Brief an Merck vom 9. December 1778. Wir wollen uns nicht mit dem Versuche abquälen, die Einheit in so starken Widersprüchen aufzuspiiren. Ohne es abzulehnen, daß Jacobi in der That manche Schwächen, Fehler und Lücken des Herzens an Merck entdeckt haben mochte, stellen wir dem häßlichen Bilde, das er von ihm entwirft, jenes edlere gegenüber, das wir aus dem Vernehmen so mancher anderen Zeugen und aus dem Gesamtleben des Mannes gewonnen haben. Wir bescheiden uns zwar, mit Jacobi nicht genügend vertraut zu sein, um die Giltigkeit seiner Urtheile über Personen mit Sicherheit würdigen zu können; aber daß er zu befangenen subjectiven Anschauungen stark hinneigte und in seinen Gedanken sich nicht immer klar und ruhig an die Sache hielt, wird allgemein zugegeben werden. Georg Forster, der, von Jacobi's Aufwallung fortgerissen, es fast bedauerte, bei der ersten flüchtigen Bekanntschaft den Pferdefuß an Merck übersehen zu haben, wurde später sein Freund und Verehrer. —

Daß Merck in seinen Beurtheilungen nicht selten durch üble Laune, durch Spleen und Galle, auch wohl durch eine Mischung dieses Elementes mit Witz und Humor geleitet wurde, gibt Wieland bald in entfernteren Andeutungen, bald unmittelbar, wenn auch immer freundlich zu erkennen.¹⁾ „Sobald Du von irgend einem Ding ohne Biss und ohne Ekel urtheilest, so wird gewiß kein gesunder Mensch sich einfallen lassen, an ein höher Gericht zu appellieren.“²⁾ „Wehe dem armen Teufel von

¹⁾ Bgl. B. I, 299. 306. II, 94. 108. — ²⁾ B. I, 156.

Autor, der Ihnen in den Wurf kommt, wenn's nicht gut Wetter bei Ihnen ist!"¹⁾ „Kein Mensch hat einen schärfern Blick als Du — nur muß sich die böse Laune nicht drein mischen, womit Eure Herrlichkeit zuweilen wie König Saul befallen wird.“²⁾ Merck will neben einem großen Krug Niersteiner alle seine Piken über die neueste deutsche Literatur in einem Nachtopf sammeln, und das liebe heilige römische Reich deutscher Nation damit einsalben.³⁾ Und Wieland schreibt ihm: „Mache Dich, sobald Du nur immer kannst, an Deinen Schreibtisch, und laß die Hundekerkel, deren Du am Schluß Deines Briefes gedenkst, und deren Gehirn-Excrementa das deutsche horn dumme Publicum ißt so heißhungrig verschluckt, alles entgelten, was Dir die Götter zu Leid gethan haben. . . . Ist glaub' ich selbst, daß es Dir leichter um's Herz werden würde, wenn Du so eine Hasenheze vornehmen würdest — nicht davon zu sagen, daß Göthe'n [!] und der Herzogin Amalie und dem Herzog ein wahres gaudium dadurch gemacht würde.“⁴⁾ Merck's „Ejaculation über das halblichte Wesen“ bezeichnet Wieland als „offenbar in übler Laune, wiewohl mit allem möglichen Verstand und Witz hingeworfne, oder (sit venia dicto) dem Publico mit einer gar zu merklichen Verachtung in's Gesicht gespiene Brocken.“⁵⁾ Er meint in einem anderen Briefe an den Kritiker, derselbe habe „manchmal so kleine cynische Anwendungen.“⁶⁾ Starke Anwendungen dieser Art traute ihm der Herzog von Weimar zu.⁷⁾

Einen Zug der Verneinung in der Kritik seines Freundes hebt Wieland deutlich genug hervor: „O. B.! Vergelte Dir Oberon und Titania alles Gute und Freundliche, was Du mir in Deinem Briefe vom 8. April gesagt hast!! Es hat mir gar sanft und wohl gethan, und um so mehr, da ich mir

¹⁾ B. II, 92. — ²⁾ B. II, 140. — ³⁾ B. I, 162. — ⁴⁾ B. I, 402. — ⁵⁾ B. I, 249. f. — ⁶⁾ B. I, 198. — ⁷⁾ B. II, 210.

ziemlich fest einbilde, daß Du nicht mehr Gutes von meinem Nachwerk gesagt hast, als Du mit gutem Gewissen sagen konntest. Nicht, als ob ich nicht gar wohl einsähe, daß ein Mann von Deinem Wit and Humour, wenn er eben dieses Werk von einer schiefen, scharfen Ecke besehen würde, und gerade Lust und Belieben trüge, seine Blöße aufzudecken, nicht Stoff und Anlaß genug finden könnte, ebenso viel Böses davon zu sagen. Aber es thut einem doch immer wohl, wenn man sieht, daß gerade die Leute, denen man gerne gefallen mag, in der Laune sind, vorlieb zu nehmen mit dem, das da ist, und im Genuß des gegenwärtigen Guten zu vergessen, daß es noch besser sein könnte. Kurz, l. Br., Du hast mir Freude gemacht, und es freut mich auch für Dich selbst, daß Dir gegeben ist, an so etwas Vergnügen zu haben.“¹⁾ Ohne diesen Zug einer mitunter scharfen, ja schneidenden Verneinung konnte Merck nicht der Mann sein, dem Wieland schreibt, vor seiner verwünschten Scharfsichtigkeit schütze kein Nebel und vermöge keine Täuschung zu bestehen,²⁾ dessen Spürnase, wie ihm Anna Amalia schreibt, schon herausfand, was an den Menschen war.³⁾ Nach einer Andeutung Wieland's urtheilte Merck über Charaktere nicht idealisierend und verklärend (obgleich hiervon seine letzten Worte über Sophie de la Roche auszunehmen sind), sondern mit Gegenüberstellung von Licht und Schatten, und er liebte solche Persönlichkeiten, die hierin grelle Gegensätze zeigten: „Bei Dir, der die schwärzsten Schatten unmittelbar neben den hellsten glänzendsten Lichtmassen so gern hat, kommt man übel an, etwas über einen Charakter zu sagen, der (zuweilen) so ziemlich wie ein Rembrandt'sches Lampenstück⁴⁾ aussieht. . . . Indessen ist und bleibt doch alles von Wort zu Wort Wahrheit, was wir beide Gutes von der lieben Frau gesagt haben, Du in Deiner

¹⁾ W. I, 234. f. — ²⁾ W. I, 340. — ³⁾ W. II, 220. — ⁴⁾ Vgl. W. II, 96. (?).

Nembrandischen, und ich (in Aurora und den Versen von Olympia) in meiner Guido'schen Manier, und je länger ich mit ihr existiere, je mehr Respect krieg' ich selbst für das, was ich vorhin die schwarzen Placken im lebendigen Tableau ihrer Existenz nannte.“¹⁾ Bössartig scheinen Merck's Auslassungen über Jacobi's Allwill gewesen zu sein: „Ihr geht gottlos mit ihm um“, schreibt Wieland an Merck, „und das ist nicht fein!“²⁾ „Wer ist doch der arme Sünder“, schreibt ihm Wieland bei anderer Gelegenheit, „dem Sie in der Recens. des Tempels der Unsterblichkeit oder wie das Ding heißt; so scharf die Knute gegeben haben? Er wird jämmerlich schreien; ich kann aber nicht helfen.“³⁾ Auch meint Wieland, Merck könne mit den poetischen Neuigkeiten meistens gar keine Geduld haben.⁴⁾ Schneidend ist eine Recension Merck's im 26. Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek.⁵⁾ Sophie de la Roche fürchtete sich vor dem ägenden Scharffinne, womit er Menschen, Zustände und Verhältnisse beurtheilte und wohl auch manche ihrer Illusionen zerstreute,⁶⁾ und ähnlich war die Stimmung, die er in Albertinen von Grün erweckte; aber dieß hinderte, wie schon bemerkt, beide Frauen nicht, dem Kritiker in Liebe und Verehrung zugethan zu sein. Auch seine Freundin Thusnelde ruft ihm scherzend zu: „Mein Leblang Du sollst mein Opfer empfangen, nur woll'ft Du unkritisiert mich lahn!“⁷⁾ Die Ironie scheint ein vorwaltender Zug seines Geisteslebens und seiner Ideenentwicklung gewesen zu sein, im Ganzen weniger in seinen schriftstellerischen Arbeiten, als in seinen Briefen und namentlich in seinen Gesprächen. Wieland schreibt ihm: „Einem wunderbaren Narren in der Pfalz, der eine neue Orthographie eingeführt wissen will, und dessen Ausschreiben über diese deutsche Reichsangelegenheit Sie ohne Zweifel schon gesehen haben müssen, sollte, weil

¹⁾ B. II, 160. I, 141. f. — ²⁾ B. II, 71. — ³⁾ B. II, 105. — ⁴⁾ B. II, 137. — ⁵⁾ S. 474. f. — ⁶⁾ B. I, 176. f. — ⁷⁾ B. I, 205.

er's so haben will, die Wahrheit auch gesagt werden; doch ohne Spott; denn es ist dem guten Kerl gar zu bitter Ernst, als daß er Spaß verstehen könnte.“¹⁾ „So moquierte er sich“, erzählt Göthe seinem Eckermann, „über einen Brief meines Vaters aus Italien,²⁾ worin dieser sich über die schlechte Lebensweise, das ungewohnte Essen, den schweren Wein und die Muscico's beklagt, und er konnte ihm nicht verzeihen, daß in dem herrlichen Lande und der prächtigen Umgebung ihn so kleine Dinge wie Essen, Trinken und Fliegen hätten incommodieren können.“³⁾ Derartige Bemerkungen waren dem Sohne gegenüber unfein genug; aber so wie sie Göthe andeutet, zeigt sich darin keine Bössartigkeit. Als liebenswürdiger Ironiker stellt sich Merck, nach der Ansicht Wieland's, in seiner Beurtheilung von Dalberg's Eroberung des goldenen Vlieses dar: „Es ist ein solches Meisterwerk von Feinheit, es herrscht ein so vertractes Clair-obscur darin, es sagt so viel und doch wieder so wenig, es steht die Sache so gutherzig an und doch mit so schalkmäßigen, aber äußerst feinen Seitenblicken! Der Mann muß zufrieden sein und doch — ist so gut dafür gesorgt, daß er sich nicht überhebe und daß die Sapientes merken, wo der Haase liegt.“⁴⁾ Daß es aber auch an dem „Swiftischen Bittersalz“⁵⁾ bei ihm nicht fehlte, daß auch Mißlaune und Galle in seine Ironie sich einmischen konnte, haben wir bereits erfahren. Für seine ironische Darstellung des Verhältnisses zwischen Ravater und den Freimaurern bezeugten ihm nicht allein Karl August, Anna Amalia und Thuisnela ihren Beifall; auch Göthe munterte ihn zur Fortsetzung auf.⁶⁾ Bössartig lautet die Freude keineswegs, die Merck in folgenden Zeilen über Nicolai's Ironie zu erkennen gibt: „Bei der schändlichen Seuche von Lesebüchern, womit uns Gott bisher heimgesucht, ist Ihr Sebalbus

¹⁾ W. II, 74. — ²⁾ W. II, 1. ff. — ³⁾ Eckermann II, 328. f. —

⁴⁾ W. II, 96. — ⁵⁾ W. I, 225. Bgl. 299. — ⁶⁾ W. I, 338. 344. f. 348.

eine wahre Schlange, die zur Genesung aufgerichtet ist. . . . Ihre Vorrede zum Volksalmanach hat mich mit heilsamer Rache erschüttert, und folgte den Sprüngen Ihrer Ironie zuweilen mit einer kleinen Verlegenheit, sowie bei einer Cadence, bis ich auf den Schluß kam. Dünken Sie ferner den Acker des Herrn mit diesem Salze, und denken Sie, daß wenn es nicht geradezu Frucht bringt, doch säubert. Der wahre Genius, der nicht gemeint ist, wird sich nicht beklagen, und die andern Herrn mögen immer wimmern.“¹⁾ —

Mercz's äußere Erscheinung beschreibt Göthe in „Dichtung und Wahrheit“: „Er war lang und hager von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus, hellblaue vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerksam hin und wieder gieng, etwas Tigerartiges.“²⁾ Sein Profilportrait in Lavater's *Phyfiognomik*³⁾ und die etwas vergrößerte Copie desselben vor Stahr's Denkmal ist wohlgetroffen.⁴⁾ In der Copie scheint es uns an Liebenswürdigkeit gewonnen zu haben. Hier finden wir ein gutmüthiges, wenn auch ironisches, ein sinnendes, lächelndes und doch auch leidendes Antlitz; jenes „Tigerartige“ des Blickes müßte erst durch Geberdenspiel und Rede hervorgetreten sein. Vielleicht meinte Göthe den Ausdruck nicht so schlimm; vielleicht schwebte ihm dabei hauptsächlich der rasche, durchdringende Blick des Menschenkenners und Kunstbeurtheilers vor. Oder war es die Verbindung, Vermischung und Verwechslung Mercz's mit dem dichterischen Gebilde seines Mephistopheles, die Göthe'n etwas Dämonisches, Wildes, Zerstörendes in den Blick des Jugendfreundes mehr hineinlegen, als darin erkennen ließ? Auch in der meistens zu unserer Anschauung von Mercz's Leben und Charakter stimmenden Beschreibung, die Lavater dem Profilportrait des Kritikers beifügt, und an der doch wahrscheinlich

¹⁾ B. III, 145. f. — ²⁾ Göthe 26, 95. — ³⁾ Vor I, 251. —

⁴⁾ Bgl. Göthe 26, 95. 269. Stahr S. XII—XIV. 349. f.

der von Mercè's Persönlichkeit empfangene Eindruck nicht ohne Antheil geblieben ist, findet sich keine Spur des Dämonischen (die freilich das liebevoll verklärende Auge des edeln Schwärmers leicht übersehen haben würde). Die Urtheile eines so ausgezeichneten Mannes verdienen immer gehört zu werden, und wenn Lavater auch wohl nie Gelegenheit hatte, Mercè's nähere Bekanntschaft zu machen, konnte er doch auf den ersten Blick manche richtige Ansicht über ihn gewinnen.¹⁾

¹⁾ Ueber andere Bilder Mercè's findet man Nachrichten bei B. II, 174. I, 112. 268. 279.

Verichtigungen und Nachträge.

Zu Seite 22: Innerlicher als in dem hier angeführten Briefe stellt sich Merck's Verhältniß zu seiner Tochter in den Zeilen dar, die er nach Wagner's Annahme im Herbst 1786 an sie schrieb. (W. III, 268 f.)

Zu Seite 23. ff.: Dem Kritiker wurde im Jahr 1771, also vor dem Eintritte Moser's in das Darmstädter Ministerium, die Kriegszahlmeisterstelle gänzlich entzogen. Er bemühte sich um eine Verwendung in Hessen-Cassel'schen Diensten. Zuerst erkundigte er sich wegen der dortigen Aussichten durch Höpfner bei Rudolf Erich Raspe; falls ihm solche offenstehen sollten, gedachte er durch die ihm angebotene Verwendung der großen Landgräfin und durch das Fürwort einiger Freunde nach Erreichung seines Wunsches zu streben. (Weimarisches Jahrbuch III, 55.)

Zu Seite 130: Im J. 1771 bezeichnete Höpfner den Kritiker, indem er ihn seinem Freunde Raspe empfahl, als einen würdigen, vortrefflichen Mann, als einen Mann von Genie, Geschmack und einem edeln Herzen. (Weim. Jahrb. III, 55.) Er legte auf Merck's Freundschaft einen sehr hohen Werth. (III, 60.) Fabeln Merck's, die er Boje'n für den Musenalmanach übersandte, erschienen im Jahrgange 1770. (Weim. Jahrb. III, 18. 20. f. 192—195. Vgl. 29. W. III, 17.) — Unter Höpfner's „Mädchen mit dem lieben Monde“ ist Marianne Thom, seine nachherige Gattin (vgl. S. 146. f.) zu verstehen, wie er den 30. November 1771 an Raspe schreibt, „ein Mädchen so voll Enthusiasmus für das Schöne, daß es im Stande war, Sommernächte zu durchwachen, den Aufgang der Sonne zu sehen, und über dem Anstaunen der freundlichen Luna sich aus dem Gartenwege auf die Blumenbeete verirrete.“ (Weim. Jahrb. III, 59. f.) Mit ähnlichen Worten hatte sich Höpfner über den Gegenstand seiner Liebe bei Merck geäußert; denn dieser schrieb ihm den 1. November: „Ueber Ihr

Mädchen mit dem lieben Monde freue ich mich von ganzem Herzen. Ich habe auch eins, nur in einem andern Verstande wie das Ihrige, das sterblich in den Mond verliebt ist, wie Sie mit mehrerem ersehen werden, wenn ich Ihnen meine Gelegenheitsgedichte vom Jahre 1771 überschicken werde, worin sich nicht weniger als 4 Mond-Oden befinden.“ (W. III, 27.) Höpfner schilderte Mariannen auch in einem Briefe an Raspe vom 8. Februar 1772: „Das ist eine Seele, liebster Freund, dergleichen es wenige gibt, eine Seele rein wie der ebengefallene Schnee, ein Herz; das in Empfindung zerfließt, ein Mädchen das Fest- und Fasttage bei dem Andenken der Ankunft und der Scheidung von seinen Freunden feiert, und was das Beste ist, dessen Enthusiasmus nicht durch die mindeste Affectation überspannt wird, das jedesmal erröthete, wenn ich es in einer lebenswürdigen Schwärmerei überraschte.“ (Weim. Jahrb. III, 61.) Auffallend ist die Aehnlichkeit dieser Beschreibung mit einer schönen Stelle in einem Briefe Merck's an Höpfner, der in das Frühjahr 1772 gesetzt wird: „Ich lebe hier als ein Schwärmer unter den Rosen der Freundschaft an der Seite zweier Freundinnen, wovon die eine der Figur nach nichts weniger als eine von den Töchtern der Niobe und dem Geist nach ganz Römerin ist, und einem zarten in Empfindung zerfließenden Mädchen, wie Yorik's Maria, die ihre Freunde und den Mond knieend verehrt, Fest- und Fasttage bei der Ankunft und der Scheidung von ihren Freunden feiert, und deren ganze Seele so rein ist, wie der eben gefallene Schnee.“ (W. III, 54.) Will man nicht annehmen, daß beide Freunde für den Ausdruck ihrer Neigung zu Mädchen, die einander ähnlich sahen, (und in diesem Falle könnten wir neben Mariannen uns etwa deren Verwandte Albertine von Grün denken) gemeinsam die Redeb Blumen aus einem Schriftsteller, etwa aus dem Yorik angebracht hätten, so liegt es doch am nächsten, beide Briefe auf Mariannen zu beziehen. Dafür spricht auch namentlich der mit Wahrscheinlichkeit aus dem Eingange des Merck'schen Briefes hervorgehende Umstand, daß Marianne damals in Darmstadt war und, wie der Kritiker, das Schweigen Höpfner's beklagte. Es läßt sich also annehmen, daß Merck jene von Höpfner entworfene begeisterte Schilderung, die er in dessen an Raspe geschriebenen Briefen gelesen oder die Höpfner auch einem Briefe an Merck eingeflochten haben konnte, mit freundschaftlicher Artigkeit in seinem Briefe wiederholte.

Zu Seite 131. f.: Die erste Zusammenkunft Göthe's und Höpfner's fällt wohl in die erste Hälfte des August; denn in einem

Briefe vom 16. scheint Höpfner den Dichter schon aus persönlicher Bekanntschaft zu beurtheilen. Göthe konnte damals noch keinen verbreiteten literarischen Namen haben, da ihn der Professor hier ausdrücklich als einen „Mann von großen Talenten“ hervorhebt (Weim. Jahrb. III, 65.), sowie er den Dichter in einem Briefe an Raspe vom 19. October als Dr. juris in Frankfurt und als Mitarbeiter der Frankfurter gelehrten Anzeigen kenntlich macht. (III, 66.) In der „Tabelle unserer lebenden Dichter und schönen Geister“, die Christian Heinrich Schmidt seinem „Almanach der deutschen Musen“ für 1771, 72 beifügte, fehlt Göthe's Name. Mit dem Professor Schmidt wurde übrigens bei jener Zusammenkunft noch schlimmer umgegangen, als die Erzählung Göthe's in Dichtung und Wahrheit und Höpfner's spätere Darstellung vermuthen läßt; denn Höpfner schreibt den 19. October an Raspe: „Mit Merck und Göthe habe ich viel vergnügte Stunden gehabt. . . . Schmidt kam einst in unsre Gesellschaft. Aber Himmel wie gieng es dem armen Sänder. Feiner, witziger und böshafter ist noch nie ein Mensch gegeißelt worden, als er.“ (Weim. Jahrb. III, 66.)

Zu Seite 132. ff.: In einem Briefe an Raspe vom 2. Januar 1772 spricht Merck von dem „unseligen Frankfurter Institut“ und fährt dann fort: „Es ist nun Gottlob alles glücklich mit diesem Jahre zu Ende, und weder Herder, noch ich, oder meine andere Freunde die unbekannt sein wollen werden den geringsten Antheil an dieser Kauferei haben.“ (Weim. Jahrb. II, 467.)

Zu Seite 137: Ueber das Verhältniß zwischen Göthe und Höpfner vgl. Weim. Jahrb. III, 68. f.

Zu Seite 299: Merck erwähnt am 2. Juli 1781 bei Wieland den Philosophen Jacobi fremd und unfreundlich. (Weim. Jahrb. II, 468. f.)

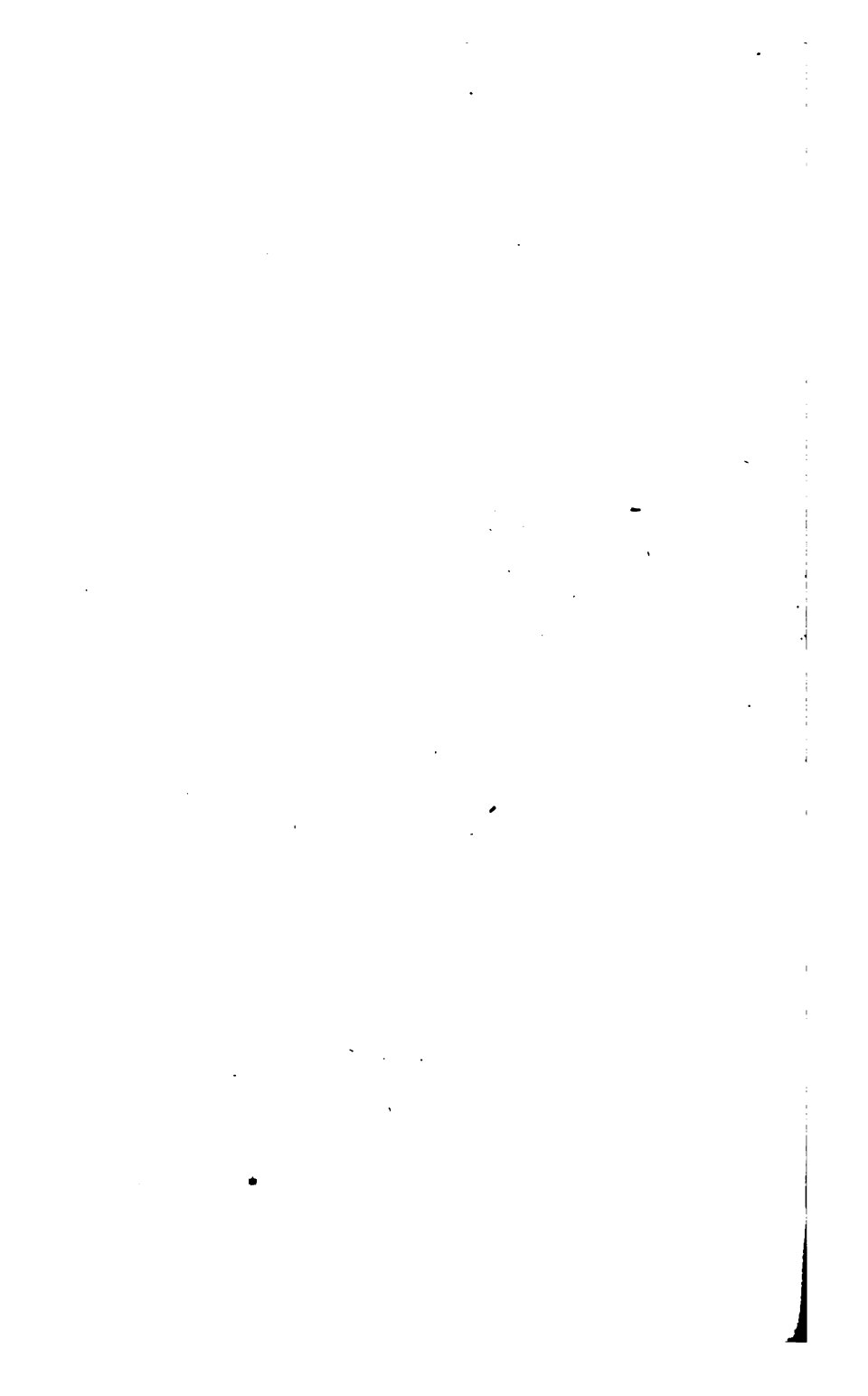
Zu Seite 340: Von den Briefen Merck's an Wieland haben sich zwei erhalten, einer vom 21. November 1778 bei W. II, 162, und einer vom 2. Juli 1781 in dem Weim. Jahrb. II, 468. ff.

Zu Seite 368: Auf Wieland's Brief vom 8. Juni 1781 (W. I, 289. ff.) antwortet Merck am 2. Juli (Weim. Jahrb. II, 468. ff.): „Für Deinen letzten außerordentlich gutmüthigen Brief danke ich von Herzen, und ich denke es wird wohl dabei bleiben, daß wir mit einander aushalten bis an der Welt Ende.“ „Adio hab mich ferner lieb mit allen meinen . . . Mängel und Gebrechen, die ich alle einsehe, ohne sie weder abzulegen, noch abzustreifen.“

Zu Seite 380, R. 3: Vgl. Weim. Jahrb. II, 469. f.

Zu Seite 537, Z. 4 von unten: Doch schreibt Merck den 2. Juli 1781 an Wieland: „Lieber Bruder, ich sitze nun wieder hier seit vier Wochen, ganz vergnügt und gesund in meinem Hause.“ (Weim. Jahrb. II, 468.) Freilich heißt es in demselben Briefe: „Ich bin gewohnt alle Hoffnungen aufzugeben, so sehr ich mich alle vierzehn Tage auch mit einem neuen Projectchen wiege. Glücklicherweise ist's schon aus dem Kopfe, ehe es wirklich zu Grunde ist, und die Vergessenheit ist wie der Schlaf, alles was uns die Götter noch gelassen haben.“ (469.)

Zu Seite 555: Die Enge des uns hier gebotenen Raumes unterfragt uns, auf die Charakteristik des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel und seiner Regierung einzugehen. Wir verweisen desfalls auf den unterrichtenden Aufsatz von Rommel in Ersch's und Gruber's Encyclopädie I. 50, 112. ff., wo Licht- und Schattenseiten, letztere in etwas zartem Auftrage, neben einander gestellt sind. Friedrich's Uebertritt zum Katholicismus, die Ursache einer mächtigen, weltgeschichtlich bedeutenden Aufregung des hessen-casselschen Fürstenhauses und Staates, wurde jüngst in einer interessanten Schrift von Theodor Hartwig eingehend dargestellt. Zur Beurtheilung des Landgrafen und seines trefflichen Ministers, des Generales von Schlieffen finden sich Beiträge in Georg Forster's Briefen. Eine ausführliche Geschichte Friedrich's II., seiner Umgebung und Zeit und namentlich der Stellung Cassels in der damaligen Kunstgeschichte ist unseres Wissens nicht vorhanden.



In demselben Verlage ist ferner erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Erste Gesamtausgabe

von

Friedrich Rückert's

gesammelten

Poetischen Werken.

Mit einem Anhange:

Nachrichten aus des Dichters Leben und zwei Porträts in Stahlstich.

Vollständig in 12 Bänden 8°.

à Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 fr. rhein.

Am deutschen Dichterhimmel ist ein Stern erster Größe vorübergegangen. Friedrich Rückert's Jugend fällt noch in die Periode der klassischen Literatur, während sein Lebensalter tief in die Epigonenzeit hineinreicht. Beinahe sechs Decennien einer sich stets gleichbleibenden Productivität verleihen der ganzen Erscheinung schon ein außergewöhnliches Gepräge. Was aber insbesondere unserem Dichter eine Stelle unter den Heroen aller Zeiten anweist, das sind zwei von ihm vertretene Richtungen. — Einmal der ihm angeborene Instinct für den Genius der verschiedenen Sprachen, der sich in seinem Buche „Wanderung“ offenbart. Es ist die Erschließung einer Weltliteratur. Treffend sagt Fortlage mit Bezug hierauf: „Die Sprachen erschienen Rückert niemals als vereinzelte Werkzeuge, sondern immer nur unter der Gestalt verschiedener Dialecte einer einzigen allgemeinen Weltsprache.“ — Zum Andern aber ist es die durch Rückert recht eigentlich begründete lyrisch-didactische Poesie. Ausgehend von der naiven, in Liebesfrühling, Vaterland, Haus und Jahr vertretenen Richtung zeigt sich überall klar und bewußt das Streben nach jener höheren Gattung, welcher sich der Dichter schon in der Erzählung zuwendet, die er in der Wanderung vorzugsweise pflegt und im Pantheon, namentlich aber in der Weisheit des Brahmanen, zur vollen Geltung bringt. Legt man diesen Maßstab der Beurtheilung an den Dichter, so begreift man leichter, wie sein ganzer Werth unerkannt bleiben mußte, so lange nicht seine Poesie nach sämtlichen Richtungen hin abgeschlossen und den ursprünglichen Intensionen gemäß gesichtet, zur Anschauung gelangen konnte.

Erst nach dem Tode des Dichters sollte durch die nun bewerkstelligte Gesamt-Ausgabe seiner poetischen Werke die Nation mit vollem Bewußtsein erkennen, „wen sie hatte, und wußt' es nicht.“

Deutschland wird das Andenken eines seiner größten Dichter, der noch mehr als dies, der auch ein stets sich selbst treugebliebener Hort der Volksbestrebungen und jedes freiheitlichen Fortschrittes war, zu ehren wissen!

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung: Lyrische Gedichte.

Band I bis VIII.

Mit zwei Porträts in Stahlstich.

Erstes Buch: **Vaterland**. 1. Geharnischte Sonette. 2. Zeitgedichte. 1814, 1815. 3. Zeitgedichte. 1816, 1817. 4. Kriegerische Spott- und Ehrenlieder. 5. Nach den Freiheitsjahren.

Zweites Buch: **Liebesfrühling**. **Vorfrühling**: I. Amaryllis. II. Agnes. **Liebesfrühling**: Erster Strauß: Erwacht. Zweiter Strauß: Geschieden. Dritter Strauß: Gemieden. Viertes Strauß: Entfremdet. Fünfter Strauß: Wieder-gewonnen. Sechster Strauß: Verbunden.

Drittes Buch: **Sans und Jahr**. 1. Eigener Herb. 2. Fest- und Trauerklänge. 3. Des Dorfamtmannssohnes Kinderjahre. 4. Lenz. 5. Sommer. 6. Herbst. 7. Winter.

Viertes Buch: **Erzählungen**. 1. Heimath. 2. Winterträume. 3. Brahmanische Erzählungen. 4. Morgenländische Sagen und Geschichten.

Fünftes Buch: **Wanderung**. 1. Italienische Gedichte. 2. Lieder und Sprüche der Minnefänger. 3. Ghaselen. 4. Deftige Rosen. 5. Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. 6. Chinesisches Lieberbuch.

Sechstes Buch: **Pantleon**. 1. Kritik. 2. Selbstschau. 3. Kirchenjahr. 4. Mikrokosmos. 5. Zahme Xenien. 6. Weisheit des Brahmanen.

Zweite Abtheilung: Dramatische Gedichte.

Band IX und X.

1. Saul und David. 2. Herodes der Große. 3. Kaiser Heinrich IV. 4. Christophero Colombo.

Dritte Abtheilung: Epische Gedichte.

Band XI und XII.

1. Leben Jesu. Evangelien-Harmonie in gebundener Rede. 2. Die Verwandlungen des Abu Saib, oder die Nakamen des Hariri. 3. Kal und Damajanti. Eine indische Geschichte. 4. Kofem und Suhrab. 5. Hibimba. 6. Sawitri. 7. Räthselmann. 8. Der Blinde. 9. Herr Malagis. 10. Kuh Horn. Eine altenglische Erzählung. 11. Kobach. Ein Denkmal der Gastfreundschaft. Anhang: Nachrichten von Fr. Rückert's Leben.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

- Azeglio, Massimo d',** Meine Erinnerungen. Autorisirte Uebersetzung. gr. 8°. 1869. Geh. Thlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20.
- Baumann, J.,** Naturgeschichte für das deutsche Volk. Ein Buch für Schule und Haus. Herausgegeben von Professor Dr. W. G. Schmidt. Dritte Auflage. Mit 450 Holzschnitten. gr. 8°. 1871. Brosch. Thlr. 2. 12. fl. 4. 12. Eleg. geb. Thlr. 2. 24. fl. 4. 54.
- Beyer, Dr. C.,** Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen ungedruckten Aktenstücken, Briefen u. gr. 8°. 1868. Thlr. 2. fl. 3. 30
- Brentano, Clemens,** gesammelte Schriften. Herausg. von Chr. Brentano. gr. 8°. 1852—54. Mit dem Portrait des Verfassers. 9 Bände. Thlr. 9 fl. 15. 45.
- — Gedichte. In neuer Auswahl. Mit Stahlstich. Miniatur-Ausg. Geh. Thlr. 2. fl. 3. 30.
- de Castro, Adolfo,** Geschichte der spanischen Protestanten und ihrer Verfolgung durch Philipp II. Nach dem Spanischen bearbeitet von Dr. Heinrich Herz. gr. 8°. 1866. Geh. (20¹/₂ Bog.). Thlr. 1. 15. fl. 2. 42.
- Diefenbach, Dr. Lorenz,** Vorschule der Völkerkunde und der Bildungs-geschichte. gr. 8°. 1864. Thlr. 3. 20. fl. 6. 24.
- Diebel, Professor Dr. Carl,** Die Volkswirtschaft und ihr Verhältnis zu Gesellschaft und Staat. gr. 8°. 1864. Thlr. 2. fl. 3. 30.
- Fortlage, C.,** Professor, Friedrich Rückert und seine Werke. 8°. 1867. 25 Sgr. fl. 1. 30 kr.
- Hamm, Dr. W.,** südböhl. Steppen u. Städte. gr. 8°. 1862. Thlr. 1. 15. fl. 2. 42.
- Horn, W. O. von,** gesammelte Erzählungen. Neue Volksausg. 12 Bände. 12°. 1860—62. Mit Portrait und 12 Illust. Thlr. 6. 12. fl. 10. 48.
- — Rheinische Dorfgeschichten. Mit Portrait und 3 Illust. 4 Bände. 12°. 1854. Thlr. 1. 21. fl. 3.
- — des alten Schmiedjakobs Geschichten. Mit 3 Stahlstichen u. vielen Holzschnitten nach L. Richter. 3 Bde. 8°. 1852—54. Thlr. 2. fl. 3. 36.
- Irwing, W.,** Gottfried Crayon's Skizzenbuch. Aus dem Englischen. Dritte Auflage. 8°. geh. 1870. 20 Sgr. fl. 1. 12 kr.
- Körner, Gustav,** Gesandter der Vereinigten Staaten zu Madrid in den Jahren 1862—64. Aus Spanien. In Briefen an seine Freunde. 8°. 1866. Geh. Thlr. 1. 15. fl. 2. 42.
- Kriegk, Dr. G. J.,** Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. Ein auf urkundlichen Forschungen beruhender Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgerthums. gr. 8°. 1862. Geh. Thlr. 2. 20. fl. 4. 40.
- — Die Brüder Sendenbergs. Eine biographische Darstellung nebst einem Anhang über Göthe's Jugendzeit in Frankfurt a. M. 8°. 1869. Geh. Thlr. 2. fl. 3. 30 kr.
- Rühner, Dr. C.,** Dichter, Patriarch und Ritter. Wahrheit zu Rückert's Dichtung. gr. 8°. 1869. Thlr. 1. fl. 1. 45 kr.
- Riederbuch,** für Naturforscher und Aerzte. Eine Festgabe. Herausgegeben von Dr. Heinr. Hoffmann. gr. 8°. 1867. 15 Sgr. 54 kr.
- Malz, C.,** Volkstheater in Frankfurter Mundart. 2. Aufl. 12°. 1850. Geh. Thlr. 1. 5. fl. 2.
- Marbach, Dr. Joh.,** Die heilige Weihnachtszeit nach Bedeutung, Geschichte, Sitten und Symbolen. 2. Auflage. Cart. 8°. 1865. 15 Sgr. 54 kr.

- Marbach, Dr. Joh.,** Sulamit. Das schönste Lied der Liebe neu übersezt und erklärt. Freunden der Poesie und Liebe gewidmet. Miniatur-Ausgabe. 1863. Eleg. cart. (8 Bog.) 15 Sgr. 54 kr.
- Mill, John Stuart,** über die Freiheit. Aus dem Englischen übersezt von E. Pickford. 8°. 1860. Thlr. 1. fl. 1. 45.
- Mohl, Dr. Ludwig,** der Geist der Tonkunst. 8°. 1861. Thlr. 1. fl. 1. 45.
- — Die Zauberflöte. Betrachtungen über die Bedeutung der dram. Musik in der Geschichte des menschlichen Geistes. 8°. 1862. Thlr. 1. 10. fl. 2. 20.
- Kausch, Dr. Fr.,** Geschichte der Literatur des Aethio-Romanischen Volkes mit einem Blick auf Sprache und Charakter desselben. gr. 8°. 1870. Geh. 28 Sgr. fl. 1. 36.
- Havenstein, Aug.,** Volksturnbuch im Sinne von Zahn, Eifelen und Spieß. Ein Führer auf dem Gebiete des Männer- und Vereins-Turnwesens, sowie für Turnlehrer. Mit 4 Tafeln Abbildungen und 500 Holzschnitten. 2. verb. Auflage. gr. 8°. 1868. Thlr. 2. 12. fl. 4. 12.
- Mükkert, Fr.,** Gedichte. Auswahl des Verfassers. Zwei Theile in einem Band mit zwei Stahlstichen nach L. Richter. 16. Aufl. Miniaturformat. 1870. In Camb. mit Goldschn. Thlr. 2. 18. fl. 4. 30.
- — Dasselbe 8°. Mit Porträt. 17. Auflage. 1872. Thlr. 1. 22¹/₂. fl. 3.
- — Liebesfrühling. Prachtausgabe mit 6 Farbendruckblättern, gemalt von Franziska Schulze, ausgeführt von Storch und Kramer in Berlin. 3. Auflage. Mit 70 Holzschnitten und Initialen nach Prof. A. Schröbter. gr. 4°. (35 Bog.) 1868. In Cambria mit Goldschnitt à Thlr. 10. fl. 17. 30. Im reichen Maroquinband mit Goldschnitt. Thlr. 12. fl. 21.
- — Dasselbe. Miniatur-Ausgabe mit einem Stahlstich. (20 Bogen.) Eleg. geb. mit Goldschnitt. 8. Aufl. 1872. Thlr. 1 15 Sgr. fl. 2. 42.
- — Kal und Damajanti. Eine indische Geschichte. Vierte verbesserte Auflage. 1862. Miniatur-Ausgabe. Geh. mit Goldschnitt. Thlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42.
- — Lieder und Sprüche aus seinem Nachlasse. 8°. 1866. br. Thlr. 1. fl. 1. 45.
- Bander, Constantin,** Major in der königl. preuß. Artillerie. Geschichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika. Mit Uebersichtskarten und Operationsplänen in Farbendruck. gr. 8°. 1865. Geh. (37 Bog.) Thlr. 3. 15 Sgr. fl. 6. 12.
- Schröder, Alwin,** in Freud und Leid. Denksprüche mit Initialen in Farbendruck. In eleganter Cambric-Mappe. 4°. 1871. Vollständige Prachtausgabe in 19 Blatt. Thlr. 6. 12. fl. 11. 12.
- — Um Lieb und Kunst. Pracht-Album in 12 Farbendruckblättern groß Folio in eleganter Mappe. Thlr. 9. fl. 15. 45.
- — Fremde und Heimath. Eils Denksprüche in Wort und Bild in Farbendruck mit einem Textblatt. In reicher Cambricmappe in groß Folio. Thlr. 11. 10. fl. 20.
- Souhary, Dr. C. F.,** Geschichte der deutschen Monarchie. Von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall (687—1519). In 4 Bänden. gr. 8°. 1861/62. Thlr. 10. 20. fl. 18. 40.
- — Deutschland während der Reformation. gr. 8°. 1868. Thlr. 2. 12. fl. 4. 12.
- Weismann, Dr. Heinrich,** Ludwig Uhland's dramatische Dichtungen, für Schule und Haus erläutert. 8°. 1863. Thlr. 1. 15. fl. 2. 42.
- Wirth, Max,** Geschichte der Handelskriege. gr. 8°. 1858. Geh. Thlr. 2. fl. 3. 30.



